Zur
königl. Bibliothek zu Passau.

Usm (b) 4
175

VIVAT
FRANCIS
CUS II
P. PATRIAE

D. Johann Georg Krünitz
ökonomiſch-technologiſche

Encyklopädie,

oder

allgemeines Syſtem

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthſchaft;

wie auch

der Erdbeſchreibung, Kunſt- und Naturgeſchichte

in alphabetiſcher Ordnung.

Fortgeſetzt

von

Friedrich Jakob Floerken.

Fünf und Siebenzigſter Theil,

von Leidenſchaft bis — lein.

Nebſt 68 Kupfertafeln auf $10\frac{1}{4}$ Bogen.

Brünn,

gedruckt, bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker, Buch- und Kunſthändler.

1801.

S nv /Usm (b) 4-75

099 968 428

Vorbericht.

Jetzt habe ich das Vergnügen, der leſenden und beurtheilenden Welt den fünf und ſiebzigſten Theil der ökonomiſch - technologiſchen Ency- klopädie vor Augen zu legen, und wünſche nichts mehr, als daß derſelbe eben ſo nachſichtsvoll be- urtheilet, und eben ſo gerne aufgenommen werde, als es von den beyden vorigen Theilen geſchah; wofür ich hiermit öffentlich mit dem wärmſten

Herzen danke, und verſichere, daß jederzeit, ſo lange ich die Bearbeitung der Encyklopädie habe, ich mit gleichem Eifer, gleicher Thätigkeit und gleicher Sorgfalt, dieſes mühſame Werk behandeln werde.

Der gegenwärtige Theil fängt mit dem Artikel Leidenſchaft an, und hört mit — lein (der Verkleinerungs = Endſylbe) auf. Bis S. 510 erſtreckt ſich das, was ich über die Leidenſchaften der Menſchen und unvernünftigen Thiere geſagt habe. Meiner gemachten Anordnung nach, würde aber dieſe Materie den ganzen Band gefüllet haben, worauf ich mich zu Anfange bey Bearbeitung dieſes Theiles auch gefaßt gemacht hatte. Ich hörte aber hin und wieder, von Auswärtigen und Einheimiſchen, die Beſorgniſſe, daß die Encyklopädie, nachdem der Plan vom

ſel.

ſel. D. Krünitz ſchon ſo ſehr erweitert worden wäre, wohl ſchwerlich ſich nächſtens ihrem Ende nähern — vielmehr daß daſſelbe noch immer unabſehbar bleiben dürfte; wobey man wünſchte, daß, ſo viel als möglich, alle überflüſſige Weitläuftigkeit vermieden, und die Artikel, doch ohne der Vollſtändigkeit derſelben dadurch zu ſchaden, etwas verkürzt werden möchten.

Dieſe Belehrungen beherzigte ich um ſo lieber, als ich gewiß wünſche, daß meine Schriften nicht das Unglück haben mögen, in den Mißcredit des Publikums zu fallen. Ich brach daher dieſe Materie ab, wo ich konnte; allein, da die Anzahl der Figuren, um der berührten Sachen willen, dennoch dieſelbe blieb, und größtentheils auch ſchon geſtochen waren, oder es war im ge-

druckten Text auch ſchon davon die Rede — ſo mußte dieſes ſo bleiben, wie es war — und, damit der Band nicht ungewöhnlich mit Kupferſtichen angefüllet würde; ſo ſah ich mich gezwungen, diejenigen Figuren wegzulaſſen, welche ſonſt zum Artikel Leim mit ſeinen Unterhaltungen hätten kommen müſſen.

Der folgende ſechs und ſiebzigſte Theil wird mit Lein (Flachs) anfangen. Dies iſt ein ſehr wichtiger ökonomiſch-technologiſcher Artikel, und er zerſplittert ſich in viele Unterabtheilungen, die, ihrer Wichtigkeit wegen, nicht im Vorübergehen, und nur beyläufig behandelt werden dürfen. Ob ich mirs nun zwar ernſtlich vorgeſetzet, alle Weitſchweifigkeit, ſo viel nur immer möglich, zu vermeiden, ſo wird bloß das noth-

wen-

wendigſte von dieſem Artikel, wenn ich ein vollſtändiges Ganze zur Belehrung und zum wahren Nutzen liefern will, doch nicht ſo kurz zuſammen gezogen werden können, als man ſonſt dieſen Artikel in vielen andern Büchern findet, die als Wörterbücher ihn auch führen. Das wäre auch wider den Zweck der Encyklopädie, und ich würde bey *einer* ſolchen Abkürzung kaum vermögend ſeyn, das kurz anzuzeigen, was hierüber in andern Schriften geſagt worden iſt, noch viel weniger würde meine Ausarbeitung einem Oekonomen nützen können, indem er theils nicht eine ſolche ökonomiſche Bibliothek beſitzet, um alle angezeigten Sachen zu ſeiner Belehrung nachſchlagen zu können, theils es überhaupt, auch ſelten des Oekonomen Sache iſt, ſich alle die nur angezeigten Werke mit vielen Koſten anzuſchaffen,

und

und dieſe zuſammen zu vergleichen, das heraus zu heben, was dahin gehöret, und daraus eine zuſammenhängende Lehre über dieſe Materie zu entwerfen, wozu ihm bey allem dem auch noch die Zeit fehlet.

Aehnliche Bewandtniß wird es auch mit noch verſchiedenen folgenden Artikeln haben, deren etwas weitläuftigere, und alſo zweckmäßigere Bearbeitung, zum Wohl des Staates mehr beyträgt, als wenn man nur das anführet, was jedes ökonomiſche Wörterbuch ſchon längſt geſagt hat, wodurch nur bloß eine allgemeine, vorläufige Idee von der Sache, und weiter nichts, hervorgebracht werden kann.

Ich werde daher nach dem Wunſche des ſchätzbaren Publicums, der mir allezeit ein ſehr ange-

angenehmer Wink ſeyn ſoll, mich vieler Abkür-
zungen, ſo viel es die Deutlichkeit und Voll-
ſtändigkeit des Werks nur immer erlauben, be-
fleißigen, um etwas ſchneller dem endlichen En-
de dieſes bis jetzt unüberſehbaren Werks entge-
gen zu kommen. Dieſe Abkürzungen ſollen be-
ſonders in denen Artikeln Statt finden, die nach
dem erſten, von meinem ſel. Vorgänger gemach-
ten Plan für die Encyklopädie, noch nicht für
zweckmäßig geachtet wurden — alſo in den Fä-
chern, die nach Erweiterung des Plans erſt hin-
zu gekommen ſind; und hierdurch glaube ich
ſchon beträchtlich vorrücken zu können. Sollten
aber Gelehrte andere zweckmäßige Abkürzungen
noch für beſſer befinden, ſo ſoll mir jede öffentli-
che Belehrung ſowohl, als jede Erinnerung,
die in Privatbriefen geſchieht, gleich, und ſehr

will-

willkommen ſeyn, und ich werde ſie zu benutzen ſuchen, um den einmahligen Werth der Encyklopädie nie durch mich ſinken zu laſſen. Geſchrieben zu Berlin, am 13ten September 1798.

F. J. Flörken,
privatiſirender Gelehrter.

L. L.

Leidenſchaft, iſt ein Wort, welches mancherley Begriffe mit ſich führt, und bey uns auch Affect oder Paſſion heißt. Vor Alters ſagte man Leidung. Die ganz platte niederſächſiſche Mundart ſpricht dieſes Wort Geyä (Gierde, Begierde) aus; in denen Dörfern aber, die ſchon mehr ihre Sprache nach dem Hochdeutſchen bilden, ſagt man Lyrrnſchop auch Lydenſchop, welches letztere mit dem Holländiſchen Lydſchapp ziemlich übereinkommt. Sonſt ſagt der Holländer auch noch: Driften der Ziele, (Trieb der Seele) Togt (auch Trek) van't Hert, Zug, oder Trieb des Herzens, Hert togt, Herztrieb, und ſcheint hiermit eben ſo deutlich, als der Plattdeutſche zu beſtimmen, was er eigentlich unter Leidenſchaft verſtanden wiſſen will, nähmlich einen gewiſſen Trieb des Herzens, der aber mehr zum Böſen als zum Guten ausſchlägt, und dieſerhalb nennen ſie ein Freudenmädchen: een togtig Vrouw-menſch (*), ſo wie eine rindernde

(*) In der vorhin angeführten platten Sprache heißt dieſes 'n geyäsk Minſk, ein in Hinſicht der Liebe gieriges Menſch.

dernde Kuh, een togtige Koe. — In der weiteſten Bedeutung aber verſtehen wir unter Leidenſchaft, 1) eine Veränderung, welche von außen in einem Dinge hervorgebracht wird, und wobey ſich daſſelbe leidentlich verhält, im Gegenſatze der Handlung; eine Bedeutung, in welcher dieſes Wort jetzt zuweilen bey den neuern Weltweiſen vorkommt. In dieſem Verſtande iſt die Veränderung, welche in einem Schwamme vorgeht, wenn man ihn zuſammendrückt, eine Leidenſchaft. 2) In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, eine jede Begierde, und in noch weiterem Verſtande, eine jede Gemüthsbewegung, wenn ſie zu einer Fertigkeit geworden iſt, weil ſich die Seele dabey leidentlicher verhält als ſie ſollte. In dieſem Verſtande ſind Liebe, Haß, Verlangen, Abſcheu, Traurigkeit, Furcht, Verzweiflung, u. ſ. w. ſobald ſie zur Fertigkeit werden, Leidenſchaften. In ſolchem Uebermaße wird ſogar die Liebe zum Leben, Leidenſchaft. Im gemeinen Leben aber hält man jeden einzelnen Ausbruch menſchlicher Triebe für eine Leidenſchaft.

Die Philoſophen nennen überhaupt eine jede Bewegung in dem Menſchen einen Affect oder eine Leidenſchaft; allein, da verſchiedene Bewegungen in den Menſchen vorgehen, ſo hat dieſes Wort auch viele Nebenbedeutungen erhalten, und daher ehemahls zu manchen unnützen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Die Bewegungen in dem Menſchen geſchehen auf dreyfache Art, in dem Leibe, in der Seele, und in beyden zugleich; woher die erſten die körperlichen, die andern die Gemüths- und die dritten die vermiſchten Affecten genannt werden. Durch die körperlichen verſteht man die außerordentlichen Bewegungen im Geblüte, ſofern ſie den Körper allein angehen. Die Gemüths-Affecten ſind ſolche Begierden, welche durch ſtarke Vorſtellung einer geiſtigen und den Begriff der Sinne überſteigenden Sache, die uns gut oder ſchädlich

lich iſt, in dem Willen allein erweckt werden; und bey den vermiſchten iſt die Bewegung des Leibes mit den Seelenbewegungen verknüpft (*).

(Da ich glaube, daß dieſer Artikel nicht füglich bearbeitet werden kann, ohne auch die Meinungen älterer Philoſophen zu berühren, ſo halte ich mich verpflichtet, von ihren Lehrſätzen, Erklärungen und Eintheilungen der Leidenſchaften etwas mehr anzuführen, um dadurch zu zeigen, wie ſich nicht allein immer mehrere ſondern auch ganz veränderte Begriffe in dieſer Materie entwickelt haben.)

Wenn daher von den Leidenſchaften in der Philoſophie, beſonders in der Ethik gehandelt wird, ſo verſteht man hauptſächlich die vermiſchten Triebe darunter, welche dann unterſchiedene Nahmen haben. Bey den Griechen hießen ſie πάθη, bey den Lateinern paſſiones, weil das Gemüth etwas dabey leidet; beym Cicero perturbationes animi, weil ſowohl im Gemüthe, als im Leibe, Unruhe darauf zu folgen pflegt; affectus, indem ſowohl das Gemüth beunruhigt, gereizt und getrieben wird, wie **Buddeus** (in inſtitut. theol. moral. part. 1. cap. 1 ſect. 6. §. 7. not.) anmerkt. Wir ſagen in Deutſchland aber gewöhnlich Leidenſchaften; Gemüthsbewegungen, in ſo fern ſie mehr als bloße Gedanken ſind, Begierden u. ſ. w. **Thomaſius** aber nannte die Leidenſchaften Gemüthsneigungen, welcher Ausdruck ſich aber wohl mehr für die eigentliche Diſpoſition des Menſchen zu dieſer und jener Leidenſchaft ſchicken möchte.

Die Lehre von den Leidenſchaften iſt lange Zeit in einem ſehr ſchlechten Zuſtande geweſen, bis gedachter Thomaſius ziemliche Aufklärung hinein brachte. Man machte ſich davon keinen rechten Begriff, und ge-

(*) *Laelius Peregrinus*, de affection. Anim. cap. 1. *Weſenfeldt*, in georgic. animi et vitae. cap. 2. *Placcius*, in acceſſion. ethic. l. 1. c. 4. §. 9.

gerieth daher in unnöthige Zänkereyen, wie d nn immer-her unter den Gelehrten geſtritten worden: ob die unvernünftigen Thiere auch dergleichen hätten? ob die Gemüthsneigungen an ſich ſelbſt gut oder böſe wären? Ob man ſie ausrotten oder nur mäßigen ſollte? ob dieſes oder jenes unter die Affecten zu rechnen ſey, oder nicht? u. ſ. w. (*)

Die Hauptfragen von den Leidenſchaften betreffen das Weſen und die unterſchiedenen Arten derſelben. Erſtlich frägt ſichs: Was denn dieſe Affecten oder Leidenſchaften ſind? Beym **Plato** finden wir nicht viel davon, und es ſcheint, daß in dieſem Stücke von ihm **Ariſtoteles** nicht weit abgewichen ſey. Zwar hat **Ariſtoteles** in den Büchern von der Redekunſt davon ziemlich viel geſchrieben; dennoch aber mehr von ihren Wirkungen, als ihrem Weſen gehandelt, welches eben die Urſache iſt, daß ſeine Nachfolger in dieſer Lehre nicht allzu einig ſind. Weil die **Peripatetiker** drey Seelen, oder drey Kräfte in einer Seele, weil ſie auch hierin nicht übereinſtimmen, ſtatuiren, als eine vernünftige, ſinnliche und wachſende, ſo halten einige dafür, die Leidenſchaften hätten ihren Sitz nur in der ſinnlichen Seele; andere räumen ihnen auch die vernünftige ein. Die ſinnliche Neigung (appetitus ſenſitivus) darin die Leidenſchaften ihren Sitz haben ſollen, ſey zweyerley, eine begierige (concupiſcibilis) und zornige (iraſcibilis), wiewohl ſie hier wieder in der Beſchreibung dieſer Arten von einander abgehen, indem etliche die begierige auf das Gute, und die zornige auf das Böſe richten wollen; einige aber die begierige auf das Gute und Böſe überhaupt ziehen; die zornige aber, ſo fern ſich hierdurch eine Schwierigkeit dabey be-

(*) Schwarz, præf. de λογομαχίᾳ viror. eruditor. in doctrin. affectuum, vor des *Laelii Peregrini*, Buche, de animi affectionibus.

befindet, verſtehen. Andere beſchreiben die Leidenſchaften, daß ſie Veränderungen des Gemüths ſind, die mit Wolluſt und Schmerzen vergeſellſchaftet; und noch andere, es wären Reizungen des Menſchen, die aus Erkenntniß des Guten und Böſen entſtänden. Zeno, der Urheber der ſtoiſchen Secte, hält den Affect für eine unvernünftige Bewegung des Gemüths in der Natur, oder für einen unmäßigen Trieb des Gemüths (*); denn die Stoiker nennen nicht die Leidenſchaft des Gemüths, die ihr (der Natur oder eigentlich der Diſpoſition des Menſchen) unmittelbar von dem Leibe allein zugefügt wird, ſondern die Handlung des Gemüths, und wenn ſolches dieſer Leidenſchaft wider die geſunde Vernunft Beyfall giebt, einen Affect (**).

In Hinſicht dieſes gingen die Stoiker ohngefähr folgenden Weg: Erſtlich iſt ein ohngefährer Antrieb des Gemüths, welches daſſelbe vom Körper leidet, und welches einem Menſchen wider ſeinen Willen widerfährt, wenn z. B. auch der herzhafteſte Mann beym Erſchrecken erblaſſet, und dieſes iſt nach ihrer Meinung kein Affect überhaupt, ſondern eine Leidenſchaft des Gemüths. Hierauf folgt zum andern der erſte Wille, aber der nicht halsſtarrig iſt, als, wenn ein Beherzter fliehen will, aber bald darauf vermittelſt der Vernunft dieſe Bewegung hintertreibt. Dieſes nennen ſie eine Gemüthsbewegung, und iſt noch kein Affect. Drittens iſt der andere unbändige Wille, wenn durch die folgende Bewegung die Vernunft überſchritten und gleichſam mit hingeriſſen wird, als wenn jemand fliehen und ſich rächen wollte, und es ihm nicht vergönnt iſt. — Dieſes iſt nach ihrer Meinung erſt der Affect, woraus end-

(*) *Cicero* in quaeſt. Tuscul. l. 4. c. 6. *Diog. Laert.* 7, ſegm. 110, *Salmaſius* ad ſimplicium, pag. 59. 60.

(*) *Seneca*, de ira, lib. 2. cap. 2. 3. 4.

endlich die Gemüthskrankheit, oder das Laſter wird, wenn der Affect lange fortgepflanzt worden, wiewohl andere dieſe Bewegung anders ſetzen und beſchreiben (*).

Man ſieht hieraus, wie jener Streit zwiſchen den Ariſtotelikern und Stoikern ergangen: ob die Affecten natürliche oder willkürliche Bewegungen ſeyn: da erſteres die Ariſtoteliker, das andere aber die Stoiker behaupteten, und wie er in ein Wortgezänke ausgefallen, indem jede Parthey einen beſondern Begriff von dem Worte Affect ſich machte (**). Nach des **Epicur** Meinung ſind die Leidenſchaften Bewegungen der Seele, die in der Bruſt oder einem andern Theile des menſchlichen Leibes, entweder aus einer Meinung von guten und böſen, oder aus Empfindung derſelben entſtehen (***). Beym **Carteſius** (****) ſind die Leidenſchaften der Seele, Empfindungen, oder Sinnlichkeiten, oder Bewegungen der Seele, die der Seele beſonders zugeſchrieben werden, und welche durch eine Bewegung der Geiſter entſtehen, ſich erhalten, und verſtärket werden; und ob ſich gleich **Carteſius** einbildet,

(*) *Seneca* epiſt. 75. verglichen mit *Gellii* noct. attic. lib. 12. c. 15. lib. 19. cap. 1. *Malebranche*, de la recherche de la verité, lib. 5. cap. 3. *Budd.* theol. moral. lib. 1. cap. 1. ſect. 6. §. 8.

(**) Ich muß es bekennen, daß ich hierüber keine neuere Schriftſteller anzugeben weiß, woher ich auf *Buddei* diſſ. 4. de error. Stoicor in philoſoph. moral. §. 4. p. 189. analect. hiſt. philoſ. verweiſen muß. Ueberhaupt aber kann man hierbey nachſehen. *Cic.* Tuſc. lib. 4. c. 6. 15. wie auch den *Seneca* in verſchiedenen Schriften, beſonders, de ira. *Lipſius* in manuduct. ad philoſoph. Stoic. l. 3. diſp. 7. Auch befindet ſich hierüber ein franzöſiſcher Tractat, ohne Nahmen des Verfaſſers: l'homme ſans paſſion, p. 97. ſqq.

(***) *Bernier*, dans l'abregé de la phil. de *Gaſſend.* l. 7. p. 487. ſeq. *Gaſſendum* in philoſ. Epicur. ſyntagm. p. 404. ſeq.

(****) De paſſionibus, pars. 1. art. 2. ſeqq. Auch kann man nachſehen: *Ant. le Grand.* inſtitut. philoſ. p. 9. art. 6.

det, daß er die Lehre von den Leidenſchaften gründlich erwieſen, ſo hat er doch unzählige Widerſprüche dabey begangen. Dieſes beweiſet ſchon **Thomaſius** in ſeiner Ausübung der Sittenlehre, Cap. 3. num. 13. 25. 30. imgleichen Cap. 4. num. 15 — 43. deutlich genug. **Morus** aber wiederholet (in ſeinem enchiridio ethico, lib. 1. cap. 6. ſeq.) dieſe Carteſiſche Lehre eben ſo wie ſie die Carteſianer zu befeſtigen geſuchet, wovon man unter andern nachſehen kann: *Andala*, in exercitationib. acad. in philoſophiam primam et naturalem, pag. 574, ſeqq. **Thomaſius** ſelbſt beſchreibt aber die Leidenſchaften in der Ausübung der Sittenlehre, Cap. 3. num. 70, folgendermaßen: „Es ſind Bewe„gungen des menſchlichen Willens, zu angenehmen „oder widrigen Dingen, die abweſend oder zukünftig „ſind, welche von den ſtarken Eindrücken äußerli„cher Dinge in das Herz des Menſchen, und der dar„aus erfolgten außerordentlichen Bewegung des „Geblüts entſtehen.“ Er bemerkt eine vierfache Bewegung dabey; erſtlich wäre die außerordentliche Bewegung des Leibes, da eine außerordentliche Sache, die zu den Sinnlichkeiten gehörigen Theile des Leibes bewege, welche Bewegung allezeit vor den Affecten vorher gehe; hernach ſey eine innerliche Leibesbewegung der Geiſterchen in den Spannadern und dem Geblüte, worauf eine unbeſtändige, und zwiſchen dem Wege der Klugheit und Thorheit gleichſam wirkende Bewegung des Willens — nach dieſer aber eine ruhigere oder unruhigere Bewegung des Willens erfolge. (Cap. 3. §. 4, fgg.)

Es ſind aber die Leidenſchaften nichts anders, als außerordentliche Begierden, und ein Abſcheu des menſchlichen Willens, welche mit einer außerordentlichen Bewegung des Geblüts begleitet werden. Erſtlich ſind die außerordentlichen Begierden, welche nur zu gewiſſen Zeiten entſtehen, aber auch wieder vorüber

gehen, worin ſie theils von den natürlichen Begierden, theils von den habituellen Gemüthsneigungen unterſchieden werden. Der Proceß aber, wie ſie zu entſtehen pflegen, beruhet auf unterſchiedenen ſowohl leidenden, als wirkenden Bewegungen, deren fünfe ſind; a. die Bewegung der belebenden Geiſterchen, die den Verſtand rühret, oder die theoretiſche Empfindung einer Sache durch die Sinne. Denn eine jede wirkliche Begierde, oder Abſcheu, muß nothwendig eine Sache, die man begehre, oder verabſcheue, vorausſetzen, welche Sache dem Gemüthe vermittelſt der Sinne bekannt werden muß, nach dem bekannten Sprichworte: ignoti nulla cupido; b. die wirkende Bewegung des Verſtandes, oder die Idee der Sache, die man empfindet. Denn, wenn man ſich der Empfindung erinnert, ſo entſteht die Idee, und da wird das Object in dem Verſtande vorgeſtellt, welches die Gedanken ſind. (Es wird hier das Wort Verſtand in einer zweyten Bedeutung genommen, nähmlich ſtatt der bloßen Vorſtellungskraft; gewöhnlich nimmt man es in einer engeren Bedeutung.) Dieſe Vorſtellungen geſchehen entweder durch das Gedächtniß, nähmlich ſo, wie das Object dem Gemüthe durch die Sinne vorgeſtellt worden; oder durch das Ingenium, welches in ſeinen Einfällen mit dem, was vielleicht möglich wäre, beſchäftiget iſt, und alſo das Object dem Gemüthe vorſtellet, wie es vielleicht ein Gut oder ein Uebel ſeyn könnte; oder endlich das Judicium, durch welches man das Object als ein wahrhaftes Gut, oder Uebel, dem Gemüthe darſtellet.

Dieſe dreyerley Vorſtellungen der Dinge im Verſtande aber ſind an ſich ſelbſt nur theoretiſche Gedanken, und können in der Seele des Menſchen ſich befinden, ohne einige Begierden oder Abſcheu des Willens zu erwecken. Es werden aber ſolche Wirkungen des Verſtandes im Gemüthe des Menſchen lebendig und thätig,

thätig, alſo daß ſie eine Begierde oder Abſcheu erregen, wenn ſich c) die Imagination des Menſchen mit ihm verbindet, welche die Betrachtungen des Gedächtniſſes, des Ingenii, oder Judicii dem Gemüthe, oder dem Willen ſo lebhaft vorſtellet, daß er über ſolche Betrachtungen eine Beluſtigung oder einen Ekel empfindet, welches man die Leidenſchaften des Willens nennen könnte. Aus dieſer Empfindung des Gemüths entſtehen d) die wirklichen Affecten der Menſchen, nähmlich aus den Beluſtigungen Begierden, und aus dem Ekel der Abſcheu; worauf e) die Bewegung der Muskeln folgt (*).

Wolf hält in ſeinen vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menſchen, (Cap. 3. S. 242, ſqq.) einen Affect für einen merklichen Grad der ſinnlichen Begierde und des ſinnlichen Abſcheues, und *theilt* die Leidenſchaften daher in angenehme, unangenehme und vermiſchte. Wie er aber vorhin ſchon gewieſen, daß die ſinnliche Begierde ſowohl, als der ſinnliche Abſcheu aus einer undeutlichen Vorſtellung des Guten und Böſen entſtänden; ſo zeigt er auch, daß die angenehmen Leidenſchaften aus einer undeutlichen Vorſtellung vieles Guten, die unangenehmen aus einer undeutlichen Vorſtellung vieles Böſen, und die vermiſchten aus einer undeutlichen Vorſtellung vieles Guten und Böſen zugleich, entſtehen. Er erklärt hernach ſowohl die Eigenſchaften, Wirkungen und Kennzeichen überhaupt, als alle beſondere Leidenſchaften für ſich, als Freude, Fröhlichkeit, Traurigkeit, Liebe, Haß, Verlachung, Schadenfreude, Neid, Mitleiden, Zufriedenheit, Reue, Scham, Ruhmſucht, Begierde überhaupt, Dankbarkeit u. ſ. w.

(*) *Rüdiger*, in inſtitution. erudit. p. 611. ed. 3. Müller, über Gracians Orakel, Max. 155. S. 316.

Es ſind aber die Leidenſchaften auch in Anſehung des Objects, worauf ſie gerichtet ſind, wirkliche Begierden oder Verabſcheuungen, die entweder ſich auf eine gute oder böſe Sache beziehen; daher iſt dieſes Object auch in einer doppelten Abſicht zu betrachten; ein Mahl in Anſehung ſeiner moraliſchen Natur, ſo fern daſſelbe entweder als etwas Gutes, oder als etwas Böſes, — folglich entweder als ein Stück unſerer Glückſeligkeit, oder als ein Stück unſeres Unglücks angeſehen wird, in welcher Abſicht die Leidenſchaften theils eigentliche Begierden, theils Verabſcheuungen ſind. Hernach in Anſehung des Genuſſes, da ein jedes Object als etwas Künftiges anzuſehen iſt, und da man ſagen kann, alle Affecten ſind Begierden, folglich muß die Sache, welche man begehret, noch nichts Gegenwärtiges, ſondern etwas Zukünftiges ſeyn. Doch, da man etwas verlangen kann, welches man entweder noch gar nicht hat, oder ſchon wirklich hat, ſo iſt zu merken, daß bey den bereits ſchon in Beſitz ſeyenden Sachen der Affect auf die Fortſetzung der Beſitzung und des Genuſſes, (wovon ich hernach weiter handeln werde,) folglich eben auch auf etwas Künftiges gehet.

Ehe ich weiter hierin fortfahre, will ich zuvor noch zeigen, daß man nicht alle in den Menſchen liegenden Begierden für Leidenſchaften oder Affecten halten könne. Mit der Begierde ſteht der Begriff des Wortes begehren in genauer Verbindung; und mit dieſen beyden vereinigen ſich wieder die Begriffe der Wörter: Verlangen, Wünſchen, Luſt haben, ſich gelüſten laſſen, lüſtern ſeyn, ſich ſehnen, u. a. m. und können unter gewiſſen Umſtänden wirkliche Leidenſchaften ſeyn, und unter andern wieder nicht. Herr Adelung erklärt in ſeinem Wörterbuche das Wort begehren durch ſinnlich verlangen, und dieſes ſcheint die urſprüngliche Bedeutung zu ſeyn, indem auch das

Wort Begierde mehrentheils eine ſinnliche Empfindung ausdrückt.

Da man aber das Wort begehren, auch oft von einem ſolchen Verlangen zu gebrauchen pflegt, wobey nichts Sinnliches Statt findet, und wo man allemahl Verlangen für Begehren ſetzen könnte, z. B. die Aeltern haben das Recht von ihren Kindern Gehorſam zu begehren, und auch: ſie haben das Recht, Gehorſam zu verlangen, — etwas zu wiſſen begehren, und auch zu wiſſen verlangen, u. dgl. m. ſo iſt hieraus nach eines jeden eignem Gefühle klar genug, daß in dieſen Ausdrücken kein Begriff von einer Leidenſchaft liege, ob wir gleich gewiſſe beſondere Leidenſchaften, theils ein Begehren und auch theils ein Verlangen nennen können. Um alſo in der Beſtimmtheit dieſer Wörter nicht ungewiß zu ſeyn, ſo ſoll die Auseinanderſetzung ihrer mit ſich führenden Begriffe hier folgen.

1. Der Gebrauch des Wortes Verlangen iſt allgemeiner, und man kann ſich deſſelben auch in ſolchen Fällen bedienen, wo ſonſt das Wort begehren Statt findet. So kann man ſagen: Hülfe begehren, Gehorſam begehren, Gegenliebe begehren, ein Amt begehren, was begehrſt du von mir? u. dgl. m. Und auch: Hülfe verlangen, Gehorſam verlangen, Gegenliebe verlangen, ein Amt verlangen, was verlangſt du von mir, u. ſ. w. Begehren iſt eingeſchränkter, es zeiget eine mehrere Empfindung an, und man braucht es daher von ſolchen Dingen, welche uns näher ſind, und einen ſtärkeren Affect in uns erwecken, oder, woran gewiſſermaßen das Herz einen Antheil nimmt. Hülfe begehren, Gehorſam begehren, u. ſ. w. iſt ſtärker als: Hülfe verlangen, Gehorſam verlangen, u. ſ. w. Es zeigt nicht nur einen heftigern Affect an, ſondern auch, daß man ſogleich die Hülfe, den Gehorſam u. dgl. haben wolle.

2. Von ſolchen Dingen, welche keinen ſtarken Affect bey uns erwecken, oder, woran das Herz keinen ſonderlichen Antheil nimmt, kann man nur allein das Wort Verlangen gebrauchen. Man ſagt z. B. Mich verlanget zu erfahren, was dieſe oder jene Sache für einen Ausgang gewinnen — oder wie dieſer Zank endlich ablaufen werde. Hier würde begehren zu ſtark ſeyn. Daher, wenn das Wort verlangen etwas ſtärkeres anzeigen ſoll, oder ſo etwas, woran das Herz einen Antheil nimmt, ſo pflegen wir es durch einen beſondern Zuſatz auszudrücken: Mich verlangt ſehr, mich verlangt herzlich, u. ſ. w. Verbindet man das Wort Verlangen aber mit dem Beyworte ſehnlich, z. B. ein ſehnliches Verlangen nach dem Gegenſtande ſeines Herzens — ein ſehnliches Verlangen nur nach einem freundlichen Blicke u. dgl. ſo iſt hiermit ſchon eine Leidenſchaft verknüpft. Hingegen würde man ſtatt Begehrungsvermögen, niemahls Verlangungsvermögen ſagen, auch die Begierden nicht mit dem Verlangen verwechſeln können (*).

3. In

(*) Schon vor 184 Jahren, nähmlich 1614, gab es Gelehrte, die den Gebrauch des deutſches Wortes Begehren, ſo erklärten — oder vielmehr, die ſich in ſolcher Hinſicht, als hier angeführt worden, des Wortes begehren bedienten. Einen Beweis darüber will ich aus einem mir eben in die Hände kommenden Tractat betitelt: **Ein nützliches Tractätlein vom Ort der Welt. Geſchrieben von dem Ehrwürdigen** rc. in Gott ruhenden M. *Valentino Weigelio*, weyland Pfarrern zu der Tſchopaw, Hall in Sachſen, Gedruckt bey Chriſtoph, Bißmark, In Verlegung Joachimi Kruſiken, Im Jahr 1614, anführen, wo im 19ten Capitel mit der Aufſchrift: daß alles begehren, ſeufzen und Laufen der Creatur geſchehe vmb der Ruhe willen, dieſelbe zu beſitzen, vnd das dieſelbe doch nicht von auſſenzu werde erlauffen, ſondern von jnnen erſeyert und erwartet durch Chriſtum. — Hier heißt es S. 63.: „Darumb geſchiehts, ſo bald ſich die vernünftige Creatur durch Annehmung eignes Willens, beraubet „ſolcher Ruhe, wird ſie von ihr ſelbſt vnruhig und engſtiglich, läuffet und rennet nach der Ruhe, ſuchet dieſelbe hie und da, an dieſem und jenem ort außer ihr,

„wie

3. In ſolchen Fällen, wo von einer ſtarken und heftigen ſinnlichen Begierde, die Rede iſt, kann man zwar ebenfalls das Wort Verlangen brauchen, aber be-

geh-

„wie alle Abgekehrten beweiſen. Aber die Gläubigen „lauffen nicht aus, ſondern erwarten den Frieden in „ihnen ſelbſt durch Chriſtum. Wir ſehen in dieſer Zeit „an den Vngleubigen, was für ein engſtliches lauffen „vnd rennen ſey, Was für Sorge, Mühe vnd Arbeit „fürgenommen werde, daß und das zu erlangen vnd „zu verrichten, hie vnd dort hin ſich mit dem Leibe zu „wenden, welches alles geſchieht vmb der Ruhe willen, „oder die Genüge zu beſitzen. Iſt nicht alſo, wenn du „an einem Ort biſt, darinne du Widerwertigkeit, Be- „ſchwerung vnd Vnluſt findeſt, ſo begereſtu bald einer „andern Stelle, ſolchem allen zu entfliehen, und beßer „Ruhe oder Glückſeligkeit zu beſitzen, als aus einem „Hauſe in ein anders, aus einer Stadt in ein andere, „aus einem Dorf in ein anders, aus einem Ampt zu „einem andern, aus einem Lande in ein anders u. ſ. w. „Vnd das thuſtu darumb, wie geſaget, daß du aus na- „türlicher angeborner art ſeuffzeſt nach dem rechten „Ort oder Vatterlandt nach der Ruhe und Seligkeit, „in welchem du ohne Vnruhe, Vnluſt vnd Vnfriede „ſeyn mögeſt mit Frewden, Vnd daß du ſolches hie vnd „da vermeyneſt zu finden von auſſenzu an den Creatu- „ren, iſt die Urſache, daß du noch nicht kenneſt dein „rechtes Vatterland, dem Heymat, das Reich Gottes in „dir, die Ruhe vnd Frewde in Gott in dir ſelber.“

In eben dieſem Capitel bedient der Schriftſteller ſich auch des Wortes ſehnen, und führt in einer Redefigur S. 65 die Stelle aus 2 Corinth. 5. in folgender Verbindung an: „Derhalben alle Oerter außerhalben dir, „ſind nicht deine bleibende Stadt noch Heymat oder „Vaterlandt, darinne du Ruhe beſitzeſt. Ja dein Leib „iſt dir näher als alle Oerter, dennach ſo du nicht mehr „kenneſt als deinen Leib, welcher eine ſterbliche Hütten „oder Wohnung iſt des innern Menſchen, ſo biſtu „Frembling und nicht daheime in der Ruhe, wie Pau- „lus bezeuget, da er ſchreibt 2 Corinth. 5. Dieweil wir „im Leibe wohnen, ſo wallen wir dem HErrn, denn „wir wandeln im Glauben und nicht im Schawen, die- „weil wir in der Hütten ſind, wandeln wir vnd ſind „Frembdlinge vom HErrn, vnd ſehnen vns nach vnſer „Behauſung ꝛc. Daraus ſchleußet ſichs, daß der Him- „mel die Heymat, das Vatterlandt, die Ruhe oder See- „ligkeit nicht hier oder da zu ſuchen ſey außer vns, „ſondern in vns ſelber müſſe es in Chriſto erwartet vnd „erfreyet werden u. ſ. w.

Hier

gehren iſt doch ſchicklicher und natürlicher. Man könnte ganz wohl ſagen: daß der verlorne Sohn verlangete ſehr ſeinen Bauch zu füllen, mit Träbern, die die Säue aßen; aber er begehrete ſeinen Bauch zu füllen, ſchicket ſich hier beſſer, es zeigt ſowohl einen ſtärkern Affect an, als auch, daß er die Träber gern ſogleich gehabt hätte. Eben ſo iſt es ſtärker, du ſollt nicht begehren deines Nächſten Haus, als, du ſollt nicht verlangen deines Nächſten Haus.

4. Wenn man von weit entfernten Dingen redet, ob ſie gleich das Gemüth auf eine kräftige Weiſe rühren, ſo braucht mau doch das Wort verlangen. So heißt es 2 Cor. 5. v. 2. Die Gläubigen verlangen nach ihrer zukünftigen Herrlichkeit. Und wenn wir von einem entfernten Freunde reden, welchen wir gewiß in langer Zeit nicht wieder ſehen können, ſo wird man nicht ſagen: Ich begehre ſehr, meinen Freund einmahl wieder zu ſehen. Aber, man kann ganz wohl ſagen: Mich verlanget ſehr, ihn einmahl wieder zu ſehen.

Ueberhaupt ſcheint das Wort begehren ſich allemahl auf etwas näheres zu beziehen, welches man ſogleich, oder doch in Kurzem genießen kann; Verlangen hingegen kann nur von ſolchen Dingen geſagt wer-

Hieraus ließe ſich ſchließen, daß die Wörter begehren und ſehnen nur diejenige Diſpoſition des Menſchen anzeigen ſollen, welche, wenn ſie in ſtarke Bewegung geſezt wird, erſt eine Leidenſchaft genannt werden kann. — Sie ſind alſo gewiſſermaßen die Mütter einiger Leidenſchaften, aber nicht Leidenſchaften ſelbſt. Ich glaube daher, daß es unrichtig ſey, wenn man die Wörter Leidenſchaften und Begierden unter einerley Begriffen und Umſtänden gebrauchen wollte. Faſt möchte ich den Vergleich wagen, und ſagen, die Begierden im Menſchen wären das, was das Waſſer auf der Erde ſey — ſchwillt dieſes an, ſo drückt und tobt es an allen Ufern, wie es gedämpfte und zurückgehaltene Leidenſchaften thun — bricht es aber aus, und erhält es einen Fluß, dann iſt es eben das, was beym Menſchen die fortſtrömenden Leidenſchaften ſind. —

werden, welche noch weit entfernt ſind, und welche wir erſt nach Verlauf einer geraumen Zeit genießen können.

Das Wort wünſchen führet eigentlich den Begriff mit ſich, daß man ein Verlangen oder Begehren mit Worten ausdrücke. Z. B. ſich den Tod wünſchen: jemanden etwas Gutes wünſchen, und dieſer Begriff iſt auch in den zuſammengeſetzten Wörtern: anwünſchen, erwünſchen, verwünſchen. Selbſt von der Redensart: Er hat, was ſein Herz wünſchet, möchte man ſagen können, ſie zeige zugleich eine Aeußerung des Verlangens an, daß jemand alles bekomme, wovon er ſich nur merken läßt, daß er es gerne haben möchte, und in ſeinem Herzen begehret. Ueberdem aber drücket das Wort Verlangen etwas ernſtlicheres aus; es giebt zu erkennen, daß wir wirklich eine Sache gern haben möchten. Wünſchen kann auch von *ſolchen* Dingen geſagt werden, woran uns oft wenig, oder wohl gar nichts gelegen iſt. Das Verlangen iſt ſtärker, die Wünſche ſind oft ausſchweifender. In ſolchem Verſtande, iſt das Wort Wunſch gebraucht in der Lebensgeſchichte Tobias Knauts des Weiſen, a. d. 144. S. „Eigentlich war der Wunſch der Frau „Gräfin nichts als ein plötzlicher, unwillkürlicher Ge„danke, an welchem das Herz keinen Antheil hatte, der„gleichen ſehr oft in den Seelen der Sterblichen, wenn „ſie von einer angenehmen, oder unangenehmen Sache „zu ſehr erfüllet ſind, wie die Dünſte aus einem voll„geſtopften Magen, aufzuſteigen pflegen.“ Und weiter: „Auch hatte die Gräfin ihren Wunſch, ſo ſchnell „als er herausgefahren war, vergeſſen.“

Zu etwas Luſt haben, ſcheint eben wie begehren, ſich allemahl auf etwas näheres zu beziehen, welches wir ſogleich, oder doch in Kurzem genießen können. Man ſagt: Haben Sie nicht Luſt zu dieſem Gerichte? Ich habe Luſt heute ſpazieren zu gehen, u. dgl. Aber das

Begehren iſt heftiger, und daher oft mit einer gewiſſen Unruhe verknüpft. Der Geitzige, der das Gut ſeines Nächſten, der Elende, der Hülfe begehret, empfindet dabey eine Unruhe. Luſt haben hingegen, drücket bey der Gemüthsbewegung, welche man empfindet, eine mehrere Ruhe, und ein gewiſſes Vergnügen aus.

Die Alten brauchten das Wort Geluſt für appetitus, wie Friſch im Wörterbuche zeiget, und daher iſt das Wort gelüſten, und die Redensart, ſich gelüſten laſſen, entſtanden. In der Bibel, findet man das Wort gelüſten an verſchiedenen Orten, für Luſt haben. Z. B. 5 Moſ. 14, v. 26. Gieb das Geld, um alles was deine Seele gelüſtet. Ruth 3, v. 13. gelüſtet ihm aber nicht, dich zu nehmen. u. a. m. Die Redensart, ſich gelüſten laſſen, finde ich nur von verbotenen Dingen gebraucht. 2. Moſ. 20, v. 17. laß dich nicht gelüſten deines Nächſten Hauſes. Sprichw. Sal. 6, v. 25, laß dich ihre Schöne nicht gelüſten. Das erſte, nähmlich gelüſten für Luſt haben iſt jetzt veraltet, und das zweyte, ſich gelüſten laſſen, möchte man ebenfalls nicht oft gebraucht finden, und auch nicht anders, als in einem böſen Verſtande, und von verbotenen Dingen.

Lüſtern ſeyn, wird von einer heftigen, dabey aber ganz unzeitigen und ausſchweifenden Luſt nach ſolchen Dingen geſagt, die weder nützlich noch nöthig ſind, und deren man ganz wohl entbehren könnte. 4. Moſ. 11, v. 4, das Pöbelvolk unter ihnen, war lüſtern worden. 2 Samuel. 23, v. 15. David war lüſtern zu trinken des Waſſers, aus dem Brunnen zu Bethlehem. Pſalm 106, v. 14. Sie wurden lüſtern in der Wüſten. Man ſagt von den ſchwangern Frauen, welche bisweilen eine ganz unordentliche, und dabey doch überaus heftige Luſt nach gewiſſen Dingen empfinden: Sie ſind lüſtern. Man nennet uns gentlich

lich lüſterne Ohren, diejenigen, welche eine unmäßige Begierde haben, ſolche Dinge zu hören, die doch weder nützlich noch nöthig ſind.

Das Wort ſehnen leitet Friſch vom nachſehen her, er ſagt: es ſey ſo viel, als einem Dinge, das uns lieb geweſen, aber von uns weggegangen, oder auf andere Art weggekommen iſt, nachſehen oder nachſeufzen, und daſſelbe verlangen wieder zu haben. Deſiderare bonum, quod amiſimus. Es kann ganz wohl ſeyn, daß dieſe Etymologie richtig iſt, und daß das Wort ſehnen zuerſt in ſolcher Bedeutung gebraucht worden, welche auch jetzt noch gewöhnlich iſt. Man ſagt: Die Aeltern ſehnen ſich nach ihren Kindern, wenn ſie von ihnen ſind. Ein Kind ſehnet ſich nach ſeiner Mutter. Wir ſehnen uns in der Fremde nach unſerm Vaterlande. 1 Moſ. 31, 30: Weil du denn je wollteſt ziehen, und ſehneteſt dich ſo faſt nach deines Vaters Hauſe. — Unterdeſſen hat man doch hernach die Bedeutung dieſes Worts weiter erſtrecket, und es wird jetzt überhaupt von einem heftigen Verlangen nach ſolchen Dingen gebraucht welche uns ſehr am Herzen liegen, oder welche die Natur ſelbſt zu fordern ſcheinet. Man ſagt: Der Müde ſehnet ſich nach der Ruhe. Der Durſtige ſehnet ſich nach einem Trunke. Der Kranke ſehnet ſich nach einem Labſal, oder nach einer gewiſſen Speiſe, u. dgl. 1 Moſ. 34, 8: Meines Sohnes Sichems Herz ſehnet ſich nach eurer Tochter. Hiob 7, v. 2: Wie ein Knecht ſich ſehnet nach dem Schatten, und ein Tagelöhner, daß ſeine Arbeit aus ſey. Röm. 8, v. 24: Alle Creatur ſehnet ſich mit uns (*), u. ſ. w.

Die

(*) Diederich von Stade meint in ſeiner Erläuterung der vornehmſten deutſchen bibliſchen Wörter, S. 581, daß das Wort ſehnen von Sehne (nervus) herkomme. Er ſagt: „Wie eine Sehne ausgeſtreckt werden kann, alſo „ſtrecket

Die Neigung und der Abſcheu des Menſchen, das Wollen oder Nichtwollen, welches alles oft aus den bloß natürlichen Trieben oder Inſtincten entſtehet, nennet man die menſchlichen Begierden; und weil dieſe der Grund zu den Leidenſchaften ſind, wie ich in der vorletzten Anmerkung zeigte, ſo heißt oft eine Begierde: eine ſtarke und dauerhafte Ab- und Zuneigung, die auf einen Gegenſtand, oder auf mehrere von einerley Art gerichtet iſt, z. B. Ehr- Geld- Raub- oder Mordbegierde, und mehrere andere. Alsdann iſt dieſes aber keine flüchtige und vorübergehende Begierde, wie das bloße Wollen oder Nichtwollen, oder überhaupt, wie die bloße Neigung öfters iſt, als welche bey einem jeden Gegenſtande, den entweder die Empfindung, oder die Einbildungskraft uns vorſtellig macht, entſtehen, aber auch bald wieder verſchwinden kann. Begierden dieſer Art ſind alſo Fertigkeiten des Willens, welcher durch allerley Urſachen oft auf einerley Gegenſtände gerichtet worden iſt. Dergleichen ſind z. B. die Liebe, der Haß und ſ. f. Sie ſind im Vergleich mit dem bloßen Wollen oder Nichtwollen dauerhaft, ob ſie gleich veränderlich ſind. Denn es iſt nichts gemeiner, als daß ſich z. B. die Liebe zu einer Perſon in Haß verwandelt. Sie entſpringen aus der öftern Vorſtellung und Beſchäftigung mit einerley Gegenſtande, oder mehreren Gegenſtänden einerley Art, welches im Grunde auf eins hinaus läuft. Sie ſind ſtark, aber nicht eben heftig; ſie können eine geraume Zeit in der Seele in Ruhe liegen, und äußern ſich nur zuweilen mit gewiſſer Heftigkeit, wenn etwa beſondere Veran-

laſſun-

ſtrecket ſich auch die Begierde nach dem begehrten Dinge." In der alten Wittenbergiſchen Bibel in fol. von 1569, bey Hans Luft gedruckt, von welcher einige glauben, daß D. Joh. Bugenhagen ſie ins Plattdeutſche überſetzt habe, ſteht Pſalm 84, v. 3. ſtatt ſehnet, ſüchtet.

laſſungen dazu vorhanden ſind. So können die Liebe oder der Haß gegen eine Perſon durch ein ganzes Leben dauern, ohne daß ſie zwar in heftige Bewegung ausbrechen müſſen. Auf eben die Art iſt der Ehrbegierige beſtändig auf alles aufmerkſam, was ihm Ehre oder Schande bringt. Aber er bleibt dabey ruhig und gelaſſen, bis etwa eine beſondere Gelegenheit ihn in eine heftige Begierde verſetzt und aufbringt. Begierden dieſer Gattung benennet man mit Recht im gemeinen Leben mit dem Nahmen der Neigungen oder Inclinationen. So ſagt man: dieſes Menſchen Neigung oder Hauptneigung, iſt die Ehre; das iſt: ſein Wille hat eine gewiſſe Fertigkeit erhalten, ſolche Dinge zu begehren, die ihm nach ſeinen Vorſtellungen Ehre bringen, und hiernach pflegt er faſt alle vorkommende Dinge und Fälle ſeines Lebens zu beurtheilen; ſo daß er in der Frage: ob etwas gut oder böſe ſey? ſelten weiter, als bis auf ſeinen Grundſatz: weil es Ehre bringt, hinauf zu ſteigen pflegt. Dieſe Begierden werden bisweilen heftig und herrſchend, ſo daß alle übrigen Vorſtellungen, die noch zu gleicher Zeit in der Seele ſeyn möchten, ausgelöſcht, oder wenigſtens verdunkelt werden. Der Verliebte ſiehet weiter nichts als ſeine Geliebte, die ihn in allen ſeinen Gedanken begleitet, und allen ſeinen Handlungen Leben giebt; und der Zornige vergißt aller ſonſtigen Vorſtellungen die er ſich vielleicht nach dem vorüber gegangenen Zorn über ſich ſelbſt und ſeine Handlungen macht, und iſt bloß mit der Beleidigung, die ihm widerfahren iſt, und mit der Abwendung derſelben, beſchäftigt. Solche herrſchende Begierden, die nach gewiſſen Graden heftig ſind, und auch gemeiniglich eine ſtarke Erſchütterung und Bewegung in dem Körper hervor bringen, werden Affecten oder Leidenſchaften genennet.

Hierbey aber iſt zu bemerken, daß dieſe Wörter auch zuweilen von den dauerhaften und ruhigen Begierden, wovon ich vorher ſchon erwähnte, gebraucht werden, welches daher kommen mag; daß man beyde ihren einzelnen Arten oft mit einerley Nahmen belegt. Liebe und Haß, Freude und Traurigkeit, können, eine jede auf ihre Weiſe, anhaltende und ſtille Begierden ſeyn. Aber ſie können auch heftige werden und in eigentliche Leidenſchaften übergehen. Man pflegt im gemeinen Leben die Begierden und Leidenſchaften mit einerley Nahmen zu belegen, welches zu vielen Verwirrungen Anlaß giebt; allein, es iſt auch äußerſt ſchwer, eine jede ſtille Begierde, und die ihr ähnliche und herrſchende Begierde, die eigentlich erſt Leidenſchaft iſt, zu unterſcheiden, und mit ihrem ſpeciellen Nahmen zu belegen. Auch kann man, wenn man den Affect ſelbſt ſchon kennt, ihn doch nicht deutlich beſchreiben. Man kann nicht ſagen, was man eigentlich empfindet. Niemand iſt daher im Stande, die Beſchaffenheit ſeiner Empfindung, wenn er traurig iſt, mit Worten zu ſchildern. Er fühlt ſie, und muß zufrieden ſeyn, daß er die Urſachen anzuzeigen weiß, warum er traurig iſt. Dieſes Gefühl hat jedoch etwas ähnliches mit demjenigen, was man bey dem Körper Bewegung nennt, und daher iſt der Nahme Gemüthsbewegung entſprungen. So wie das Wort Affect zweydeutig iſt, ſo iſt es auch das Wort Gemüthsbewegung. Bald heißt es weiter nichts, als das bloße Wollen und Nichtwollen. Bald iſt es eben ſo viel, als jene ſtillen und dauerhaften Begierden. Bald aber und vorzüglich verſteht man dadurch herrſchende Begierden, oder eigentliche Affecten. Eben ſo verhält es ſich mit den Ausdrücken, Leidenſchaften oder Paſſionen, womit man die Affecten belegt; weil ſich die Seele dabey gleichſam leidend verhält, und durch die Gewalt der Bewegung dahin geriſſen wird. Doch

wer

werden dieſe Wörter auch von ſtillen Begierden und Hauptneigungen gebraucht, wenn man z. B. ſagt: dieſes Menſchen Leidenſchaft iſt der Ehrgeitz, oder das Spiel.

Herrſchende Begierden entſtehen in der Seele, wenn man einen Gegenſtand ernſtlich aus verſchiedenen Gründen für gut oder böſe hält: mehrere Gründe müſſen natürlicher Weiſe mehr wirken, als ein einziger, wenn ſie ſonſt an Stärke gleich ſind; zum andern, weil man dieſen Gegenſtand mit ſeinen Gründen, es mögen ihrer mehrere, oder auch nur ein einziger ſeyn, in einer vorzüglichen Klarheit denkt, als wodurch die übrigen ſchwächern Vorſtellungen der Seele von andern Gegenſtänden verdunkelt werden. Hierdurch bekommen dieſe Vorſtellungen eine Art von Uebergewicht, daher man auch die Leidenſchaften, oder *Affecten*, überwiegende Begierden zu nennen pflegt. Die Urſachen, welche die Seele hierzu veranlaſſen, ſind mancherley. Bald iſt es die Beſchaffenheit des Körpers oder des Temperaments. Ein Menſch iſt zu gewiſſen Leidenſchaften mehr geneigt, als der andere, je nachdem ſein Körper in einem gewiſſen Zuſtande iſt, mehr oder weniger empfindlichere Nerven hat, gewiſſe Nahrungsmittel genießt, in einem gewiſſen Klima lebt u. ſ. f. Ein hungriger oder müder Mann zankt gern, und ein Trunkener wird oft über die geringſte Kleinigkeit aufgebracht. Ein Franzoſe geräth geſchwinder in Zorn, als ein Deutſcher, und die Leute aus den ſanfteſten und wärmern Himmelsgegenden ſind mehr zur Wolluſt geneigt, als andere in kalten Ländern. Bald iſt es Erziehung, Lebensart und Umgang, wodurch die Seele eine gewiſſe Richtung bekommt, daß ſie von Dingen einer gewiſſen Art mehr gerührt wird, als von andern. Wer ſich oft mit der Betrachtung wollüſtiger Gegenſtände beſchäftigt hat, wird endlich bey einer jeden aufſtoßenden Gelegenheit

bey welcher viele andere Menſchen kalt bleiben, entzündet; ſo wie ein Kind, dem man beſtändig ſchmeichelt und nachgiebt, endlich zum Zorn geneigt wird. Bald ſind es gegenwärtige Vorfälle welche beſonders plötzlich und unvermuthet vor unſere Empfindung kommen. Das Unerwartete überraſcht die Seele, und läßt ihr nicht Zeit, ſich ganz zu ſammeln. Auf dieſe Art entſteht nicht ſelten Liebe, Schrecken, Mitleiden Zorn u. a. m. Bald iſt es die Einbildungskraft, welche ehemahlige Vorſtellungen zurück ruft, und vergrößert, und oft zugleich mit der Empfindung wirklicher außer uns vorhandener Gegenſtände wirkſam iſt.

Dieſe Bewegungen der Seele haben wieder nach der Beſchaffenheit der Menſchen und ihrer Vorſtellungen mancherley Grade. Nicht alle herrſchende Begierden ſind gleich heftig, obgleich bey allen eine gewiſſe, jedoch nicht beſtändig dauernde, ſondern vorübergehende Heftigkeit Statt findet, welche aus der Geſchwindigkeit mehrerer auf einander folgender Vorſtellungen zu entſtehen pflegt. Daher auch die Redner mehrere Beweggründe auf einander häufen, und kurz zuſammendrängen, wenn ſie jemand rühren wollen. Doch iſt dieſe Vielheit und Geſchwindigkeit der Vorſtellungen nicht die einzige Quelle der Heftigkeit, ſondern ſie entſteht auch, wie ſchon erinnert worden, eben ſo oft aus der vorzüglichen Klarheit der Vorſtellungen, welche aber nicht allezeit, ſondern nur meiſtens alsdann eine Heftigkeit hervorbringt, wenn ſie unvermuthet in der Seele entſteht.

Der Schrecken und die betäubende Freude, welche letztere ſo oft mit dem Schrecken einerley Wirkung hat, entſpringen aus einem einzigen Anblicke, aus einer einzigen Nachricht. Die Seele iſt bereits in dem Affecte, ehe ſie Zeit gehabt hat, mehrere Vorſtellungen zu haben. Aber das Ueberraſchende erſetzt durch ſeine inne-

innere Stärke in Menge der Vorſtellungen. Man fühlt den wirklichen oder nahe bevorſtehenden Verluſt einer Perſon, die uns lieb iſt, in einer ſolchen Stärke, daß durch die Klarheit dieſer einzigen Vorſtellung alle übrigen Gedanken der Seele auf einmahl ausgelöſcht werden: Man erſchrickt. Eben ſo wirkt die Nachricht von einem großen und ganz unvermutheten Glücke auf die Seele. Sie geräth in eine betäubende Freude, die dem Schrecken ganz ähnlich iſt, und die man nur deswegen nicht ſo nennt, weil hier ein Glück, dort aber ein Unglück die Urſache dieſer Bewegung iſt.

Hieraus iſt zu erſehen, daß alle eigentlichen Leidenſchaften aus vorhergehenden Vorſtellungen entſtehen. Es giebt herrſchende und heftige Begierden, z. B. Hunger und Durſt, die nicht aus ſolchen Vorſtellungen, ſondern bloß aus natürlichen Trieben entſtehen, und die man daher ſo wenig Leidenſchaften als Gemüthsbewegungen nennt. Dann kommt noch hinzu, daß alle Leidenſchaften klare Vorſtellungen vorausſetzen. Man ſieht den Gegenſtand, den man begehret oder verabſcheuet in einem vorzüglichen Lichte, und in einem beſondern Zuſammenhange mit ſeiner Glückſeligkeit. Wenn Dinge mit derſelben, unſern Vorſtellungen nach, in keiner Verbindung ſtehen, wenn wir ſie nicht in einer gewiſſen Beziehung auf uns ſelbſt denken, wenn wir ſie weder für gut noch für böſe halten; ſo bleiben wir bey der Betrachtung derſelben gleichgültig. Ob aber die Leidenſchaften insgeſammt aus lauter undeutlichen und vorworrenen Vorſtellungen entſtehen, das iſt eine andere Frage, worüber auch in der Folge weiter gehandelt werden wird. Es wird dieſes von vielen bejahet — allein es giebt aber auch ebenfalls viele Gründe dawider, und ich will vorläufig z. B. nur dieſen einzigen anführen. Ein Vater verliert einen Sohn durch den Tod, von dem er ſich viele Hoffnungen machte; er fühlt ſeinen Verluſt aufs empfindlichſte,

und ſeinem Gemüthe ſind alle Gründe gegenwärtig, die ihn mit Recht betrübt machen. Er denkt ſelbige ſich alle in völligſter Deutlichkeit und langſam — alle einen nach dem andern, und iſt immer traurig. Was um ihn herum vorgeht, vergißt er nicht, ſondern macht alle nöthige Anſtalten ihn zu beerdigen, und tröſtet, ſo viel er kann, ſeine Gattin. — Hier kann man nicht ſagen, daß er undeutliche Vorſtellungen habe, noch viel weniger, daß ſie verworren wären; denn er weiß, was er fühlt, und kann die Urſache ſeines Schmerzes deutlich darſtellen; und iſt das was in dem Manne vorgeht dennoch nicht eine Leidenſchaft?

Es hat Gelehrte gegeben, und es giebt noch dergleichen, die in ihren Lehren behaupten, daß alle Leidenſchaften weiter nichts, als überwiegende ſinnliche Begierden wären, woher man ſie für böſe und ſchädlich halten müſſe, weil ſie aus undeutlichen und verworrenen Vorſtellungen ihren Urſprung nehmen. — Dieſes verſchlägt ſich alles von ſelbſt, ſobald man nur mit unbefangener, vorurtheilsfreyer Seele, und gehörigen Kräften ſolches beurtheilen zu können, den Menſchen beobachtet. Das, was vor dieſem von den Gottesgelehrten, über das Böſe aller menſchlichen Triebe und Begierden mit Feuer und Schwert zum Theil gelehret und allen armen Sündern eingedonnert wurde, will ich übergehen, weil man jetzt ſchon klug iſt, ſich zu ſchämen, um ſolches öffentlich vor weiſen Menſchen behaupten zu wollen, und weil es zu bekannt ſchon iſt, daß durch Machtſprüche falſche Auslegungen der ſanften Jeſusreligion ehemahls geltend gemacht wurden, worauf man eine geiſtliche Gewalt — ein einträgliches Einkommen — und eine zu erhaltende allgemeine Ehrenbezeigung bauete; — kurz, weil man von einer Seite von eigentlich böſen Leidenſchaften angetrieben, die natürlichen unſchuldigen

gen Begierden der andern Seite, deren Schwäche man merkte, zu vertreiben ſuchte. — Eben dieſes war auch oft die Urſache, warum die chriſtliche Religion den heidniſchen Weltweiſen lächerlich wurde; nicht, weil Chriſtus ſie gelehrt hatte — nein, wahrlich nicht! denn an dieſem hatten ſie nichts zu tadeln, ſondern vielmehr darum, weil deſſen Ausſprüche, die in vieler Hinſicht auch mit der damahligen bekannten reinen Weisheit der Heiden, wovon wir noch viele herrliche Ueberbleibſel haben, übereinſtimmten, aufs unerhörteſte mit (zum Theil) ganz vernunftwidrigen Auslegungen, Erklärungen und nichts ſagenden Spitzfindigkeiten worauf man ein zum heiligen Geſetz gemachtes Syſtem errichtet, von einem ſo — von dem andern wieder ſo — verdrehet wurden; wobey man ſich ſtets auf ſo eine Art zankte, daß noch tauſend Jahre nachher nicht hat ausgelöſcht werden können, was jenes unangenehme Bild — wie nur bloß die Ehrſucht und das Verlangen Anhänger ſeiner Abſurditäten zu haben, in die Herzen der Völker hervorbrachte.

Man ging von der Art, natürlich zu philoſophiren, gänzlich ab, wie es leider auch, noch oft der Fall iſt — daß man die Natur hinten an ſetzt. — Indeſſen, ich glaube, daß vorzüglich der Menſch auch in Hinſicht der menſchlichen Leidenſchaften natürlich philoſophiren müſſe, nähmlich ſo, wie es der reinen Natur gemäß iſt, und da würde man nicht allein den wahren Erfahrungen folgen, ſondern auch bey den nicht ſinnlichen aber uns doch immer lebhaft werdenden Begriffen, und den erſten Grundwahrheiten des Gemeinbegriffes — der Empfindungen, die ſich in dem Verſtande und den Grundſätzen aller Menſchen durch Handlungen und Urtheile offenbaren, Acht geben müſſen. Alles Erkenntniß gründet ſich ja auf die Natur unſers Verſtandes, vermöge deren er die Wahrheit erkennen kann. Wie will man aber die natürliche Art der Wir-

kungen unſers Verſtandes anders erkennen, als durch die fleißige Beobachtung ſeiner Wirkungen? Die Natur präget uns keine Irrthümer ein, es kommt alſo nur darauf an, daß wir ſie unter der Menge der Vorurtheile und falſchen Meinungen aufzuſuchen wiſſen. Hierzu gehört nun nicht nur Scharfſinnigkeit, und ein nicht gemeiner Grad der Aufmerkſamkeit auf die innerlichen Wirkungen unſerer Seele, ſondern auch eine völlige Unpartheilichkeit, und Aufrichtigkeit, ſeine innerlichen Empfindungen ſich ſelbſt — auch andern unpartheyiſchen Freunden und Sachkundigen zu geſtehen. Denn, ſobald jemand dieſe ſubtile Empfindung, wovon man einen nicht ſinnlich überführen kann, läugnet, ſo iſt alles Diſputiren mit ihm zu Ende; und daher kommt es, daß man mit dieſer natürlichen Art zu denken bey den meiſten Weltweiſen ſo wenig ausrichtet, und ſie ſolche vielmehr als etwas, das auf ſogenannte dunkle und verwirrte Begriffe führet, verachten. Daß die Natur die ſicherſte Wegweiſerin zur Wahrheit ſey, erhellet auch daraus, daß man häufig findet, wie in philoſophiſchen Streitigkeiten manche einfache und gemeine Meinung, welche von manchen eingebildeten Weiſen als pöbelhaft verachtet wird, die beſte und richtigſte iſt, und man zuletzt, wenn die erkünſtelte Weisheit ſich an Einfällen und neuen Meinungen, deren Ungrund die Zeit endlich faſt immer darlegt, erſchöpft hat, auf die einfachſten, natürlichſten und gemeinſten Begriffe wieder zurück kommen muß.

Eben ſolches wird auch bey der Lehre von den Leidenſchaften Statt finden. Hier muß auch der Natur, ſo zu reden, bis ins Lager nachgeſpürt werden — man muß ſie in der Kindheit aufſuchen, und bis in das Alter verfolgen, und dann unbefangen und vorurtheilsfrey beobachten. Daher bemerkt man den unterſcheidenden menſchlichen Character, welchen die

Na-

Natur einem jeden bey ſeiner Entſtehung ſchon eingedrückt hat, am deutlichſten an Kindern, bey welchen er ſich noch unverſtellt und unverändert, alſo ſeiner eigentlichen wahren Beſchaffenheit nach, unverändert zeigt. Die Kinder überzeugen uns, daß es gewiſſe angeborne Triebe und Neigungen gebe, welche nicht bloß eine Folge der Erziehung oder der Lebensart ſind, der man ſich widmet. Unter einer kleinen Anzahl Knaben ſieht man ſchon, wenn man ſie unbemerkt beobachtet, den Freygebigen, welcher kein größeres Vergnügen hat, als etwas zu verſchenken; den Jachzornigen; den künftigen Geizhals, welcher den andern ihr Spielzeug ſtiehlt, und es an einen verborgenen Ort verſteckt; den Argwöhniſchen; den luſtigen Kopf, welcher über alles, ja ſogar über die Schläge von ſeinem Lehrer oder Vater, lacht; den Grillenfänger, den jede Kleinigkeit quält; und den Zankſüchtigen, welcher mit keinem in Frieden leben kann. Wieder in andern Knabenverſammlungen bemerkt man nicht ſelten einen vorzüglich, welcher jederzeit den Trupp anführet, alle Anſtalten zum Spiele macht, ohne deſſen Rath nichts vorgenommen werden darf, und man müßte ſich ſehr irren, wenn dieſer unberühmt alt werden ſollte.

Dieſes iſt die Grundlage zu dem Bilde, welches nachmahls durch die Lebensart, der ſich ein jeder widmet, durch die Geſellſchaften, welche er beſucht, durch die glücklichen oder unglücklichen Zufälle, die ihm begegnen, völlig ausgearbeitet wird. Doch, wie man an einem Gemählde, wenn es fertig iſt, noch immer ſehen kann, wie der erſte Grundriß gemacht ſey, ſo wird man auch bey dem erwachſenen Menſchen noch immer die erſten Züge des Characters, die man ſchon in ihrer erſten Kindheit an ihnen geſehen hat, bemerken. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß man angeborne Triebe, wenn ſie fehlerhaft ſind, durch eine

ſorgfältige Beobachtung ſeiner ſelbſt, ſehr unterdrücken und ſchwächen könne; allein die wenigſten geben ſich dieſe Mühe, und wenn ſie es auch thun, ſo wird doch die Natur ſich noch immer bey unbewachten Augeblicken zeigen. Wie nützlich könnte es daher nicht ſeyn, wenn diejenigen, welche ſich verheirathen, vorher Gelegenheit gehabt hätten, die künftige Gattin in den erſten Jahren ihres Lebens zu beobachten! Man würde alsdann ſchon die herrſchſüchtige, zänkiſche, eitle, wunderliche Frau in ihr entdecken (*) — Lauter Eigenſchaften, welche unverheirathete Schönen nur gar zu ſchlau zu verſtecken wiſſen, um ſie nachmahls einige Tage nach der Hochzeit deſto freyer auslaſſen zu können.

Der ganze Unterſchied unter den Menſchen, von welchen hier gehandelt werden ſoll, rühret beſonders aus zwey Hauptquellen her: Erſtlich aus der verſchiedenen Miſchung des Blutes, woraus die feſtern Theile des Körpers werden, und wozu Nahrungsmittel, Lage und Klima beytragen; zweytens, aus der verſchiedenen Miſchung der Verſtandeskräfte. Erſteres pflegte man mit dem Worte Temperament, und das zweite mit Genie, zu belegen.

Was den erſten Fall betrifft, ſo iſts unläugbar, daß die Miſchung des Geblüts die ganze menſchliche Maſchine zu gewiſſen ihr eigenthümlichen Handlungen nicht allein antreibt, ſondern auch, wenn dieſelbe Miſchung fortdauernd bleibt, einen hiernach zu beſtimmenden Hang, ſo und nicht anders zu handeln, immerwährend unterhält, welche Grundlage zu gewiſſen

(*) Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß dieſes ein unmöglicher Fall ſchon an ſich ſey, weil ſelten jemand ſein künftiges Weib ſchon in der Jugend kennt, und viele, wenn ſie ſie auch in der Jugend kennen, dann ſelbſt noch Kinder ſind, die nicht in dieſer Hinſicht völlig urtheilen können.

wiſſen Aeußerungen nicht anders als vermittelſt einer Gewalt unterdrückt oder verändert werden kann. Dieſe Grundlage zu gewiſſen beſtimmten Aeußerungen des thieriſchen Körpers unterhält ſich von den Nahrungsmitteln — und ſie iſt theils ſo beſchaffen, daß die eigentlichen Seelenkräfte, entweder leicht und ſchnell, oder nur langſam und ſchwach wirken können theils aber auch wieder ſo, daß ſie gar nicht im Stande ſind zu wirken; wie z. B. bey denen, die von Gift oder ſtarken Getränken gänzlich betäubt ſind — oder die vermittelſt unordentlicher Lebensart ihrem Geblüte eine für ihren Körper ſo widernatürliche Miſchung gegeben, die in der ganzen Maſchine nichts als Zerrüttungen verurſachet, wohin man Epilepſien, Wahnſinn, und ſogar ſelbſt den Tod rechnen könnte. Aus dieſer Urſache gebraucht der Kranke um ſeiner Geneſung willen die innern Kuren, und daher ſagt der große Boerhaave irgendwo von der Luſtſeuche: „man müſſe die Kranken ſo weit bringen, daß alles „ihr Blut nichts als Decoctum ligni Guajaci „wäre;"— deshalb trinkt man mineraliſche Waſſer, Kräuterweine, und dergleichen mehreres.

Weil aus den Beſtandtheilen der Nahrungsmittel auch die Beſtandtheile des Geblüts, und hieraus wieder die feſten Theile des menſchlichen Körpers werden, (ich rechne unter den Nahrungsmitteln, wie es natürlich ſeyn muß, auch die einzuathmende Luft und das Waſſer, mit allen Theilen, womit beydes geſchwängert iſt,) ſo iſts auch leicht zu erachten, daß die Nationen in ihrem Character im Allgemeinen von einander unterſchieden ſeyn müſſen, wovon uns der Abſtand zwiſchen den Einwohnern am Fuße des Veſuvs, und denen in der fetten Provinz Holland — den Bauern in Frankreich, und denen im Innerſten von Lappland, überzeuget. Dieſe Vergleichung kann weiter getrieben werden, und man könnte in dieſen

ſen Betrachtungen ſich wie in einem unermeßlichen Raume verlieren. Aus dieſer Urſache, weil jedes Land ſeine eigenthümlichen Nahrungsmittel giebt, finden ſich auch in jedem Lande gerade diejenigen Kräuter und mineraliſchen Waſſer, welche das wieder herſtellen, was die eigenthümlichen Nahrungsmittel beym etwanigen anhaltenden Genuſſe des Uebermaßes verderben möchten. — Wir würden alſo nur in dem Falle fremder Medicamente aus entfernteren Himmelsſtrichen bedürfen, in ſo fern wir unſerm Körper Beſtandtheile aus fremden Gewächſen gegeben, wie es häufig bey uns der Fall iſt, da wir mit einländiſchen Producten nicht zufrieden ſind.

Hier kann ich eine Anmerkung nicht vorbey laſſen. Man ſagt bey uns gewöhnlich, der Bauer ſey von dummen und ſchläferigem Character; — wenn dieſes wahr iſt, ſo möchte man dasjenige, was man an ihm Dummheit nennen wollte, nur bloß der wenigern Cultur ſeiner Seelenkräfte zuſchreiben können. Was aber die Schläfrigkeit ſeines Temperamentes betrifft, ſo würde ſolche lediglich aus den von den Nahrungsmitteln entſprungenen Beſtandtheilen ſeines Körpers hergeleitet werden müſſen. Ich glaube, daß ich mich nicht irre, wenn ich behaupte, daß ich weit beſſer Geiſtes-Producte zu liefern im Stande bin, wenn meine Nahrungsmittel aus leichten wohl gewürzten Speiſen, und Kraft und Feuer gebenden Getränken beſtehen, als wenn ich mich ſtets mit ſchweren Speiſen und ſchwachem Trunke nur ſättigen müßte, bey welchen noch dazu der Magen mehr als im vorigen Falle zu ſchaffen hat, (man ſehe darüber was ich Th. LXXIV, S. 562, von der Verdauung geſagt habe,) und alle feinen Vorſtellungen verſcheuchet. Wollen wir dieſes angenommene Beyſpiel von dem Bauern behalten, und ihm weiter nachgehen, ſo wird ſichs finden, daß ſeine allererſten Beſtandtheile — das aller=

allererſte Tröpfchen, welches dem Embryo, worin er wird, aus dem Grundſtoffe von Kohl Erdtoffeln, Hülſenfrüchten, Mehl, Schweinefleiſch, u. dgl. ſeine mehreſten Nahrungen, beſteht, und da dieſe nicht mit hitzigen Gewürzen verſetzt werden, ſo bringt nur allein unter den Nahrungsmitteln der Geiſt vom Korne, und noch dazu ſehr oft verfälſcht, verdorben und ſchlecht, (denn wie oft iſt nicht das Bier mit dem ſchädlichen ſo genannten Poſt, und der Branntwein mit Pottaſche brauſend und ſtark gemacht,) und das flüchtige Oel aus dieſen Dingen die außerordentlichen ſtärkern Wallungen ſeines Blutes zuwege, in welchen er nicht ſelten den ſtarken Trieben der Natur folgt. Das Weib ſchon dazu geboren, Mutter zu werden, ganz aus eben ſolchen Beſtandtheilen beſtehend, nimmt die Befruchtung an, nährt die Frucht aus ihren Beſtandtheilen, und ihre, zwar ihr ſelbſt unbewußte, aber doch natürliche Bildungskraft, bildet das kleine Weſen gerade nach ihren Beſtandtheilen, ihren Formen und ihrem Feuer, durch die demſelben ertheilte Nahrung. Die Muttermilch nach der Geburt iſt auch noch nichts anders; und, lernt das Kind eſſen, ſo erhält es nun natürlich das, woraus es auf eine künſtliche Art entſtand; ſo, daß die feſtern Theile eines ſolchen Kindes, wenn ſie von dem Blute gereizt werden ſollen, um wieder auf das Blut zu wirken, ſtärkerer Reize bedürfen, als diejenigen, eines aus feinerem Stoffe entſtandenen Kindes.

Wenn ich in dieſem Stücke eines andern überwieſen werden ſollte, will ich gern der Wahrheit der Sache folgen, allein, ich glaube mich nicht zu irren, und daher mit Recht behaupten zu können: Wenn neben dieſem Par vorher beſchriebener Leute zwey andere eine Zeugung anfingen, die ſchon von Jugend auf einen aus andern Beſtandtheilen erwachſenen Körper haben — die ihr Blut mit feineren Sachen erhitzen,

und ſie bleiben (verſteht ſich, daß ſie eben ſo geſund als die vorigen ſeyn müſſen,) bey dieſer Lebensart — haben frohe Tage gehabt, und behalten ſie, ohne Sorgen, und ihr Kind wird auf dieſe Weiſe genähret, ſo wird man ſchon immer dafür ſorgen müſſen, daß das Kind nichts Erhitzendes erhält, wo es nicht bald zu Grunde gehen ſoll; weil es von Natur ſchon reizbar, flüchtig und feurig iſt; da hingegen das Kind des vorher berühmten Paares, ohne Schaden von den Aeltern in der allerfrüheſten Jugend ſchon oft Branntwein und ſtarkes Bier erhält, welches wenigſtens an der Oſtſee ſehr häufig geſchieht, und welches dem dortigen Menſchengeſchlechte überhaupt auch nicht ſchadet, vielmehr ſcheint es den Kindern daſelbſt, wenn es ihnen in proportionirter Maſſe gegeben wird, mehr zuträglich zu ſeyn.

Hieraus erwächſt die Verſchiedenheit der Nerven ſo, wie die Verſchiedenheit der Gewächſe ſich nach der Wärme und Güte des Bodens verfeinert und in allen Stücken richtet — wer kann Weizen auf magerem Sande bauen? — wo wächſt wohl genießbarer milder Spargel in ſaurem, kalten, von allem Dunge verlaſſenen Lande? — Wer bauet Klee, wenn er keinen Miſt anwenden will? — Aber, um das angefangene Bild weiter auszuführen, ſo iſts auch noch nöthig, darauf aufmerkſam zu machen, daß hierdurch dasjenige, was wir Geiſtesgaben — Character — Temperament und Leidenſchaften nennen, auch verſchieden wird. Ich ſetze den Fall, daß die Natur auf keine Weiſe in ihren Actionen geſtört wird — ſo muß ſie bey feineren Nahrungsmitteln auch feinere, fühlbarere und leichter empfindende Menſchen bilden, als bey gröbern — woher alſo Lehren und zweckmäßige Erziehung beſſer wirken können, als im andern Falle.

Daß

Daß ich in Hinſicht dieſer Grundſätze viele Gegner haben mag, worunter ſich auch die würdigſten Männer befinden, will ich nicht läugnen, und ich will mir ſelbſt ſogleich auch den Einwurf machen: daß, wenn die Beſchaffenheit des Temperamentes lediglich auf die genoſſenen und noch zu genießenden Nahrungsmittel beruhe, auch alle, geraume Zeit von einem Tiſche ſpeiſenden — ja noch vielmehr Kinder von einem Par Aeltern und aus einer Speiſekammer groß gemacht, durchaus einerley Temperament haben müßten. — Man ſieht aber täglich und in allen Familien das Gegentheil — und, nicht allein das einfache Gegentheil, ſondern das hundertfältige, indem die Kinder ſehr oft in Hinſicht der Bildung und des Temperaments ſo wenig dem Vater als der Mutter, ſondern in aufſteigender Linie von beyden Aeltern, der Ahnen und Urahnen gleichen, und wieder auch ganz neue Eigenheiten an ſich haben, worin in der folgenden Zeit, im vierten oder fünften Gliede ein Nachkömmling ihnen ähnlich ſeyn kann. Es iſt aber nicht zu läugnen, daß man alle dieſe Verſchiedenheiten dennoch auf gewiſſe Hauptgattungen bringen kann, und es wird wohl nicht leicht der Fall eintreten, daß irgend jemand die Eigenſchaften eines reinen ſanguiniſchen oder choleriſchen Temperamentes ausſchließungsweiſe beſitze, oder ganz genau das Maß der Miſchung mehrerer, in einem Menſchen beſtimmen könne. Ein jeder hat vielmehr ſeine eigene Temperatur, wobey ſich doch gewöhnlich eins als das herrſchende, oder eins, oder auch mehrere, als die ſchwächern zeigen, nur ſind die Miſchungen und Schattirungen der individuellen oder perſönlichen Temperaturen wohl ſo mannigfaltig verſchieden, daß ihre Zahl der Zahl der lebenden Menſchen gleich kommen möchte, wie ich vorher ſchon gezeigt habe. Ein ſehr ſicherer Gewährsmann in der Phyſiologie, der Herr von Haller,

ſagt in ſeinem Handbuch über dieſe vortreffliche Wiſſenſchaft: „Die Temperamente ſind in der Natur „nicht etwa durch vier oder acht, ſondern durch „unzählige Grade verſchieden.“

Alles dieſes kann dennoch mit meiner vorigen Behauptung ſehr wohl beſtehen, und um ſie ſich deutlicher vorzuſtellen, ſo nehme man nur eine von den fünf Hauptfarben an, z. B. das Blaue: Wie unendlich verſchieden wird dieſes nicht, je nachdem man es mit andern Farben vermiſcht, und doch bleibt es immer noch an ſich blau. (Man ſehe hierüber die Schule der Mahlerey, von Prange, 2te Ausgabe, Halle, 1782, S. 76, fgg. ſo wie auch deſſen Farben-Lexikon.) Verſetzet man das Blaue mit etwas Roth, ſo entſteht Violett, und dieſes mehr oder weniger, nachdem hell oder dunkles Roth hinzu kommt — das helle oder dunkle Rothe hat aber wieder den Zuſatz vom Gelben oder Weißen, und ſo geht es ins Unendliche fort, und verändert nur bloß die Hauptfarbe, indem das Gelbe beym Blauen wieder zum Grünen anwächſt, das Weiße aber die Dunkelheit des Blauen erhellet. — Die Grade vom hellſten Lichte einer Farbe bis zu der nächſt angränzenden verwandten, beſtehen in unzählbaren und oft faſt unmerklichen Abſtufungen, ſo daß häufig unſere Sinne den Gränzpunct eben ſo ſchwer, als die Scheidung zwiſchen Licht und Schatten ſelbſt, wahrnehmen können. Dieſer Fall findet durchaus auch in der Miſchung der menſchlichen Temperamente Statt; und ſo wie das Blaue durch Zuſatz irgend einer andern Farbe ein anderes, theils angenehmes, theils aber auch unangenehmes Blau wird, ſo kann die herrſchende Neigung, das eigentlich Characteriſche eines Menſchen, oder gar einer Familie, immer daſſelbe der Natur nach bleiben, und es wird vermittelſt Zuſätzen von andern Eigenſchaften, nur ſo wie die Farben verändert. Zu die-

dieſer Vermiſchung einer Menſchen-Race, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, trägt beſonders noch der große Einfluß, den die Verheirathung verſchiedener Völkerſtämme und Nationen unter einander, mit ſich führet, vieles bey. Am auffallendſten ſieht man ſolches, wenn ſich in unſerm Lande ein Mohr mit einer weißen Frau verbindet; ſo wie die Kinder nicht ganz weiß und auch nicht ganz ſchwarz werden, ſo behalten ſie auch das Hinterliſtige, Tückiſche, Gewinnſüchtige, Heftige und Stolze des Vaters; nur wird es mit dem etwas geruhigern deutſchen Character gemildert.

Wenn nun zwar Nahrungsmittel und aufgezwungene Sitten den Mohren in unſerm Klima ſchon etwas verändert haben, ſo haben doch die feſten Theile ſeines Körpers nun einmahl ſolche Form, Geſtalt und Eigenſchaft, daß ſie von ſeinem Blute keine andere als ihm eigenthümliche Reize annehmen — aber auch ſein Blut gerade ſo in ihm bereiten, daß es in ſeine feſte Theile nicht anders als ſo wirken könne. Daß ſeine Kinder nicht alle gerade überein ſind, hat eben die Urſache, welche in jeder andern Ehe ungleiche Kinder hervor bringt. War der Vater in dem Augenblicke der Zeugung ſchwächlicher, oder kraftvoller — war er mehr wollüſtig, als bloß von Gewohnheit angetrieben — war die Mutter zur Zeit der Empfängniß ſchwach oder ſtark — war ſie in der Schwangerſchaft ſtets munter, fröhlich und geſund, und genoß ſie ſolche, dem Kinde Feuer, Kraft und Leben gebende Nahrungsmittel — oder ſaß ſie in ſteter Angſt, Sorgen und Qualen, die das Geblüt und den Nahrungsſaft in ihr verdarben; — ſo kann man nach allem dieſen auch das werdende Gebäude des kleinen Menſchen berechnen. Und, wenn ſelbſt alſo auch die Grundfarbe des Temperamentes bey einem Kinde bliebe, nähmlich die eigentliche, von Vater

und Mutter und den Nahrungsmitteln entſtandene Haupteigenſchaft des Kindes, ſo würde dieſe durch unzählige Beymiſchungen, entweder von gewiſſen Schwächen, oder mangelhaften Zufällen irgend eines feſten körperlichen Theils, z. B. des Magens, wodurch ein anderer Nahrungsſaft, und folglich auch ein anderes Blut entſtehet, als bey den Geſchwiſtern, oder als es die Aeltern haben, wenn auch gleich die Grundeigenſchaft der Familie bliebe, allein ſchon ein ſolches Kind von ſeinen übrigen fehlerfreyen Geſchwiſtern merklich unterſcheiden.

Hieraus möchte der Fall erklärt werden können, daß es in einer Ehe ein heftiges, ein ſchläfriges, ein luſtiges und ein trauriges Kind geben könne — daß alle zuſammen zwar ein vortreffliches Gedächtniß, aber deſto weniger Judicium beſitzen — daß die Wolluſt der Hauptzug in dem Character aller ſey, und ſich bey gereizter Leidenſchaft an allen in dem Begattungstriebe vorzüglich äußert, jedoch nach Beſchaffenheit ihrer körperlichen Anlage, heftig oder minder heftig, zärtlich oder komiſch — zudringlich oder entfernt wimmernd unter ſtetem Schmachten. — Eben dieſe Wolluſt im Allgemeinen, wenn ſie ungereizt ruhet, kann ſich bey allen unter einer Art von Geiz zeigen, der bey dem Heftigen, fliegende Eiferſucht; bey dem Schläfrigen, Thätigkeit, um ſeine Freude nicht zu verlieren, ſondern zu vermehren; bey dem Luſtigen, Unbeſonnenheit und Unſinn, um ſich immer gefälliger zu machen; und bey dem Traurigen, immerwährender Mißmuth wird, und doch iſt hier Geiz überall die Grundlage, welche auf Wolluſt geleget wurde.

Gehe ich zu dem vorhin angenommenen Beyſpiele von der Diſpoſition und dem Character eines Bauers zurück, ſo will ich hier noch anführen, daß ich keineswegen mich unterwinden will, je zu behaupten,

ten, daß auch nicht große Genies aus dieſem Stande entſprungen ſind, und noch entſpringen können — welches man aber in vielen Fällen deutlicher mit den Worten: große Männer, ausdrücken ſollte. — Aber, man gehe ins Geheime der Geſchichte des Herzens, des wahren Characters, und der wahren Inclination der mehreſten dieſer Männer, ſo wird man bey allen vortrefflichen ſonſtigen Eigenſchaften dieſer Männer, wahrnehmen, daß, nachdem ſie nicht mehr ſo zur Abhärtung ihrer Nerven angeſtrengt und hingegen die durch Ausleerung und Ausdünſtung von ihrem Körper abgehenden Theile, durch feinere Nahrungsmittel erſetzt werden, ſo kann die durch Erziehung und Lehren gebildete Vernunft, die natürlichen Triebe zwar ſtets regieren, wenn ſie auf keine Art angefeuert werden. Folgt aber nur irgend ein Reiz, entweder vermittelſt ſtarker Getränke, oder eines ſonſtigen heftigen Affectes, und es vergißt ſich der Mann dieſer Art — ſo ſieht der feinere gleich, dem der Himmel Beurtheilungskraft gegeben, wie hoch er über ſolchen erhaben iſt. Dieſes muß allerdings der Materie, und nicht dem Geiſte zugeſchrieben werden, und weil die Materie aus der Nahrung entſteht, ſo muß auch der Grund hiervon in der Nahrung liegen, und es würde alſo dieſe durchaus auf die feinere oder gröbere Conſtitution — auf die feinern oder gröbern Ausbrüche der Neigungen — auf die ſtärkere oder ſchwächere Reizbarkeit — und auf die Schärfe und Klarheit, oder Schwäche der Vorſtellungen, einen unbezweifelten Einfluß haben (*).

(*) Dieſe Dinge alle kann man hemmen oder betäuben, ſo gut als erhöhen. — Warum trinkt mancher Dichter Wein, wenn er an die Arbeit gehen will — und warum ſucht der ſtark denkende wieder ganz nüchtern zu bleiben? Aus keinem andern Grunde, als weil zur Erhöhung der Einbildungskraft ein Reiz, zur Reinheit der Vorſtellungen Nüchtern-

Es wäre unvorſichtig von mir, wenn ich hier lebende Beyſpiele anführen wollte — und auch das halte ich für unrecht, auf längſt verſtorbene Männer vermitteſt ſolcher Kritik, auf irgend einen Theil ihres Weſens einen widrigen Schatten zu werfen. Aber, ich wünſchte, daß mancher meiner Leſer, der ſich die Gabe, hierin unbefangen und richtig zu urtheilen, mit Hülfe ſeiner Seelenkraft erworben, hierüber nachdenken möge — daß er die Erfahrungen aus dem Zirkel ſammle, welchen er überſiehet, und daß er alles vorurtheilsfrey erwege: — dann wird er hoffentlich wenigſtens finden, daß ich nicht ganz geirret habe.

Um zu dieſem Beyſpiele noch eins hinzuzufügen, ſo will ich nur jenen Gegenſtand von einem verzärtelten Kinde in einer Familie, hier noch berühren. Es giebt Familien, oder eigentlich Haushaltungen, wo die Aeltern manchesmahl einem Kinde entweder aus beſonderer Vorliebe, oder weil es anfänglich ſehr ſchwach und kränklich war, ſehr viel nachſehen. — Dieſes Kind wird entweder mit häufiger Medicin, oder auch überhaupt mit gelindern und beſſern Nahrungsmitteln zum Wachsthum und Fortkommen in der thieriſchen Natur gebracht, als die andern — man hütet es, daß ſeine Nerven ſo wenig angeſtrengt, als überhaupt ſeine Kräfte im Allgemeinen angegriffen werden. — Der Erfolg hiervon liegt klar am Tage. — Das Kind iſt häufig leichter zu reizen als die übrigen, und hat auch eben ſo oft feinere Vorſtellungen; allein, — da es nun nicht nach ſeiner feinern Organiſation — ſondern bloß ſo wie die übrigen gezogen wird, ſo wird oft nichts gutes daraus; weil ein feineres Weſen bey Vernachläſſigung entweder eher zu Grunde geht, oder auch deſto ſchlechter wird.

ternheit, und dadurch erlangte Herrſchaft der Seele über den Körper, gehören.

wird. — Ich kenne zwey Familien, die ſeit undenklichen Zeiten ſchon in einem ſolchen Zuſtande bekannt ſind, in welchem die Kinder mit feinen und gewürzhaften Nahrungsmitteln groß gemacht werden können, und wahrſcheinlich auch groß gemacht werden. Die eine hat ſich dafür zu hüten, daß ſich die Kinder nicht vor dem 15ten Jahre aus der Naſe oder vermittelſt eines Blutſturzes (der allenfalls auch noch ſpäter kommt) zu Tode bluten; — und die andere, daß die Mädchen nicht in ihrem 23 oder 24ſten Jahre, wenn ſie keine Männer (oder ſonſtige Beſänftigungen —) erhalten, in eine Art von Melancholie verfallen. — Dieſes Eigentliche der Familie, denn ich weiß ihm keinen Nahmen zu geben, äußert ſich an dem männlichen Geſchlechte durch eine gewiſſe närriſche Unbeſonnenheit, die zuweilen in eine Art von unvernünftiger Tollkühnheit — zuweilen aber auch in närriſche, unheilbare Laune ausartet (vielleicht beym anhaltenden Genuſſe ſtarker Getränke), worüber verſchiedene aus dieſer Familie ihres Militärdienſtes ſchon entlaſſen worden ſind. Hier haben freylich die Nahrungsmittel des Vaters und der Mutter keinen unmittelbaren Einfluß mehr, weil man die Fehler ſchon vor zwey hundert Jahren merkte, allein — die dem Kinde gegebenen Nahrungsmittel, und das Zurückhalten von ſo manchen bluterhitzenden Dingen, heilt und befreyet ſie doch von dem Uebel.

Man ſieht alſo hieraus, wenn ich die Nahrungsmittel der Menſchen auch nicht gänzlich als die Urſache ihrer Temperamente angeben kann, daß ſie dennoch einen ungemeinen Einfluß auf ſie ſelbſt und ihre Nachkommenſchaft haben. Ein ſtarkes, zuweilen bewundernswürdiges Gedächtniß, natürliche und erlernte Verſchlagenheit, Eigenliebe im höchſten Grade, und gewiſſe Gattungen von Stolz, gröbere Wolluſt und dergleichen mehr, können immerhin den Men-

ſchen von gröbern Nerven, nebſt natürlicher Tapferkeit, bewohnen. Um dieſes ſich ſelbſt zu erläutern, darf man nur einen forſchenden Blick auf diejenigen Inſtitute werfen, in welchen Jünglinge aller Art für Geld in den Wiſſenſchaften unterrichtet werden. Hier trifft ſichs häufig, daß diejenigen aus den geringern Ständen die vornehmern Jünglinge weit übertreffen, und es giebt Jünglinge dieſer Art, welche ausnehmende Fortſchritte in der Geſchichte, Geographie, den Sprachen, und allen Dingen, die ihnen nur irgend ſyſtematiſch beygebracht werden, machen, deren bewundernswürdiges Gedächtniß von andern wie ein Buch zu Rathe gezogen werden kann — die hernach auf Univerſitäten die Kunſt zu diſputiren Satz für Satz lernen, ſo wie auch alle andere höhere Wiſſenſchaften nach dem Compendio und ihrem Hefte faſſen. In dem Examen kann nun natürlich niemand beſſer beſtehen, und die Examinatoren gerathen ſelbſt zuweilen in Verlegenheit und Erſtaunen, und dieſer junge Mann, dem nun niemand die außerordentlichſte Gelehrſamkeit abſprechen kann, erhält ein Amt. Aendern ſich nun aber die Zeiten, und der menſchliche immer mehr verfeinerte Verſtand ſiegt über alberne Syſteme, die nur erlernt wurden, bey welchen der angehende Gelehrte nicht ſelbſt dachte, fühlte, und natürlichen Vorſtellungen Gehör gab, nicht ſelbſt unterſchied — ſo iſts auch wieder mit der ganzen Gelehrſamkeit jenes geſchickten Jünglinges zu Ende. Er poltert und ſchimpft nunmehr unter Machtſprüchen auf die Neuerungen; allein, da er ſein Glück errungen hatte, ſo verband er nun auch damit ſeine Ruhe; des Studirens nunmehr ungewohnt, iſt ſeine Seele nicht im Stande, die durch anhaltende Pflege ſchwerfällig gewordnen Nerven mit jenen feinen Reizen zu beleben, als es das jetzige Zeitalter in den höhern und feinern Wiſſenſchaften erfordert, und — ſo bleibt

die=

dieſer ehemahls ſo hoch gelahrte Jüngling dennoch immer nur ein ſehr mittelmäßiger Gelehrter. Denn ſelten iſt das wahre ächte Judicium mit einem ſo außerordentlichen Gedächtniſſe vergeſellſchaftet, welches wahrſcheinlich ſchon in dem Bau der Nerven liegen muß.

Hieraus (vielleicht aber nicht aus der Erwegung dieſer Gründe, ſondern aus bloßer Erfahrung der Sache ſelbſt,) iſt wahrſcheinlich die ehemahlige lächerliche Idee entſtanden, daß der Bürger nie von der Güte und dem Werth ſeyn könne, wie der Ritter — nicht von dem Schrote und Korne, wie vor dieſem der Ausdruck wohl gebraucht ſeyn mag. Dies kann immer ſeine Richtigkeit gehabt haben, weil derjenige, welcher vor einigen hundert Jahren vom Ritterſtande entſproß, nicht allein aus beſſern Nahrungsmitteln (wenn er ſelbſt auch eigentlich einen Geiſtlichen zum Vater haben mochte,) entſtand, ſondern nun auch von Jugend auf ſchon eine anderweitige Erziehung genoß, als ein armer Bürgerlicher im Allgemeinen in jenen finſtern Zeiten haben konnte. Dieſe Zeiten haben ſich aber jetzt geändert, und es giebt bürgerliche Häuſer, in welchen nunmehr Kinder von ohnweit feinerm Gehalte auferzogen werden, als in dem Hauſe manches Landedelmanns. Hellſehende Regenten ſind auch jetzt hierüber weit hinaus, und befördern und ſchätzen den Mann im Staate, nicht nach ſeiner bloßen Geburt, ſondern darnach, wie er anzuſtellen iſt, und zum allgemeinen Beſten beytragen kann.

Es iſt bloß erfahrungsmäßig, daß es heftige, nach dem Großen ſtrebende, gelehrige, groß= und hochmüthige Menſchen gebe, die man immerher choleriſche genannt hat; — daß andere der Liebe, dem Weine und den Annehmlichkeiten des Lebens vorzüglich ergeben ſind, dabey munter, lachend, fähig, freygebig, aber unbeſtändig, welche ſanguiniſche Menſchen heißen;

ßen; — daß wieder andere ſich durch Langſamkeit und Unthätigkeit, ſtumpfen Verſtand, Schläfrigkeit u. dgl. auszeichnen, die man zum phlegmatiſchen Temperamente rechnet; ferner, daß eine Gattung Menſchen, denen man das Melancholiſche beymißt, ſich der Traurigkeit, dem Argwohne, der Furchtſamkeit und dem Neide mehr überlaſſen, die hartnäckig ſind, ſich mühſamen Arbeiten unterziehen, die oft nicht gar ſinnreich ſind, und zu deren Ausführung das menſchliche Leben nicht hinreicht; endlich, daß noch andere von Natur das ſind, welches mancher bey aller Bemühung nicht wird, ich meine gleichmüthig und gelaſſen, ſtürmenden Leidenſchaften nicht ergeben, unermüdet bey nützlicher Arbeit, und zufrieden bey niedrigem Stande und ſchlechten Glücksumſtänden. Dieſes Temperament wird von vielen das bäuriſche, oder kunſtmäßig das bösartige oder bäotiſche genannt, weil die Menſchen dieſer Art, wären ſie ſelbſt auch am Hofe erzogen, dennoch zuweilen und nach Beſchaffenheit der Sache, niederträchtig auf allen Seiten ſeyn können, ſobald es auf die Erlangung eines gewiſſen intereſſanten Zwecks ankommt. — Bey dieſem vorläufigen Abriſſe der Temperamente, nehme ich bloß Rückſicht auf die Verſchiedenheit des Gemüths und der Verſtandeskräfte, wobey ich mich auf die Erfahrung eines jeden berufe.

Ich wende mich wieder zu dem Unterſchiede der Menſchen, in Hinſicht ihrer Blutmiſchungen überhaupt, und muß bekennen, wie ſchon immerher alle Menſchenbeobachter es thaten, daß es ſo viel verſchiedene Blutmiſchungen unter den Menſchen giebt, als Menſchen ſelbſt exiſtiren, folglich daß faſt jeder Menſch ſeine eigene Miſchung und Temperament habe, und ſich einer in Hinſicht dieſes von dem andern nur immer durch eine ſtärkere oder ſchwächere Doſis der einen oder der andern Materie unterſcheidet. Einer

ner iſt z. B. phlegmatiſch und wollüſtig zu gleicher Zeit; ein anderer hat alle Eigenſchaften, welche man zum Sanguineus erfordert, und iſt deſſen ohngeachtet geitzig, oft auch melancholiſch. Noch ein anderer iſt luſtig in Geſellſchaft, zu Hauſe aber mürriſch; wieder ein anderer hat von allen Temperamenten etwas an ſich. Oft verändern ſich auch die Temperamente mit den Jahren. Der ſanguiniſche Jüngling, welcher bloß zum Vergnügen gemacht zu ſeyn ſchien, wird nicht ſelten bey zunehmendem Alter der tiefſinnigſte Melancholicus. Dennoch aber wird man nicht läugnen können, daß bey den mehreſten Menſchen ein gewiſſes Temperament, eine Neigung zum Vergnügen, zur Traurigkeit, zur Trägheit, zur Ehrbegierde, oder zum Geiz die Oberherrſchaft führe. Ich ſage mit Fleiß: bey den mehreſten Menſchen, denn es giebt verſchiedene, welche vom Geize und Hochmuth mit gleicher Stärke regieret werden, und die lächerlichſten Contraſte in ihren Handlungen veranlaſſen, dieſe werden alſo eine Ausnahme von der Regel machen (*).

Die Veranlaſſung in dem aſtrologiſchen Zeitalter zur genauern ſyſtematiſchen Behandlung dieſer Lehre, iſt nicht von der Art, daß ſie jetzt noch Beyfall erhalten könnte. Wer kennt nicht die aſtrologiſchen Thorheiten, die viele der beſten Köpfe vormahls zur Schande des Menſchenverſtandes beſchäftigten (**). Ein Vor-

(*) Es iſt bekannt, daß die neuern Philoſophen und Aerzte nur drey Temperamente, das toniſche, atoniſche und das reizbare Temperament annehmen, welches ich im LXXIIſten Bande der Encyklopädie, im Artikel Leiche ſchon angeführt habe. Hierüber werde ich mich im Artikel Temperament näher erklären, vor der Hand aber, und beſonders hier in dieſem Artikel, die bisherigen Benennungen beybehalten, damit ich deſto eher von denen Leſern, die ſich mit dem neuen Syſteme noch nicht bis zur Genüge bekannt gemacht haben, deutlich verſtanden werde.

(**) Von dieſer Thorheit war auch der ſonſt ſo geſchickte *M. Leut.*

Vorurtheil, aus der zu dieſem Zwecke nöthigen genauern Beobachtung des Himmels, erwuchs daraus für die Sternkunde, aber Barbarey und Irrthum war die Folge für viele andere Wiſſenſchaften. Dies Unglück betraf auch die wichtigen Lehren, die der Menſchen Leben und Geſundheit zum Gegenſtande haben. Die Schriften der Aerzte damahliger Zeit ſind voll davon, und nach jenen unglücklichen Zeiten wurde durch die Kalender jährlich dieſer Irrthum fortgepflanzt. Der gemeine Mann, der dieſem Vorurtheile nachhing, überließ ſich vielfältig lieber der Heftigkeit der Krankheit, und ſtarb aus Klugheit, als daß er den Fehler hätte begehen ſollen, an einem Tage die Ader öffnen zu laſſen, an dem es der Kalender verbot. Noch iſt das Vorurtheil nicht völlig ausgerottet, es raubt noch manchen das Leben, oder ſtürzt in gefährliche Krankheiten (*).

Aller Einfluß der Sterne auf unſern Erdball bezieht ſich bey den Fixſternen auf ein ſchwaches Licht, und bey den Irrſternen nebſt dieſem auf Anziehung. Der Mond, als der Begleiter unſerer Erde, ſoll die erfahrungsmäßige Urſache der Ebbe und Fluth ſeyn (**). Man ſollte nun leicht glauben, daß wenigſtens der Mond, der ſo eine große Wirkung äußern ſoll, auch ſeinen Einfluß auf den menſchlichen Körper haben könne. Allein, von Seiten der Erfahrung iſt bisher noch wenig davon erwieſen. Es müßte ſich denn

Leutmann angeſteckt, weßhalb man ſeinen Tractat, betitelt Nosce te ipſum, etc. nachleſen kann.

(*) Ein Aehnliches wird man auch im LXXIVſten Bande der Encykl. im Artikel Leichtgläubigkeit finden.

(**) Diejenigen welche dieſes behaupten, können aber keinen zureichenden Grund angeben, warum denn in der Oſtſee keine Ebbe und Fluth ſey, welche dem Monde doch eben ſo nahe als die Nordſee iſt, und alſo auch eben dergleichen Einfluß annehmen kann? —

denn alles auf Ausdehnung und Zuſammenziehung der feſten und flüſſigen Theile, und der umgebenden Luft beziehen, aber das meiſte von demjenigen, welches man hiervon zu erwarten hätte, tritt nicht ein. Die periodiſchen Blutflüſſe ereignen ſich zu allen Zeiten des Monaths, und richten ſich keinesweges nach dem Laufe des Mondes. Schlagflüſſe, Seitenſtechen, Entzündungen, faule und hitzige Fieber haben ſich noch nie nach den Mondswandlungen beſtimmt. Indeß verdienen doch die Bemerkungen einiger wichtigen Aerzte Aufmerkſamkeit, daß die Würmer in den Gedärmen beym Ende des abnehmenden, und dem erſten Anfange des Neumondes, da ſich die Anziehung des Mondes und der Sonne vereinigen, mehr Beunruhigung verurſachten, und leichter abgingen, als zu andern Zeiten (*). Von der Waſſerſucht wollen einige Aerzte auch bemerkt haben, daß die Waſſerſüchtigen ſich zu der Zeit des Vollmondes immer ſchlimmer als ſonſt befänden, und dann auch deſto eher ſtürben (**). Auch will Herr **von Haen** den Einfluß des Mondes auf den Kropf bemerkt haben, welcher durchaus keinen von ihm vorgeſchriebenen Mitteln weichen wollte, woher er ſich mit gutem Erfolge des Rathes eines andern Arztes, der aus vielfältigen Beobachtungen in Steyermark befunden hatte, daß ſeine Arzeney nur kurz nach dem Vollmonde Dienſte leiſte, bedienet haben will (***).

Dieſer bemerkt ſeyn ſollende Einfluß, mag ſich nun mit der Wahrheit verhalten, wie er will, ſo ſind wir

(*) Hierüber ſehe man: v. Roſenſtein Kinderkrankh. 2 Ausg. S. 333, Anm. *Klein*, interpr. clinic. p. 305, woſelbſt Junkers Meinung angeführt wird. Zimmermann von der Erfahrung 2 Th. S. 108. *Mead*, de imperio ſolis ac lunae in corpora humana.

(**) *Klein*, l. c. p. 138.

(***) Ratio medend. Pars. II, p. 189.

wir doch wenigſtens, die wir uns aufgeklärt nennen wollen, über jene Barbarey hinweg, die den Einfluß der Planeten nach dem Character und der Denkungsart derjenigen mythologiſchen Perſonen beſtimmte, deren Nahmen man ihnen willkürlich gegeben hatte, und ihre behauptete Beherrſchung der Stunden, Tage und Jahre nicht etwa nach ihrem Laufe, ſondern nach ihrer Abzählung zufolge des unrichtigen Ptolomäiſchen Syſtems, angab. Dieſen Urſprung haben auch die lateiniſchen Benennungen der Tage in der Woche. Jede Tagesſtunde wurde nähmlich von einem Planeten, ſo wie ſie nach dieſer Ordnung auf einander folgten, beherrſcht, und nachdem der zufolge dieſer Umzählung die erſte Tagesſtunde bekam, wurde der Tag benannt. So regierten auch die Jahre, wie die ſogenannten hundertjährigen Kalender ausweiſen, und was man von den Eigenſchaften der mythologiſchen Perſonen, deren Nahmen ſie führten, in den fabelhaften Zeiten gedichtet hatte, das waren auch die Eigenſchaften desjenigen Jahres, welches ſie regierten.

So ſoll Mars ein hitziger, zänkiſcher und kriegeriſcher Mann geweſen ſeyn, deswegen hatte man in den ihm untergebenen Jahren hitzige Sommer, viel Zank und Streit unter den Menſchen, heftige Donnerwetter, trockne Zeit, guten Korn und Weinwachs, weil Wein und Branntwein Muth machen. Ein Venusjahr bringt auch viel Wein, ohnſtreitig weil der manches Mahl viel zur Liebe und Wolluſt beyträgt, hat unter ſich verſchiedene Theile, und ein Mägdlein in dieſem Jahre geboren, iſt ſchön, mit langen Haaren, runden Geſicht und Augen (*).

So

(*) Man hat verſchiedene ſogenannte hundertjährige Kalender, aber in dem von dieſem Jahrhunderte, welchen ich nur kenne, kann man oben Angezeigtes, ſo wie auch, welches die Venusjahre ſind, finden.

So wie es nun den Jahren, Tagen und Stunden ging, ſo erging es auch den Menſchen. Man bemerkte leicht gewiſſe individuelle Verſchiedenheiten in den Wirkungen des Körpers, der Gemütsbeſchaffenheit und Denkungsart, und was war natürlicher in jenen aſtrologiſchen Zeiten, als dieſe von den Planeten herzuleiten. Nun gab es damahls 7 Planeten, alſo auch ſieben Temperamente oder Complexionen, ohne dabey die Natur ſonderlich befragt zu haben, ob es deren mehr oder weniger gebe. Vier davon waren Haupttemperamente, das choleriſche, ſanguiniſche, pflegmatiſche und melancholiſche, und drey waren Miſchungen von dieſen. Indeſſen iſt der hundertjährige Kalender dieſes Jahrhunderts anderer Meinung, indem dieſer ihre Urſachen in den vier Elementen zu finden glaubt, deren immer eins in dem menſchlichen Körper die Obermacht habe. Er ſagt myſtiſch und hochgelehrt: „Es hat der Geiſt dieſer Welt vier Herber„bergen, darin die Seele eingeſperrt liegt.“ Dieſe Herbergen ſind, wie aus der fernern Abhandlung der Temperamente erhellet, bey den Choleriſchen das Feuer, bey den Sanguiniſchen die Luft, bey den Phlegmatiſchen das Waſſer, und bey den Melancholiſchen die Erde. Das Geſtirn habe aber doch ſeinen Einfluß dabey, indem es die folgende Herberge für den Gaſt verſchlimmere oder verbeſſere. Alle dieſe Weisheit wurde in den Zeiten der ſcholaſtiſchen Philoſophie zum höchſten Gipfel gebracht. Das Schickſal, welches ſo eine Lehre werth war, hat ſie längſt erfahren. Man hatte fortgebauet, ohne zu bemerken, oder bemerken zu wollen, daß der Grund höchſt unſicher ſey, und nichts tauge, und da fiel und zertrümmerte dieſes ſtolze Gebäude. Man übergab nachher billig einer ewigen Vergeſſenheit, was in mediziniſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften, mythologiſch-aſtrologiſchen Urſprungs war, und keinen andern Beweis für ſich hatte.

Wir

Wir haben das Glück Nachkommen zu ſeyn, die dergleichen Irrthümer der Vorfahren einſehen. Konnte wohl jenes Willkürliche und Fabelhafte, das man ſich bey den Planeten dachte, im Ernſt für den Grund der menſchlichen Schickſale angeſehen werden, das kaum für einen erträglichen Spaß gelten kann? oder auch, wenn man das Mythologiſche bey Seite ſetzt, konnte wohl der mechaniſche Lauf der Sterne eine Anzeige künftiger Verhältniſſe der Menſchen ſeyn, die ſo ſehr von der Leitung der Vorſehung, von eigener Willkür, von Zufall, und Vereinigung der Umſtände abhängen?

So philoſophiſch auch auf einer Seite dieſe Lehre iſt, eben ſo großen unmittelbaren Einfluß hat ſie auch auf die practiſche Arzeneywiſſenſchaft, und ſie dient zur Entwickelung ſehr vieler exiſtirenden und kommenden Ereigniſſe in der thieriſchen Natur, die von ihrer beſondern Zuſammenſetzung, Harmonie, Disharmonie und beſondern Eigenheiten, ſich in gewiſſen Tagen ſo oder anders zu zeigen, eine Beſtimmung erhält, welche ſich von andern ähnlicher Art auszeichnet, und alſo Temperament genannt werden muß. Eben dieſe Eigenheit, dieſe beſondere Stimmung muß man in der Reizbarkeit, Empfindlichkeit, Stärke, und Spannung der feſten, und der größtentheils daher rührenden Beſchaffenheit der flüſſigen Theile ſuchen. Die Alten, von Galen bis auf den Helmont, der verſchiedenes dabey zu erinnern fand, ſie mögen den Einfluß der Sterne dabey angenommen, oder geläugnet haben, ſuchten die Haupturſachen der Temperamente in der Miſchung des Blutes (*). Galle, oder das gelbliche Blutwaſſer machte bey ihnen das choleriſche,
der

(*) Man ſehe Th. LXXIV der Encykl. den Art. Leiden, S. 591, vorzüglich die Anmerkung; und, wenn dieſe Annahme wahr iſt, ſo iſts doch unläugbar, daß der Menſch, der ohnehin, ehe er feſte Theile hat, aus einem Blutköpf-
chen

der rothe Theil des Blutes, (cruor,) das ſanguiniſche, Waſſer das phlegmatiſche, und ihre ſogenannte ſchwarze Galle, oder der dunkle Bodenſatz bey ausgelaſſenem Blute, das melancholiſche Temperament. Dieſe Theorie wurde zur Grundlage, faſt der ganzen Heilkunde.

In den neuern Zeiten fand man mit vieler Wahrſcheinlichkeit, ja Gewißheit, daß ſolche allgemeine Beſchaffenheit und Miſchung des Blutes und der Säfte, welche man nach genauer Unterſuchung in allem Blute findet, nicht die Haupturſachen der verſchiedenen Temperamente ſeyn können, zumahl, da man häufig findet, daß ſolcher ſehr merkliche Unterſchied an den ſogleich ſichtbaren Theilen des Blutes bey einerley Temperament Statt finden kann. Können wir nicht mit dem ſchönſten und leichteſten Quellwaſſer eben ſowohl Lehm, Kalk, Farben und andere dergleichen Dinge vermiſchen, als mit Regen- Fluß- und Seewaſſer? — **Haller** hat in ſeiner größten Phyſiologie dieſen Grundſatz der Alten auch erfahrungsmäßig widerlegt. Ueberhaupt hat die genauere Beobachtung des thieriſchen Körpers gelehrt, daß die Beſchaffenheit der Säfte von der Wirkung der feſtern Theile auf ſie, wenn einmahl die Maſchine im Gange iſt, meiſtentheils abhänge. Was Nahrungsmittel darin thun, darüber habe ich mich vorhin ſchon erklärt. Indeſſen, ein **Hallerſcher** Beweis gegen die Temperamentsurſachen der Alten iſt, „daß das Auge, ſelbſt das „Mikroſkop, auch die chmiſche Analyſe oder ſonſtige „Unterſuchung des Blutes verſchiedener Thiere, faſt „gar keinen Unterſchied zwiſchen dem des Schafes, „des Ochſen und des Haſen, oder des Schafes und „der Henne darthun. Auch die luſtige aber richtige „An-

chen nur beſteht, welcher allmählig kryſtalliſirt, aus der Miſchung des Geblüts werden muß.

„Anmerkung gehöret hierher, daß ein Menſch, der faſt „lediglich von dem Fleiſche eines Thieres iſſet, und al„ſo ſeine Säfte davon hat, doch darum nichts von dem „Betragen des Ochſen, des Schweines und des Haſen „annimmt, die kleine Gleichheit abgerechnet, die er et„wa vorhin ſchon hatte (*).“

So ſehr ich **Hallers** großen forſchenden Geiſt verehre, und auch für die Ausarbeitung des Hrn. Dr. **Jägers** in Göttingen Achtung hege, ſo kann ich aus verſchiedenen mir wichtig ſcheinenden Gründen obige Beweisart nicht für beruhigend und hinlänglich annehmen, ſondern muß ſie aus folgenden Gegenſätzen, nur für eine witzige Aeußerung halten; denn 1) iſt in dieſen Beweiſen nicht dargethan, ob und wie das Blut eines Adlers, eines Fuchſes, und überhaupt eines dergleichen Raubthieres, von demjenigen der vorher genannten bloß Gras, Kräuter und Korn freſſenden Thiere, in Hinſicht ſeiner Miſchung der innern und erſten Beſtandtheile unterſchieden iſt? — Daß die Thiere ſelbſt nach ihren Nahrungsmitteln Veränderungen leiden, iſt zu bekannt, als daß ich deſſen weitläuftig erwähnen ſollte. Ein jedes eingefangenes wildes Thier verändert nicht allein ſein Temperament, ſondern ſogar auch häufig ſeine Farbe und Geſtalt, welches uns die Vögel ſchon zum erſten anſchaulich machen, denen man nicht im Stande iſt gerade ſolche Nahrung zu geben, als ſie in der Freyheit haben. — Warum ſchmeckt ein bloß mit Kohl im Hauſe gefütterter Haſe nicht ſo gut, als der, welcher aus dem Felde eingebracht wird? — Warum giebt die Kuh verſchiedene — fettere, wohlſchmeckendere, oder magere und nicht ſo wohlſchmeckende Milch, bey verſchiedenem Futter? — Wo die Milch herkommt, da kommt auch das Blut her. 2) Wenn je das Blut eines ſolchen Men=

(*) Hannoveriſches Magazin vom Jahre 1780, Col. 1145.

Menſchen, der lediglich von dem Fleiſche einer Thierart gelebt haben ſollte, in der Abſicht, um es mit dem Blute eines andern Menſchen zu vergleichen, chemiſch unterſucht worden ſeyn ſollte, ſo würde hier doch immer noch die Frage entſtehen, von welcher Art Getränke dieſer Menſch hauptſächlichen Gebrauch gemacht habe? — und welches war in ſeiner früheſten Jugend, als ſeine feſten Theile noch im Werden und fortdauerndem Anſchießen ſich befanden, ſeine Nahrung? — Wurden ſie damahls ſchon ſo eingerichtet, daß ſie auf eine beſtimmte Art abſonderten — daß ſie auch ungereizt ihre Mutter das Blut in einer von einem andern Menſchen verſchiedenen Art herumtrieben, ſo wird hernach der fortdauernde Genuß einer beſondern Art von Speiſe auch wenig Einfluß auf ſein Temperament haben, beſonders, da er ſie wahrſcheinlich zubereitet, und als ſchon in einer ganz andern Verfaſſung genoſſen haben wird, wodurch die Speiſe ſchon ihr voriges Weſen verlor, und nicht ſo, als ſie ſonſt gethan haben würde, auf den Körper wirkte. Ausgemacht aber iſts, daß die Unterlaſſung des Fleiſcheſſens, und ſelbſt auch in dieſem Falle, wenn man auch ſogar die Brühe vom Fleiſche einem ſolchen entziehen und ihn gänzlich mit einer Art Frucht nur ernähren wollte, ungemeinen Einfluß ſowohl auf ſeinen Körper, als auch aufs Temperament ſelbſt haben würde. Aus dieſer Urſache hütet man manche eingefangene ſonſt blutgierige Thiere, damit ſie nicht wieder unbändig werden ſollen, vor rohem Fleiſche, und andern hingegen, zum Beyſpiel den Falken, Sperbern u. dgl. unterhält man dadurch die würgeriſche, blutgierige Neigung. Unmöglich kann die Urſache dieſer Veränderung oder Beharrung nur lediglich und allein in dem bloßen Geſchmacke an dem friſchen blutigen Fleiſche liegen, wenn er auch gleich vieles dazu beytragen ſollte. Es iſt ein Erfahrungsſatz, daß der Genuß einer Art Fleiſches dem Genießenden nicht eben dieſes

Fleiſch wieder erwachſen laſſe, wenigſtens weiß man es von Menſchen und vielen andern Thieren nicht; obgleich zwar wieder verſchiedenes Thierfleiſch von dem Genuſſe des Thieres verſchiedentlich Geruch und Geſchmack hat; z. B. der Krammetsvogel ſchmeckt nach ſeinem Geäſe — das Fleiſch der Taucher, Meven, und anderer Waſſerthiere, ſchmecket und riecht fiſchicht, und man hat auch ſchon ſo viel aus der Erfahrung, daß dieſes Fiſchigte beſonders in dem Fetten, und der Haut, folglich alſo in ſolchen Theilen liege, in welchen das Blut vorzüglich gewiſſe Theile abſetzet, die auf die eine oder die andere Art entweder vom Körper ſelbſt wieder unter gewiſſen Umſtänden angewandt werden, oder zur unmittelbaren Verdunſtung beſtimmt ſind. Wenn nun dieſe Art von Nahrung in jenen Vögeln unterſchiedene Neigung unterhält, ſo wird deshalb ein ſolcher Vogel, in deſſen Magen das Fleiſch der Fiſche zu ſeinem, für ſeinen Körper allein eignen Nahrungsſaft bereitet wird, niemahls zu einem Fiſche werden können, ſo wenig wie auch ein Adler, Geyer oder Habicht zu dem Fleiſche, und dadurch furchtſamer wird, wenn er ſich beſtändig von Tauben nährte. Eben dieſe Bewandtniß hat es auch mit dem menſchlichen Genuſſe des Fleiſches der Thiere. Daß aber die Beſtandtheile des Thierfleiſches auf den menſchlichen Körper Einfluß habe, ohne daß der Menſch gerade die thieriſche Natur des genoſſenen Fleiſches annehmen darf, iſt daraus erſichtlich, daß man einen Patienten in der Ruhr beſonders die Brühe von Schaffleiſch, als lindernd und heilend für ihn, eſſen läßt; hingegen einem an der Luſtſeuche laborirenden, oder auch überhaupt einem ſchwer verwundeten, gänzlich unterſaget, das Schweinefleiſch zu eſſen, — nicht, weil man beſorgt, der Patient möchte ſelbſt zum Schweine werden — ſondern weil dieſes Fleiſch in ſeiner jetzigen Lage einen der Geſundheit des Körpers widrigen Einfluß hat; ſo

wie hingegen die Eſelsmilch bey Lungenkrankheiten wieder für gut gehalten wird.

Aber, eine Anmerkung gehört auch noch hierher, die ſehr füglich auf den Menſchen angewandt werden könnte. — Man mäſtet die Schweine auf verſchiedene Art, mit Branntweinhefen, Erbſen, Erdtoffeln, Eicheln u. dgl. Nun iſts aber jedem Oekonomen bekannt, daß der Speck, welchen das Schwein von Erdtoffeln und Brantweinhefen angeſetzt hat, zwar ſüß und ſehr ſchmackhaft iſt, allein im Rauche leicht ſchmilzt und wegträufelt, da hingegen jenes vom Genuſſe der Eicheln und Erbſen, zwar etwas ſtrenger ſchmeckt, allein derber und dauerhafter bleibt. Eben ſo iſt auch ein großer Unterſchied zwiſchen dem Specke von Buchmaſt und dem von Eicheln, indem erſterer auch viel ſüßer und weicher iſt. Iſt dieſer Unterſchied des Fleiſches nun ſo groß, daß wir ihn mit der Zunge wahrnehmen können, ſo muß in Hinſicht der Blutmiſchung auch der Unterſchied merklich ſeyn; wäre aber das Blut ſelbſt, und der Nervenſaft, welcher aus dem Blute entſteht, gänzlich von dem Fleiſche abgeſondert, ſo würde ſolches auch eben keinen Geſchmack haben. An einer Gans bemerkt man ebenfalls, wenn ſie von Jugend auf faſt wild auf großem Waſſer gelebt, daß ihr Fleiſch nie wohlſchmeckend wird; — mäſtet man ſie allein mit gelben Rüben, ſo wird ſie zwar ſehr fett und wohlſchmeckend, allein das Schmalz gerinnet ſelten ordentlich, und im Rauche träufelt das Fett von den Brüſten weg. Erhalten ſie hingegen Hafer und andere härtere Sachen, ſo ſind ſie zum Aufbewahren dauerhafter. Was nun dieſe Thiere für eine beſondere Neigung nach der beſondern Mäſtungsart erhalten mögen, weiß ich nicht, aber ſo viel weiß ich indeſſen doch, daß ein Pferd, ein Ochſe, ein Schwein u. dgl. ungleich muthiger beym Genuſſe des Korns und kornartiger Sachen werden,

als von ſonſt etwas. Was aber von den Trieben und Leidenſchaften der Thiere zu ſagen ſeyn möchte, werde ich am Schluſſe dieſes Artikels anführen, und hier nur noch anmerken, wie ich glaube, daß mancher würdige Gelehrte nur bloß deshalb in ſeinen Grundſätzen vielen ganz natürlichen Dingen keinen Beyfall geben kann, weil er einmahl ein Syſtem angenommen hat — und dergleichen verhindert oft das reine Licht der Natur in ſeinem Scheine. —

Aus dieſen vorhergegangenen Bemerkungen wird man erſehen, daß die Säfte, weil aus ihnen die feſtern Theile entſtehen, zur Beſtimmung der Temperamente vieles beytragen, folglich in vieler Hinſicht die erſte innere Urſache nach den Nahrungsmitteln ſind. Nächſt dem kann man als die zweyte Haupturſache die feſten Theile annehmen, weil dieſe wieder die Säfte in dem Körver bereiten, aber ohne die feſten Theile würden auch die Säfte ihren Beytrag zu den Temperamenten nicht leiſten können, wenn erſtere die von letzteren berühret werden, nicht reizbar, empfindlich, und in verſchiedenen Graden gröber oder feiner, und ſtärker oder ſchwächer geſpannt wären.

Ein hoher Grad von Reizbarkeit und Empfindlichkeit einer ziemlich harten, geſpannten und ſehr beweglichen Faſer iſt die Haupturſache des choleriſchen Temperaments. Da hierdurch ein ſchneller Umlauf des Blutes bewirkt wird, und ein daher entſtehender häufiger Abgang der wäſſerigen Theile, ſo erzeugt ſich eine gewiſſe Schärfe, und das Blut erhält mehr Kraft zur Concentration. Hier ſind viele Urſachen bey einander, welche den körperlichen Handlungen Leichtigkeit und Nachdruck geben. Einfluß des Nervenſyſtems, Muskelbewegung, Abſonderung der Säfte, Empfindungsvermögen und dergleichen, iſt alles vollkommner und thätiger. Die Verdauung wird ohne dies durch die häufige Galle befördert, die aus dem etwas ſchar-

fen

ſen Blute in größerer Menge und doch concentrirt genug abgeſondert wird.

Für die Seele, die ſehr nach der Beſchaffenheit des Körpers modificirt wird, und umgekehrt wieder zur Modification des Körpers viel beyträgt, beſtimmt ſich ein, dem Temperamente eigner Character. Ein hoher ſtandhafter Muth, Entſchloſſenheit, Scharfſinn, Fleiß, ein Streben nach dem Großen, Ehrbegierde, edle Denkungsart, und in der That die meiſten edlen und erhabenen Eigenſchaften der menſchlichen Seele gehören hierher. Aber, auf der entgegengeſetzten Seite iſt der ungebildete Cholericus auch oft ein außerordentlicher, wunderlicher Menſch. So reizbar ſein Körper iſt, ſo reizbar iſt auch ſeine Seele. Daher iſt er oft empfindlich in der Ehre, wenn es auch unrichtig gedachte Ehre wäre, bis zur Ausſchweifung, unmäßig im Zorne und andern heftigen Leidenſchaften, unbiegſam, rachgierig, und aus ungebildetem Ehrgeize neidiſch gegen den Ruhm anderer. Stolz und Eigendünkel, ein gewiſſer Grad von eingebildeter Untrüglichkeit und öfterer Mißbrauch der Geiſteskräfte zu ſchlechten Handlungen, gehören auch zur ſchlechten Sitte des Choleriſchen. Es laſſen ſich aber dieſe Temperamentsfehler durch gute Erziehung und eigenes Beſtreben ſo ſehr verbeſſern, daß er alsdann ſich leicht einen Vorzug vor andern erwirbt.

Da auch äußere Zeichen zur Erkennung des Temperamentes das Ihrige beytragen; ſo nenne ich hier die vorzüglichſten. Sein Gang pflegt etwas anſehnlich und gravitätiſch zu ſeyn, ſeine Geberden anſtändig und überlegt, und die Rede oft bedachtſam und mit Anſehen verknüpft, dabey etwas geſchwinde und nachdrücklich. Von der Geſichtsfarbe und Statur pflegt man gewöhnlich zu ſagen: daß erſtere bey jüngern Jahren röthlich, bey zunehmenden gelblich oder ſchwärzlich ſey; der Körper wäre ge-

wöhnlich mager, und das Fleiſch etwas hart anzufühlen (*). Der Blick, woraus ſich überhaupt ſehr viel für das Temperament ſchließen läßt, iſt feurig, erhaben, lebhaft, ſcharf, treffend und durchdringend.

Es entwickelt ſich dies Temperament gewöhnlich erſt gegen die Zeit des männlichen Alters, oft aber zeigt es ſich ſchon in früher Jugend. Die angezeigten Urſachen und deſſelben Wirkungen, haben einen großen Einfluß auf die Geſundheit, wovon ich in der Folge weitläuftiger reden werde, und hier nur anführe, wie das ſchärfere und concentrirte Blut eine Anlage zu hitzigen und Gallenfiebern, und zur Verſchlimmerung derſelben iſt. Aeußere und innere Entzündungen von der Art, die nicht ſowohl von Stockung der Säfte in den feinſten Gefäßen, ſondern vom widernatürlichen Reize herrühren, entſtehen häufiger. Aber, die reizbare elaſtiſche und bewegliche Faſer wendet auf der andern Seite auch wieder viel Gefahren ab, ſie bewirkt eine gute Bereitung und Auswerfung der Krankheitsmaterie, und hintertreibt deren Abſetzung im Körper. Der erhabene Muth und die vernünftige, mit Ruhe und Gelaſſenheit des Geiſtes begleitete Ergeben=

(*) Dieſes iſt eine Beſchreibung nach einem gewiſſen, bloß aus einſeitigen Betrachtungen hergenommenen Syſteme, und findet, ich berufe mich auf die tägliche Beobachtung und Erfahrung, durchaus nicht allgemein Statt. Im LXXIIIſten Theil der Encyklopädie im Artikel Leiche, habe ich S. 226, und ferner, von der Eintheilung der Temperamente des Hrn. Kite gehandelt, aber auch S. 229 in der Anmerkung ſchon meine Bedenklichkeiten wider die Beſchreibung der Individuen, da man einem jeden auch eine gewiſſe äußere Farbe geben will, geäußert. Was hier choleriſch genannt wird, möchte am angeführten Orte das reizbare Temperament ſeyn. Ueberhaupt aber glaube ich, daß ſo wenig das Fette, als das Magere, und in Hinſicht der Farbe, ſo wenig die Schwärze, als das Weiße, uns einen allgemeinen Schluß auf die Temperamentsbeſchaffenheit machen läßt; — ſondern nur lediglich das hiermit verbundene Feuer, die Feinheit der Nerven, und ihre bald zu merkende Spannung oder Schlaffheit.

gebenheit in der Leitung der Vorſehung, erleichtert, wenn der Cholericus ſich ſelbſt bezwingen gelernt hat, die Krankheit; — Heftigkeit aber, Leidenſchaft und Anſtrengung der Geiſteskräfte, verſchlimmert ſie in eben dem Grade. Von Arzeneymitteln bedarf der Choleriſche nur kleine Doſen, da deren Wirkung ſich nach der Reizbarkeit und Empfindlichkeit richtet, die doch bey ihm ſo hoch geſpannt ſind.

Das ſogenannte ſanguiniſche Temperament, das ſeine Benennung von der Vollblütigkeit hat, die häufig dabey bemerkt wird, iſt mehr den frühern Jahren eigen, wenn alle feſte Theile noch nicht die Steifheit des Alters erreicht haben; doch giebt es auch verſchiedene, die bis ins Alter ſanguiniſch bleiben. Der Sanguineus unterſcheidet ſich durch Munterkeit, fähigen Verſtand, Neigung zu allerhand Arten der ſinnlichen Annehmlichkeiten des Lebens, worunter Liebe und Wein eben nicht den unterſten Platz behaupten. Er macht gern Freundſchaft mit jedem, ohne gehörige Unterſuchung des Characters, läßt ſie aber oft bald wieder erkalten — iſt geſellig, mitleidig, dem Zorne wenigſtens nicht anhaltend ergeben, dabey unbeſtändig, keines dauerhaften Eindrucks, und keiner anhaltenden ermüdenden Arbeit fähig. Sein Aeußerliches iſt gewöhnlich vortheilhaft, ein guter Wuchs, röthliche, oder rothbräunliche Farbe, und ein ziemlich volles Anſehen, wenn nicht zufällige Urſachen hierin Aenderung machen. —

Die Sprache eines Sanguiniſchen pflegt auch oft geſchwinde, hellautend und fließend zu ſeyn, ſo wie ſein Gang gewöhnlich leicht iſt. Ein ſolcher liebet Leibesübungen vorzüglich, und iſt wegen Geſchwindigkeit ſeines Körpers geſchickt dazu. Es reizt ihn gern alles, was in die Augen fällt, und an ſich trägt er gern auch etwas Zärtliches. Sein Blick iſt munter, oft flatternd. Durch wohl geordnete Bemühungen,

die Fehler des Temperaments zu verbeſſern, wird der Sanguineus ein brauchbarer Mann in Geſchäften, die er mit einer gewiſſen Leichtigkeit verrichtet, wenn ſie nur nicht zu anhaltend ſind. Dieſe zuſammentretenden vortheilhaften Eigenſchaften machen ihn einnehmend, unterhaltend und wohl gelitten. Er pflegt bey gleichen Umſtänden zufrieden, und für ſich glücklicher zu ſeyn, als andere. Man hält dafür daß die Menſchen von dieſem Temperamente eine bewegliche und elaſtiſche, nicht gar ſtarke, aber ziemlich reizbare Faſer haben.

Die Empfindlichkeit des Nervenſyſtems des ſanguiniſchen Temperamentes iſt ziemlich fein. Man darf indeß die mancherley Umſtände bey dem Blute und der Vollblütigkeit nicht aus den Augen ſetzen, weil ſich doch gewöhnlich ähnliche dabey einfinden. Sie ſcheinen aber mehr eine Folge der angegebenen Beſchaffenheit der Faſern, auf welche verſchieden gewirkt wird, zu ſeyn. Der gemäßigte Grad der Stärke bewirkt eine häufigere Einſaugung des Nahrungsſaftes, weil unſtreitig die Milchgefäße mehr geöffnet ſind, und die gemäßigte aber doch hinreichende Reizbarkeit, befördert eine wirkſame, nicht zu ſchnelle und nicht zu langſame Verdauung. Die minder geſpannten Gefäße geben den Anhäufungen des Blutes und der übrigen Säfte nach, und weil ſich kein hoher Grad von Reizbarkeit damit verbindet; ſo iſt der Umlauf derſelben nicht gar zu ſchnell, wie etwa bey dem Choleriſchen, wodurch widrigen Falls ein großer Theil derſelben wieder verloren gehen würde. Daher hat man wohl die gewöhnliche Menge eines flüſſigen und gut gemiſchten Blutes bey dieſem Temperamente zu leiten, wovon aber allerdings manche zufällige Urſachen Aenderungen machen können. Man findet darin auch die Urſache, warum der Sanguineus gewöhnlich ein volles Anſehen hat, und gut genährt iſt.

Au-

Außerdem trägt dieſe plethoriſche Beſchaffenheit unſtreitig manches zur Beſtimmung des phyſiſchen und moraliſchen Characters bey Daß ſich aber bey einer ſchnellen Aenderung der Miſchung und Menge der Säfte keine eben ſo merkliche Aenderung des Temperamentes zeige, erkläret ſich daher, weil eine wirkſame Urſache die Beſchaffenheit der nervigen und muskelichten Theile, länger zurückbleibt. Wenn ſich aber bey zunehmenden Jahren, etwa um das 30ſte, der Grad der Reizbarkeit, Empfindlichkeit und Spannung ändert, und doch gar oft die Vollblütigkeit aus andern Urſachen zurück bleibt; ſo verwechſelt ſich doch dieſes Temperament mit dem choleriſchen, oder einem andern, zum ſichern Beweiſe, daß jene erwähnte Umſtände für die Haupturſache anzunehmen ſind, und dieſe nur als Miturſachen gelten können.

Es iſt nun leicht zu erachten, daß der Ueberfluß der Säfte, und beſonders des Blutes, zu manchen Krankheiten Anlaß geben können. In den frühern Jahren zu übermäßigem Naſenbluten, und in der Folge zu Blutſpeyen, zum Seitenſtich, Lungenentzündung, Schlagfluſſe, auch wohl ſpäter hin zur goldenen Ader und den daraus folgenden Uebeln. Die geſchmeidige und mäßig reizbare Faſer iſt, überhaupt genommen, mehr vortheilhaft als nachtheilig. Sie mindert die Gefahr der Krankheiten, die von Vollblütigkeit kommen, läßt einen geringern Grad der Fieberhitze zu, und hitzige Krankheiten haben nicht ſo leicht Eingang. Für krampfige Krankheiten ſcheint dieſe Beſchaffenheit der Fieber auch ein natürliches Gegenmittel zu ſeyn. Zu Abſetzungen der Krankheitsmaterie an verſchiedenen Oertern des Körpers iſt indeß doch mehr Gefahr, als bey den choleriſchen. Auch erhöhet die Empfindlichkeit des Sanguiniſchen, die aus den ſtarke Eindrücken des Vergnügens und der Unluſt erhellet den Grad des Schmerzes, der aus Verletzung oder aus-

man-

mancherley anderer Unpäßlichkeit erwächſt. Uebrigens genießt er häufig eine ganz gute Geſundheit, zumahl, wenn kein Ueberfluß der Säfte da iſt, und dieſer iſt nicht nothwendig damit verbunden, er führt ein frohes Leben, und weiß ſich oft die trüben Stunden der Widerwärtigkeit aufzuhellen.

Der Phlegmatiſche hat ſeine Benennung von dem wäſſerigen Theile des Blutes, welcher nach dem Sinne der Alten die Urſache ſeines Temperamentes ſeyn ſoll. Es hat aber unſtreitig die mit Schwäche verbundene geringe Reizbarkeit und Empfindlichkeit mehr Antheil daran. Denn, wenn auch der wäſſerige Theil hier ein Uebergewicht hat; ſo iſt der doch größtentheils eine Folge von der mindern Kraft der Verdauungswerkzeuge, von wenigerm Nachdrucke des Herzens und der Blutgefäße, vom langſamern Umlaufe, und überhaupt von der geringern Wirkung der muskelichten und nervigen Theile. Es bleibt gewöhnlich ein Phlegmatiker das, was er war, bey dem Genuſſe nahrhafter und ausgeſuchter Speiſen. Selbſt der Wein, wenn er gleich auf einige Zeit ihn anfacht, läßt ihn hernach in eben der Lage, vielleicht noch etwas mehr phlegmatiſch zurück. Der Cholericus wird es bey bloß vegetabiliſchen Nahrungsmitteln, als Kohl, Bohnen, Erbſen, Erdtoffeln, u. dgl. und beym Mangel ſtärkender Getränke, gänzlich. Freylich trägt lange fortgeſetzte Lebensart, Klima und viele andere Dinge, am Ende etwas zur Aenderung des Temperamentes bey — und Beweis genug für die ſtärkere Kraft der angebornen Grundlage, iſt dieſes, daß es damit ſehr langſam geht, und doch faſt niemahls die ganze Anlage dadurch umgeändert wird. Dieſe geringe Aenderung kann ſich fortpflanzen, und, kommen hierzu die ähnlichen Umſtände des Sohnes, Enkels und Urenkels; ſo läßt ſich daraus ohngefähr erklären, was man

von faſt allgemeinen Temperamenten ganzer Natio-nen ſagt.

Unter den Urſachen, die etwas zum Uebergange zu dieſem Temperamente, aber nur nach langer Zeit, bey-tragen, gehören übermäßige Ruhe und Schlaf, häu-fige Milchſpeiſen, faſt einzige Nahrung aus dem Pflan-zenreiche, feuchte Luft, großer Blutverluſt, und zu häufige Aderlaſſe. Durch dieſe letztern werden der ro-then Blutkugeln, oder der Blutringe (nach der Beo-bachtung des P. **dela Torre**, deren ich irgendwo ſchon erwähnet) gegen den wäſſerigen Theil des Blutes weniger, indem ſie wegen ihrer größern Schwere, und daher folgenden größern Schnelligkeit, häufiger beym Ausfließen des Blutes abgehen. Da hierdurch das Blut kraftlos und der Umlauf ſchwächer wird; ſo er-folgt Erſchlaffung des ganzen Körpers und Abſetzun-gen des Blutwaſſers in das zellige Gewebe. Der-*gleichen* iſt zwar gewiſſermaßen Kränklichkeit, aber zuletzt wird es dem Körper eigen und habituel, und geht in Temperament über.

Der Phlegmatiker zeigt eine große Neigung zur Ruhe, die oft in Schläfrigkeit, träges Weſen, in ei-nen Grad von Unthätigkeit, Stumpfheit der äußern und innern Sinne, und einige Gleichgültigkeit gegen Ehre, Ruhm, oder Tadel ausartet. Seine Rede iſt dabey gewöhnlich leiſe und träumend, ſein Gang und ſeine Geberden ſchläfrig und kraftlos, wie auch ſein Blick, der überdem wäſſerig langſam, und manches Mahl zur Erde niedergedrückt iſt. Auf einer beſſern Seite zeigt er viel Gelaſſenheit und Gleichmuth im Glück und Unglück, Verträglichkeit, Treue und Fried-fertigkeit. Er geht ſeinen Gang im Leben bey öffent-lichen Geſchäften und ſonſtigen Handlungen zwar langſam, aber bedächtlich und gewiſſenhaft. Was er, zumahl in jüngern Jahren, erfahren hat, oder was er ſonſt gelernt oder geübt hat, das hält er in einem ei-

ſernen

fernen Gedächtniſſe feſt. Er opfert nicht heftigen Leidenſchaften, die Geſundheit und Zufriedenheit ſtören.

Die körperliche Beſchaffenheit iſt ohngefähr folgende. Ein ziemlich dickes und wäſſeriges Ausſehen, blaſſe Farbe, ſchwammichtes und ſchlaffes Fleiſch, wenig Muskelkraft, häufiger Auswurf wäſſeriger Feuchtigkeit durch Speichel, Urin und Schweiß. Die Verdauung iſt langſam, und der Abgang der Excremente ſpäter, auch ſelbſt oft trocken, ſo wenig ſich dieſes auch mit dem wäſſerigen Temperamente zu reimen ſcheint; — doch erklärt es ſich eben durch den langen Aufenthalt der Nahrungsmittel in den Verdauungswegen, die von der langſamen wurmförmigen Bewegung herrührt. Die Krankheiten, wozu dieſes Temperament Anlaß giebt, ſind Verderbniſſe der Säfte, Verſchleimungen, wäſſerige Geſchwülſte der äußern Theile, und die mancherley Arten der innerlichen Waſſerſucht, wie auch die allgemeine, eigentlich ſogenannte Waſſerſucht; Schlagflüſſe vom Blutwaſſer in den Hirnhöhlen, Stickflüſſe und Engbrüſtigkeit, von Verſchleimung und Waſſer in der Bruſt, u. dgl. Indeſſen lehrt die Erfahrung, daß mancher Phlegmatiker frey davon bleibt, und daß andere zufällige Urſachen eben dieſelben Krankheiten bey andern Menſchen von ganz andern Conſtitutionen, bewirken. — Von Arzeneymitteln erträgt der Phlegmatiker wegen der geringern Reizbarkeit, ſtarke Portionen, und daher benebeln ihm auch nicht ſo leicht als andern die hitzigen Getränke den Kopf.

Das melancholiſche Temperament heißt, zufolge der Herleitung des Wortes, ſo viel, als das ſchwarzgallichte, woraus die Urſache ſchon erhellet, welcher die Alten es zuſchrieben. Sie nannten nähmlich den dunkeln und faſt ſchwärzlichen Bodenſatz des ausgelaſſenen Blutes, ſchwarze Galle, und nahmen denſelben

ben für die Urſache an. Auch rechneten ſie hierher die ſchwärzliche und zähe Materie, die oft durch ein Erbrechen oder Stuhlgang ausgeworfen wird, welche die Neuern entweder für Blut halten, das lange in den Gefäßen geſtockt hat, oder auch für wirkliche ausgepreßte Galle, die durch langen Aufenthalt in der Gallenblaſe, oder den Gallengängen zähe geworden iſt, wie dieſes die Oeffnungen der Leichen öfters beweiſen. Hin und wieder erkannten ſie auch wohl einen Ueberfluß des Schleimes für die Anlage dieſes Temperamentes. Man darf die ſchwarze ausgeworfene Materie beym Erbrechen oder Stuhlgange für keine Temperamentsurſachen annehmen, da dergleichen weder anhaltend iſt, noch auch eine ähnliche Beſchaffenheit der ganzen Blutmaſſe vorausſetzt; da es ferner, ſo wie auch der Schleim, immer einen kränklichen Zuſtand, und meiſtens eine locale Stockung oder Schwäche anzeigt.

Da die Alten ihre Temperamentsurſachen nur ganz allein in der Blutmiſchung ſuchten, ohne Rückſicht auf die genaue Verbindung des Blutes mit den feſten Theilen zu nehmen, und ohne zu erwägen, daß hier Wirkungen und Gegenwirkungen Statt finden — daß die Bewegungen des Blutes von dem erhaltenen Reize der feſtern Theile, die wieder auf das Blut wirken, herrühren; ſo konnten mancherley körperliche Fehler dieſes oder jenes Theils, von deren Einfluß man jetzt ſo klar überzeugt iſt, bey ihnen in ihr Syſtem wenig Einfluß haben, beſonders wenn von dem umlaufenden oder bewegten Blute bey geſundem Zuſtande die Rede war. Es blieb alſo nichts übrig, als das, was ſie vom dunkeln Bodenſatze des Blutes ſagten. Dieſes iſt aber nur der ganze natürliche rothe Theil des Blutes, (die Blutkügelchen oder Ringe) der ſich ſeiner Schwere wegen im abgelaſſenen Blute zu Boden ſenkt, und der deswegen alsdann vermuthlich eine dunk-

lere Farbe annimmt, weil er näher zuſammentritt. Solches beweiſet eine jede Farbenlehre.

Daß dieſer Theil des Blutes auch nicht als eine Temperamentsurſache angenommen werden könne, iſt daraus klar, weil deſſen Menge bey eben demſelben Menſchen, und bey gleicher Temperamentverfaſſung, oft ſehr verſchieden iſt. Mit mehrerem Grunde nimmt man aber in Hinſicht der nächſten Urſachen Rückſicht auf die Beſchaffenheit der feſten Theile, und ſo gehört für dieſes Temperament eine gemäßigte Reizbarkeit und Empfindlichkeit, verbunden mit einiger Steifigkeit und Unbeweglichkeit der Faſern. Aus dieſen Umſtänden erwächſt nun eine beſondere Beſchaffenheit der Säfte und der phyſiologiſchen Handlungen. Weil von der gemäßigten Thätigkeit der Faſern ein etwas ſchwacher und langſamer Umlauf der Säfte bewirkt wird; ſo entſtehen leicht Stockungen an Orten, wo ohne dies der Umlauf bewegt iſt, als in der Leber, in den zurückführenden Blutgefäßen der Gedärme, in der goldenen Ader in der Milz welche Gefäße man zum Syſteme der Pfortader rechnet.

Daß in der Leber leicht dergleichen Uebel entſtehen könne, erhellet ſchon daraus, weil die Pfortader, ein zurückführendes Gefäß, in ihr auch die Stelle der Schlagader verſehen muß. Hierzu kommt nun noch eine etwas ſchwache Action der Verdauungswerkzeuge, die Urſache einer etwas unvollkommenen Verdauung, oder übeler und ſchleimiger Säfte. Wenn man nun mediciniſch überlegt, was für Folgen dieſe Umſtände für die Geſundheit haben, welche Betrachtungen aber hier nicht völlig zweckmäßig ſeyn würden; ſo wird man leicht ſehen, daß das melancholiſche Temperament eine ſchickliche Anlage zur hypochondriſchen und hyſteriſchen Melancholie, und manchen Gemüthskrankheiten, erhalte. Man nennet es daher auch nicht ganz unrecht: das hypochondriſche oder hyſteriſche

riſche Temperament. Kommen zu dieſer Anlage noch übermäßige Ruhe, traurige Vorſtellungen, muthloſe Speculationen in die Zukunft, u. dgl. ſo erkranken Leib und Seele, und das Uebel ſteigt oft zu dem Grade, der dem Wahnwitze ſehr nahe iſt, oder der zum Ueberdruß des Lebens und bisweilen auch zur Ausführung dieſes ſchrecklichen Entſchluſſes führt. — So kann Temperament endlich in Krankheit ausarten, wenn verſchiedene Umſtände dazu zuſammentreten, oder, wenn wir Menſchen durch unverantwortliche Verſehen dazu behülflich ſind.

Krankheiten von Verſchleimung iſt der Melancholiſche auch ausgeſetzt, obgleich in etwas geringerm Grade als der Phlegmatiſche, weil bey dieſem die lebendigen Kräfte der Faſern noch niedriger geſtimmt ſind. Verſchleimung, beſonders der erſten Wege, iſt bekanntlich auch bey den hypochondriſchen und hyſteriſchen Uebeln, und iſt eine der Urſachen derſelben. Auch ſind die Phlegmatiker ſicherer vor dieſem Uebel, weil ſie weniger empfindlich und reizbar ſind. Uebrigens können Menſchen von allen andern Temperamenten, bey erforderlichen zufälligen Umſtänden, in ähnliche Krankheiten fallen. Arzeneymittel wirken bey dem melancholiſchen Temperamente ins Mittel, wenn nicht eben eine große Menge Schleim in den erſten Wegen ihre Wirkſamkeit vermindert.

Oft iſt das Ausſehen dieſer Perſonen etwas gelblichblaß, doch kann es aber auch ebenfalls roth ſeyn — zuweilen iſts ſogar das, was man Erdfarbe nennt. In Hinſicht der Sprache will man bemerkt haben, daß ſie nicht ſehr fließend, ſondern meiſtens etwas ſtockend und ungleich ſeyn ſoll. Es findet ſich bey dieſem Temperamente oft anheftende Aufmerkſamkeit, — auch viel Tiefſinn dabey — oder wenigſtens doch der Schein davon. Der Blick iſt nicht ſo ganz feurig und frey, aber angeheftet, oft ſo, daß er einem auf-

fällt, und meiſtens den Beobachtenden anzieht, beſonders, wenn beyde verſchiedenen Geſchlechtes ſind, wovon ich unten weiter reden werde.

Bey weniger Bildung iſt der Melancholiſche etwas ungeſellig und mißtrauiſch, traurig, mißvergnügt und unſchlüſſig, auch wohl im ſchlimmern Grade, furchtſam, neidiſch, habſüchtig und falſch. Bey guter Anweiſung und eigner Ausbildung iſt er geſchickt zu ſpeculativen und abſtracten Studien, und andern ähnlichen Beſchäftigungen, woran andere wenig Geſchmack finden, fleißig und unermüdet, ſelbſt bey den langwierigſten Arbeiten, die oft mehr als eine Lebenszeit erfordern. Er iſt ein nicht flatterhafter Freund, auf den man ſich verlaſſen kann, wenn man einmahl ſeine Freundſchaft gewonnen hat. Seine einmahl gefaßten Entſchließungen hält er feſt, ſo lange er Kräfte dazu hat. Oft iſt er außerordentlich ehrlich und redlich, auch bey Geſchäften, wobey ſo oft Ehrlichkeit und Redlichkeit ſcheitern. Leichtigkeit im Character, Empfindeleyen u. dgl. ſind ihm nicht allein lächerlich, ſondern gar wohl ein Greuel.

Ob nun gleich die neuern Phyſiologen, Philoſophen und Aerzte die Temperamente in noch wenigere Abtheilungen theilen wollen, indem ſie nur gar drey derſelben annehmen, wie ich vorhin in einer Anmerkung S. 56, angeführt, und Th. LXXIII, der Encyklopädie, im Art. **Leiche**, S. 226, fgg. weitläuftiger darüber gehandelt habe; ſo ſcheint mir dennoch **Hallers** Grundſatz der Natur der Sache viel gemäßer zu ſeyn, der noch ein fünftes Temperament hinzuſetzt, welches er das Bäotiſche nennet. Man kann im phyſiologiſchen Theile dieſer Wiſſenſchaft gewiß den ſcharfſehenden und denkenden **Haller** hoch hinauf ſtellen, deſſen größere Phyſiologie davon zeuget, welche nachzuſehen iſt, ſo wie im philoſophiſchen und moraliſchen Theile dieſer Wiſſenſchaft, auch Kämpfs Abhand-

lung

ſung von den Temperamenten vorzüglich zu empfehlen iſt.

Das bäotiſche Temperament folgt alſo jetzt. Ich glaube in dieſer Hinſicht ſolches mit völligem Rechte als ein eignes Temperament in dieſer Reihe mit aufſtellen zu können, weil dabey ein eigner hoher Grad von Stärke mit weniger Reizbarkeit und Empfindlichkeit vorhanden, und ſolches bey den vorhin beſchriebenen Temperamenten nicht vorhanden iſt. Es iſt zu bewundern, daß man dieſes Temperamentes ſo wenig Erwähnung gethan hat, da doch der größte Theil einer ganzen Klaſſe von Menſchen dahin gehört. Der Landmann, von ſolchen Aeltern geboren, durch ſchwere Arbeit, durch Hitze und Kälte, Trockniß und Näſſe abgehärtet, und durch, entweder ſchwere Fleiſchſpeiſen, (wohin alles Gepökelte und Geräucherte auch zu rechnen iſt) oder bloße Vegetabilien, die an ſich wenig Feuer und Leichtigkeit geben — den ſeine Beſtimmung von vielen Geiſtesbeſchäftigungen abhält — iſt meiſtentheils derjenige, deſſen Körper ſtark, aber ſteif, und wenig reizbar, und deſſen Leib und Seele wenig empfindlich ſind. Auf dieſe Hallerſche Anmerkung nahm ich auch Bezug, als ich vorhin darzuthun mich bemühete, daß gröbere Nahrungsmittel auch einem weniger reizbaren Körper geben.

Wollte man dieſes Temperament den äußern Anzeigen nach etwas genauer beſchreiben, ſo würde man finden, daß die Sprache langſam, ſteifer, knarrend, zuweilen brummend, zuweilen heulend ſey. Die Geberden ſind ſteif und einfach, der Blick häufig gedankenlos, oder auch voll bloßen natürlichen Ausdrucks ohne Feuer, doch aber auch nicht matt, ſo daß er zu einer gewiſſen Treuherzigkeit und Selbſtgelaſſenheit übergeht. In dem Gange vermißt man das Feuer, aber er iſt deſto feſter. Schnelle Entſchloſſenheit und ſchnelle Beurtheilung ſind gewöhnlich nicht

vorhanden, daher ihm oft die allerlächerlichſte Leichtgläubigkeit eigen iſt. Er verwickelt ſich aber auch leicht in Zweifel, ohne ſich herauswinden zu können; oft aber, wenn er ſich entſchloſſen hat, bleibt er dem Entſchluſſe bis zum Unſinne getreu. In der Ehre iſt er nicht ganz unempfindlich, und der Rache, die er oft lange nachträgt, nicht abgeneigt. Er liebt daher gewöhnlich Rechtshändel, und ſetzt ſie oft zu ſeinem eignen Schaden fort, bloß, um Recht zu behalten, oder den Gegner zu demüthigen. In Gefahren iſt er, wenn es darauf ankommt, unerſchrocken, wenn es auch Leib und Leben betrifft, und iſt daher zum gemeinen Soldaten meiſtens ſehr geſchickt.

Die Erfahrung lehrt, was ein robuſter Bauer gegen einen in manchem Betrachte zärtlichen Stadtbewohner ſey; wie ſehr ſich die liebe Natur in ihrer Simplicität zeige. Es iſt leicht zu erachten, daß dieſe Beſchaffenheit einen ſehr vortheilhaften Einfluß auf die Geſundheit habe. Die ſehr gemäßigte Reizbarkeit und Empfindlichkeit macht viele Krankheitsurſachen unſchädlich, oder ſchwächt doch ihre nachtheiligen Wirkungen ausnehmend; ſie ſichert vor den Leib und Seele zerſtörenden hypochondriſchen und hyſteriſchen Uebeln, und läßt ſchmerzhafte Zufälle nur in geringern Graden zu. Krampfigte, rheumatiſche und gichtiſche Zufälle, und die ſo genannten Flüſſe nebſt andern ähnlichen Zufällen vermindert ſeine Anlage und die Angewöhnung an allen ſchädlichen Wirkungen der Witterung. Da auch wegen der ſchwachen Reizbarkeit der Umlauf der Säfte nicht gar ſchnell iſt, und ihre Abſonderung in den Speiſekanal nicht gar zu häufig geſchieht, zudem durch Arbeit und Schweiß viel davon verloren geht; ſo iſt auch dieſes Temperament der Vollblütigkeit und dem übermäßigen Fettwerden ſeltner ausgeſetzt. Den waſſerſüchtigen Krankheiten und Abſetzungen der Krankheitsmaterien widerſteht

die ſteife und elaſtiſche Faſer, ſo wie dieſe auch gegen manche andere Krankheiten ein ziemlich glückliches Gegenmittel iſt. Deshalb bedarf der Bäotiſche von Medicamenten ziemlich ſtarke Portionen.

Mich dünkt, es wäre zu wünſchen, daß ein jeder Menſch eine gewiſſe Portion von der Ruhe und dem Gleichmuthe dieſes Temperamentes hätte; zumahl, wenn man noch weiter geht,, als dergleichen Wünſchenswerthes etwa beym gemeinen Manne anzutreffen ſeyn möchte, und Freyheit von heftigen Leidenſchaften, erhabnen Muth und Gelaſſenheit beym Unglücke, ſo wie Mäßigung beym Glücke hinzuſetzt; — ſollte das wohl nicht beſſer ſeyn, als die von manchem ſchönen Geiſte bis zum Ekel geprieſene Empfindeley, ohne die man nach ihrer Meinung die oft wenig Menſchenkenntniß verräth, keine große und edle Handlungen verrichten kann? — — Man kann gewiß *mitleidig* und wohlthätig, großer Handlungen fähig und glücklich, ja glücklicher als ſie ſeyn, ohne ihren geprieſenen, oft ins Lächerliche fallenden Enthuſiasmus, wobey gewöhnlich die arme Vernunft verſpielen muß. Und wie viele Menſchen wären nicht unbarmherzig, niedrig, und unglücklich, da der Enthuſiaſten ſo wenig ſind! Wenn zumahl vernünftige und ruhige Ueberlegung erfordert wird, dem Unglücklichen zu helfen, was nützen da leere Betrachtungen des Elendes, die uns aus der Faſſung ſetzen, die beſten Hülfsmittel zu ergreifen. Ein Arzt z. B. der von dem Leiden des Kranken bloß übermäßig gerührt wird, der ſich zu ungelegner Zeit, da er helfen ſoll, in tiefe Betrachtungen ſeines Leidens verſenkt, und ihn dann allenfalls recht empfindelnd bedauert, der heilt damit nicht die Krankheit, er überſieht leicht die Zufälle, die Urſachen und Folgen des Uebels, und zerſtreut ſich zu ſehr, um die rechten Mittel wählen zu können. Es würde nicht ſchwer ſeyn, bey andern Beſchäftigungen ein

Gleiches zu finden, und ziemlich allgemein zu zeigen, daß die überfeinen, empfindſamen Leute für das eigentliche practiſche Leben nicht die ſchicklichſten ſind.

Ich kenne übrigens die rechte Empfindſamkeit wohl, und rede auch bey weitem nicht der Kälte das Wort, ſo wie auch der Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit, womit Gleichmuth und Ruhe des Gemüths nicht zu verwechſeln ſind, ſondern behaupte nur, daß jene Ueberſpannung bey der Erfüllung der Pflichten mehr nachtheilig als vortheilhaft ſey, und für uns ſelbſt einen Weg zur Gemüthsunruhe oder Unglück enthalte.

Aus demjenigen, was bisher überhaupt von der Temperamentslehre geſagt worden iſt, welche durchaus vorhergehen muß, wenn man von den Leidenſchaften gehörig handeln will, wird man ſchließen, daß die Temperamente, theils natürliche, theils aber auch erkünſtelte oder ſolche ſind, die durch Erziehung, Lage, Klima, Nahrungsmittel u. dgl. entſtehen. Ein erkünſteltes Temperament iſt aber eher einer Veränderung unterworfen, als ein natürliches, weil es nicht ſo feſt eingewurzelt iſt, als dieſes, und folglich nicht ſo viel Gewalt dazu gehöret, um es wieder zu verändern, als wenn ein natürliches, bey welchem ein Menſch zu mannbaren Jahren gelanget, umgearbeitet werden ſollte. Z. B. ein von Natur furchtſamer Menſch, der aber mit Gewalt zum Beherztſeyn und zu halsbrechenden Dingen gezwungen worden — wird mit dem Munde der größeſte Prahler ſeyn, weil es ihm ſtets ein wichtiges Ding iſt, mehr zu thun, als ſeine natürliche Anlage ihm eingab. Hat er keine Gelegenheit, weiter verführt zu werden, ſo bleibts bey der bloßen Aufſchneiderey, die ihm aber doch auch zur Fertigkeit wird. Durch anhaltende Verführung, die zweckmäßig in dieſer Hinſicht und anhaltend angebracht worden, kann aus ihm zwar kein Raufbold, der ſich mit

Ver-

Vergnügen ſchlägt, wohl aber ein Meuchelmörder und Giftmiſcher werden.

Zum Meuchelmorde und der Giftmiſcherey gehört keine Herzhaftigkeit, ſondern, es ſind nur dieſe elenden Menſchen, ihrer Meinung nach, ſicher, daß ſie ſo wenig entdeckt als ertappt werden, und auch keine Gegenwehr finden. Ich würde daher in dieſer Hinſicht ſchon dem Straßenräuber, welcher ſich zuvor in einem Gefechte und Handgemenge mit den zu Beraubenden begiebt, ein beſſeres Temperament, und beſſere Leidenſchaften beylegen, weil Kühnheit und Unerſchrockenheit ſchon näher an Tugend gränzt, als die Neigung, nur durch verſteckte Ränke zu wirken. Hiervon werde ich weiter reden, wenn ich einige Leidenſchaften beſonders abhandle, und führe hier nur noch an, wie die Temperamente in Hinſicht der Verführung ſchädlich oder unſchädlich werden können.

Man ſagt im gemeinen Leben: zwey harte Steine mahlen nicht wohl mit einander. Dieſes alte Sprichwort läßt ſich auf die menſchlichen Temperamente ſehr wohl anwenden, und man wird finden, daß zwey Hitzköpfe ſich nie mit einander vertragen — zwey ſchläfrige haben bey einander Langeweile — zwey traurige, wenn ihr Schickſal ſie auch an einander ketten möchte, richten ſich allein nicht auf — und zwey ganz empfindſame Menſchen kommen ſich einander zuletzt ſelbſt lächerlich und albern vor, und ſie werden ſich alltäglich; aber vielleicht möchten zwey des böotiſchen Temperamentes noch am eheſten und beſten bey einander ausdauernd beſtehen, da ihr Begehrungsvermögen weniger Reizen unterworfen, und ihre einmahl gefaßten Entſchlüſſe, als eine natürliche Nothwendigkeit, dauerhaft ſind, beſonders, da bey ſolchen nicht ſo ſtark empfunden, als nach einmahl angenommener Sitte bloß mechaniſch gehandelt wird. So wie aber äußerſt ſelten ein Temperament ganz rein,

ſondern ſtets mit Eigenſchaften eines andern Temperamentes vermiſcht iſt, eben ſo wird ſich dieſes auch mit dem bäotiſchen Temperamente verhalten; und, wenn gleich dieſes das Temperament für den arbeitſamen, und Hitze, Kälte und Näſſe ertragenden Landmann iſt, ſo folgt noch nicht daraus, daß alle Landleute — ja ſelbſt die Bauern es alle beſitzen, unter welchen es bey der wenigen Cultur genug bemerkbar iſt, daß ihr Nervenſyſtem nicht überein gebauet und geſtimmet ſey. Wenn ich hier daher Beyſpiele annehme, ſo können es keine anderen ſeyn, als wo eins von den genannten Temperamenten nicht allein bloß das herrſchende — ſondern in einem ſehr hohen Grade herrſchend iſt, ſo daß mans in jeder ausbrechenden Leidenſchaft erkennen kann.

In dieſer Hinſicht will ich mir jetzt ein choleriſches Mädchen gedenken, ſie ſoll ſchön und noch unbefangen ſeyn, und die Augen der Männer auf ſich ziehen. — Brechen nun auch viele Ritter ihrenthalben den Hals, ſo wird keiner durch ſich ſelbſt, ſey er auch wirklich anſehnlich, (ich nehme an, daß ſie klug, und wohl erzogen iſt,) dies Mädchen zu verführen im Stande ſeyn, ſobald ſie in ihrer ſonſtigen guten Lage bleibt, als wo er nicht von einem anderen Temperamente, oder die Rolle eines ſanftern Temperamentes zu ſpielen fähig iſt. Auch kann er ſie mit eben dem Temperamente nicht auf immer feſſeln. Weint aber zu den Füßen eines ſolchen Mädchen ein ſanguiniſcher Jüngling unter liebeflehendem Blick, ſo geht ihre Heftigkeit leicht in Mitleid und eine berauſchende Zärtlichkeit über, — die ſcharf geſpannte Faſer drückt unter glühenden Gefühlen, wozu äußere Reizungen manches Mahl noch kommen, tief in die Seele unerlöſchbare Bilder, die auch den Tod nicht ſcheuen. Den ohngefähren Gang der hierbey gewöhnlichen Empfindungen, glaube ich nicht beſſer ſchildern zu können, als

als wenn ich aus einem bisher noch ungedruckten Romane die erſte Zuſammenkunft zweyer liebenden ſchildere, in welcher ſie ſich das erſte Mahl ſehen, vorher aber gegen einander ſchon entbrannt waren. Die Stelle lautet ſo:

„Da ſaß ſie kurz zuvor, an der Seite des künftigen „Beherrſchers von ** — geliebkoſet von dem, der ihr ein„ziger Wunſch nur war — und freundlich aufgenommen „in der Familie des erſten vom Range: Alle übrige Jung„frauen wurden zwar nicht verachtet, aber, ſie gingen in „Ehrfurcht vorbey, und dieſe kleine, erhabenſte Gruppe, „ſah nur gleichgültig höflich auf ſie herab. Solche Sce„ne hatte die Tochter ** — noch nie erlebt, denn ſie kannte „das Leben der Großen noch nicht in ſeiner eigentlichen „Verfaſſung. Nun aber wiegte ſie ſich am Arme des Ein„zigen ihrer Liebe und alles ſchwand, — und alles war „Harmonie — und ſie wäre lieber in den Tod gegangen, „als dieſe ſüße Wolluſt zu verlieren. Vieles plauderten „ſie unterweges, aber tauſendmahl zu wenig war es noch „für den entbrannten Jüngling. Auch er hatte ſich tief— „tief! verirrt in das ſchwarze ſanft anlockende Auge des „Engels. Süßer Schauer und Entzücken übergoß ihn, „wenn nur die Spitze ihres Fingers ſeiner Hand ſich „nahete; — denn, es iſt Wahrheit, unſer Gefühl, unſere „Einbildungen, dieſe wollen nur gezerrt — nur gelocket — „nicht angetrieben ſeyn. Er ſank daher in Empfindun„gen ohne Nahmen, als er nur von Ungefähr das Auf„ſtreben ihres Buſens unter dem leichten Gewande an ſei„ner Hand gewahr wurde, da er einen Wurm von demſel„ben nehmen wollte. Ihre Bruſt hob ſich, ſie blickte ihm „ins Geſicht mit matter Glut — vergaß des Dankes — er „ſah nun keinen Wurm und keine ** mit offnen ſtarren „Augen, während ſeine Hand vergebens tappte, und im„mer mehr von des Buſens Streben gelähmt wurde; — „ſie ſank herab, und beyde ſahen ſich in ſtummer ſüßer „Verwirrung an. — —

„Solcher Scenen giebt es vielleicht mehrere im menſch„lichen Leben, und es können dieſes Augenblicke werden, „nach welchen Reue folgt. Der verführeriſche Frühling, „und ſchwühle Gewitterabende reizen uns mehr als ge„wöhnlich zur Wolluſt und Liebe. Alle unſere Gefühle

„werden im Frühlinge durch tauſend Süßigkeiten berauſcht, „und wir verlieren uns nur zu leicht in dieſem Seele „und Leib berauſchenden Genuſſe. Ein durchwärmtes „Geblüte durchſtrömt die Adern unſers ganzen Körpers. — „Alle Säfte gerathen in eine wallende Bewegung, und „ehe wir uns verſehen, ſind urplötzlich alle Triebe un„ſers empfindlichen Herzens durchglühet. Wir werden „durch den Strohm der unaufhaltbaren Sympathie dahin „geriſſen, und gerathen in eine ſchmachtende Mattigkeit, „daß wir nur mit Mühe — nur mit vieler Standhaftig„keit den überwältigenden Gefühlen — den ſo häufig wie„derholten Verſuchen der Reize zu widerſtehen im Stan„de ſind.

„Auch dieſer Fall trug ſich unter beyden Liebenden zu. „Er führet jetzt ſeine einzigen Wünſche durch eine Reihe „angenehmer Gärten bey heiterer warmer Luft am ſanften „Abend. Er gehet, Hand in Hand geſchlungen mit ihr, „bald bey einem Blumenbeete vorbey — bald durch eine „ſchattige Reihe blühender Bäume; — bald hören ſie den „einſamen Sänger der Abende aus dem Wipfel der Linde, „das Nachtigalmännchen, der Braut ein zärtliches Lied „bringen, und ſie weilen dem Geſange zu Gefallen, in „ſüßer Mitempfindung. Nun werden ſie von einem eb„nen Thale empfangen, und der reizende Bach ſchlängelt „ſich ſanft rauſchend hindurch. Schweigend und nur füh„lend beyderſeitig ihr großes Gefühl — ihr großes, nie „vermuthetes Glück — ihre betäubende Freude über den „Abende der alle Erwartung überſtieg, kommen ſie an den „Hügel eines Grabes, welcher mit weichem Raſen bedeckt „und mit Violen beſäet iſt. Sie drücken einander die „Hände — ſie verwunden einander mit ſchmeichelnden „Blicken — jedes Herz ſchützt ſich ſelbſt Mündigkeit vor, „und ſo wächſt das Vertrauen der Liebenden. Sie ſetzen „ſich auf dieſer bezaubernden Höhe; der falbe Mond, „und die ſtille Feyer der Dämmerung entfernen alles, was „ruhige Liebe verſcheuchen könnte, und — gerade hier „ſind die Augenblicke des Falles oft mit in den Stunden „des unausſprechlichſten Glückes verwebt. — Gerade hier „iſt die ſonſt ſo gütige Natur ſelbſt beſchäftigt, ihre ſeli„gen Menſchen ins Unglück zu locken.“

Würde

Würde aber der Jüngling ſeinen Angriff mit Hitze und Unüberlegtheit, und gerade im Character des choleriſchen Temperamentes unternehmen, ſo würde ihm der Sieg ſchwer fallen; er würde ſo wenig reizen, als nur irgend einige erbeuteten Vortheile behaupten können, weil das eine heftige Temperament ſich durch die heftigen Stürme des andern, zwar entflammt aber beleidigt findet; folglich nicht zu ſolcher ſanft zitternden Stimmung, in welcher die erweichte Liebe alles leidet und alles duldet, um nur Neugierde, Verlangen und in Feuer gerathene Begierde zu beruhigen, hinabſinkt.

Solche zitternde Stimmung des choleriſchen Temperamentes, (ich weiß dieſe Leidenſchaft jetzt nicht anders zu nennen,) pflegt gewöhnlich auf eine Zeit den Zuſtand des phlegmatiſchen Temperamentes nach ſich zu ziehen, weil die feinen und ſonſt ſchon geſpannten Nerven zu ſehr überſpannet und hierauf bey der ſchnellen Herabſtimmung der Leidenſchaften wieder zu ſehr erſchlaffet werden. In dieſer Herabſtimmung der Faſern pflegt oft die Vernunft wieder zum Vorſcheine zu kommen; unedle Thaten und Verbrechen werden bereuet, denn die Begierde hat die Glut verloren, und das Mädchen iſt im Stande, den Verführer mit Verachtung und Abſcheu von ſich zu ſtoßen. Eben dieſer Fall kann auch eintreten, wenn der Verführer während der Glut des Mädchens phlegmatiſch verfahren würde. So verhält ſichs mit mehreren heftigen Leidenſchaften, und man kann dies Beyſpiel von der Liebe nur verändern. Wie aber das choleriſche Temperament im Sturme der Leidenſchaften und nach demſelben ſo mannigfaltige Geſtalten annimmt, will ich vermittelſt der Geſchichte vorher erwähnten Mädchens welche ich zu dieſem Behufe noch etwas verfolge, zeigen. Der Dichter beſchreibt hier, wie ſich allmählig der Naturtrieb Liebe, welcher hier ſchon im ſüßen Ge-

nuſſe

nuſſe einer feiner Wolluſt umgebildet war, bey dem feurigem Mädchen in Furcht, banges Zagen, und zuletzt in zärtliche Mattigkeit verwandelt.

„Beyde Liebende ſitzen auf der bemoſten Grabeshöhe, „und S. (ſo hieß der Jüngling,) legt die Hand des Mäd„chens an ſeine Bruſt. Er beginnt: Wenn ich dir aber „die Wunde zeigen könnte, die das Feuer deines Auges „mir hier ſo tief ſchlug—gewiß! dieſe Bruſt würde dann „mehr Ruhe hoffen. —

„Sie. Alſo iſt deine Bruſt von Liebe verwundet, „mein S.?

„Er. Du viel geliebte D.! Aber warum biſt du die„ſer göttlichen Tugend ſo feind?

„Sie. Feind eben nicht; aber ſie kann heute und morgen „noch keine Reize für mich haben. —

„Er. Daß ſich alle Götter erbarmen!! Nein, geliebte „D. der Strahl aus deinem wonnigen Auge, dein hold„lächelnder Mund, und dein ſo wallend empor ſteigender „Buſen gleichen keinem Herzen, welches der Liebe un„hold ſey.

„Sie. Schmeichler! Du rühmeſt mein Aug — prei„ſeſt meinen Mund — und mein Buſen hat deinen Blick „auf ſich gezogen — — feſſeln dich nur dieſe vergänglichen „Reize an ein Weib? Was willſt du dann, wann einſt „das Auge matt und trübe wird, wann die Roſe der „Wange und Lippe erſtirbt, und die Lilien des jungfräu„lichen Buſens dahin welken?—O, wenn du keine Seele „kenneſt, die voll warmer ewiger Anhänglichkeit nie ver„geht, ſo biſt du der fahden Schmeichler einer, und täu„ſcheſt nicht mich, weil ich weiß, daß das, welches du nur „ſieheſt, über zwölf Monden ſchon Staub und Erde „ſeyn kann.

Er. Verzeih, ich habe gefehlt — aber höre: ſoll„ten dieſe unausſprechlichen ſichtbaren Reize, worin ſich „alle meine Sinne verlieren, auch nicht den allerſchönſten „Funken von Gott — deine noch beſſere Seele verra„then? Sollte dieſe nicht von ſo edlen, frommen und „weiſen Aeltern, als die deinigen ſind, ſo ausgebildet wor„den ſeyn, daß der Sohn des H. ſich nur zu ſchwach ge„fühlet, ſie mit Worten zu beſchreiben, weil die von ihr „in meine Seele geſtrömten Empfindungen zu groß für

„meine

„meine Zunge ſind? — Ein Verräther an dir einzige D.
„würde ich ſeyn, könnte ich dich mit leeren Worten täu-
„ſchen! Meine Seele ſinket vor der deinen dahin, und
„dies mein Auge würde erlöſchen, wenn du nicht mein
„verwundetes Herz heiletest, und mich wenigſtens nur
„deiner Freundſchaft werth achteteſt. Von heute an iſt
„ſonſt meine Ruhe auf ewig dahin — ach D. und du
„nimmſt ſie mir mit kalter Hand, und willſt der tiefen
„Wunde meines Herzens auch noch den Balſam der
„Freundſchaft entziehen? Nur Freundſchaft D. und
„weiter nichts!! —

„Beyder Lippen ſanken in ſtiller Glut in einander. —
„Nach einigen zitternden Athemzügen entzog D. ſträu-
„bend dem Jünglinge ihren Mund, allein die betäubte
„Wonne neigte ihn auf des Mädchens Buſen, und nur
„ein angſtvoller Seufzer der D. weckte ihn. —)

„Er. Aber was ſeh ich! Dein Aug in Thränen? — —

„Sie. Wie tief bin ich gefallen!!! —

„Er. Iſt dann dein Herz und deine Hand ſchon eines
„andern Eigenthum?

„Sie. Nein!

„Er. Biſt du denn meine Freundin?

„Sie. Gewiß genug!

„Dies Gewiß genug verſiegelte der feurigſte Hände-
„druck und ſie ſchieden als Liebende von einander.

„D. ſtand und ſah nun von der Höhe des Grabes
„den Mann ſich wieder entfernen, in welchem ſich all ihr
„Sehnen und Verlangen — alle ihre Hoffnungen und
„Glück vereinigten. Sie ſah ihm ſo lange nach, als die
„Dämmerung dieſen Genuß der Freude ihrem zerknirſchten
„Herzen noch erlaubte! Aber, im rauchenden Thal, wo
„jetzt der Thau begann empor zu ſteigen, da verſchwand
„die Geſtalt des Sohnes H. Nun ward es ihr ſo ſchwer
„im zärtlichen Herzen — nun rückten allgemach folternde
„Nachgedanken auf die Seele der Liebenden herzu, das
„bange Gewiſſen warf zentnerſchwere Laſten auf das jetzt
„abglühende Gefühl, und die Reue rief laut durch ihre
„ganze Seele: Was haſt du gethan, arme D.!! Was
„verſprachſt du dem koſenden Jüngling, ſchwache D.!!
„Was forderte das väterliche Gebot, unachtſame D. von
„dir? — O, ich Elende, ich Verworfene! ich liebe ja jetzt
„den Ungläubigen und keinen andern, bin verloren, und
„wer-

„werde verachtet vom Stolze meines Volkes. Möchte „doch mein ernſter Vater ſich von dem Jammer ſeiner „Tochter rühren laſſen; möchte er nur das Einzige dieſem „ſehnenden Herzen verſtatten, daß es der Ruhe in dem Ge„nuſſe der Freundſchaft ſich vor ihm freuen dürfte!!

„Unter dieſen folternden Unruhen ſtand ſie noch, den „Blick dahin gerichtet, wohin der Jüngling gegangen. „Sie ſchwankte hin und her in Ueberlegungen, und wollte „erwegen, ob ihre Liebe ſtrafbar und verdammlich, oder „ob ſie wohl, wenn auch gleich der Vater ſie nicht ganz „billigen ſollte, vor den Augen des Gerechten im Himmel „gerecht ſey, den ſie um alles nicht erzürnen wollte. Ihr „geängſtetes Gewiſſen gab aber keinen Ausſchlag. Der „Sohn des H. hatte ihr erzählt, wie auf dieſer Grabes„höhe, auf dem großen platten Steine ſeine Väter ehe„mahls für die Seelen der Verſtorbenen geopfert, dieſes „wurde wieder lebhaft in ihrer Seele, und ſie fühlte einen „heiligen Schauer, welcher ihr, dem großen Opferſtein ſich „zu nahen, eingab. Hier wollte ſie dem wahren Gott ein „Gebet opfern. Lebhaft ſtand der Gedanke in ihrer Seele, „und eben ſo lebhaft wandte ſie ſich hin zu dieſem Altare. „Mit aufgehobenen Händen ſank ſie knieend vor dem Opfer„ſteine im Moſe nieder Aber das gewaltige Streben „vieler entbrannten Gefühle hatten die Ruhe des Geiſtes „umnebelt; es war kein Licht und keine anhaltende Kraft „im Geiſte — dumpf zitterten noch alle Faſern, zwar nur „in Rückerinnerung dieſes erſten großen Genuſſes; allein, „ſo wie der Herbſtwind mit dem Laube ſpielt, welches „vom Zweige abgefallen, verdorret, bald hie, bald dort „hin, hinauf zum Fels und wieder hinab ins Thal getrie„ben wird, bis Nachtfröſte es gänzlich erſtarren — ſo gings „auch dem Gefühle der Wolluſt, welches in dem zagen„den Herzen des Mädchens ſchon zu lodern begann. Sie „vermochte nichts weiter, als: Unſichtbarer Gott gieb „Kraft zu beten!! —

„Die Geſtalt des Sohnes H. und ihre zärtliche unge„heuchelte Liebe rangen aber noch allmächtig in ihrer „Seele mit der Andacht zum großen Gotte, und wollten „nicht fliehen, ſo wie die Glut der Wolluſt ſchon erkaltete. „Ihre aufgeweckten, nun mit einem Mahl deutlich geworde„nen Gefühle der höhern Liebe, die mit großem Feuer der „Natur noch alle Adern ſanft durchglüheten — die von „allen

„allen Völkern, und in allen auch nicht erlernten Sprachen „verſtanden werden, wollten ſchon ihre ermatteten Kräf„te mit ſtillem Dahinſinken in Schwermuth und Ein„ſchläferung überwältigen, als ſie ſich wieder aufraffte. „Sie begann nun ihr Herz zu reinigen von allem, was der „Heiligung des Gebets widerſtrebte. Sie zog die ihr von „S. gegebenen köſtlichen Frühlingsfrüchte, an welchen „er ſeinen Mund gedrückt, hervor, hob ſie gen Himmel „und begann: Das einzige ſichtbare Geſchenk meines „Bräutigams! — — Gott ich erſchrecke, was ſage „ich? — Bräutigam? — — Sie küßte ſolche in ſtum„mer Wehmuth, und legte ſie bethränt auf den Opferſtein „zum Sühnopfer.

„Der Mutter der D. ward die Heimkunft der Tochter „zu lange. Sie erhob ſich voll Unruhe aus ihrem Zimmer „und ſuchte und ſah ihre ſchlanke Geſtalt im Schimmer „der Nacht auf der nicht fern gelegenen Grabeshöhe ſchwe„ben. D. aber kniete jetzt zum andern Mahle am Al„tare — und ſchweigend warf ſich nun hinter der Tochter „die gerührte Mutter am Fuße des Hügels auch zur Erden „nieder. Der Mond ſchien jetzt in feyerlicher Stille auf „die Betende herab. Die Luft war ruhig, die Nacht nun„mehr ſchaurig und kühl, und die dämmernde Einſamkeit „machte dieſe Scene höchſt feyerlich. D. begann „betend:

„Wenn ſich ſonſt, o du allgütiger Vater meiner Vä„ter, mein betendes Herz zu deiner Huld empor ſchwang, „ſo belebte Frohſinn meine Seele voll Dank, und dein „göttliches Licht meinen Staub — Aber heute ſinkt all „mein Beſinnen nur allein auf die Geſtalt des Sohnes „H. zuſammen, dem ich Unbeſonnene ſo bald Freund„ſchaft ſchwur. Unmöglich aber können meine heili„gen Freuden an ein Geſchöpf, das auch aus deiner „Hand zu deiner Verherrlichung ging, den Ordnun„gen deiner Liebe und den Geſetzen deiner großen Na„tur zuwider ſeyn? Unmöglich können ſie den Buſen „einer Jungfrau ſchänden, die noch nie gelobete, einſt „denen Mutterfreuden zu entſagen. Auch in meinem „Herzen ſiehet dein allſehendes Auge das Verborgene; „drum opfere ich dir in Demuth das Einzige von S. „mit meinen Thränen benetzt, und erflehe Ruhe, ach! „erquickende Ruhe für meinen umhergetriebenen Geiſt!

„Schon

„Schon immer war deine Allgüte bereit, was mir „fehlte, herzugeben — auch da ſchon, als mich die „ſtille Wohnung meiner Mutter Leib unter ihren „Schmerzen umfing — als ich als Säugling an ihren „Brüſten mich nährte — als ich noch nicht fähig war, „meiner Seele düſteres Denken in ein deutliches Gebet „und Worte dir entgegen zu lallen; da trug ich mein „Hauptverlangen dir wimmernd und mit Thränen vor, „und du ſchenkteſt meinem Weinen dennoch auch ein „gnädiges Erbarmen. Du führteſt mich glücklich bis in „dieſe mannbaren Jahre; und wenn Krankheit und „ſiechhaft Weſen der Blüthe meines Antlitzes droheten, „ſo verjüngteſt du mein Geſicht durch die rothe Farbe „wieder, und hobſt ſo oft den Marterſtein von der ge„drückten Seele. Ach großer unſichtbarer Vater mei„ner Väter, hebe ihn auch jetzt von dem verzagten Her„zen der Tochter J. welche in Liebe und Verlangen „gegen der Ungläubigen einen entbrannt iſt, und nun „keine Ruhe hat. Er hat mir Liebe geſchworen, und „ich — ich darf und kann ihn nicht wieder lieben — „und — liebe ihn doch ohne allen Gränzen. Verzeih! „Vergieb! Ach beſänftige das Herz meines ſtrengen „Vaters, der auch in deinen Geſetzen das drückende „Verboth einer reinen keuſchen Liebe zu ſehen glaubt. „Ich bin zu ſchwach, Gott! ich bin zu kraftlos, dem „allen mich zu widerſetzen, was deine mächtige Natur „fordert; und unter ſo tauſendfältigen Süßigkei„ten — unterm ohnmächtigen Dahinſinken in Won„netrunkenheit, begünſtiget! Erbarme dich gnädig „über S. der mich liebet! — Erbarme dich über mein „troſtloſes Herz!! —

„Sie erhob ſich, und die gebeugte Mutter auch mit „Augen voll heißen Thränen.

„Die Mutter begann: Meine Tochter!

„Tochter. Hie bin ich, meine Mutter.

„Mutter. (Geht der Tochter den Hügel hinan ent„gegen. Beyde reichen ſich einander die Hände.) Was „machſt du hier ſo ſpät, mein Kind — ? —

„Tochter. Ich betete.

„Mutter. Ja wohl ich habs gehört, du beteteſt — „Gott ſtärke deinen Muth!

„Tochter

„Tochter. (Beym Heimgehen) Verdamme mich nicht „einzige Mutter!

„Mutter. (Der Tochter die Hand drückend, und mit „der andern ſich die Thränen abwiſchend.) Meine D.!! —

„Tochter. Thue ich Unrecht vor deinen Augen, ſo ſtra„fe mich!

„Mutter. Ich kann nicht reden. — —

„Tochter. So verzeihe mir dein mütterliches Herz!

„Mutter. Ach du Kind der Angſt!! —

„Tochter. Bin ich ſtrafbar? —

„Mutter. Horche, was Gott thut! — Biſt dus vor „dem nicht? vor mir noch weniger. — —

„Tochter. O welche neue Wolluſt, welche Ruhe gießeſt „du in mein zagendes zerknirſchtes Herz!

„Mutter. Nun geh in deine Kammer, mein Kind; — „deine Mutter verdammt dich nicht. Auch ich will um „Ruhe für dich beten.

„Tochter. So bin ich geſtärkt — denn er liebet „mich. — — —

„Sie trennten ſich. Die Mutter drückt ſchweigend aber „feurig an ihre Bruſt das Kind, und jede geht in ihr „Schlafgemach. Die Mutter konnte nicht ſchlafen; aber „D. ſank bald von Müdigkeit dahin (*)"

Ich habe im Vorhergehenden geſagt, daß zwey ganz gleiche Temperamente nicht in immerwährender zärtlicher Harmonie bleiben können, weil ſie ſich einander zu alltäglich werden, und wenn gleich auch der Vertrag unter ihnen nicht gebrochen wird, ſo finden ſie doch wenigſtens ſo viel Neues nicht an einander, als zwey von verſchiedenem Temperamente — dennoch können ſie ſich aber lieben, und auf eine Zeit an einander heftig entbrannt ſeyn, denn das Feld der Wolluſt iſt ſehr weit ausgedehnt. — In Hinſicht des ſanguiniſchen Temperamentes aber möchte der Punct der Verführung am leichteſten zu überſteigen ſeyn, und ich glaube

(*) Wahrſcheinlich wird der Roman, woraus dieſes genommen, nächſtens, aber doch etwas verändert, im Drucke erſcheinen.

glaube behaupten zu können, daß ein völlig ſanguiniſches Mädchen bey nur wenig beherzigten Grundſätzen der Moral von allen andern Temperamenten, wenn nur der Gegenſtand ihr reizend ſcheint, ſehr leicht beſieget werden kann; weßhalb Aeltern bey der Erziehung ſanguiniſcher Töchter ſchon mehr Aufmerkſamkeit anzuwenden haben, als bey andern.

Wenn ſie gleich das ſinnliche Vergnügen bis zur Ausſchweifung lieben — wenn ihnen nach jeder bald empfangener Luſt das Herz klopfet, ſo widerſtehen ſie doch am längſten den Anfällen eines Cholerikers, wenn er zumahl mit ſeiner Frechheit keine vortheilhafte Geſtalt verbindet. Ihre Vorſtellungen ſind nicht ſo lebhaft und ſchnell als im choleriſchen Zuſtande, aber etwas dauernder, und ihre Leidenſchaften reißen ſie zum öftern zu ſüßen Abmattungen dahin. Ihr Herz iſt zu voll, zu überſpannt von mildem Wohlwollen gegen einen jeden, der ſich ihnen im Gewande der Liebe nähert — ihre Wünſche zu andringlich, zu überfließend — und ihre Fibern zu reizbar, woher ihr faſt immer wünſchendes Herz ſich häufig nicht auf einen Gegenſtand einſchränken kann. Die bloß ſanguiniſche Braut iſt häufig ſchwach in der Treue, wenn der Geliebte entfernt iſt, und ihre Augen ſich ihn nicht immer aufs neue einzuprägen vermögen, damit ſein Bild in ihr ſie ſchütze — oder, wenn das Ziel der Befriedigung der Wünſche noch zu weit hinaus geſetzt iſt, und manche ſelbſt erbauete Wahrſcheinlichkeit in den Weg tritt, die darzuthun ſcheint, daß ihrem zu hoffenden Genuſſe noch vieles entgegen ſtehe; — dann kehrt ſie bey neuen Reizen oft mit ſtarken Schritten um, beſonders wenn ſie den Vorgefühlen der Wolluſt ſchon einſt nahe geweſen, und die Treue zieht ſich weinend in dunkeln Schatten zurück. —

Das choleriſche Temperament gewinnt bey dieſem um deswillen ſehr häufig, weil daſſelbe heftiger, und

die Vorſtellungen, welche das ſanguiniſche Temperament in dieſem Streite erhält, lebhafter ſind, als die von ſolchen mit minderem Feuer und Leben. Die ungewiſſen Entſchließungen, Blödigkeit und Schamhaftigkeit werden vom ſtarken Reize betäubt, und es erfolgt die gefährliche ſüße Mattigkeit. Was der Cholericus bey dieſem Temperamente vermittelſt der Lebhaftigkeit, des Feuers und der Frechheit vermag, das vermag der Melancholicus durch ſein traurig rührendes Weſen, das gleiche Temperament durch Sympathie, das bäotiſche durch den Reiz, der von körperlicher Stärke und Geſundheit auf das ſchmachtende Auge der Verlangenden ausgeht. Wenn nun auch der Phlegmatiker anfangs verlacht wird, ſo iſt kein Temperament geſchickter ſich bald an einen Gegenſtand zu gewöhnen, als eben dieſes ſanguiniſche, und es fühlt ſich auch in den Armen des Schläfrigen endlich glücklich.

Ein ſanguiniſcher Jüngling iſt oft bis zum Eckel empfindſam, indem er von jeder Kleinigkeit gereizt wird, und jedes Ding in ſeinem Herzen mit warmen Gefühlen zu umfaſſen wünſcht, er bemühet ſich oft, Sachen ſeinem Herzen werth zu machen, die es nach kalter Vernunft nicht immer verdienen zu ſeyn, und zieht daher in ſeinen Freuden und Leiden häufig Dinge mit hinein, worauf ein anderes Temperament in ähnlichen Fällen nie verfallen würde. Ich will hier z. B. das Selbſtgeſpräch eines ſanguiniſchen Jünglings anführen, welches er am Morgen vor ſeiner Verlobung, als er voll ſüßer Unruhe erwachte, begann:

— Noch ſchlummert die Natur, und es läßt ſich nur einzeln ein Morgenvögelchen hören, welches ſich aber nicht von den Aeſten in die graue Dämmerung wagt. — Noch zieht hin und wieder der Nachtrabe, wild ſchreyend, vorüber, und die Felseule rudert mit leiſen Fittigen von Baum zu Baum allmählig zur Kluft — und ich ſtehe ſchon eine Weile heißen Herzens auf der hohen Burg-Zinne,

den Aufgang der Segensſonne erwartend. Auch heute geh freundlich auf, liebe Sonne des Himmels, damit ** der Engel, und an ihrer Seite ich dir dankvollen Herzens entgegenlächele im Morgenglanze; geh freundlich auf, und laß der Tage ſchönſten uns zählen: Siehe, ſo frühe harre ich ſchon deiner, und, o! könnte ich mit mächtiger Stimme der Dämmerung gebieten, daß ſie flöhe, ſo geſchähe es heute — gewiß heute, da Liebe und Verlangen meine Stunden beflügeln — da warmes Herzens ich jeden Blutſchlag zähle, bis ich den Engel umarme. Komm friedebringend herauf große Sonne! Komm mit der ganzen Fülle deines Segens! Erleuchte das Antlitz meiner Braut mit deinem Purpurſtrahl, wenn du dort auf den öſtlichen Hälften der fruchtbaren Berge den jungen Tag bereiteſt! Erleuchte ihr Auge voll Unſchuld, voll Liebe für **, wenn das Laub noch vom Thaue tröpfelt, und zitternd dein Strahl in jedem Tropfen zur Mutter Erde herab fällt, die Grashälmchen zu erquicken. Weinet das Mädchen dann vor hoher Ahndung — o! ſo zittere dann auch der Morgenglanz in der Thräne ** herab und hauche ihr Ruhe ins Herz, bis ich komme — bis ich der Seligſte unter den Seligen bin — bis ich von naher Gegenwart — vom Zauber ** umgeben — von ihrer Hand berührt — von ihrem ſchwarzen Auge ſo ganz dahin gezogen, an ihren Buſen wonnetrunken mich ſchmiege — — — — Doch, ja, du brichſt allmählig hervor! Welch einen Blick voll unbefangener Güte wirfſt du um dich! Welche Allmacht wirkt in deinem ſanften Steigen! Welche Pracht in deinem heraufwallenden Gange! Ja: Ja! Du wirſt heut milde ſeyn, wirſt in das große blaue Feld dort oben, ſanft hinüber gleiten, und den Nebel von der trüben See aufſteigend verſcheuchen, der ſo oft den frohen Tag unterdrückt. Heil mir, wird auch ** rufen! Heil uns, die frohen Arbeiter im Felde! — Aber, was du am Tage des holden Frühlings der Blume biſt, das iſt ** mir; — o ich Glücklicher!! Es ſoll Freude in meines Vaters Hauſe, Freude im Dörfchen, Freude in der ganzen Burg erſchallen, daß der Wiederhall von den feſten Mauern nachtöne, wie dort auf den nächtlichen Höhen der Donner in den tauſendjährigen Eichen! u. ſ. w.

Von dem melancholiſchen Temperamente behauptete ſchon Ariſtoteles(*) viel Gutes, aber, weil ihre Nerven ſtark geſpannt und auch ſelbſt ſtark ſind, ſo ſind ſie vermöge dieſer Nervenſtärke nicht gleich ſo gereizet, als der Cholericus oder Sanguineus; allein, allmählig werden ihre Leidenſchaften heftiger, und können aufs höchſte getrieben werden. Die einmahl gefaßte Idee behält der Melancholicus noch ſtandhafter als der Bäotiſche, und ich möchte behaupten, daß dieſes Temperament ſehr ſchwer den Verführungen ausgeſezt ſey. Iſts aber verführt, und hat es Lieblingsneigungen gefaßt, die es hernach nicht befriedigen kann, ſo fällt es manches Mahl auf traurige ſowohl, als lächerliche Dinge, ja gar auf ſolche, die der Verzweiflung nahe ſind, und in welchen Religion und Tugend ſcheitern können. Die Geſchichte liefert uns mancherley Beyſpiele dieſer Art, wohin man das Schickſal der Dido, der Lucretia und mehrere andere rechnen kann.

Nicht allemahl iſt der Hang zur Liebe und Wolluſt, oder das Fehlſchlagen dieſer Leidenſchaften, die Urſache von den Ausbrüchen des melancholiſchen Temperamentes; vielmehr findet ſichs ſehr häufig, daß gerade der Abſcheu vor dieſen Leidenſchaften, ſolche erregen. Die Dido war eine Tochter des Königs Belus des zweyten in Phönizien, und Schweſter Pygmalions, des zwölften Königs zu Tyrus. Sie vermählte ſich an den Sichäus, ihrer Mutter Bruder, und Prieſter des Herkules, der der nächſte nach dem Könige war; doch ſein Reichthum gab dem Pygmalion eine Urſache, ihn meuchelmörderiſch hinrichten zu laſſen. Gleichwohl entfloh Dido noch zur rechten Zeit mit ſeinen Schätzen, in Geſellſchaft vieler Mißvergnügten, und kam glücklich davon. Als man ſie verfolgte, warf ſie

 ſchlau-

*) Problem. XXV. quaeſt. 1.

ſchlauer Weiſe etliche Säcke mit Sande gefüllet ins Meer, und beredete die Tyrier, das wären die entführten Schätze geweſen, worauf ſich dieſe bereden ließen, ihr zu folgen, und ſie ging nach Afrika. Hier bauete ſie das Schloß bey Karthago; Boſtra, d. i. eine Feſtung, genannt, woraus die Griechen Byrſa machten; ſo wie aus Karthada, d. i. Neuſtadt, Karthago geworden. Der König **Hiarba** ward eiferſüchtig über die Zunahme dieſer Stadt, und ſchlug ihr eine Heirath vor. Sie machte ihm Hoffnung dazu, wenn ſie vorher ihrem erſten Manne einen Leichendienſt abgeſtattet haben würde. Ehe man ſichs aber verſah, entleibte ſie ſich ſelbſt, und warf ſich auf den angezündeten Holzſtoß. Dieſe That hat ihr den Nahmen **Dido**, das heißt, eine Heldin, erworben; da ſie ſonſt **Eliſſa** geheißen. Die Erzählung von ihr und dem **Aeneas** beym **Virgil**, iſt ein bloßes Gedicht; denn ſie hat erſt 300 Jahr nach dem **Aeneas** gelebt. Gleichwohl iſt das Gemählde von ihr, und die Beſchreibung ihres Todes ein Meiſterſtück des Dichters.

Lucretia war des **Spurius Lucretius** Tochter, und **Lucius Tarquinius Collatinus** Gemahlin; eine Frau, ſo ſchön als tugendhaft. Als ihr Gemahl in der Belagerung von Ardea über der Tafel mit andern Römern in Streit gerieth, wer die beſte Frau hätte; behielt er, nach allgemeinem Beyfall, den Vorzug. Allein der Prinz **Sextus Tarquinius**, verliebte ſich dergeſtalt in ſie, daß er ſpät des Abends bey ihr Herberge ſuchte, und wegen der nahen Verwandtſchaft aufgenommen ward. Doch, als er von der Liebe zu reden anfing, und nicht das geringſte Gehör fand, drohete er, ſie mit einem Dolche zu ermorden, und einen ermordeten Knecht zu ihr zu legen; hernach aber vorzugeben, er hätte ſie ſo beyſammen gefunden und beſtraft. Dies that nun die begehrte Wirkung. Allein kaum war der Prinz weg, ſo berief ſie alle ihre Angehöri-

hörigen, erzählte was geſchehen war, und brachte ſich, zur Bezeugung ihrer Unſchuld, ums Leben. Hierauf entſtand ein Aufruhr wider das königliche Haus, davon **Collatinus** und **Junius Brutus** die Anführer waren. Die Tarquinier wurden aus Rom vertrieben, und die königliche Würde auf ewig abgeſchafft.

Man hat viele Trauerſpiele und Opern von der **Lucretia**. Von mehreren andern, aus deren Character man das melancholiſche Temperament abnehmen möchte, findet man Beyſpiele in dem Heiligenlexicon. Daß aber alle mißmüthige, die ſich ſelbſt entleiben, melancholiſchen Temperamentes ſeyn ſollten, iſt wohl nicht füglich zu behaupten. Es kann ſolches aus wahrer eigentlicher Angſt, aus einem närriſchen Zuſammenfluſſe der Ideen — oft aus Großthuerey, und aus wahrer Tollheit geſchehen. Wenn wir z. B. den Character eines **Werthers** betrachten, der ehemahls ſo manchem Mädchen, und ſo manchem Jünglinge den Kopf verdrehete, ſo dünkt mich, iſt in dem ganzen Helden wenig wahre Melancholie, ſondern viele Narrheit mit vielen kindiſchen Poſſen eines ſanguiniſchen Temperamentes untermiſcht, anzutreffen, würde die gute Schreibart damahls die Geſchichte nicht erhoben haben, ſo würden auch ſelbſt die Empfindelnden zu der Zeit theils über ihn gelachet, theils ihn auch verabſcheuet haben, da ſein ganzes Beſtreben nichts als eine anhaltende und verabſcheuungswürdige Begierde zum Ehebruche bezeichnete, die ſich durch viele Kleinigkeiten und kindiſche Poſſen äußerte, aus welchen man vorzüglich den Schwachkopf erkannte.

Auf dieſer Liſte können mehrere unſerer Romanhelden und Heldinnen ſehr füglich geſetzt werden, die der Dichter im Siegwartsfieber wimmern läßt. Die Traurigkeit der mehreſten dieſer Individuen iſt keine Melancholie, ſondern nur eine ſanguiniſche Verzagtheit.

Wenn man einen Phlegmatiker in ſeiner Ruhe und ſich ſelbſt überlaſſen, betrachtet, ſo findet man manches Komiſche an ihm, und er giebt in dieſer Hinſicht den andern Temperamenten häufig etwas zu lachen. Ich habe z. B. mit einem Manne ſtudiert, der, wenn er einmahl ſaß, nicht gern wieder aufſtand. Einſt traf ich ihn im Winter in einem kalten Zimmer frierend an; unterm Ofen lag alles voll Holz; er wurde von der Stube geheizt, und das Feuer, welches die Aufwärterin angezündet hatte, war ausgegangen, Er hätte nur aus der Thüre rufen dürfen, ſo wäre alles wieder in Ordnung gekommen, dies ſchien ihm aber zu viele Mühe — er ſaß lieber ſtille und fror. Ein ander Mahl ſaß er mitten in der Stube in Hemdeärmeln, aber nur mit einem Schuhe; dieſen hatte er in der einen Ecke des Zimmers angezogen, in der andern Ecke ſtand der andere Schuh. Um nun nicht aufzuſtehen, und dahin gehen zu dürfen, ſo war er allgemach mit dem Stuhle bis in die Mitte des Zimmers weggerückt, um endlich dahin zu kommen. Als er herzlich über dieſe drollige Faulheit ausgelacht wurde, faßte er mit beyden Händen den Stuhl beym Geſäße, drückte ihn feſt an ſeinen liebwertheſten — — und gelangte ſo in Geſellſchaft ſeines Stuhles bey dem Schuhe in der andern Ecke des Zimmers an, wo er ſich ſodann gleich niederließ, und auch den andern Fuß unter vielem Seufzen bekleidete.

Von einem Holländer beſinne ich mich einſt geleſen zu haben, daß derſelbe, als er in eine deutſche Herberge kommt, und mit mehreren Gäſten am Kamine ſitzt, bemerkt, daß eine brennende Kohle vom Feuer abſpringt, und den Rock eines der Gäſte anzündet. Er ſieht ſolches mit Gelaſſenheit; da ihm aber die Sache doch endlich verdächtig vorkommt, ſo bricht er von ſeinem Pfeifchen ſo viel ab, und er fragt: „Freund, „wie heißt ihr?" Der Deutſche antwortet ihm nicht.

Er

Er läßt die Kohle fortbrennen und raucht auch geruhig fort. Da der Brand aber zu ſtark wird, ſo ſtößt er den Deutſchen an, und wiederholt es noch ein Mahl: „Freund wie heißt ihr?" Der Deutſche ſagte: „Ey, „wie ich heiße? Peter heiß ich!" Gelaſſen antwortete der Holländer: „Peter! Euer Rock brennt dort!" —

Ein anderer Phlegmatiker hatte ſich an einen heißen Ofen gelehnt, um ſich recht gütlich zu thun,, der Ofen war zu heiß, und brannte durch — er aber hatte noch nicht Luſt, davon zu rücken; endlich verbrannte er ſich ſehr ſtark, und er mußte dem Arzt in die Hände fallen. Wieder ein anderer Phlegmatiker hatte, indem er mit ſeiner Braut vor dem Trautiſche ſtand, den Zweck ſeines Dortſtehens ganz vergeſſen; als die Traurede beynahe geendigt war, ging er ganz langſam vom Tiſche weg, ließ die Braut, den Prediger und alle übrige Anweſende ſtehen, und verfügte ſich auf das geheime Kabinet. Unter mehreren Blättern trifft er hier auch Rudera von einer alten theologiſchen Streitſchrift; dieſe feſſeln ihn, er fängt an zu leſen, und vergißt darüber gänzlich, daß er vor der Trauung geſtanden. Die Geſellſchaft wird unruhig bey ſeinem langen Wegbleiben, und endlich ſchickt man ihm jemand nach. Er wird im vertieften Leſen gefunden; aber er bricht ab, und verſichert gleich zu kommen. Wie hierbey der Braut, welche ohnehin ſchon nicht ganz von ihrem Bräutigam eingenommen war, wohl zu Muthe geweſen ſeyn mag, kann man ſich leicht denken. Er kam aber wieder, ſtellte ſich an ſeinen Platz und die Trauhandlung wurde vollendet. Bey Tiſche war er etwas aufgemuntert, und fragte ſeine Braut: ob ſie ihn denn auch herzlich liebte? Sie erwiederte eben ſo laut: Sie hoffte, der liebe Gott würde ihr noch Liebe ſchenken. — Dieß entrüſtete ihn aber keinesweges, ſondern er antwortete im phlegmatiſchem Frohſinne: Er wolle ſolches auch herz-

lich wünſchen, weßhalb er fleißig zu beten verſpräche. —

So wie dieſes Temperament nun mit den Eigenſchaften der andern Temperamente vermiſcht iſt, ſo zeigt es ſich auch bey gereizten Leidenſchaften, welches vom Trunke, oder überhaupt vom Genuſſe Reiz erregender Dinge geſchieht, und man trifft häufig, daß der ſonſt ſo ſtille Phlegmatiker in Geſellſchaften dann alle drollige Hiſtörchen aus Reiſeſchreibungen, Romanen, und Erzählungen erlernt, ſo trocken, und zuweilen gar witzig herauskramt, daß man genug zu lachen hat. Hat er aber ſeinen Magen mit ſchweren und unthätig machenden Dingen, wohin vorzüglich auch gewellete Schafmilch gehört, überladen, ſo ſtellet man auch nichts mit ihm auf, und er wird böſe, wenn man ihn viel reizt.

Ein Mädchen, ſo ganz von dieſer Gemüthsart, thut ſich ebenfalls ſelten hervor, um zu reizen, es möchte dann ihre äußere Geſtalt von ſelbſt ſchon Anbeter erwecken. Mancher glaubt bey ſolchen Frauenzimmern ſchon ganz nahe am Ziele zu ſeyn, un diſt gerade dann himmelweit davon. Ihre (im eigentlichen Verſtande ſogenannte) Faulheit machts, daß ſie ſich häufig auch von der Seite zeigt, als vernachläßigte ſie Ehre und Tugend, und da ihre Empfindungen äußerſt langſam ſich zu einem höhern Grade bewegen, ſo bewundern ſie manche Männerreize, ſie beſtehen auch, worin ſie wollen, mit erlernten Höflichkeitsworten, und denken ſich eben ſo wenig dabey, als wenn bey ihnen der Handkuß von einen ſüßen Wüſtling, mit einem zärtlichen Händedruck begleitet wird. — Manches Mahl lange nachher fällt es ihnen erſt ein, daß dieſer oder jener gegen ſie einſt auf ſolche Art andringlich war; — ſie erzählen es, und laſſen es auch damit gut ſeyn, und kümmern ſich überhaupt ſelten um ſolche ſonſt reizende Kleinigkeiten, weil ihre Nerven zu unthätig

thätig ſind, als daß ſie ſich um ſolcher Läppereyen willen ſpannen, und der Seele deutliche und feurige Bilder vorſchieben ſollten. —

Eine Idee, ein Gefühl, welches ſie noch nie empfunden, erwächſt bey ihnen langſam und ſchwer, weil die Einbildungskraft nie außerordentlich wirkſam ſeyn kann, wenn man die Dinge, die empfunden werden ſollen, noch nie empfunden hat, wobey die Vorſtellungskraft entweder gar nichts vermag, oder auch ſehr fehlet. Lezterer Zuſtand kann aber auch dem böotiſchen Temperamente eigen ſeyn, weil es ſehr oft von allen den Dingen, wovon andere Temperamente gereizt werden, entweder gar nichts empfindet, da ihm manche Empfindungen ganz unbekannt ſind — oder es wird eben wie das phlegmatiſche ſehr langſam und ſchwer gereizt, indem die Faſern ſtark und ſteif, und durch Abhärtungen aller Art unempfindlicher geworden ſind. Selten wird daher den böotiſchen Landmann eine ſanfte Muſik rühren — ſie muß rauſchen und betäubend ſeyn, und dann fühlt er erſt, daß er Muſik hört. Der Bauer, oder eigentlich bäueriſch erzogene Landmann, ſieht ſogar nicht einmahl auf Harmonie der Töne, ſondern, eben die Disharmonie und das Unausſtehliche der elenden Dorfgeigen in Begleitung des ſogenannten blinden Baſſes, den ein jeder Pferdejunge dazu ſtreichen kann, und auch oft muß, welches uns zum Theil Kopfweh und den größeſten Unmuth verurſachen kann, erhebt ſeinen Geiſt, er wird froh dabey, und wünſcht keinen feſtlichern Augenblick, als den, wo er bey dieſem Getöſe ſeine nervige Grete kraftvoll umfaſſen kann. Aus eben dieſer Urſache, weil ſeine Nerven nur ſtarke Reize verlangen, iſt ihm das berauſchendſte Getränke auch das liebſte, und er verachtet es ſelten, wenn er auch den Tag darauf die unleidlichſten Kopfſchmerzen hat.

Durch

Durch Zuſammenſetzung dieſer Temperamente oder Neigungen, man nenne ſie, wie man will, bringt die Natur eine unzählige Menge von Charactern hervor. Man nehme nur die drey Haupttriebfedern, welche die ganze Welt in Bewegung erhalten, die Wolluſt, die Ehrbegierde und den Geiz — auf wie verſchiedene Art wirken dieſelben nicht nach den beſondern Temperamenten desjenigen, welcher von ihnen beherrſcht wird? —

Es giebt unendlich verſchiedene Anhänger der Wolluſt, wenn man überhaupt den Trieb zum Vergnügen darunter verſteht. Der ſucht ſie bloß in den Empfindungen des Körpers, jener in den reinen Vergnügungen der Seele. Der verlangt Wein und Liebe zu ſeiner Beluſtigung, den rührt nur eins von dieſen, und der ziehet beyden ein wohlſchmeckendes Gericht vor. Der hält es für eine Wolluſt, wenn er unter vertrauten Freunden bis zur Fröhlichkeit trinkt, wo eine hitzige Unterredung die Geſellſchaft belebt, oder, wenn ſeine Lesbia ihm, um ſeiner Klagen los zu werden, einen unſchuldigen halb erzwungenen Kuß giebt. Jener liebt keine Freuden, als die, welche die Sinne trunken machen, keine Geſellſchaft iſt für ihn munter geweſen, als aus welcher er ohne Taumel hat nach Hauſe gehen können, und von der Liebe kennet er keine andern Empfindungen, als die, welche ihm einige barmherzige Schweſtern in einem berüchtigten Hauſe verſchaffen. Dem gefallen nur rauſchende Ergötzlichkeiten, und er iſt auf einem Balle, wo alles, was artig heißt, verſammelt iſt, und die ganze Nacht nach verſchiedenen Inſtrumenten tanzt, vor Freuden außer ſich, da vielleicht ein anderer, welcher nicht weniger ein Freund des Vergnügens iſt, bey eben der Luſtbarkeit vor langer Weile gähnt. Den bringt die Zauberkraft der Muſik in Entzückung, jener hört die rührendſten Touren mit Gleichgültigkeit an, und beluſtigt ſich

mehr

mehr an dem harmoniſchen Geſange eines Dichters, bey welchem er zugleich etwas denken kann. Ein dritter verachtet alles dieſes, und nennt es ſeine Wolluſt, einen Betrübten zu tröſten, einem Nothleidenden ſein Elend zu erleichtern, und ziehet es den Neigungen des Weines, der Liebe und des Tanzes vor, wenn er einen Unglücklichen auch nur auf einen Tag vergnügt machen kann. Ein ſeltner Character, es iſt wahr! von welchen man aber doch noch hie und da Spuren antrifft.

Das Gebieth des Ehrgeizes iſt nicht weniger mit verſchiedenen Unterthanen beſetzt. Der läuft Tod und Gefahr entgegen, um als ein Held bewundert zu werden; der ſucht auf den nicht minder gefährlichen Stufen der Hofgunſt zu einer vorzüglichen Höhe zu ſteigen, und ſetzt ſeine ganze Glückſeligkeit in einen freundlichen Blick ſeines Monarchen. Der ſucht ſich durch Schriften zu verewigen, und beraubt ſein Leben, welches er ſchlaflos, arm und kränklich zubringt, gern aller Annehmlichkeiten, wenn er ſich nur mit der Hoffnung ſchmeicheln kann, daß die Nachwelt ihn einen großen Geiſt nennen werde. Der, welcher etwas niedriger denkt, iſt ſchon zufrieden, wenn er mit Leuten, die vornehmer ſind, als er, umgehen kann, wenn ſein geſticktes Kleid bewundert wird, wenn er prächtig ſchmauſet.

Ein Raufbold auf Univerſitäten wird bloß aus Ehrgeiz getrieben, einen ſchwächern vom breiten Steine zu ſtoßen, einem Manne, den er kaum kennet, die Fenſtern einzuwerfen, oder ein Pereat vor ſeiner Thüre zu rufen. Auch ſelbſt bey Handlungen, bey welchen man nichts weniger als Ehrbegierde vermuthen ſollte, trifft man Spuren derſelben an. Bloß die Begierde ſich hervorzuthun, treibt die Flüche des Corporals, die Seufzer der Scheinheiligen heraus, friſcht die Bauern in der Schenke zum Trinken an, und veranlaßt oft

gar, daß ein Mädchen, welche gern etwas mehr Putz haben möchte, als ſie bezahlen kann, aus Ehrgeiz ihre Waare — — eher weggiebt. Sollte man ſich wohl vorſtellen können, daß Handlungen, welche ſo ſehr verſchieden ſind, aus einem Triebe herrühren, und alle dieſe Leute nur darin von einander abgehen, daß ſie auf verſchiedenen Wegen ihres Wunſches theilhaftig zu werden ſuchen?

Auch alle Geizige ſehen einander nicht ähnlich, wenn man ſie genau betrachtet, obgleich der Unterſchied zwiſchen ihnen nicht ſo merklich iſt. Der wuchert, wo er kann, ohne ſich im mindeſten ein Bedenken daraus zu machen, ob er jemand Unrecht thue. Dieſer entzieht ſich, ſeiner Frau, ſeinen Kindern, den nöthigen Unterhalt, flucht bey der kleinſten Ausgabe, giebt aber jedem, was ihm zukommt, und nimmt nichts, ſo ihm nicht gehöret. Jener braucht alle Stunden zum Gewinne, er läuft, er arbeitet vom Morgen bis an den Abend, ohne ſich kaum zum Eſſen oder Schlafen die gehörige Zeit zu laſſen. Dieſer, welcher phlegmatiſch iſt, bringt ſeine Tage in einer trägen Schläfrigkeit hin, ſucht aber durch eine filzige Kargheit eben den Zweck, nach welchen jener ringt, auf einem bequemen Wege zu erreichen. Der iſt in Kleinigkeiten genau, macht ſich aber weniger daraus, wenn er große Summen durch ſeine Unvorſichtigkeit einbüßt. Der liebt das Geld bloß um des Geldes willen, und unterſteht ſich nicht das mindeſte davon zu genießen, da hingegen ein anderer alles aufs ſorgfältigſte zuſammenſparet, alles, was er andern geben muß, aufs genaueſte einſchränkt, und keinem Menſchen etwas gönnt, um ſelbſt deſto beſſer leben zu können. Es treffen bey einem Geizigen noch außerdem viele andere Laſter zuſammen, unter denen ſehr oft die Grauſamkeit oben an ſteht. Hierüber ein Beyſpiel aus einer arabiſchen Geſchichte welche bis jetzt noch nicht öffent-

lich

lich bekannt iſt, woraus aber geizige Aeltern vielleicht einige Lehren ziehen könnten.

El Daben, ein reicher Hirte, wurde Wittwer in einem ſolchen Alter, wo man die zweyte Ehe für einen Mann ſchon gefährlich hält. Er hatte von ſeinem verſtorbenen Weibe nur eine einzige Tochter, die ſonſt ſeines Herzens größte Luſt, und ſeiner dunkeln Augen erquickender Troſt war. Schönheit des ſchlanken Leibes, und Sittſamkeit, zeichneten dies Mädchen aus, daß ſie geliebt, und von allen geehrt wurde, die nach dem Glücke, mit ihr bekannt zu werden, ſtrebten. Bayla war ihr Nahme. Sie wurde von einem Mädchen aus einem armen Stamme bedient, deren Bruder auch als Hirte zu El Daben zog. Sein Lohn war geringe, denn er diente als Hirte nur zum erſten Mahl; aber, er war treu und fromm, und ſchöner als alle übrigen Hirten. Auf dieſen warf Bayla ihre Augen, und ihr Herz entbrannte. Der Jüngling Selim ſah die Flamme in des Mädchens Auge, und ihre zuvorkommende Gefälligkeit überzeugte ihn bald, daß er nicht mit vorübergehender Gleichgültigkeit betrachtet wurde. Bald aber merkte er Baylas beſondere Aufmerkſamkeit auf ihn, und das Glück, vorgezogen zu ſeyn. Dieß machte ihm Muth. Sie verhehlete ihm ihre Gefühle nicht länger, und ſie erfanden viele Geheimniſſe, ſich ihre Gedanken einander zu eröffnen, (vielleicht war auch bey ihnen die Blumenſprache ſchon bekannt,) ohne daß es ruchtbar werden konnte. Aber beyderſeitiges Feuer wuchs, und die Liebe wurde inbrünſtiger, obwohl ſie öffentlich zurückhaltend ſchienen; denn der Geiz und Stolz des alten El Daben machte ihre Liebe zittern. Ihr Zweck ging dahin, ſo lange auszudauern, bis der harte Vater die Augen geſchloſſen, und Bayla als Erbin einen Geliebten frey wählen dürfte; denn El Daben kannte kein Glück, als nur Schätze und Vieh. Er lebte aber länger als es die heimlich Glücklichen vermutheten, und Bayla erkrankte unterm Zwange jungfräulicher Keuſchheit — wurde ſiech und traurigen Herzens.

El Daben wünſchte vor ſeinem Ende noch Enkel zu ſehen, damit er wüßte, wem ſein Reichthum anheim fiele, und trachtete auf alle mögliche Weiſe dahin, der Tochter

aufs

aufs ſchnellſte einen Mann beyzulegen; — aber vergebens war ſein Streben, denn ſie verachtete der übrigen Männer Zahl. Sie wurde gequält, allein ſie war ſtandhaft, bis ein elender Sclave daß Geheimniß verrieth, und dem El Daben hinterbrachte: ſeine Tochter liebe den Selim, und würde von ihm wieder geliebt.

Dies war eine Stunde des Unglücks für die Liebenden; denn El Daben dachte hoch hinaus mit der Tochter und den Reichthümern, und war fern — weit fern in ſeinem Herzen immerher gewesen, je glauben zu können, daß ſeine Tochter, die reiche Erbin ſo vieler Glücksgüter, einen armen Jüngling erheben könnte und dürfte. Daher wurde er faſt raſend bey ſolcher Nachricht, zerriß ſeine Kleider, und ſchwur beym Gott aller Götter, ſeine Augen nicht zu ſchlieſſen, bevor er nicht ſeine Tochter an einen Mann mit Reichthum und Anſehen gebracht hätte. Er ſchwur, das Gelübde zu zerbrechen, und dem Selim, ſo treu er auch geweſen, den ſchnelleſten Abſchied.

Er maß die Liebe und das warme Herz ſeiner Tochter nur nach ſeiner eignen kalten Habſucht, und wähnete immerhin, ſo wie die Sonne des Mondes Licht verdrängete, müßte ein vornehmerer und reicherer Liebhaber auch den armen Selim aus dem Herzen des Mädchens verdrängen können. Mit dieſem Vorſatze ließ er die Tochter zu ſich kommen; er ſagte: „Meine Augen ſind dunkel vor „Alter, und meine Kräfte ſchwinden; ich werde bald zu „meinen Vätern verſammelt werden, und bedarf daher „eines Eidams, damit ich wiſſe, in weſſen Hände meine „Güter gerathen, deshalb trag ich Verlangen, dich wohl „und hoch zu verheirathen, damit du mir ein Söhnlein „zeugeſt, aus ächtem Blute berühmter Männer, und ich „ruhig ſterben könne.” Das Mädchen ſah zur Erden und ſchwieg, es entquollen ihren Augen voll Liebe heiße Trähnen, denn ſie war des Vorſatzes, mehr Beſtändigkeit zu erweiſen, als man ihrer Schwachheit zutrauete. Der Vater fuhr in eben der Sprache fort: „Ich weiß „der Heimlichkeiten ſchon viele von dir, und du darfſt deine verbuhlte Liebe zum Selim nicht ferner läugnen. „Er iſt ein armer Geſelle aus niedrigem Stamme, den du „billig zurückweiſeſt, widrigen Falles meine väterliche Gewalt eine baldige Aenderung bewirken ſoll.” Jetzt brach das Herz des Mädchens hervor, und ſie begann ſtandhaft:

„O,

„O, ſo möcht ich nicht geboren ſeyn; willſt du mir den „Selim nicht laſſen, ſo begehre ich keinen andern, und „will lieber ein Leben, in Arabiens großer dürrer Sand„wüſte, unter tauſend Qualen verſchmachten, als eines „andern Hand annehmen, und unter dem Arme eines Ge„waltigen mich ſchmiegen, der aber kein Herz voll Liebe — „keine Seele voll Treue — und ſchwachen Verſtandes, „mit Menſchen kein Erbarmen hat! — Das Geborenſeyn „aus groſſem Stamme, giebt den Sproſſen weder Ver„dienſt noch Klugheit, und der zeitlichen Ehre der Art ent„behren nur Narren, wenn ſie wähnen, darnach ringen „zu müſſen. Ein jeder wird in ſeiner Art groß, und von „Anſehen, der klug iſt, und dem das Glück wohl will."

Dies brachte den harten Vater noch mehr auf, da er ſah, wie beherzt die Tochter ſeinen Gründen entgegnete. Er entließ ſie aber für jetzt, und wandte ſich auf der andern Seite zum Selim, verbot ihm alle Kund- und Freundſchaft mit ſeiner Tochter, verabſchiedete ihn unter Bedrohungen, und befahl ihm, nicht einmahl vorbeygehend ſeinem Hauſe ſich nähern zu dürfen, weil er kein Eidam für ihn ſey, und nimmermehr es zulaſſen wolle, daß er ſeine Tochter davon bringe. Würde er dennoch ſich deſſen zu erfrechen beginnen, ſo ſollte er ſeine und ſeiner Freunde Gewalt dieſem entgegengeſetzt fühlen; und wollte das nicht fruchten, ſo ſey er entſchloſſen, mit Hülfe der übrigen Stämme, ihn und ſeine geſammte Herkunft zu vertilgen.

Der Jüngling wollte den nicht beleidigen, welchen er als ſeinen Vater anſahe. Er erwiederte deshalb in Demuth, um nur ſeine Gunſt zu erlangen, oder nur den Weg zu bereiten, auf welchem er ſeine Gründe allmählig ſtreuen, und ſie dem Vater ehrerbietigſt vortragen könnte, damit er wenigſtens nur nicht ſo zürne, und der Jungfrau nicht zu hart fiele. Aber, alle Worte waren vergebens, alles Bitten umſonſt, und die Rache des Alten unerbittlich.

So gehts dem ſchwachen Täuber, wenn der Adler ſein Weibchen ergriffen, und damit durch die Wolken fliegt — er umflattert denſelben kaum klagend, wenn er nicht auch gewürget ſeyn will; — er ſuchet furchtſam die Flucht. So gings auch dem Selim, da er vor El Daben ſtand. Dieſer verlangte im Grimme den Schwur vom Selim,

nie ſeiner Tochter wieder vor Augen zu kommen — ſie nie ferner zu lieben — und nie ſich hinfort um ihre Gunſt zu bewerben. Liebliche Reden vermochten den Starrſinn des Ehrgeizes nicht zu beſänftigen, es ſprach alſo der Jüngling frey: „Mein Leben ſteht in deiner Gewalt, „ſo lange ich unter dieſer Decke ſtehe, und mein Streben „nach Gegenwehr würde umſonſt ſeyn; allein, über meine „Seele vermagſt du nicht zu herrſchen, denn du biſt nur „ein Menſch, mit mehreren Glücksgütern verſehen, als „ich. — Du kannſt zwar verhindern, daß ich Bayla „nicht ſehe, und davon bringe — aber, daß ich ſie liebe, „kannſt du ſo wenig wehren als verbieten. Ich habe mei„nen Willen ihr gänzlich übergeben, und begehre ſolchen „nicht wieder abzufordern; ſollt ich auch darüber das Le„ben verlieren."

Der Jüngling entfernte ſich aus dem Hauſe des El Daben, und niemand wußte ſeinen Aufenthalt als Bayla, die Getreue. Ihre Liebe wuchs aber ſtärker unterm Drucke unzähliger Leiden, und ſie lehrte ſie nun ihre Zuſammenkünfte der Finſterniß der Nacht anzuvertrauen.

El Daben glaubte, gewonnen zu haben, und ſo, wie ein Keil den andern treibt, wähnte er, müßte auch das Andenken an Selim aus dem Buſen ſeiner Tochter, durch die Gegenwart eines neuen Bräutigams vertilget werden. Er hatte ſeine Gedanken gerichtet auf Huron, einen reichen und vornehmen Jüngling, welcher aber ſehr viel in den Hainen und um die heiligen Steine ſchweigend einher ſchlich, und Neigung zum einſamen Leben trug. Allein bis jetzt konnte er ſich noch nicht gänzlich dazu entſchließen, weil manches Mahl ſeine auflebenden Begierden ihn noch nicht ganz der Geſelligkeit entziehen wollten, woher er in ſeinem Vorhaben ſchwankte, und noch immer fürchtete, die ſtrenge Einſamkeit möchte ſeiner Jugend zu ſchwer fallen. Dieſem ließ El Daben ſeine Tochter antragen. Die Befreundeten Hurons waren froh, und es wurde die Heirath unter ihnen vermeintlich geſchloſſen. Huron wollte ihnen nicht zuwider thun, und gab ſeinen Willen drein. Nun erſcholl überall die Nachricht von der Verlobung Hurons mit Bayla, ohne daß beyde mit einander darüber ein Wort verloren.

Dies Gerüchte ſchlug den Selim nieder, und er wollte den Tag nicht erleben, an welchem die Seinige in die Um-

Umarmung eines andern gebracht würde. Zwar hatte er keine Urſache, an Bayla s verſicherter Treue zu zweifeln; doch betrachtete er, wie ſie ein Weib mit menſchlichen Schwachheiten ſey, und ihres grauſamen Vaters Gewalt nachgeben müßte. Er erwog ferner, wie Huron ihrem Stande beſſer gleiche, als er — und, wie nichtig nun ſein Gelübde wäre, da die Seinige ſolches zu brechen gezwungen würde; daher ſchwebte er zwiſchen Hoffnung und Furcht erwartend, wohin das Zünglein der Woge den Ausſchlag geben würde. Aber die Verſicherung der Jungfrau richtete ihn wieder auf. Sie gelobte ihm Beſtändigkeit in unwandelbarer Treue — ſchwur, den Huron nie lieben zu können — es auch niemahls zu wollen — und mit ihm in alle Leiden unter ſtetem anhänglichen Beharren zu gehen. Dies beruhigte den unterdrückten Jüngling; er entzog ſich alſo des Streits, da er doch den Obſieg davon zu tragen verſichert war.

Indeß beſuchte Huron die Bayla — nicht um ſein heißes etwaniges Verlangen zu ſtillen, ſondern mehr, ſeinen Freunden zu gefallen. Sein Herz war noch nie von einer weiblichen Geſtalt gefeſſelt, aber — er nahm ſeine Freyheit nicht wieder mit von dannen, denn das Auge der Bayla und ihre Seele hatten ihn bezaubert. Hier erfuhr er zum erſten Mahle — daß man ſich ſchwerlich einem Feuer nahen könne, ohne deſſelben Wärme zu fühlen — noch weniger aber, daß man eine Flamme ergreife, ohne ſich zu verbrennen. — Es verwandelte ſich daher ſeine kalte, — nur bloß erlernte Höflichkeit in Liebe ohne Ausdruck; und dieſes betrübte die Bayla, da er von andern getrieben, nur ſo vergebliche Wünſche nährete. Daher entgegnete ſie ihm mit Sanftmuth, aber ſann auf Mittel, und liſtige Anſchläge, ſich ſeiner mit Anſtande zu entledigen. Sie hatte gehört, wie der Huron die Einſamkeit ſo ſehr liebte, und als Eremit zu leben ſich vorgenommen hatte. Dieſe Gelegenheit ergriff ſie im Geſpräche, lobte ſeinen rühmlichſt gehabten Vorſatz, und verſicherte, daß auch ſie ihre Gedanken dahin ſetze, und kein eheliches Gelübde ſollte dieſe ihr einmahl gefaßten Vorſätze verändern, denn, ſie hätte ſchon bey ſich geſchworen und angelobet, gleich nach ihres Vaters Hintritt, ihre Wohnung in der Einſamkeit aufzuſchlagen, und ihr Leben der gänzlichen Einſamkeit zu widmen. Sie wünſchte da-

her nicht, daß Jünglinge ſie mit Liebesanträgen beläſtigen möchten, da ſie doch vergeblich wären.

Dieſe Worte zerſchlugen die Freude des Huron, und er wandte ſich mit Vorwürfen zum Vater, von dem er die Vollziehung der Ehe begehrte. Auch die Freunde des Huron verlangten die Beſchleunigung der Heirath, wozu dennoch die Braut bis jetzt nimmermehr ihre Einwilligung gegeben hatte. Dieſe entſchloß ſich vielmehr, aus dem Irrgarten der Qualen entkommen, mit Selim das freye Feld zu gewinnen, und alles Ungemach lieber mit ihm zu theilen, als an der Seite Hurons ihr Leben nach Liebe zu verſeufzen.

Sie machte ihrem Jünglinge dieſen Vorſchlag mit großen Freuden bekannt, und er willigte darein, ſie auf ihr Begehren in der nächſt folgenden Nacht davon zu führen. Dies geſchah. Aber kaum hatte El Daben die Botſchaft von ſeiner Tochter Flucht erhalten, ſo waren auch aller Orten ſchon Reiſige und Bothen ausgeſandt, den Aufenthalt der Flüchtlinge auszuſpähen: und leider, ſie wurden am Fuße eines waldigen Hügels im Dickigt des Terebinthengeſträuches ergriffen, wo ſie ſonſt ſchon entfernt genug, und am ſicherſten zu ſeyn vermeinten. Ob ſich gleich beyde den Genuß der Liebe als Gatten noch nicht geſtattet hatten, ſo ſagte Bayla ungeſcheut: ſie vermuthe vom Selim ſchwanger zu ſeyn — könne, würde und wolle deshalb nie eines andern Mannes Weib werden.

El Daben ergrimmte unverſöhnlich; aber Huron ſah gen Himmel wie die Schäfer, wenns Ungewitter wird — verließ das Haus ſeines vermeinten Schwiegervaters in Mißmuth, und begab ſich nun gänzlich in die vorhin ſchon geliebte Einſamkeit, wo er ſeine übrige Lebenshälfte in Trauer zubrachte. Selim ſollte als Jungfrauenräuber durchs Schwert hingerichtet werden, aber er kam dieſem elenden Tode mit Gift zuvor, damit er nicht des Tödtenden wüthige Hand ſehe. Dies erfuhr die geängſtete Bayla, und verging faſt im Schmerze. Sie hatte beſchloſſen, nicht länger als Selim zu leben — ihre Ehre war nun dahin, denn ſie hatte ſich ſelbſt einen Mißruf gemacht — ſie fand alſo nach ihrem Grundſatze keine andere Beruhigung, als ihrem Geliebten bald zu folgen, und, verſchlang auch das ſchon ſeit einiger Zeit mit ihrem Selim getheilte Gift.

Nun war der Vater untröſtlich, raufte ſein graues Haar, und ſchrie laut bey dem Lager der unglücklichen Tochter, aber vergebens. So viel Zeit gewann ſie noch vor ihrem Ende, daß ſie unter Schwüren verſicherte, ſie ſey noch eine unberührte Jungfrau; und bat, man möchte ſie nach dem Tode neben Selim begraben. Neugierige Weiber fanden nach ihrem Tode ihr Bekenntniß beſtätiget. — Der Vater hatte ſein Wort auf dem Falle von ſich gegeben, und, wollte er ſeine Tochter nun nicht ferner beſchimpft ſehen, ſo mußte er den Selim in ſeiner Grabſtätte mit aufnehmen. Beyde Leichen wurden an einem Abend beſtattet, in ein Grab gelegt, und mit einem Steine bedeckt. Hierauf gerieth El Daben in wüſte, finſtere Nachgedanken voll Traurigkeit und Reue über ſeine mißgelungene Härte. Er ſchwebte noch einige Jahre in düſterer Melancholie in ſeinem Hauſe wie ein Schatten umher, bis er endlich unter zu ſpäter Reue ſeinen Geiſt aufgab, und ſeine großen Güter fremden Stämmen zu Theil wurden.

Aehnliche unglückliche Schickſale hat mancher deutſche Vater auch mit ſeinen Töchtern, indem es ihm nicht genug iſt, mit ſeinen Thalern zu wuchern, ſondern dieſe Wucherbegierde ſich auch bis auf die Verhandlung ſeiner Kinder erſtrecket (*). Weiter hin werde ich ganz beſonders vom Geize, als einer verabſcheuungswürdigen Leidenſchaft reden, und ich führe hier das Bild eines geizigen allgemeinen Characters nur um deswillen etwas weiter aus, weil ich oben angegeben, daß Wolluſt Ehrbegierde und Geiz die vorzüglichſten Beherrſcher der Nationen ſind. Werfen wir aber einen Blick in jenes goldene Zeitalter zurück, wo die Ueppigkeit die Familien noch nicht ſo zer-

(*) Man ſehe die Selbſtgeſtändniſſe und Leiden der großen Frau; oder, ihr geheimes Tagebuch. Herausgegeben von J. E. Siede Berlin, 1798. Der hier beſchriebene Fall kann auch in tauſend andern, und zwar geringern Familien, eintreten, wo die Töchter die Opfer der Connexionen und der Gewinnſucht ſind.

rüttet hatte, daß ſie mit ängſtlicher Sparſamkeit der Gaſtfreundſchaft und der Gaſtfreyheit entſagten — wo derjenige öffentlich beſchimpft und laut verachtet wurde, der kargen Herzens ſich zurück zog, wenn ein Hungriger geſpeiſet, ein Durſtiger getränket, und ein Müder mit Ruhe erlabet werden ſollte; ſo ſehen wir, wie großmüthig, wie edel, wie unintereſſirt der Menſch gegen den Menſchen handelte — der Hausvater mit dem Fremdlinge, der Reiche mit dem minder Reichen — und es ward nicht gefragt: weß Standes, oder von wannen biſt du? ehe und bevor der Fremdling bewirthet, geſättiget, erquickt war, und ſich geruhet hatte. Es brauchte der Fremdling ehemahls im Morgenlande keine weitere Empfehlung zu jeder Art von Gutthätigkeit, als das Gepräge der menſchlichen Geſtalt; er bedurfte keiner andern Fürſprache, um aufgenommen zu werden, als den Gruß, der von ſeinen Lippen in die Hütte hinein erſcholl. Der Menſch fand ſogleich den Menſchen. Die Natur gab es ihm durch das unverzögernde Gefühl ein, was er ſich — was er ſeinem Bruder ſchuldig ſey — was er ſelbſt in ähnlichen Fällen wünſchte; und zog nicht erſt umher mit kahlen Höflichkeiten, die nichts ſagen, oder bey denen das Herz gänzlich abweſend iſt. Der unſelige Unterſchied, der das menſchliche Geſchlecht nach Nation, Vaterland, nach Ehren und Würden abſondert, war damahls nicht ſo bekannt. Alle waren Menſchen einer Erde, Geſchöpfe eines Gottes — alle gleich achtungswerth. In jeder Hütte, deren emporwallender Rauch das Auge des Wanderers in der Ferne erfreuete, war er ſicher, einen Bruder, einen Vater, eine wohlthätige Mutter anzutreffen, und es ließ ſich keiner verläugnen, wenn ein Fremdling über die Schwelle des Hauſes trat, wie — leider zur Schande unſerer Zeiten es oft genug geſchieht — aus Furcht, den Fremden erquicken zu müſſen. —

Die Nacht, die den Reiſenden überfiel, die Einöde, welche ihn umgab, ſchreckten ihn nicht, denn er wähnte auf einer Erde voll Brüder zu wandern, und wo er nur einen Menſchen zu finden hoffte, da fand er auch einen Freund. Der Schatten ſeiner Bäume, die Kühlung ſeiner Quelle, die Wärme ſeines Herdes, die Lagerſtätte in ſeiner Hütte, die Speiſe ſeines Tiſches, und alles was der Hausvater, was dieſer ſein Freund hatte, war ſein; hier genoß er, hier ruhete und pflegte er ſich. Wenn nun ein ſolcher ehemahliger Wanderer am Abend ſeiner Tage, nach vollendeter Pilgrimſchaft, auch wieder einen eignen Herd, eine eigne Hütte und eine eigne Lagerſtätte hatte; dann erzählte er oft ſeinen um ihn gelagerten Kindern, den Nachbarn und Freunden mit ruhiger Zufriedenheit, untermiſcht mit ſanfter Wehmuth, von der allgemeinen Freundſchaft, die ſeine Wallfahrt begleitet hatte; dann wurde ſeine Seele heiter in der frohen Rückerinnerung und Kinder und Alte blieben des feſten Vorſatzes, nie durch eckeln Geiz und aus Menſchenhaß, das heilige Gaſtrecht zu entweihen.

Der Geiz, und die mit ihm verbundenen Leidenſchaften, ſind häufig Schuld an den Zerrüttungen in den Familien, und daß man in unſern Zeiten nur ſelten eine ächte Freundſchaft findet. Nicht jede weitläuftige oder engere Verbindung, die ſich auf Verwandtſchaft, Geſchäfte — oder auf Umgang, oder gemeinſchaftliche Vergnügungen und Luſtbarkeiten gründet, und wobey weder innige Liebe noch Zärtlichkeit — weder Gleichſinn noch Vertraulichkeit Statt findet, iſt Freundſchaft! Nur zu ſehr, und leider zu oft, wird dieſer heilige Nahme gemißbrauchet; ſo daß faſt immer nichts anders, als ein eigennütziger Tauſch von kleinen Gefälligkeiten, von Dienſtleiſtungen, — auch oft ein niedriges Gewerbe von gegenſeitigen Vortheilen, welches nur ſo lange beſteht, als jeder gewinnſüch-

ſüchtig ſeine Rechnung dabey findet, mit dem ſo hohen Nahmen Freundſchaft beleget wird. Die Welt zeigt uns dieſe Tugend bald im reizendſten Gewande, bald unter der Larve des Laſters. — Wir ſehen ſie beym unauflöslichen Bande reinſter edler Seelen in ihrem göttlichen Glanze; aber auch wieder entheiliget in den gefährlichen Fallſtricken der Verführer der Unſchuld — und oft als Deckmantel des abſcheulichſten Betruges und der ſchwärzeſten That. Ihre Entſtehung, ihre Einrichtung, Dauer und Fall, hängen nunmehr von Umſtänden und Zufällen ab, die unſeren verdorbenen Sitten ſchon einen Zwang angelegt, und woher wir oft ſchon abgeſchreckt werden, uns ſogleich dieſer himmliſchen Tugend von ganzem Herzen überlaſſen zu können.

Das bloße gute Herz iſt jetzt zum Glücke der Freundſchaft nicht mehr hinreichend; auch nicht bloße Aehnlichkeit der Denkungsart; allein, dieſe beyden Eigenſchaften, verbunden mit Gleichförmigkeit des Geſchmacks und der Neigungen — mit gleichen ſanften Gefühlen und Leidenſchaften gegen einander, bey welchen keine Beſtrebungen einander auf kränkende Weiſe entgegen laufen, und die beyderſeitige Ueberzeugung des herzlichen Wohlwollens, macht jetzt die ſeltne wahre Freundſchaft. Bloße Aehnlichkeit, bloße Gleichförmigkeit, und einerley Hang, wenn dieſer nicht des andern Begierde in den Weg tritt, kann auch zwiſchen Thoren und Böſewichtern den Schein der Freundſchaft haben, und ſie auf kürzere oder längere Zeit verbinden; da oft ein Theil nur nicht brechen kann und darf, — oft es auch um des zu verlierenden Vortheils willen, nicht wagen will.

Die wahre Freundſchaft, die ewige unerſchöpfliche Quelle ſo vieler Glückſeligkeiten, welche uns in allen Situationen des Lebens Ruhe und Troſt geben kann, iſt nicht minder das Vorrecht der Lieblinge des Glücks,

und es entbehren derſelben am häufigſten die Perſonen der höchſten Stände. Aus den Herzen der Reichen wird ſie oft verdrängt, ſo daß ſie mehrmahls ihre Zuflucht zu den Wohnungen der Menſchen vom Mittelſtande nimmt, und ſich dort zur Milderung mancher Leiden mit Segen verbreitet. Menſchen von mittlern Ständen halten ſich näher zuſammen, ſie fühlen ihre natürliche Gleichheit jezt mehr, und durchkreuzen einander in ihren Abſichten und Unternehmungen weniger und ſeltner, — ſie ſind weniger zerſtreut, und verlieren einander nicht ſo oft, unter der Menge fremder Gegenſtände, aus dem Geſichte, ſo, daß des Freundes nicht gedacht wird, wenns auf Vortheil oder Schaden geht, als es bey denen geht, die von Wolluſt, Ehrſucht und Geiz nur bloß geleitet werden, nach höheren Dingen zu ſtreben — in denen folglich eine immerwährende Ungenügſamkeit lebet. Ich ſage nicht hiermit, daß dieſer Fall auch nicht im Mittelſtande Statt finden ſollte — nein! Wir ſind alle Menſchen, und man kann auch in dieſem die allerverruchteſten finden; — allein wären ſie auch, ſo iſt ihnen die Gewalt ſchon von ſelbſt aus den Händen gewunden, um nicht ſo viel ſchaden zu können, als ein anderer, bey dem dieſe Leidenſchaften mit Macht ausbrechen, und der Gewalt in Händen hat.

Oft iſt der gutmüthigſte Regent unſchuldig, wenn ſein Herz keine wahre Freundſchaft kennt! Dieſes muß jeder eingeſtehen, der nur einigermaßen die Welt, die Menſchen und das Verhältniß der Höfe gegen die Unterthanen kennet. Es iſt unmöglich, daß die Fürſtenkinder in ſolchen Kreiſen von Mitgeſellſchaftern, als es bey uns geſchieht, erzogen werden können, und, wenn ihnen auch die allerbeſten Begriffe und Lehren beygebracht werden, ſo giebts in einem Staate doch tauſend, und mehrere Wollüſtlinge, Ehrſüchtige, Geizige, und Gott weiß, was ſonſt noch für laſterhafte

Unterthanen, die den Fürſtenkindern ſtets auf dem Fuße nachſchleichen, ſie wie ein Schatten verfolgen, alle mögliche Geſtalten annehmen, auf die kriechendſte und niedrigſte Art ſchmeicheln, und ſich ergeben, treu dienſtfertig auf alle Art, und anhänglich zeigen. Sie erhaſchen hin und wieder Belohnungen an Ehre, an Schätzen, oder am gemächlichern Leben überhaupt; und dieſes wars gerade, wornach ſie rangen; — aber der Fürſtenſohn, oder die Fürſtentochter, wußten nicht, daß ſolches Ungeziefer ſie nur um deswillen verfolgte, um Vortheile zu ziehen — ſie belohneten und ertheilten Gnade, wo Handlungen einen guten Schein hatten — ſie erwarben Dank und noch mehr Schmeicheley, aber keine Herzen voll Freundſchaft von dieſen Verfolgern. — Dieſe wurden ſtolzer, herrſchſüchtiger, geiziger, neidiſcher auf ihre Nebenmenſchen, und ſuchten unterdeß nur ihre eigne Größe und einzig das Glück ihrer Familie, Freunde oder Mitverbündeten zu befördern, indeß ihrentwegen der ganze Staat zu Grunde gehen kann.

Der Regent befindet ſich in einer ganz andern Lage, in einem andern Wirkungskreiſe, und anderm Verhältniſſe gegen uns, als wir uns gegen ihn befinden. Von vielen tauſend Unterthanen ſind alle Augen auf ihn gerichtet. Oeffentliche Blätter, öffentliche Einrichtungen, Verordnungen, Anſtalten und Verfügungen in ſeinem Staate, machen ihn allen Unterthanen bekannt; nun liebt ihn jedes Individuum mit ſolcher Anhänglichkeit, welche man Freundſchaft nennen könnte, und einzeln wird ſolches durch Lobſchriften und viele andere Dinge an den Tag gelegt. — Der Monarch kennet aber die Einzelnen nicht alle, und es iſt auch unmöglich, wenn er auch ſein Volk zärtlich liebt, daß ſein Herz ſich für ſo viel Tauſende einzeln beſtimmen kann. Hierzu kommt noch, daß der Regent die Unterthanen von einer ganz andern Seite kennen lernt,

als ſie ſich untereinander zum Theil kennen. Alles lobt ihn ins Geſicht, und alles will von ihm etwas haben — ja, die allergrößeſte Kleinigkeit ſoll belohnt werden — und man läßt ſehr oft mißlich den Kopf hängen, wenn auch auf die allerabſurdeſte Supplik ein Anſchlag erfolgt. —

Hieraus, und weil ein Kron- oder Erbprinz nicht allein aus den Staatswiſſenſchaften, ſondern von Jugend auf durch eigne Bemerkung lernt, daß faſt das mehreſte Andrängen des Volks an die Perſon des Regenten, aus einer gewiſſen Art Wolluſt, aus Ehrſucht oder Geiz, und nicht aus wahrer warmer Freundſchaft geſchieht, als die geringern Stände unter und gegen einander haben können, und daß er faſt jede Tugend in ſeinem Staate, und an ſeinen Unterthanen bezahlen muß; — ſo läßt ſichs leicht denken, daß nach der Verſchiedenheit der menſchlichen Charactere und Begriffe, es auch Regenten geben könne, die die Tugenden Freundſchaft und reine Liebe nur dem Nahmen nach kennen, die belohnen, wo nach den allgemeinen Regeln der Staaskunſt belohnet werden muß, um nur keine Mißmüthige zu erzeugen; — und träfe es auch oft die Allerverhaßteſten im Staate, und erregte dieſes auch noch ſo viel Murren; ſo iſt der Regent häufig in der Rückſicht dennoch unſchuldig, weil er den, der ſich näher an ihn drängte, und ſich auf gewiſſe Art hervor that, da er auch nur Menſch iſt, von einer ganz andern Seite betrachten mußte, als man ihn im Volke kennet.

Da es aber an den Höfen manches Mahl auch nicht an Verläumdern fehlet, die ſich auf den Ruinen des Glücks anderer wieder einen feſten Grund zu erbauen ſuchen, ſo iſts auch ganz natürlich, daß der Regent, aus ſo manchen Erfahrungen ſchon überzeugt, nicht die erſte Anſchwärzung, wenn er nicht ſelbſt die Bosheit der Unterthanen ſieht, glauben kann, eben

ſo

ſo wenig als ein Unterthan verlangen kann, wenn er auch wirklich hier und da Noth leidet, daß der Regent ſein Bitten ſogleich erhören ſoll, da ein jeder immer ſein Anliegen als das Allerdringendſte vorſtellet. Treten nun ſolche Fälle wirklich ein, dann murret das unbeſtändige Volk; ſind im Gegentheil aber diejenigen, welche Gnadenbezeigungen erhalten haben, nur zu einer gewiſſen Art von Dankbarkeit geſtimmt, ſo erſchallen von dieſer Seite wieder Loblieder. Daher dünkt mich, haben wir im Deutſchen keine paſſenderen Ausdrücke, die das Verhältniß zwiſchen Regenten und Unterthanen ausdrücken, als: Landesvater und Landeskind. — —

(Ich rede hier nicht im Allgemeinen, folglich noch viel weniger von einem überall geliebten Könige, der nicht geſchmeichelt zu werden braucht, und dem es gewiß darum nicht zu thun iſt, ſo viele, oft ganz gedankenloſe Hymnen nur von ſeinem Volke zu erhalten — der als König und Menſchenfreund ſich beſtrebt zu regieren, und dieſen ſchweren, äußerſt ſchweren Stand gerade mit ſolcher Mannheit antritt, wie er angetreten werden muß — der da weiß, wie das Volk iſt, daß man zur rechten Zeit den Zügel etwas nachläßt — dann aber auch wieder verkürzt, wenns Noth thut — der ſeine Kräfte, ſeine Ruhe und ſein Leben dem Wohl des Staats aufopfert. — Ein ſolcher Monarch kann nichts weiter als lächeln, beym Lobe und beym Tadel kleiner Geiſter, deren Horizont ſo enz und klein iſt, daß ſie nur bloß von der Erlaſſung oder Erhöhung einer Taxe — von ausgetheilten milden Gaben, und von Milderung einiger in ihrer Nähe obgewalteten Beſchwerniſſen zu urtheilen vermögen — die über Gewalt ſchreyen, wenn ein Zweig des verderblichen Luxus beſchnitten wird — hingegen ein Vivat rufen, ſo oft ſie wahrnehmen, daß eine neue Einrichtung ihnen zu Nutzen kommen kann. —

Lo=

Lobenswerth iſts, wenn das Volk ſolche Milde erkennet! Aber noch lobenswerther, und eine Tugend würde es ſeyn, wenn ein ſolches Volk einen ſolchen Regenten, ſtatt der abgeſchmackten Hymnen mit völligem Gehorſam, worin der größte Dank für einen Regenten beſteht, und mit unermüdeter Thätigkeit im Beſtreben das allgemeine Wohl zu befördern, dankte und nicht hoffte, daß der Monarch für alle dieſe Schmeicheleyen, allgemeine Staatsangelegenheiten aus den Augen ſetzen, und hingegen einzelne Mitglieder dafür beſonders glücklich machen werde.)

Unter den Eigenſchaften, oder vielmehr vielen Tugenden, aus welchen die Freundſchaft beſteht, iſt vorzüglich die Treue eine der erſten; und dieſe, wenn ſie die wahre redliche iſt, kann nicht mit dem niedrigen Geize, der verachtungswürdigen Ehrſucht, und der ausſchweifenden Wolluſt beſtehen. Leztere drey laſterhafte Leidenſchaften, wenn ſie hin und wieder auch eine rühmliche That in der Welt entſtehen laſſen, ſind auf der andern Seite auch faſt an allem Unglücke der Staaten Schuld. Hierüber wird im Artikel Revolution weiter geredet werden.

Aber das Genie der Menſchen iſt vorzüglich mit eine Hauptquelle der Verſchiedenheit derſelben, ihres Glücks und ihres Unglücks, weil es ſich mit zu den Temperamenten zu miſchen pflegt, und nur dann zuweilen auf eine Zeitlang getödtet zu ſeyn ſcheint, wenn die Ausbrüche der Leidenſchaften den ganzen Menſchen beſtürmen. Die Natur iſt in Austheilung mancher ihrer Gaben ſo ſparſam, daß ſie nur ſelten einem alle Seelenkräfte, das Gedächtniß, die Beurtheilungskraft, den Witz und die Einbildungskraft in gleichem Grade mittheilt. Sie beobachtet aber auch eine ſo kluge Eintheilung, daß ſie keinem eine von gedachten Fähigkeiten ganz allein, ohne Zuſatz von den übrigen, giebt, weil ein Menſch auf dieſen Fall ganz unbrauch-

brauchbar ſeyn würde. Sie ſchenkt vielmehr einem jeden von allem etwas, und macht nur in Anſehung der größern und geringern Doſis einen Unterſchied. Dem giebt ſie vorzüglich Witz, dem mehr Gedächtniß, dem eine ſchärfere Beurtheilungskraft, dem eine ſtarke Einbildungskraft, und von den Uebrigen bald mehr, bald weniger. Die geringſte Veränderung macht ſchon einen andern Menſchen, und ſie bringt dadurch eine unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit von Genies zuſammen, beſonders, wenn die verſchiedene Miſchung des Temperamentes mit hinzukommt.

Ich habe vorhin, S. 34, dieſe künſtliche Wirkung der Natur, ſchon mit Miſchungen der Farben verglichen. Man denke ſich hier alſo ſtatt der Farben die Seelenkräfte, und Temperamente, ſo wird man ſich vorſtellen können, wie die Natur durch die Zuſammenſetzung derſelben ſo viele beſondere Charactere herausbringen könne. Man gebe z. B. einem Manne viel Gedächtniß, eine unmerkliche Kleinigkeit von den übrigen Fähigkeiten, und dabey ein ehrgeiziges Temperament; ſo wird dieſer, falls er ſtudiert hat, ein handfeſter Gelehrter werden, welcher auch allenfalls Follianten ſchreibt. Man ſetze noch etwas Witz hinzu, ſo wird er in dieſer Verfaſſung ſchon mehr ins Lächerliche fallen. Man gebe ihm hierbey noch eine ſtarke Einbildungskraft, ſo wird er unerträglich ſeyn. Setzt man zu dieſer Miſchung nur einen kleinen Theil Beurtheilungskraft, ſo wird dieſer Unerträgliche ein ſehr brauchbarer Mann, und wird, nach dem Maße, wie er etwas mehr davon erhält, immer mehr verdienen, ein großer Geiſt genannt zu werden. Dieſes kann man auf verſchiedene Art umkehren, doch wird man die mehreſte Zeit finden, daß der geringſte Fehler in der Miſchung aus dem großen Geiſte einen Thoren, oder Unſinnigen würde gemacht haben. Welch eine Demüthigung für die, welche auf ihr Genie ſtolz ſind!

So

So wie das rechte Ebenmaß der Theile gegen einander, der Schönheit des Körpers ausmacht, ſo bildet auch das richtige Verhältniß einer Fähigkeit zur andern, die Schönheit des Geiſtes.

Der Witz macht verächtlich, wenn er nicht mit der gehörigen Stärke der Beurtheilung verbunden iſt, ohne welche er lauter unreife Früchte hervorbringt. Beurtheilungskraft ohne einen kleinen Vorrath von Witz, zeigt einen Grillenfänger; welcher ſich ſtets mit abſtracten Dingen quält, die weder ihm noch andern nützen. Ein Menſch von feuriger Einbildungskraft wird, wenn ihm das Vermögen zu beurtheilen fehlt, ein Phantaſt ſeyn, welcher lauter abentheuerliche Einfälle ausheckt. Ich führe nur dieſe Beyſpiele von fehlerhaften Zuſammenſetzungen an, weil bey ſolchen der Unterſchied am merklichſten iſt. Die Natur bringt hingegen durch dieſe Miſchung auch die vortrefflichſten Genies heraus, ſo oft ſie einigen Grad der Beurtheilung hinzu ſetzt, den mehreſten Leuten giebt ſie dasjenige, was man ſenſum communem nennt, und nur wenigen Lieblingen theilt ſie alle ihre Reichthümer in gleicher Stärke mit. Welch ein Genie! bey welchem ein lebhafter Witz, eben ſo viel Beurtheilungskraft, beynahe ſo viel Gedächtniß, eine gleiche Einbildungskraft, anzutreffen ſind. Dieſes iſt dasjenige, was die Franzoſen einen Esprit ſuperieur nennen, und welches ich nicht anders, als durch einen großen Geiſt zu überſetzen weiß. Dieſes iſt zu allen Sachen geſchickt, und dem, der es beſitzt, glückt alles, was er nur mit einiger Aufmerkſamkeit treibt. **Newton** gehörte unſtreitig zu dieſer Zahl, und **Voltaire** glaubte daher, daß er, wenn er ſich auf die Dichtkunſt gelegt hätte, eben ſo geſchickt geweſen ſeyn würde, eine Iliade zu ſchreiben, als **Homer**, und daß dieſer ebenfalls ein großer Philoſoph geworden ſeyn würde, wenn er die Weltweisheit zum Gegenſtande ſeiner Bemühungen gewählt hätte.

Welch

Welch ein glücklicher Menſch, ſollte man denken, welcher ſo viele Kräfte des Verſtandes in einem ſo hohen Grade beſitzt! Die Beurtheilungskraft wird ihm zur Führerin dienen, der Witz wird ihn beluſtigen und bey andern beliebt machen, das Gedächtniß wird es ihm an lehrreichen Beyſpielen, welche er ſich zu Muſtern wählen kann, nicht fehlen laſſen. — — Dies iſt wahr, allein ich glaube doch nicht, daß der, dem weniger gegeben iſt, eben Urſache habe, die Natur einer Ungerechtigkeit zu beſchuldigen. Mit dem größten Geiſte ſind nicht ſelten auch die größten Fehler verbunden, und die Glückſeligkeit ſteht mit dem Verſtande mehrentheils in einem entgegen geſetzten Verhältniſſe. Geht man die Geſchichte durch, ſo wird man finden, daß die unglücklichſten Leute größtentheils große Genies geweſen ſind, welche ihr Leben zwar unberühmt, aber doch vermuthlich ruhiger würden zugebracht haben, wenn die Natur ſich etwas karger gegen ſie gezeigt hätte.

Bey ſolchen Vorfällen kommen aber gewöhnlich als Haupturſachen, Temperament, Neigungen und Lieblingsleidenſchaften mit ins Spiel, die der Unglückliche nicht zu bezähmen lernte, oder denen er ſich muthwillig ganz überließ, und es wird oft der Zuſchnitt zu ſolchem Unglücke ſchon in den Jugend- oder Jünglingsjahren gemacht. Ein ſolches Schickſal verfolgt häufig einen jungen Wüſtling, der flüchtig und unbedachtſam war, — der prächtig lebte, wie ein Aſiate — der allenthalben liebte, und das Glück hatte, wieder geliebt und immer geſucht zu werden — zu dem das gewöhnliche Heer der Schlucker und Schmeichler ſich drängte, um ſich den trocknen Schlund und verſchrumpften Magen feuchten und erlaben zu laſſen — dem aber die loſe Fortuna bald darauf den Rücken zukehrte — auf den ſie ſelbſt eiferſüchtig wurde, und nicht länger anſehen konnte, daß er froh war — der

alſo

alſo ſeine hochgeſpannten Saiten herabſtimmen, und die Tage der Freude in ein düſteres Wehe wandeln mußte. Dieß iſt aber noch nicht alles. Wenn ſolcher nun dieſe Schläge des Schickſals, die er ſich ſelbſt zugezogen, noch mit Geduld in der Stille tragen konnte; — es iſt aber dem menſchlichen Herzen daß fürchterlichſte, wenn dann die vorherigen Unglückspropheten nun hämiſch lächelnd und kalten Herzens vorübergehen — und ein frommer heiliger Sünder mit ſtolzer phariſäiſcher Miene ein Kreuz macht, Gott laut dankt, daß er ſammt den Seinigen nicht ſo iſt, wie jener, und ſchadenfroh hinzu ſetzt: ein ſolches Ende iſt ihm recht! — — Dies ſchlägt den Geiſt völlig nieder, und es gehöret faſt übermenſchliche Stärke dazu, ſich dann wieder aufzuraffen, mit dem Unglücke klüglich zu kämpfen, und bey wirklicher Aenderung ſeines Characters, den Schaden wieder gut zu machen.

So geht es aber nicht allein dem männlichen Geſchlechte, ſondern auch den Töchtern Evens auf dieſer ſublunariſchen Kugel voll Unbeſtändigkeit. Manches junge Mädchen wird unter und zur Freude geboren, ſo wie die Frühlingsroſe in einem Garten hervorgeht, und es fehlt an Bewunderern und Anbetern nicht. — Aber dieſe aufblühende Schönheit ſiehet bey all ihrem Seelenreize und den körperlichen Vorzügen nicht die am Horizont aufquellenden Wetterthürme, die der dereinmahligen Ruhe den Untergang drohen. Sie ſchlürfte ihre jugendlichen Freuden ohne Arges, war fröhlich im Genuſſe, und legte ſich am Abend, nur zur Erholung, zur Munterkeit, zum Wiedergenuſſe. — Aber, ſelten iſt eine Roſe ohne Dornen, es möchte denn dergleichen für Gefühlloſe geben. Der in ihren Character gemiſchte Leichtſinn, lud ſo manchen ſanguiniſchen Jüngling ein, wie der Duft der Blume die Schmetterlinge, und in ihrer Sphäre brachen hundert Liebesritter die Lanzen, um ihren Dank zu erringen;

ihre Redlichkeit aber erkor nur einen unter allen. Er errang das Ziel, und ſie krönte ſeine unbegränzten Wünſche mit heißer Gegenliebe. So lange als ſie ſo unvorſichtig — oder ſpeculativiſch handelte, jedem gleich viele Hoffnung zu machen — eben ſo lange lebte ſie auch in Freude, aber bey dem Schritte der feſten Beſtimmung wurde auch der Neid, welcher ſchon lange im Hinterhalte lauſchte, rege; Cabale und Unglück rückten allgemach über die Häupter der Sorgloſen zuſammen. — Weit entfernt geglaubte Bosheit, teufliſche Liſt und die immer falſche Gleißnerey ſtiftete Unmuth und Zweifel in der Liebenden Herz, und der Bruch der Freundſchaft, der Liebe und des Bundes, reifte ſchnell, wie eine ſchädliche Giftfrucht. Nun zieht das unglückliche Mädchen ſich in ſich ſelbſt zurück, und vergräbt ihr Freudenauge unter der ſchweren Laſt des Kummers. Nun halten es die alten ehemahligen Buhlerinnen, welche ſchon längſt gern zugefahren wären — und welche nur durch verſchmitzte Schliche ſich an einen kurzſichtigen Mann verheirathet, für ſchickliche Zeit, mit ihren Giftſchwertern einzuhauen — ſo wie auch die frommen Betſchweſtern, welche ehemahls jedem Wüſtling für Bezahlung oder Schmeicheley dienten; — zu ihnen geſellen ſich die falſchen neugierigen Mütterchen, die vorher das Glück der jungen ſchönen Unbeſonnenen von ganzem Herzen beneideten, da ihr Töchterlein, ihre Baſe oder Schnur, von irgend einem Jünglinge, der dies Mädchen ſuchte, zurückgeſetzt — und von dieſem Mädchen übertroffen wurde. — Mit froſtiger Freundſchaft nahen ſie ſich der Unglücklichen dann, und flüſtern ihr ſchadenfroh zu: „Kind, hätteſt du gehört! „Wärſt du vorſichtig geweſen, — hätteſt du alles vor„her genau überlegt, wie mein **Jettchen**, oder wie die „Muhme N. — ſo wärſt du nun auch nicht ſo un„glücklich." — Nun wird eine Predigt über alle Predigten

digten gehalten, und am Ende mit redſeliger Zunge und Achſelzucken das abgedroſchne Sprüchlein hinzugefüget: Aber, ſo gehts; wer gern tanzt, dem iſt „bald gepfiffen!“ — —

Dieſe Unglücksprieſterinnen, deren es noch in unſern Tagen unzählige giebt, ſind noch weit grauſamer und ſchrecklicher für ſo ein armes Mädchen, wie für eine bedauernswürdige Hexe, in jenen düſtern Zeiten, Mönche und Prieſter, die auf den armen Teufel eiferſüchtig waren, weil er ihrer Meinung nach gegen alte Weiber galant ſeyn ſollte. Wann ſie nun eine ſogenannte Hexe mit ihrer Eiferſucht genug gequält — wann ſie ihre Wunden, nach damahliger Sprache der Blut- und Wundentheologie, recht aufgeriſſen hatten; ſo hielten ſie es amtsmäßig doch für Pflicht, den Balſam des Evangeliums wieder hinein zu gießen — er ſey denn auch ſo kraftlos und abgeſchmackt, wie er wollte. — Jene aber ſtimmen einen Lobgeſang an, wenn ſie das arme Geſchöpf gänzlich zertreten, und ſo muthlos gemacht haben, daß die Ihrigen nie zu befürchten haben: ſie werde je wieder mit ihnen auf die Wage geſtellet werden.

Die mancherley Kräfte des Verſtandes eines Menſchen mit einem ſonſt gutmüthigen ſanften Character verbunden, ſcheitern auch oft in Hinſicht ihrer Freude, Ruhe und Glück auf andere Art, beſonders, wenn nur einiger Ehrgeiz mit den Neigungen vermiſcht iſt. Was iſt im gemeinen Leben wohl häufiger, als daß man unvermuthet einen Vetter — eine Tante, eine Couſine und dergleichen auch an fremden Orten antrifft, wenn man ſich auch nur in ſcheinbaren glücklichen Umſtänden befindet. Weiß man auch nicht, woher die Freundſchaft kommt und man kann ſich ſelbſt auch keine Verwandtſchaft erklären, ſo geben ſie den Glauben in die Hand — ſie zählens an den Fingern her, und wiſſen ſich zum Theil noch ſogar zu beſinnen,

was ehemahls auf den Hochzeiten vorgefallen, wo dieſe oder jene noch zugegen geweſen ſeyn ſollten. Ein gewiſſes Etwas rührt ſich in dem Menſchen dann oft, und er hört mit Vergnügen die Anekdoten von ſeinen Vorfahren. Die andrängende Verwandtſchaft merkt ſich ſolches als eine ſchwache Seite des Vetters — man ſucht ſich noch dazu ihm auf alle mögliche Weiſe gefällig zu machen, man iſt zuvorkommend, wo der glückliche Vetter nur hinblickt, und, ein einziger Mangel an der Zuſammenſetzung ſeiner Selen- und Temperamentseigenſchaften macht nun, daß er in ſein Glück ſich nicht zu finden weiß, — daß er auf eine gewiſſe Art ſtolz wird. Noch nothzüchtigen die lieben andrängenden Verwandten ſeinen Ehrgeiz, unter welchen es vorzüglich zweyerley Arten giebt, davon die erſte Hülfe, Unterſtützung, ein beſſeres Fortkommen oder ſonſtige Vortheile haben will, und die andere, wenn ſie dergleichen nicht geradehin ſucht, ſchon ziemlich zufrieden iſt, wenn der Glanz des glücklichen, reichen oder großen Vetters, nur ein Strählchen auf ſie herab wirft. — Seine Wohnung wird belagert, wie der ehemahlige Teich zu Bethesda, und man rühmet ſich in der Verwandtſchaft, nicht des Glückes — ſondern der hohen Eigenſchaften des erhabenen Vetters.

Eben dieſes Heer von Verwandten weicht zurück, ſobald der Glanz des Vetters auf irgend eine Art verdunkelt wird; aber auch eben dieſer Vetter kann der würdigſte, der bravſte und unbeſcholtenſte Mann ſeyn, nur erlaubt es ſein Vermögen nicht, in Purpur einher zu gehen — ſeine wahren Verdienſte glänzen nur nicht überall, vielleicht, weil er nicht ruhmſüchtig genug war, ſich ſelbſt auszupoſaunen, oder auspoſaunen zu laſſen, — oder er wurde von Neidern immerher unterdrückt, und es fehlte ihm an Muth, mit ihnen in öffentliche Fehde zu treten — einen ſolchen Vetter halten ſie der Nachjagd nicht werth, denn er iſt nur arm und ehrlich— man

man hütet ſich vor ihm, weil er vielleicht Hülfe oder Beyſtand ſuchen möchte — ſie hingegen ihn zu ihrem Zwecke auch nicht gebrauchen können, da dergleichen Ueberlauf nur ihre gemächliche Ruhe ſtören würde. Begegnet er ihnen, ſo ſucht man ihm aus dem Wege zu kommen, oder man wirft ihm ein kahles Compliment an den Hals, ſieht nach der Uhr, und hat keine Zeit länger. — Geſchieht Nachfrage, wer der Mann war, mit dem man redete, ſo zuckt man die Achſeln, und ſagt allenfalls: Der will auch noch mit mir verwandt ſeyn — — u. ſ. w.

In dieſen vorliegenden Fällen wirds nicht ſchwer fallen, die großen Geiſter von den kleinen, und die vortrefflichen Temperamente mit grauſamer Beurtheilungskraft von denen, die nicht ſo glücklich gemiſcht ſind, zu unterſcheiden; denn mancher trägt ſein Schickſal, ohne es zu fühlen, und wieder andere fühlen ſich ſogleich unglücklich.

Aber, wie weiſe handelt die Natur in dieſer Austheilung ihrer Gaben! Bey den mehreſten Verrichtungen würden große Fähigkeiten mehr ſchädlich als nützlich ſeyn, und daher iſt der Gemeinſinn (ſenſ. communis), welcher viele Aehnlichkeit mit dem Inſtincte der Thiere zu haben ſcheint, ihr gewöhnlichſtes Geſchenk. Die übrigen Handlungen, zu welchen mehrere Kräfte des Geiſtes erfordert werden, verlangen auch lauter beſondere Genies, und deshalb bringt ſie eine große Mannigfaltigkeit derſelben hervor. Durch dieſe Verſchiedenheit verſchafft ſie uns Rechtsgelehrte, Philoſophen, Dichter, Mahler, Bildhauer, Redner, und viele andere, welche wir entweder gar nicht, oder nicht ſo gut haben würden, wenn alle Genies nach einer Form gemacht wären. Doch dieſe Mannigfaltigkeit iſt ihr noch nicht hinreichend geweſen, und ſie hat ſelbige daher durch die Verknüpfung mit verſchiedenen Temperamenten noch anſehnlich vermehrt.

Eine jede Seelenkraft äußert ſich daher nach dem Unterſchiede derſelben auf verſchiedene Art, ſo wie, um das Gleichniß von den Farben beyzubehalten, eine jede von gleicher Miſchung, auf einem dunklern oder hellern Grunde aufgetragen, anders ins Auge fällt. Wird z. B. ein großer Geiſt mit einem zum Ehrgeize oder Vergnügen geneigten Temperamente verbunden, ſo macht dieſes mehrentheils einen vortrefflichen Mann; — kommt er zu einem phlegmatiſchen Körper, ſo geht es dem Genie, wie dem auf einem Felſen geſäeten Weitzen, es kann nicht Wurzel ſchlagen, es vertrocknet, ehe es aufwächſt; — erhält ihn ein zum Geize geneigter, ſo kommt mehrentheils ein Böſewicht — ein **Cartouſche Käſebier**, oder anderer, der ſeine Sache entweder mehr mit Gewalt in einem Staate — oder auch durch Schliche treibt, heraus. Denn, daß vieler Menſchen Geldbegierde nicht immer einem Staate ſo großen Schaden zufüget, rühret bloß daher, daß die Geldgierigen gemeiniglich nur von ſehr mittelmäßigen Verſtandeskräften ſind, woher ſie ſich auch ſelten bis zu der Lage emporſchwingen können, in welche ſie allenfalls allgemeinen Druck und Gewalt ausüben können.

Nimmt man zur fernern Erläuterung der Verſchiedenheit der menſchlichen Charactere den Witz zum Beyſpiel, ſo wird man finden, daß er einen geſchickt macht, mit ſeinen Geſprächen ganze Geſellſchaften aufzumuntern, wenn er aber dieſen Vortrag ſchriftlich geben ſollte, ſo würde er auch wieder von allem Witze verlaſſen ſeyn. Ein anderer, welcher vor ſeinem Schreibtiſche die beſten Gedanken zu Papier bringt, iſt vieleicht nicht im Stande viele Worte in Geſellſchaft zu machen. Dieſes lehret die Erfahrung, und man kann ſo wenig den laut witzelnden in Geſellſchaft ſogleich für einen klugen Kopf, als den andern, welcher nicht ſpricht, für einen Dummkopf halten. Wenn nun dieſe Erſcheinung auch nicht immer Tempera-

perament iſt, ſo kann ſie auch Erziehung ſeyn (*). Es äußert ſich auch die Art des Witzes äußerſt verſchieden, ſelbſt bey denen, welche ihn zu Papier bringen. Der ſchreibt z. B. beſſer in Proſa — der beſſer in Verſen, aber dennoch gerathen ihm nicht alle Arten der Poeſie. Ein ſanguiniſcher Dichter wird den Wein, oder ſein Mädchen beſingen, wird ſein verliebtes Feuer mit lebenden Farben mahlen, und von Blumen, Bächen, Lauben, Hainen, der Nachtigall und mehreren Dingen in Bezug auf die zärtliche Liebe, reden. Eben der Witz, wenn er mit einer melancholiſchen Denkungsart verbunden iſt, wird die erhabenſten Klagen in ernſthaften Nachtgedanken hervorbringen, die Thorheiten der Welt in beißenden Satyren, oder ſpitzfindigen Sinngedichten beſtrafen. Hätte ein Cholericus einen gleichen Grad des Witzes, ſo würde er am liebſten Krieg und Schlachten beſingen, und einen Helden verewigen wollen. Ob aber die Phlegmatiker und Bäotiker wirkliche Dichter ſey können? laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Daß man ihnen aber, wenn ſie die Kunſt Verſe zu machen, auch bis zu einem gewiſſen Grade der grammatiſchen Richtigkeit gelernt haben, ſchon den Nahmen Dichter beylegen ſollte, werden ſie gewiß ſelbſt nicht verlangen, weil es zwiſchen einem Dichter und einem Verſemacher doch noch immer einen großen Unterſchied giebt; wie kann ein Hochedelgeborner verlangen, daß ich ihn Hochgeboren nenne? — — Wenn auch gleich die Titelſucht jetzt bis aufs höchſte geſtiegen, ſo wäre ſolches doch etwas zu viel gefordert.

Ein Dichter wird, ob er gleich in einer Art der Poeſie vielen Beyfall erworben hat, wenn er offenher-

(*) Eine Anmerkung über die Berliniſche Privaterziehung, befindet ſich in den Jahrbüchern der Preußiſchen Monarchie, May, 1798, S. 30.

zig gegen ſich ſelbſt handelt, es ſehr wohl empfinden, daß er deßhalb zu manchen andern Arten von Witzesarbeiten nicht eben ſo geſchickt ſey, und ſich daher, wenn er den erhaltenen Ruhm nicht verlieren will, nicht an alles wagen darf. Eben ſo geht es in allen übrigen Sachen, und es iſt daher ein Vorurtheil, wenn man glaubt, daß ein Mann, welcher in einer Art der Geſchäfte große Dienſte geleiſtet hat, auch zu allen andern gebraucht werden könne — eben ſo wie man auch umgekehrt gewiß unrichtig ſchließet, wenn man behaupten will, daß derjenige, welcher bey einer gewiſſen Verrichtung ſchlechte Ehre eingeleget, zu gar nichts taugen ſolle (*). —

Der

(*) In den Berliner Zeitungen, vom 10ten May dieſes Jahres, befindet ſich, unter der Aufſchrift: Dresden, am 1ſten May, eine Anekdote, die von einem feinen und beißenden Witze eines Gefangenen zeugt. Sie lautet wörtlich ſo: Ein hieſiger Baugefangener, Nahmens Koch, fand vor Kurzem auf dem Markte ein Päckchen Kaſſenbillets, und machte dies bekannt. Darauf meldete ſich ein Bauer als Eigenthümer des gefundenen Papiergeldes, und der Finder ſtellte es ihm ohne Umſtände zurück. Eine Dame, welche ſahe, daß der Bauer ſich nur kalt bedankte, und fort ging, erinnerte denſelben, daß er doch dem Gefangenen eine Ergetzlichkeit für ſeine Redlichkeit machen ſolle. Er verehrte ihm hierauf einen Sechſer. „Behalt er ſeine „ſechs Pfennige, ſagte hierauf der Gefangene, aber glaub er „nur nicht, daß alle die, welche in Eiſen geſchmidet ſind, „Spitzbuben ſind.“ — — Der Bauer ging fort. Die Dame, eine Gräfin Stollberg — beſchenkte den Gefangenen, und hat ſich auch für ſeine Freylaſſung edelmüthig verwandt, welche eheſtens erfolgen ſoll.

Dieſe witzigen Worte, (denn ſehr wahrſcheinlich ſind ſie auch mit dem hierzu gehörigen Ausdrucke, der ſie von einer nur gewöhnlichen Sentenz im eigentlichſten Verſtande unterſcheidet, begleitet worden,) würden gewiß auf der Zunge des Gefangenen erſtickt ſeyn, wenn nicht das biedere menſchenfreundliche Betragen ihm in dem Augenblicke Kräfte und Muth gegeben hätte; er fühlte in dieſem Augenblicke als Menſch ſeinen, dem Character des gefühlloſen Bauern überwiegenden Werth, vielleicht ſtärker, als je in den ſechs harten Jahren, welche er bereits der Deſertion wegen als Gefangener büßete; und da iſts unwahrſcheinlich, daß dieſer Stich, den

ſein

Der Schriftſteller, welche ihren Witz in Proſa vortragen, giebt es noch mehrere, und manches Mahl erkennet man aus ihren Geiſtes-Producten auch ſogleich ihr Temperament; beſonders möchte dieſes bey unſerer jetzigen glücklichen Verfaſſung im Preußiſchen Staate, wo wir nicht gezwungen ſind, das zu verhehlen, was Natur nnd geſunde Vernunft unſerm Herzen und Gehirn eingiebt, der Fall ſeyn. Wenn auswärtige Journale mit unſerer jetzigen Denk- und Preßfreyheit nicht ſo ganz zufrieden ſeyn möchten, ſo iſt zu wünſchen, daß die Herren Mitarbeiter an denſelben die Sache nicht ſo ſchädlich anſehen, als ſie in Gegenden, wo ſelbſt der Geiſt noch immer gebunden werden ſoll, den Schein haben möchte. Hält man nicht in ſolchen Gegenden, wo Weiber und Mädchen ſich den Buſen nach Landesgebrauch verpalliſadiren, diejenigen Weiber in andern Ländern für eitel, ja ſogar für Buhlerinnen, welche mit offenem Buſen gehen? — — Oder — ſind das nur allein Freudegeberinnen, die jetzt mit langen herunterhängenden Haaren gehen? — — können nicht alle Arten gleich gut, gleich ſchlecht, gleich gefährlich und gleich niederträchtig ſeyn? — Ein Staat mag gewinnen, was er will, ſo gewinnt er doch noch nicht alles, ſondern er verliert allemahl, wenn er mit Gewalt Natur und Temperament des Volkes unterdrücken will — wohl aber gewinnet er in mancher Hinſicht viel, wenn der Unterthan, der da glaubt, einen innern Drang zu haben, auch etwas zur Verbeſſerung ſagen zu müſſen, die Freyheit hat, frey zu denken und zu reden, allenfalls, merkliche Fehler zu rügen, und darauf Vorſchläge zu thun, welches bis jetzt aber der Fall noch nicht iſt. Wäre er aber, und es geſchähe ſolches mit gehöriger

ſein Witz dem Herzen des Bauern zugedacht hatte, bloß eine kalte Moral ſeyn ſollte. — —

Beſcheidenheit, ſo fragt ſichs doch noch immer, ob auch nicht hin und wieder etwas Gutes daraus genommen werden könnte, wenn es aus gutem Herzen und aufgeklärtem Kopfe käme? — befände ſich aber ein Böſewicht, oder auch nur ein in Bosheit irrender, unter den treuen, an den König und Vaterland hängenden Brandenburgern, der von dem jetzigen Tollſinne fremder Länder inficirt ſeyn möchte, ſo würde der gewiß, ſchon ſelbſt von den übrigen Unterthanen als Ausſätziger behandelt werden, damit ſeine Seuche nicht auch andere ergreife. Eine weiſe Regierung läßt manchem das Vergnügen, und er iſt froh, ſeine Waare angebracht zu haben, die ihm ſchwer auf dem Herzen lag. Hat er ſie nun einmahl angebracht, ſo geht ſie auch ſchon der Vergeſſenheit, wie ein Todter zur Verweſung, über, und ſchadet gewiß nicht, ſey auch wirklich ein Giftkörnchen dabey. Der Verfaſſer ſelbſt fühlt ſich gewiß manches Mahl leichter, wenn er ſo eine Idee losgeworden iſt, als mancher nach einem heilſamen Vomitiv. Würde aber eine Regierung ſolche Leute zwingen, alles das, was gern fort will, bey ſich zu behalten, ſo würde dieſes in ihnen mancherley Unordnungen, ſo wie die Krankheitsmaterie in einem Körper erregen; — wo ſie gehen und ſtehen, ſind ſolche Ideen bey ihnen, ſie ſammeln immer mehr Gift, ſtecken ſelbſt in Geſellſchaften auch andere damit an, und ſuchen ihre Syſteme nicht allein zu erweitern, ſondern auch Anhänger deſſelben. — Dies alles fällt weg, ſo bald die Sache gedruckt, geleſen und vergeſſen iſt, und der Verfaſſer in dem Kinde ſeiner Laune nur ſein zweytes Ich ſiehet.

Ein gewiſſer Herr F. ſagt daher in einem Briefe(*): „Es giebt eine gewiſſe Sorte von Schriftſtellern, die ſich „in

(*) Aus einem Briefe, die Gräfin von Lichtenau betreffend. Jahrbücher der preußiſchen Monarchie, May, 1798, S. 109, fgg.

„in ihrer jämmerlichen Geringfügigkeit für die Repräſen„tanten dieſer geſammten Klaſſe halten. Dieſe glauben „ſich verpflichtet, von der ſo eben aufleuchtenden Peßfrey„heit Gebrauch machen zu müſſen, und thaten es denn, „ſo gut ſie konnten. Was keinen Werth in ſich trägt, „begiebt ſich mit Recht unter den Schutz der Neuheit, „der aber auch nicht lange ſchützt. Man nahm die Din„ge begierig zur Hand, und legte ſie unwillig weg, weil „man nur — ennuyirt war, — und vergaß ſie, u. ſ. w.“ Mich dünkt, man kann die Sache unter jenem ökonomiſchen Bilde ſehr füglich vorſtellen, wo ein weiſer und kluger Haushalter, wenn er zu viel Ueberlaſt von den Kornwürmern auf ſeinen Kornböden hat, ohne Schaden und Gefahr alle ſeine Hühner auf den Kornboden jaget; — in dem erſten Augenblicke greifen ſie zu, und füllen alleſammt mit Ungeſtüm ihre Kröpfe von dem Korne. Sobald dieſe aber voll ſind, müſſen ſie doch theils aus langer Weile, theils aber auch um den Appetit zu ſtillen, etwas zu thun haben. Sie werden nun erſt die Kornwürmer gewahr, und gehen ohn Erbarmen auf dieſe los, ſo, daß ſie zuletzt kein Korn freſſen, ſondern nur die Feinde des Haushalters, die mit von ſeinem Korne zehren und ſolches verderben, immerfort verſchlingen. — — — Ein weiſer Haushalter wird finden, daß er mehr Vortheil bey ſolchem Verfahren hat, als ein anderer, der ſo hell nicht ſieht, und lieber nach den Apotheken, und ſelbſt Marktſchreyerbuden vieles Geld für Mittel wider die Kornwürmer, trägt. — Der Weiſe hat den Vortheil, daß er reines Korn, welches höher bezahlt wird, erhält, gewiß ſeine Feinde zerſtört ſieht, und dabey noch ſeinen Hühnern, (die ihm auf manche andere Art wieder zu Statten kommen, ohne Koſten verſchiedentlich zu ihrem wirklichen Vortheile,) gute Mahlzeiten giebt. — —

Zu den vielen Materialien, welche die Natur vorräthig hat, um menſchliche Charactere zu bilden, kommt noch die Veränderung, welche eines jeden beſonde-

ſondere Lebensart veranlaſſet, und dieſes giebt wieder eine neue Urſache der Verſchiedenheit unter den Menſchen. Man denke ſich drey Brüder, welche, wenn es möglich wäre, mit einer gleichen Miſchung des Temperamentes und des Genies geboren werden, und deren äußerliche Bildung ſo übereinſtimmend ſey, daß man ſie nicht von einander unterſcheiden könnte. Man denke ſich, daß der eine ein Geiſtlicher der zweyte ein Huſar, und der dritte ein Kaufmann geworden. Wo wird die Gleichheit bleiben? der Anſtand, die Sitten, die Geſpräche des einen werden gerade das Gegentheil von dem ſeyn, was man bey dem andern antrifft.

Dieſe Verſchiedenheit der Charactere würde noch größer ſeyn, wenn jeder Kühnheit genug beſäße, das vorſtellen zu wollen, wozu er von Natur gemacht iſt. Allein dieſe fehlt den mehreſten. Anſtatt daß ſie vielleicht ſchöne, vielleicht auch erträgliche Originale geweſen ſeyn würden, werden ſie elende Copien; denn die Natur ſelbſt bildet nicht ſo viele lächerliche Charactere, als die Nachahmung. Dieſes wußte auch Boileau (Ep. IX.) ſehr gut, woher er ſagt:

> Le faux toujours eſt fade, ennuyeux, languiſant
> Mais la nature eſt vraye et da'bord on la ſent.

Selbſt ein gewiſſes melancholiſches ernſthaftes Weſen kann gefallen, wenn es natürlich iſt; handelt aber ein Menſch, dem dieſes angeboren iſt, nicht thöricht, wenn er ſcherzhaft und beluſtigend thun will? Man folge der Natur, und die mehreſte Zeit wird man Beyfall finden. Selbſt die Naturfehler werden alsdann erſt lächerlich, wenn man ſie verſtecken will. Ueber einen Menſchen, welcher einen unnatürlich kleinen Körper zu ſeinem Antheil erhalten hat, wird ſich kein Vernünftiger aufhalten. Es iſt ein Unglück, er kann ſich nicht größer machen! denkt ein jeder. Meint er aber dieſes zu thun — geht er deshalb auf den Zehen,

trägt

trägt er Schuhe mit unnatürlich hohen Abſätzen, und einen ungewöhnlich großen Huth, um größer zu ſcheinen, als er iſt — wer kann ſich alsdann des Lachens enthalten? — Ein Bauer mißfällt wenigſtens in ſeiner platten und groben Ausſprache nicht, weil ſie ihm natürlich, und ſeinen übrigen Handlungen, Sitten und Bezeigen angemeſſen iſt. Sobald dieſer aber fein, ſüß und artig thun, und galant Hochdeutſch reden will, ſo wird er ſo lächerlich als unerträglich. Außerdem aber giebts noch gewiſſe Leute, denen, ob ſie gleich keine Bauern ſind, eine gewiſſe Grobheit, die ſie ein deutſches Weſen nennen, durch einen Fehler der Erziehung zur Natur geworden iſt. Hat man ſich einmahl an ihre Art gewöhnt, und kennt ſie als ehrliche Leute, ſo gefallen ſie ſelbſt dadurch, wenigſtens mehr, als wenn ſie, um recht geſittet zu thun, ſich galant ſtellen, Complimente und Reverenze ſchneiden, welche ihnen nicht beſſer kleiden, als wenn in unſern glänzenden Tabagien ein plattdeutſcher Schneidergeſelle einen Baron ſpielt.

Die Verſchiedenheit der menſchlichen Charactere iſt auch die Urſache, weßhalb ein Schauſpiel-Director bey der Vertheilung der Rollen ſehr ſorgfältig zu Werke gehen muß, um keinen Widerſpruch zwiſchen dem eigentlichen Character der Rolle und dem Schauſpieler zu veranlaſſen, welchen das geſchmackvolle Publicum ſogleich unerträglich finden würde. Er wird daher nie einen Poſſenreißer den Helden im Trauerſpiele, oder einen von Natur ernſthaften Menſchen den luſtigen Bedienten, oder einen Uebelgebildeten die Perſon des Liebhabers ſpielen laſſen; und ſchon dieſes könnte für jeden Belehrung genug ſeyn, wenn er gefallen wollte, daß er ſich ſeinem Character gemäß, und nicht verſchroben, der Welt darſtellte (*).

Aus

(*) *Cicer.* (de offic.) hat hierüber l. 1. c. 31 ſehr vortrefflich ge-

Aus der Betrachtung dieſer verſchiedenen Charactere, die vom Temperament und der Seelenkraft beſtimmt werden, entſpringt auch der Grundſatz, daß die Menſchen kein natürliches Vergnügen haben, welches nicht von ihren Bedürfniſſen abhänget. Je größer das Bedürfniß iſt, deſto wohlſchmeckender iſt auch das Vergnügen, welches aus der Sättigung deſſelben entſpringt. Bey dem köſtlichſten Gaſtmahl zu dem man nur den gewöhnlichen Appetit hat, iſt das Vergnügen nur halb ſo lebhaft, als es bey demjenigen iſt, wo man einen wirklichen Hunger mit einer Mahlzeit von Hausmannskoſt ſtillt. Die Kunſt erſetzt das Vergnügen ſchlecht, und alles Nachgrübeln kann das Vergnügen nicht ſo zubereiten und würzen, als das Bedürfniß es thut. Sowohl unſer Leib, als unſere Seele haben die ihrigen; und eins der größeſten Bedürfniſſe des Menſchen, beſteht in der Nothwendigkeit, die Seele beſchäftigt zu erhalten. Die lange Weile, die der Unthätigkeit auf dem Fuße nachfolgt, fügt dem Menſchen ſo ſchmerzhafte Uebel zu, daß er oft die ſchwereſte Arbeiten übernimmt, um nur ihren Qualen zu entgehen.

Die Seele beſchäftigt ſich nur auf zweyerley Art: entweder, ſie überläßt ſich den Eindrücken der äußern Gegenſtände — ſie empfindet; oder, ſie unterhält ſich mit Betrachtungen, theils nützlichen, theils neugierigen, über verſchiedene Gegenſtände — ſie denkt nach, oder überlegt. Dieſes letztere wird ihr oft verdrießlich, ja ſelbſt faſt läſtig, beſonders, wenn der Gegenſtand ihrer Betrachtungen, nicht eine wirkliche oder neue Empfindung iſt. Alsdann muß ſie ſich anſtrengen, ihm achtſam zu folgen, und nicht ſelten beſchließen ſich dieſe Anſtrengungen mit der Ueberzeugung, daß ſie ver=

geſchrieben, weßhalb man das ganze Capitel nachſehen kann.

vergebens nachgedacht habe — oder, die zu erhitzte Einbildungskraft ſtellet ſich nichts Eigentliches mehr vor, und verliert ſich in unendlichen Ideen, ohne Verbindung und Bezug, die im Tumult auf einander folgen; — oder, der von der Spannung ermüdete Geiſt wird ſchlaff, und eine finſtere, ſchmachtende Träumerey, während welcher er, ſo zu ſagen nichts denkt, iſt die einzige Frucht des Beſtrebens nach Beſchäftigung.

Alle Menſchen werden die lange Weile des Zuſtandes, wo man nicht Kraft hat, etwas zu denken, oder die Qual desjenigen, wo man wider ſeinen Willen an vieles denkt, ohne ſich nach eigner Wahl auf einen Gegenſtand einſchränken zu können, empfunden haben, und wenige ſind nur ſo glücklich, ſie ſelten zu fühlen, und ſich ſelbſt gute Geſellſchaft zu ſeyn. Nur eine kleine Anzahl verſteht die Kunſt, die nach dem Ausdrucke des Horaz, ſie ſich ſelbſt zu Freunden macht. Um hiezu fähig zu ſeyn, muß man eine gewiſſe gemäßigte Miſchung der Lebensſäfte haben, für welche diejenigen, denen ſie angeboren iſt, der Vorſicht nicht weniger danken ſollten, wie die Söhne der Majoratsherren für ihre Erſtgeburt. Denn, die Kunſt, mit ſich ſelbſt umzugehen, und ſich ſelbſt auch genug zu ſeyn, wenn man nicht gerade ganz Phlegmatiker iſt, ſchützt alle diejenigen, die ſie verſtehen, und ihre ſtillen, dem Auge der Welt verborgnen Freuden zu empfinden im Stande ſind, vor der traurigen Erſchlaffung und Unluſt, welche beſonders in großen Städten ſo viele Menſchen martert, und ſie an den Altar der höchſten Ueppigkeit, oder gerade hin ins Verderben führt. Selbſt auch das Temperament, und nicht allein der Geiſt, verlangt Befriedigung und Unterhaltung; und, iſt von jeher die Erziehung nicht darnach geweſen, ſo haben ſolche nicht einmahl Sinn genug, ſich die Möglichkeit zu denken, wie man in einem ſolchen Zuſtande

des Umgangs mit ſich, ſelbſt heiter und vergnügt ſeyn könne. Sie beurtheilen nach dem, was ſie ſelbſt von der Einſamkeit und langen Weile ausſtehen, auch das, was andere ihres Gleichen dabey empfinden, und halten die ruhige Einſamkeit für ein Uebel, denn man ihrer Meinung nach auf alle nur erſinnliche Art auszuweichen, ſich beſtreben muß. Zwar haben ſie in gewiſſer Hinſicht Recht, wenn ſie auf Müßiggang zielen, denn dieſer giebt lange Weile, und verleitet zu Dingen, wozu das Temperament geneigt iſt. Aber, von einem geruhigen Weiſen kann man nicht behaupten, daß er lange Weile habe, wenn man ihn einſam weiß, eben ſo wenig, als man glauben kann, daß er beſchäftigt und vergnügt ſey, wenn er in dem Kreiſe der Freuden vieler anderen Menſchen ſich befindet. Er wird auch dort oft ſehr im Geiſte beſchäftigt ſeyn — oder, er wird geſtört, und dann erſt hat er lange Weile.

Einen großen Vorzug hat aber das ſchöne Geſchlecht in dieſer Hinſicht vor dem unſrigen, und es wäre zu wünſchen, daß es ſich deſſelben fleißiger bediente. Ein Mann, der bloß mit dem Verſtande arbeitet, erholt ſich faſt nur zum Scheine, wenn er aus einem Fache der Wiſſenſchaften zum andern geht, und wenn er ſich zu Geſchäften wenden will, woran der Körper etwas mehr Antheil hat; es koſtet ihm dieſes eine Art von Herablaſſung, oder er ergreift ſie mit einer gewiſſen Art von Verachtung, die ihre Reizkraft zum Vergnügen mindert. Das Frauenzimmer hat eine unendliche Menge von Bedürfniſſen und Beſchäftigungen, denen aber nicht ſtets ganz ſchwer abzuhelfen und die leicht auszuüben ſind. Die Sorge für die Mittel dazu, hat nicht jene ermüdende Anſtrengung nöthig, durch deren Mühe der erhaltene Endzweck zuletzt am Werthe verliert. Ihre häuslichen Angelegenheiten, ihre Handarbeiten, ihr Putz, können jederzeit mit Munterkeit beſtehen, die die Würze des vergnügten

Lebens iſt, und die die Geſchäfte unſers Geſchlechts nur ſelten begleitet. Die Finger, die ſich dabey noch ſo ſehr ermüden, der Verſtand, der ſich, um ſie vollkommen zu machen, noch ſo ſehr angreift, ruhet ſich immer weit eher aus, als eine vom Studieren abgemattete, oder bey Amtsarbeiten träge gewordene Seele. Es wäre daher gut, wenn man jedes müßige Frauenzimmer für nicht weniger lächerlich hielte, als eines, das ſich nach der Mode des vorigen Jahrhunderts trägt und bezeigt, und, daß das ſchöne Geſchlecht einſehen lernte, wie ſeine Beſtimmung eine reiche Quelle von Vergnügen und Thätigkeit ſey; alsdann würde es die Gelehrſamkeit und den Beruf des unſrigen weniger beneiden, und in froher Ausübung ſeines eignen Berufs deſto glücklicher ſeyn, und viele tauſend Männer deſto glücklicher machen, die Geſchäfte halber entweder oft von Hauſe ſeyn müſſen, oder, die doch ſo an die Arbeit gebunden ſind, daß ihnen wenige Stunden übrig bleiben, welche ſie der Unterhaltung der Frau widmen können. Häufig iſt ſolches der Anfang zur unglücklichen Disharmonie in der Ehe, und ſobald die aus langer Weile Müßigang erzeugten Leidenſchaften der weiblichen Hälfte nur einige Mahl durch unerlaubte Mittel befriedigt worden, ſo wird ſie bey jeder ſich ereignenden Gelegenheit auch nicht kräftig widerſtehen, womit Ruhe und Glück des Lebens dann fliehen.

Aus dem Bisherigen wird man ſehen, daß die menſchlichen Leidenſchaften ſo mancherley und verſchiedene Quellen haben, unter welchen die ſchlechte oder widernatürliche Erziehung nicht wenig beyträgt, wie ich ſolches vorhin verſchiedentlich berühret habe. Es iſt ganz natürlich, daß Aeltern eine zärtliche Liebe gegen ihre Kinder hegen; allein, es iſt auch gewiß, daß ſie davor die Fehler ihrer Kinder kaum mehr ſehen können. Was dieſes für Einfluß auf die Kinderſeele

hat, davon ſind alle Erziehungsbücher voll. Einige Aeltern beſtrafen ihre Kinder nicht, oder höchſt ſelten, wenn ſie auch ſcharfe Strafe verdient hätten, und kommt es einmahl, ſo geſchieht es auf eine ſo alberne Art, daß die Strafe den Kindern ſelbſt lächerlich wird; einige ſind ſehr beſorgt ihrer Kinder wegen, predigen ſtets Moral und ſchmeicheln dabey, übernehmen die Erziehung ſelbſt, und halten die Kinder als Gefangene eingeſchloſſen, wenn ſie zu Hauſe ſind, geben aber häufig Viſiten, und überlaſſen dann die Kinder den ungezogenen Dienſtbothen, von welchen die jungen Herzen äußerſt bald verdorben werden, und ſehr gut ſich in der Aeltern Gegenwart verſtellen lernen — ſie hüten ſie vor dem Umgange mit andern Kindern, wären ſie auch noch ſo wohl erzogen, deſto fleißiger, und glauben nun Engel und Lichter der Welt hervorzubringen, weil ſie aus Eigenliebe ihre Kinder durchaus für beſſer, als andere halten. Sie ſind aber im höchſten Grade verblendet, beſonders auch darin, wenn ſie ihren Kindern allen Umgang mit andern guten Kindern abſichtlich abſchneiden. Dieſes ſahe ſchon Cicero ein (*): „Niemand zweifelt daran, daß derjenige die „Sonne aus der Welt nimmt, der die Freundſchaft aus „derſelben verbannet;“ denn ſelbſt das Herz des Kindes ſehnet ſich nach dieſer Wohlthat, und es wird ein Kind noch einmahl ſo glücklich, noch einmahl ſo vergnügt als ſonſt ſeyn, wenn man ihm eine gute ihm angemeßne Geſellſchaft beylegt. Das Herz und der Verſtand wetteifern dann mit einander, und die Kinder fallen gewiß nicht auf ſo viele heimliche Laſter, als wenn ſie ſich ſelbſt, und ihrem aufkeimenden Gefühle ganz allein überlaſſen ſind; die frohe Thätigkeit im Spiele ſowohl als beym Lernen, erliſcht, wenn ſie niemand haben der

(*) *Cicer.* de amicitia: ſolem e mundo tollere videntur, qui amicitiam e vita tollunt.

der mit ihnen gleichen Weg zur Vervollkommnung geht.

Wieder andere Aeltern und Lehrer giebt es, davon erſtere ihre Kinder ebenfalls lieben, und die andern eine Liebe vorgeben, weil ſie doch einmahl den Lehrer- oder Hauslehrerſtand oder ein öffentliches Kinderlehramt angetreten haben, aber zuſammen nicht die geringſte Kenntniß von der wahren Erziehung der Kinder und anwendbaren Lehrart derſelben haben. Dieſe Art Aeltern, von denen ich hier rede, ſind wieder zu ſtrenge in ihren Züchtigungen, und ihre Liebe ſieht auch alle kleine Vergehungen als große Verbrechen an (*). Die kleinen Züchtigungen verwandeln ſich bald in große Strafen, welche auf die Beſſerung des Kindes zuletzt gar keinen Einfluß mehr haben. Die Aeltern beklagen ſich über die Gottloſigkeit ihrer Kinder, gehen den gewöhnlichen Gang vieler tauſend Erziehungsarten; es heißt; „wir „können die Jungen nicht mehr zwingen, müſſen einen Hofmeiſter annehmen;“ — und, nun wird ein ſogenannter exemplariſcher Mann engagirt. — Es fin-

(*) Einige Aeltern die ihre Kinder wirklich lieben, und von ganzem Herzen wünſchen, daß etwas Gutes daraus werde, haben dennoch die verkehrteſte Methode von der Welt ergriffen. Sie trauen z. B. keinem in der Lehrart mehr Geſchicklichkeit als ſich ſelbſt zu; — nun elaubt ihnen entweder ihr Fäch die ununterbrochene Lehre und Erziehung nicht — oder ſie haben nur bloß ſo viele vermeinte Abhaltungen, und — es ſind die Kinder oft viele Tage lang ohne Unterricht und väterliche oder mütterliche Aufſicht. Wenn ihnen nun auch etwas zu lernen aufgegeben worden, ſo wird jeder, der beſſere Begriffe als viele Dorfſchulmeiſter, von Unterricht und Erziehung hat, leicht einſehen, welch ein hieraus entſtehendes Unglück den armen Kindern bevorſtehet, — denn, gerade dieſe Lage führet ſie zu laſterhaften Dingen, die ihnen hernach zu unauslöſchlichen Leidenſchaften werden können. Wieder einige Aeltern glauben, daß körperliche Strafen nicht angewandt werden müßten, um gute Kinder zu erziehen, und halten den Kindern dafür, nach Maßgabe des Verbrechens, längere oder kürzere Strafpredigten, die — leider! den Kindern lächerlich werden müſſen. — —

findet ſich auch bald einer; der in ſich und ſeinen vorgeblichen Wiſſenſchaften bis zum raſend werden verliebt iſt, der ſo wenig Lebensart als Beurtheilungskraft hat, und allen Menſchen lächerlich wird, wie jeder philoſophiſche Marktſchreyer. Man iſt unglücklich, wenn einem in ſeiner Gegenwart ein philoſophiſches Kunſtwort entfähret. — Sogleich befällt ihn die Belehrungs- und Bekehrungsſucht. — „Mit nichten — Sie werden verzeihen, wenn ich ſage, daß Sie „gewaltig irren," ſchreyet er jedem entgegen; und wer nur gelaſſen iſt, oder weiſe genug, zu ſchweigen und aufmerkſam zu ſeyn, ſiehet jetzt, daß der Narr in vollem ſelbſtſüchtigen Vertrauen ſchon eine großgelehrte Fehde gewonnen zu haben vermeinet. — Man muß nun ein abſcheuliches Gewäſche vom Weſen der Dinge, von Grund- und Heiſcheſätzen, von ganzen und halben Zwecken, von Atqui und Ergo hören, welches er endlich mit dem zuverläſſigen Ausdrucke endiget: „Habe ich nicht Recht?"— — Sobald man, um ſeiner nur los zu werden, alles zugiebt, ſogar auch, disputirte er die menſchliche Seele zum Krüppel — ſo muß man nun erſt den Glauben in der Hand empfangen, woraus man nun aber völlig von ſeiner Verrücktheit überzeugt wird. „Noch geſtern," fährt er fort, „hab ich den Herrn — — — oder jenen Gelehrten, „ad abſurdum gebracht, und ſeinem Bruder hab ich „ein wenig den Puls der Gelehrſamkeit gefühlt, aber ſie „ſind alle Erz-Ignoranten," — u. ſ. w.

Wenn man nun auch mit der Verſtandesſchwäche ſolcher Menſchen chriſtliche Geduld hätte, ſo findet ſichs oft, daß ſolche Leute mit dem allerſchlechteſten Herzen begabet ſind. Niemand verſpricht mehr in ihrem Fache, und hält weniger, als ſie. Sie reden von jedermann übel; weil ſie glauben, daß es jeder von ihnen thut. Sie ſind ihren Freunden, nicht einmahl ſo lange, als ſie Vortheil von ihnen ziehen,

getreu. Sie ſind kriechende Schmeichler bey den Großen — aber auch die trotzigſten Gebieter derer, die das Unglück haben, unter ihrer Fuchtel zu ſtehen.

Vielleicht hätte ein ſolcher Menſch auch ein anderer ſeyn könen; wir wollen in dieſer Hinſicht einen Blick auf ſeine Jugend werfen, um den Urſprung dieſer üblen Eigenſchaften zu entdecken. Er war von Natur ein eigenſinniger und boshafter Knabe. Täglich kam er mit einem blutigen Kopfe vom Spielplatze zurück, wo er ewig betroz, widerſprach und zankte. Niemand war ſinnreicher an Mitteln andern Schaden zu thun, und kühner ſie auszuführen, als er. Die Verzärtelung oder Nachſicht ſeiner Aeltern war eigentlich nicht Schuld daran, daß ſeine Bosheiten mit jedem Tage wuchſen, wohl aber unrichtige und nicht mit gehöriger Sorgfalt und Klugheit gewählte Mittel, ihn zu beſſern. Mit täglichen Schimpfen und Strafen wurde wider ihn verfahren, womit man eine noch größere Strenge verband. Hier war natürlich alles, was ſie ausrichteten, nichts anders, als daß er heimtückiſcher und boshafter ward. Sie ſchlugen mit Gewalt in ein Feuer, deſſen Flamme ſie mit jedem Schlage nur immermehr vergrößerten, ſtatt deſſen ſie es gleich anfangs mit ſanfteren Mitteln hätten löſchen ſollen.

Ein ſolcher Mann, will ich annehmen, wird nun bey letztgedachten Aeltern als Hauslehrer engagirt. Wozu Kopf und Herz ſeiner Untergebenen fähig ſey, kümmert ihn nicht. Er glaubt ein Wunder unter ſeinen gleichzeitigen Pädagogen zu ſeyn, weil er nicht ſchier nach der antiken Hofmeiſtermethode, — frühe, und Abends aus vollem Halſe, bey offnen Thüren und Fenſtern, einen Geſang mit dem Kinde ſingt, den Katechismus mit dem Lehrzepter in der Hand explicirt, ein halb Dutzend Sprüche, und ein Mandel lateiniſcher Vocabeln aufſagen, — und während er ſich hernach ankleidet, ohne darauf Acht zu geben, das Kind ein

oder mehrere bibliſche Capitel leſen läßt; — wobey Nachmittags Schreiben, Rechnen und das Lernen der Sprüche und Vocabeln ſtrenge obſervirt wird — und die Kinder dann ohne Zügel und Aufſicht herum lauſen, — wohl auch Mitwochs, Sonnabends und Sonntags mit dem Herrn Candidaten zu den Nachbaren gehen, der ſich dann nach ſeiner ſchweren Arbeit an den Spieltiſch ſetzt, oder andere Freuden ſucht, während deß die Kinder zuſammen, ohne alle Beobachtung, die größeſten Bubenſtücke ausüben, die der Herr Candidat ſelbſt gern verſchweigt, um nicht in Verlegenheiten der Entſchuldigungen wegen zu kommen. — —

So verfährt unſer Exemplar nicht — ſondern der gelehrte Herr ergreift eben die Maßregeln bey einem Kinde, das zwar viel Ehrlichkeit, aber nicht viel Munterkeit des Geiſtes hat, mit welchen man die Wildheit ſeiner Jugend zu bändigen geſucht hatte. „Die Seelen aller Menſchen haben gleiche Kräfte," ſpricht er, „Dies lehret meine Metaphyſik. Zur Bearbeitung „gleicher Kräfte gehören einerley Mittel. — Nun „aber = = = folglich ein guter Stock." — Wie bedauernsweeth iſt nuu nicht ſolches arme Kind! Es iſt begierig, die Schönheiten der Natur kennen zu lernen — es hat Anlagen zu allem, was nur zu den ſchönen Wiſſenſchaften und bildenden Künſten gerechnet werden mag — ihm fällt alles auf, was nur im geringſten Bezug darauf hat — in ihm keinen allmählig die Fähigkeiten zu andern großen Wiſſenſchaften auf; allein umſonſt: — Es muß Kettenſchlüſſe machen lernen. Die Religion wird ihm nicht anders, als in einem demonſtrativiſchen Lehrgebäude vorgetragen; und die Ketzer jedes Jahrhunderts ſind ihm beſſer, als die fünf Hauptſtücke des Katechismus, bekannt. Der Herr Informator hält die Werke des Witzes für ein Spielwerk kleiner Geiſter; und es für einen ſündigen Zeitverderb, den Terenz oder Phädrus

zu treiben, denn, ſie ſind Mährchen, nur für den ge'meinen Mann. — — — Die Landcharten gehören ſeiner Meinung nach eigentlich für Poſthaus und die politiſche Geſchichte in die Zuſammenkünfte der Invaliden; — — hingegen Latein und Griechiſch in Proſa und in Verſen ſogleich aus dem Kopfe zu ſchreiben, ohne ſich viel um die unverſtändlichen alten Schriftſteller Roms und Athens — zu bekümmern, und vor allen Dingen, das Demonſtriren, ſey das Hauptwerk der ganzen Jugendlehre. — — —

Bey ſolchem Lehrer iſt die Erziehung dem Unterrichte völlig gleich. Man frage nur einen Mann, der dieſem Originale nur etwas ähnlich iſt: auf welche Art er für die Sitten ſeines Untergebenen ſorge? ſo wird man ſehen, daß ſolche Frage ihm lächerlich vorkommen wird: „Wie? die Sitten?" erhält man zur Antwort, „die ſind immer mit dem Unterrichte aufs „genaueſte verwebt — darüber geb ich keine beſondere „Lehrſtunden, weil ſie nur zu den Nebenſachen gehö„ren; inzwiſchen kann man doch nicht beſſer dafür ſor„gen, als ich es thue. Ich laſſe meinen Untergebenen „nie aus den Augen. Er darf ohne mich nicht aus „dem Hauſe kommen. Geld kommt nie in ſeine Hän„de, noch weniger andere Sachen vom Werthe in „ſeine Verwahrung. Ich beſtrafe nicht bloß die Hand„lungen, welche die Tugend, oder den Wohlſtand be„leidigen; ſondern auch die Worte, und wenn es mög„lich iſt, die Gedanken ſelbſt. Meine Züchtigungen „geſchehen ohne Aufſchub und ohne Gnade. Kann „man wohl das Uebel beſſer in ſeinen Quellen auf„ſuchen, und ſie verſtopfen, als ich thue?" u. ſ. w. Es iſt mir unmöglich eine Schilderung weiter fortzuſetzen, an welcher man ſo viel Häßliches, Unnatürliches, Thörigtes und Verachtungswürdiges findet. Aber, iſt es nun wohl ein Wunder, wenn ſelbſt das Kind mit den beſten Anlagen, in den männlichen Jahren ei-

nen nicht allein verſchrobenen, ſondern auch andern Menſchen höchſt widrigen Character hat? — Es iſt hier nicht der Ort, über die Erziehung mich weiter einzulaſſen, da ich nur die Quellen verſchiedener Charactere zeigen will, und deßhalb gehe ich zu einem andern Fehler in der Erziehung über.

Ich ſetze zum voraus, daß es bekannt genug ſey, wie die Kinder nicht allein von gewiſſenloſen Aeltern und Lehrern böſe Beyſpiele erhalten, ſondern auch oft darin auf die gewiſſenloſeſte Weiſe unterhalten werden. Sie lernen z. B. von der Frau Mama das Beklatſchen anderer Hausmütter und Kinder — von dem Herrn Papa die Schadenfreude kennen, ſeinem Nächſten, mit dem man nicht wohl harmoniret, recht nachdrücklich in den Weg zu treten, und bey ſeinem Fortkommen hinderlich zu ſeyn — verſchiedene unrechtmäßige Kunſtgriffe ſich Vortheil zu verſchaffen, und den Nächſten übervortheilen — mit dem Geſinde als mit dem Viehe umzugehen — (doch dieſes können ſie auch von der Frau Mama eben ſo gut lernen,) und dergleichen mehr. Statt deſſen nun, daß der Herr Hofmeiſter ſolches alles austreiben, und die Kinder zu ſanfter milder Behandlung des Nächſten anhalten ſollte, findet man dafür häufig, daß er, um ſich bey der Frau Principalin zu inſinuiren, von keiner Viſite zu Hauſe kommt, wo nicht bey Tiſche und in der Kinder Gegenwart die Vorfälle in andern Häuſern, und was man geſehen, gehört, gegeſſen und getrunken, mit den lächerlichſten Anmerkungen begleitet, erzählt werden. Das jugendliche Herz iſt zu nichts aufgelegter, als dazu, mit Spöttereyen über ſeinen Nächſten herzufallen, und es darf nur zum zweyten Mahle vom Herrn Informator ſolches geſchehen, ſo wird bey der dritten Nachhauſekunft von einer Viſite der Untergebene ſchon auch etwas zum Nachtheil eines Hauſes wiſſen wollen. Dieſes Bild

will

will ich nicht weiter aufhellen, und alſo eine andere fehlerhafte Erziehungsart darſtellen.

Es giebt Aeltern von einem ganz beſondern Schlage, die man wohl für die verachtungswürdigſten halten könnte; ſie ſehen es für einen Witz an, wenn ihre muthwilligen Jungen arme ſchwache Leute auf der Straße anfallen, um ſie nicht allein zu necken, ſondern ſie ſogar thätlich zu kränken — die ſelbſt im Fenſter liegen, und es ſehen können, daß die edlen Sproſſen die Hunde auf eine alte Frau hetzen, und ſich daran vergnügen, wenn dieſe voller Angſt ſich mit den Beſtien herumſchlägt; — wenn die Kinder auf der Straße keine Sicherheit wider ſie haben; — wenn ſie ungeſtraft aus anderer Leute Gärten Näſchereyen, Blumen, ein Vogelneſt u. dgl. rauben; denen es heimliche Freude macht, wenn dieſe lieben Kinder ihren Lehrer aufzuziehen wagen — und ſich herzlich vergnügen, wenn ihr zwölfjähriger Sohn ſchon zweydeutig verliebt gegen ein Frauenzimmer thun kann, wo alsdann mit innigſten Selbſtbehagen geſagt wird: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme — man „ſieht in ihm den Vater;" — die Betrug, und allerley kleine Dieberenen, welche ſie unter ſich begehen, eben ſo wenig, als die vorſetzlichen Lügen beſtrafen; — aber hingegen mit unerbittlichem Grimme über ſie herfallen, wenn eins ihrer Kinder nur ein Bierglas, eine Theetaſſe, eine Bouteille — auch unverſehens zerbricht; — die überhaupt in ihrer Strafe ſich nicht mäßigen können, ſobald eins der Kinder nur im geringſten etwas verſieht, wodurch ihnen ſelbſt ein Schade zuwächſt; — wohin natürlich auch das zu rechnen iſt, wenn ſie überhaupt den Schaden, welchen ihre Kinder geringern Leuten zufügen, es mag auch noch ſo viel darüber geklagt werden, nie anders als in dem Falle beſtrafen, wenn ſie in die Verlegenheit kommen, ſolchen erſetzen zu müſſen. — Was kann aus ſol-

cher Erziehung wohl für ein Bürger des Staats entſtehen? — Müſſen die Kinder, wenn ſie ſonſt auch die beſten Geiſtes- und Temperaments-anlagen hätten, nicht die allerſchlechteſten im Staate werden?

In dem Character dieſer Aeltern liegt nicht allein der ſtrafbare Eigennuz, ſondern der eigentliche verächtliche Geiſt, Eigendünkel und der wahre Bauernſtolz zum Grunde. Den nähern Charakter eines ſolchen Mannes, der einen Hauslehrer für ſeine Kinder ſucht, kann man aus nachfolgendem Auszuge aus einem Briefe, den er an einen Freund, welchem er ſich ganz offenbaren zu können glaubt, geſchrieben hat, ohne weitere Umſtände erkennen. Der Freund ſoll umher lauſchen, ob er nicht ein Subject aufzuſpüren vermag, welches ſich anheiſchig machen würde, ſo ganz nach der Laune des Herrn Principals ſich zu bequemen, und in dieſer Hinſicht folgen ſeine unmaßgeblichen Wünſche (*):

— — — Aber, wie es zugeht, daß ich bisher immer mit ſo ſchlechten Leuten beladen bin, kann ich nicht begreifen, und da ich in einem Zeitraume von zwey Jahren fünf Subjecte hatte, ſo möchte die Welt gar glauben, daß die Leute bey mir nicht gut gehalten würden. Sie weiß aber nicht, wie ich ſtets angeführt wurde. Der erſte war ein purer Narr, und wollte aus meinen Kindern Zierpuppen machen; das ging nicht, und daher konnten wir nur 8 Monathe bey einander bleiben. Der zweyte wurde mir zu keck; er hätte bald

(*) Wenn der hier angeführte Auszug aus dem Briefe etwas übertrieben ſcheinen möchte; ſo kann man verſichern, ſollten die Wünſche und Meinungen des Verfaſſers nicht gerade ſo nach der Nummer im Originale aufgeführt ſeyn, daß ſie dennoch alle in ſeinen geäußerten Wünſchen, und in ſeinem Bezeigen gegen den Hauslehrer, ſo wahr wie ſie hier aufgeführt ſind, liegen. Vielleicht kanns ſeyn, daß dieſe Blätter manchem ähnlichen Manne vor Augen kommen — daß er darauf ſein abſcheuliches Bild findet, mit Reue an ſeine Bruſt ſchlägt, und ſich ändert. —

bald meine Kinder dahin vermocht, daß ſie ſich mehr an ihm, als an uns Aeltern hielten; ſtets ſaßen die Jungen um und bey ihm und ich mußte befürchten, daß der Aelreſte ſich ungeſund ſitzen würde, denn, weil er nicht ausging, ſo wollten die Jungen auch nicht. Zudem, ſo trank er mehr als ich ihm geben konnte, und wollte ſich durchaus bey dieſer theuern Zeit nicht dahin verſtehen, ſeinen Kaffe, welchem wir ihm erlaubten, Nachmittags mit uns zu trinken, ohne Zucker zu genießen, ſo wie er dieſes Laſter auch bey ſeinem Thee des Morgens beybehielt. Er war unbändig in ſeinem Stolze, und reſpectirte uns im geringſten nicht als ſeine Herrſchaft, wobey er beſonders ungefällig gegen meine liebe Frau war, wenn ſie zuweilen in ſein Zimmer kam, und ihn zurecht weiſen wollte, wie er mit den Kindern umgehen ſollte. Er nahm es übel, wenn ich ihm nicht mehr als zwey Gläſer Wein, wenn wir Fremde am Tiſche hatten einſchenkte, und hatte ſo wenig Lebensart, daß er dann aufſtand und davon ging. Eben ſo glaubte er ſich auch beleidigt, wenn ihm die beſten Gerichte vorbey gingen, als ob es Schuldigkeit wäre, ihm von allen zu offeriren. Genug, dieſer war auch nur 9 Monathe in meinem Hauſe. Der dritte war ſchier toll. Gleich den erſten Morgen wollte er mir Geſetze vorſchreiben, wie ich ihn behandeln müßte. Das ging nicht, und er empfahl ſich ſchon den dritten Tag. Der vierte war ein Schaf. Er meinte er hätte uns zum beſten, allein die Sache verhielt ſich umgekehrt. Das Beſte an ihm, war wirklich ſeine Dummheit, denn, da ich ihm im Spiele weit überlegen war, ſo hatte ich mein ihm gegebenes Salair, welches er bey immerwähren der Nothdurft monathlich forderte, ſtets in 4 bis 5 Tagen wieder. Er wurde mir aber zu nakkend, und unterſtand ſich dazu meine Kinder zu ſchlagen, welches ich ſehr bald gewahr wurde, da ichs mir zur gewiſſenhaften Gewohnheit gemacht habe, öfters ein wenig an die Thüre der Herren Candidaten zu lauſchen, um zu erfahren, wie ſie mit den Kindern umgehen; und — nach ſechs Monathen waren wir auch geſchiedene Leute. Der fünfte, welchen ich noch habe, ließ ſich gut an, auch kann ich eigentlich nicht über ihn klagen, denn er fügt ſich ſo ziemlich nach meinen

Vor-

Vorſchriften, auch macht er ſich nichts daraus, in der Aernte, da es hier manches Mahl an Leuten fehlt, beyzuſpringen, um ein Fuder Korn oder Heu abbringen zu helfen, wie er denn auch mit dem Brau - und Backweſen, und überhaupt all den Sachen die auf dem Lande vorfallen gut Beſcheid weiß, und meiner Frau redlich beyſteht, worüber ſie ſehr zufrieden iſt. Allein, ich rede jetzt im Vertrauen, es könnte ſolches artige Betragen gegen meine liebe Frau, doch mit der Zeit von keinen guten Folgen ſeyn. Ich habe ſchon verſchiedentlich bemerkt, daß er immer alles eben ſo gut als ich, erhält, und es heißt ſtets: Lieber Mann—lieber Freund — ja ſogar: Liebes Kind. —— Dies ginge noch wohl an; allein vor einigen Abenden ſchien meine liebe Frau beſonders dazu aufgelegt zu ſeyn, mich zu ärgern. Sie ließ, da ſie am Tiſche dicht bey ihm ſaß, und ich in meinem großen Stuhle am Ofen, ſtets die Stricknadel zwiſchen ihm und ihr fallen, da ſie dann beyde zu meinem größten Aerger ſich zu beſtreben ſchienen, die Nadel wieder aufzunehmen, und dabey allerley verdächtige Poſſen mit den Händen unterm Tiſche machten. Hieraus können ſie lieber Freund ſchließen, daß es auch nicht lange mit uns dauern mag, und ich bin Willens, mich nun zum ſechsten Mahl zu verändern. Aber, dies letztere bleibt doch unter uns, nicht wahr?

Was kann dem Menſchen wohl mehr und näher am Herzen liegen, als, bey einer geſegneten Ehe, das Wohl ſeiner Sproſſen! Ohne meine Kinder zu rühmen, ſo muß ich ſagen, ſie ſind liebenswürdig, und verbinden mit aller möglichen Fähigkeit eine ſogleich hervorleuchtende Wohlgezogenheit. Nur ein Beyſpiel davon: Ich kann die Speiſen, wenn ſie aufgegeben, nicht wohl auf dem Tiſche ſehen, ohne eſſen zu müſſen, widrigen Falls mir übel wird; da eile ich dann immer gern. Allein, Gott muß die Ehre zuvor gegeben werden, ſonſt lebte ich ja heidniſch. Nun fehlet es manches Mahl an den Kindern, die ſich hin und wieder auf dem Hofe, oder im Garten zerſtreut haben; da gehe ich alsdann nur vor der Hausthüre, pfeife auf dem Daumen und rufe! Heda, Jungens! dann kommen ſie noch ſchneller, wie mein Pikas herbey geſtrichen, ſtellen ſich in die Reih und Glied, und — der älteſte hat

es ſchon ſo weit gebracht, das er das ganze Vaterunſer in einem Othem herbeten kann.

Dieß iſt zwar noch unbedeutend, allein, ich irre nicht, wenn ich hieraus auf die anwachſenden größeren Fähigkeiten des Knaben ſchließe. Da aber meine Geſchäftes nicht erlauben, ſelbſt den Unterricht der Kinder fortzuſetzen, ſo wünſche ich, wenn Sie lieber Freund ein gutes Subject wüßten, daß ſie ſelbiges gefälligſt unter der Hand ſondirten, ob es wohl hierher, und zu mir ziehen möchte? Ich bin gewohnt meine Domeſtiken nicht ſchlecht zu halten, wie Sie aus Obigem ſchon ermeſſen werden; aber, wenn die Leute bey mir keine Geduld haben, ſo iſt die leidige Ueppigkeit jetziger verderbten Zeit nur Schuld daran, da dann das Volk die guten Tage nicht tragen kann, und endlich aus den Strängen ſchlägt.

Weil ich meinen Hauslehrer aber beſonders gut halte, da ich gewiß betrachte, welch ein ſchweres Fach es iſt. Kinder zu bilden, daß ſie dem Vaterlande einſt nützen, ſo verlange ich in Hinſicht ſeiner Wiſſenſchaften nur bloß, daß er ein Gelehrter ſey, und es rechtſchaffen mit den Kindern meine, wofür ich ihm nebſt freyer Station ein anſehnliches Salarium von 60 Thalern gebe. Die freye Station beſteht in einer Stube und Kammer in meinem Backhauſe im Garten, wo er die anmuthigſte Ausſicht hat, und die Stube ihm im Winter geheizt wird. Da er denn die darin befindlichen Möbels mit dem ſchriftlichen Verzeichniſſe davon, zugleich für die Zeit ſeines Hierſeyns, in Empfang nimmt, und für die richtige Ablieferung derſelben bey ſeinem etwanigen Abzuge mit der Hälfte ſeines jährlichen Salairs mir Caution ſtellt. Zudem ſpeiſet er mit mir am Tiſche, er erhält nothdürftig Licht, Frühſtück und freye Wäſche. Aber, weil wir gottlob ſo eingerichtet ſind, daß wir nur alle Jahr ein Mahl große Wäſche halten, ſo kann er ſich auch dazu ſehr gern einrichten, wobey jedoch zu merken, daß ſeine Wäſche auszubeſſern, und ſeine Strümpfe zu ſtopfen, nicht mit zur Sache verſtanden werden kann.

Nun würden ſie mir aber eine große Gefälligkeit erweiſen, wenn Sie vermöge Ihrer mir ſehr wohl bekannten Geſchicklichkeit, den Menſchen in folgenden

Stücken unter der Hand, und als ob es nur von Ihnen käme, inſtruirten, damit wir doch nicht gleich wieder zerfielen, als:

1. Damit er immer in Ordnung und gehörigem Fleiße gehalten werde, ſo ſehe ich gern, wenn er ein ſtetes Journal hielte, und mir ſolches abſchriftlich vorlegte, damit ich die Ueberſicht des Unterrichts, Fleißes und der Aufführung meiner Kinder habe, zu welcher Ausfertigung er Mittwochs und Sonnabends Nachmittags, da die Herren gewöhnlich doch nicht informiren, Zeit genug haben wird.

2. Da ich bey etwanigen müßigen Stunden den Unterricht der Kinder ſelbſt gern mit anhöre, ſo habe ich zu dem Ende mir einen beſondern Stuhl nach der Schulſtube bringen laſſen. Dies haben alle vorherigen Subjecte ſich nicht wollen gefallen laſſen, und ſie waren ſehr ungehalten darüber, vermuthlich, weil ſie in ihren Sachen nicht ſattelfeſt waren. — Der jetzige macht ſich nichts daraus, und das wünſchte ich von dem neuem Subjecte auch.

3. Den Umgang mit unſerm Prediger würde ich ganz verbitten, weil wir mit ihm nicht viel zuſammen kommen.

4. Im Winter ſey es ihm erlaubt, ſo früh als er wolle zu Bette zu gehen, und bis Tages Anbruch zu ſchlafen, um nicht ſo viel unnöthiges Licht zu verbrennen, es möchte denn ſeyn, daß er etwas Nützliches dabey vornehme, wodurch meinem Hauſe ein ſichtbarer, ſelbſt auch nur kleiner Vortheil erwüchſe, der die Koſten wieder einbrächte. Auch im Herbſt und Frühling iſts nicht einmahl werth, daß man Abends Licht verbrenne; und da habe ich denn ſo die Gewohnheit, daß ich mir einen Stuhl neben den Feuerherd ſetzen laſſe, um in Geſellſchaft meiner lieben Frau zu ſeyn. Das neue Subject würde ſich alſo ſehr bey mir inſinuiren, wenn es ſich alsdann auch zu mir hin verfügte, und mir dort allerley Unterhaltendes erzählte.

5. Im Sommer, wenn Obſt und Früchte im Garten reif ſind, würde der Herr Candidat ſehr wohl thun

thun, wenn er ſich im Garten nicht weiter betreten ließe, als in dem Gange vom Backhauſe nach dem Wohnhauſe, um ſich nicht der Näſchereyen verdächtig zu machen; weßhalb ich mit meinem vierten Hofmeiſter einſt ſehr zerfiel, ſo daß es beynahe zur Thätigkeit gekommen wäre. Es könnte ihm doch der Appetit zu Früchten ankommen, auf welche ich oder meine liebe Frau ein beſonderes Augenmerk gerichtet hätten, oder welche zur Stadt geſchickt werden ſollten. Ich werde zu dem Ende ihm und den Kindern Johannisbeer- und Stachelbeerſträuche und Obſtbäume an ihrem Gange anweiſen, an welchen ſie hinlänglich haben werden.

6. In den Monathen Junius, Julius, Auguſt und der erſten Hälfte des Septembers ſehe ich nicht gern, daß er bey Tiſche trinket; noch weniger, wenn ers doch nicht laſſen kann, daß er ſein Bierglas in der Stube habe, und es nach Tiſche ſtehen laſſe, damit nicht ſo viele Fliegen herein gezogen werden. Es iſt des Zeugs doch genug, wenn es durch mein Bierglas angelockt wird. Geſchieht es aber dennoch, ſo kann er gewiß verſichert ſeyn, daß meine liebe Frau das Glas ſogleich nach dem Fluhre transportiren wird, wo ohnehin dann die Bouteille, aus welcher er mit den Kindern trinkt, ſich befindet.

7. Die Kinder hat er alle bey ſich; aber, da mein jüngſter Sohn, ein hoffnungsvoller kleiner Knabe, noch nicht im Stande iſt, ſich ſelbſt aus- und anzukleiden, und die übrigen Kinder noch zu ſchwach und unvernünftig zu dieſem Geſchäfte ſind — meine liebe Frau ſich unmöglich immer zum Backhauſe hin bemühen kann, und es aus mancherley Urſachen wohl nicht rathſam ſeyn möchte, eine Dienſtmagd ſtets herunter zu ſchicken, ſo ſehe ich gern, wenn das neue Subject ſich, ohne von meiner lieben Frau einen Wink dazu zu erhalten, von ſelbſt dazu verſtände.

8. Gewöhnlich wird kein Wein bey mir am Tiſche getrunken, folglich nur alsdann, wenn Tiſchbeſuch bey mir iſt, und da wünſchte ich, wenn er ſich von

von ſelbſt dahin beſcheide, mit zwey Gläſern Wein zufrieden zu ſeyn, ohne daß ich die Mühe übernehmen darf, ihn dazu erſt gewöhnen zu dürfen.

9. Mit Kaffee, Zucker und Thee, bin ich Willens, von nun an die Einrichtung zu treffen, daß ich durchaus damit nichts zu thun habe; und ich wünſche daher, daß das neue Subject ſo beſcheiden ſeyn; und, wenn auch Beſuch bey uns ſey, den Kaffee zu verbitten, oder ſich auch dann ſo unvermerkt entfernen werde; ſo wie ich überhaupt an demſelben das Tobakrauchen nicht gern ſehe, auch hoffe, daß er gebührend, wenn der Braten herumgegeben wird, ſich an dem Teller halte, auf welchem für ihn und die Kinder geſorgt worden, und ſich an die ſtets vorräthigen Salzgurken halte, ohne auf die eingemachten Sachen zu warten.

10. Daß er bey Tiſche unten am Ende, und in der Kirche dicht am Eingange ſeinen Platz nehme, bedarf ja wohl keiner Erinnerung; ſollten Sie es aber für nöthig finden, ihm auch dies beybringen zu müſſen, ſo will ich darum bitten. Aber um mich ganz ſicher zu ſtellen, und damit ich nicht wieder in die Nothwendigkeit komme, ſobald ein anderes Subject ſuchen zu dürfen; ſo ſehe ich gern, wenn Sie liebſter Freund ihn dahin vermöchten, daß er mir es ſelbſt antrüge, über alle dieſe Puncte einen ſchriftlichen und gerichtlich beſtätigen Contract auf 3 Jahre zu machen, davon er, als Vortheil tragender Theil, dann auch die Koſten, wie billig, übernimmt, u. ſ. w.

Man findet die Farben dieſes hier geſchilderten Characters ſehr ſtark und grell, und deßhalb gerade hielt ich dieſes Individuum paßlich zu dem Zwecke, meinen Leſern das Bild eines Menſchen zu ſchildern, deſſen Hauptcharacter aus Dummheit, Stolz, Geiz und Niederträchtigkeit beſteht. Wie er erzogen worden, kann ich nicht mit eigentlichen Thatursachen darthun, aber es läßt ſich aus Vorherigem auf ſeine Jugend wohl ſchließen. — Nimmt man nun an, daß ſeine Kinder auch den beſten Hauslehrer erhielten, ſo

iſts

iſts nichts möglich, daß ſolcher Mann in ſolcher Lage den Kindern wirklich nützlich ſeyn könne. Man kann ganz ſicher auf alle Fälle der häuslichen Erziehung hieraus ſchließen, und nun erwarten, wenn die Kinder hernach auf eine große Schule oder gar auf Univerſitäten gehen, wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, und ſich ihr erworbener Character immer mehr feſt ſetzt, daß ſie dort ſich auch wenig zu ihrem Vortheile ausbilden werden. Gelangen ſie nun wirklich in einen Poſten, in welchem ſie für das Wohl des Vaterlandes arbeiten ſollen, ſo werden ſie die erſten ſeyn, die mit untreuer Hand die Caſſen berechnen, die den Nächſten und beſonders den Untergeordneten ſchinden, und für eine Kleinigkeit, und um ihres eignen geringen, vielleicht auch nur eingebildeten Vortheils willen, das Vaterland, den Regenten und alle Mitmenſchen verrathen. Ich weiß es ſehr wohl, daß von ſchlecht geſinnten Aeltern, auch wieder gutgeſinnte Kinder in die Welt geſetzt werden, die mit Schmerz von den Fehlern ihrer einſtmahligen Aeltern reden hören, allein, ich bin auch ſehr geneigt zu glauben, daß alsdann andere, und redlichere Erzieher und Lehrer dieſen guten Samen in ihr Herz geſtreuet, und zu bewahren geſücht haben. (Es iſt Schade, daß ich nicht eine Originalzeichnung von ſolchem Character beſitze! Ich habe indeſſen einen Kopf gezeichnet, und wünſche daß man bey Anſicht deſſelben alles das aus den Lineamenten ſehen möge, was ich zuvor beſchrieb. Es iſt die Figur 4347*. Ich werde aber weiterhin von den phyſiognomiſchen Merkmahlen der Leidenſchaften in den Geſichtern weiter reden.) Ein ganz artiges Raiſonnement über die Erziehung der Kinder, findet ſich im Hannöveriſchen Magazine vom Jahre 1783, welches ich im Auszuge hier einrücke (*):

Mich

(*) Es iſt dieſes aus einem Originalbriefe einer Mutter von achtzehn

Mich dünkt, die gute Erziehung beſteht hauptſächlich darin, unſerer großen Wegweiſerin, der Natur, ſo viel als möglich zu folgen. Wir müſſen nicht den eigenthümlichen Character des Kindes nur zu bilden ſuchen, ſondern, wir müſſen ihn nur verhindern auszuarten, und die ſchädlichen, unregelmäßigen Auswüchſe, die ſich zeigen, gleich anfangs erſticken und beſchneiden. Der Same zum Guten und Böſen liegt im menſchlichen Herzen ſelbſt. Unſer Geſchäft iſt es, das Aufkeimen des erſtern zu erleichtern, und das andere gleich in der Geburt zu erſticken.

Es giebt in der Seele des Kindes viele ſeltſame Erſcheinungen, die man nicht erklären kann. Woher kann ein kleines Kind, das man immer ſorgfältig hütete, nichts dergleichen bey denen zu ſehen, die um daſſelbe ſind, ſchon Trotz kennen? Und doch ſehe ich das Beyſpiel davon an meinem Karl. Wenn bey ſeinen Mahlzeiten nicht geſchwinde genug bedient wird, oder, wenn ihm der dargebothne Biſſen zu klein ſcheint, ſo weigert er ſich mit ſtarken Zeichen des Unwillens, das Eſſen anzunehmen. Du kannſt wohl denken, meine Liebe, daß ich ihn in ſolchen Fällen nicht mit Bitten oder Schmeicheleyen, oder mit der Drohung, daß es ſonſt das Hündchen eſſen ſollte, zur Aenderung ſeines Entſchluſſes zu bewegen ſuche. Ich ſetze, ſobald er aus Eigenſinn ſich weigert, ganz kaltblütig das Eſſen weg, und nehme, ohne mich um ihn zu bekümmern, ein anderes Geſchäft vor. Er iſt zu ſtreng gewöhnt, als daß er hierüber in ein heftiges Weinen ausbrechen ſollte; aber, er iſt im Stande, beynahe eine Viertelſtunde da zu ſitzen, ehe ſich ſein Eigenſinn bricht, und er ſich entſchließen kann, mich zu bitten, ihm ſeine Mahlzeit nun doch zu geben. Jetzt läßt er ſich einen ſolchen Trotz nur ſelten einfallen, weil er ſieht, daß er den Kürzern dabey zieht. Aber, es iſt mir doch unerklärlich, wie ſolche und noch viel ſonderbarere Aeußerungen ſich ſchon bey einem ſo kleinen Kinde zeigen können, u. ſ. w.

Die-

zehn Jahren, an eine Freundin; als dieſe nach der Niederkunft zum erſtenmahl geſchrieben hatte. Man ſehe am angeführten Orte, Col. 1610, ſgg.

Dieſes, was die liebenswürdige Verfaſſerin von ihrem kleinen Karl bemerkt, und mit den rechten Mitteln zu dämpfen ſucht, benennet ſie ganz richtig mit dem Nahmen Trotz, und es iſt ſchon ein Laſter, welches in dem Kinde liegt, und ſeinen Urſprung in der Habſucht mit beygemiſchtem Stolze hat. So aber, wie dieſer Trotz, liegen noch unendlich mehrere gute und böſe Anlagen ſchon vom Anfange in den Menſchen, und ſie werden ſchlimm oder gut auf Zeitlebens, je nachdem die Erziehung war. In dieſer Hinſicht gab es ſchon längſt Gelehrte, die über die Kunſt, der Menſchen Gemüther zu erforſchen, nicht allein nachdachten, ſondern auch ſchrieben und uns ihre Meinungen in Büchern hinterlaſſen haben (*).

Bey dieſer Gelegenheit ſuchet man ſich vorzüglich davon zu unterichten, ob ein Menſch tugendhaft oder laſterhaft ſey (**)? Aber, gewöhnlich urtheilet man in der Welt über dieſe beyden wichtigen Dinge beym Menſchen ſehr vorurtheilsvoll. „Alle Laſter,“ ſagt man gewöhnlich, „die die Menſchen verkleinern, „lie-

(*) Unter den verſchiedenen Schriftſtellern, welche ſehr viel Gutes in Hinſicht der Erforſchung der menſchlichen Gemüther in ſich enthalten, ob ſie gleich nicht ganz neu ſind, befinden ſich vorzüglich folgende: *Antonii Poſſevini* Cultura ingeniorum contra *Huartum*. Colon. 1610. 8.

E. Neuhuſii theatrum igenii humani. Amſtelodam. 1648. 12.

De la Chambre Characteres des paſſions, IV Tom. Amſt. 1658. 12.

Jean Huart Examen des esprits pour les ſciences. Amſt. 1672. 12.

J. G. Walchii Commentatio de arte aliorum animos cognoscendi. Jen. 1733. 4.

Hieher könnte man auch das große phyſiognomiſche Werk vom Lavater rechnen; allein, wenn in demſelben auch hin und wieder etwas Gutes vorhanden iſt, ſo wage ich es doch nicht, ſolches als ein Lehrbuch zu empfehlen, weil ich befürchte, mich dadurch lächerlich zu machen. —

(**) Von dem Laſter iſt ſchon im LXV Th. der Encyklopädie, S. 201, fgg. gehandelt worden.

„liegen ſchon in der Natur, und alle unſere ſchlimme „Begebenheiten rühren daher, weil wir unglücklich „ſeyn ſollen. Die Natur läßt ſich nicht zwingen, da„her kann man ſeinem Unglücke auch nicht widerſte„hen.“ Wäre dies wahr, wie ſollte man alsdann nach dem ſtreben können, was löblich und rühmlich iſt? Dann würden ja einige Menſchen von unüberwindlichen Nothwendigkeiten gezwungen ſeyn, laſterhaft zu ſeyn und zu bleiben. Solche Grundſätze wurden ehemahls von vermeinten Weiſen befördert, welche von der Natur und vom Glücke als von wirkſamen Gründen redeten, ohngeachtet ſie bloß Folgen vorhergegangener phyſiſcher oder moraliſcher Verhältniſſe des Menſchen ſind. Ich habe im Vorhergehenden ſchon gezeigt, welchen Einfluß Klima, Nahrungsmittel und Erziehung auf den Menſchen haben. Dieſe ſcheinen das, was man ſeine Natur nennen könnte, hauptſächlich zu bilden. Die aus der Erziehung erlangte Lebensart, Gewohnheit und Kraft, Kenntniſſe — ſelbſt der gute und böſe Wille, und noch viel mehr andere auf unſere Lage abzweckende Dinge, wohin auch die Begriffe und Richtungen der Begehrungsvermögen vorzüglich zu rechnen ſind, bilden gewöhnlich das, was wir Glück oder Unglück nennen.

Es mag jemand nach ſeinen Begriffen ein Verlangen nach irgend einer guten oder böſen Sache haben, ſo fühlet er ſich nicht glücklich, ſo lange dieſes Verlangen nicht entweder durch die Erfüllung geſtillet, oder durch andere, in die Stelle des Gewünſchten getretene Beſchäftigungen, oder auch durch Länge der Zeit geſchwächet worden. Alles, ſelbſt auch der höchſte und niedrigſte Grad des vermeinten Glückes, beruhet aber auf den Begriff, welchen man ſich von ſeinem Glücke macht. Hierüber hab ich ſchon im LXXIVſten Bande der Encyklopädie, im Art. Leiden, weitläuftiger gehandelt, und ich will zur Erklärung

dieſes

dieſes nur einen Vergleich anſtellen. Man nehme z. B. die Begriffe vom Glücke, welche ein Arbeitsmann hat, und ſeine Wünſche, und vergleiche dieſe wieder mit den Begriffen und Wünſchen eines Gelehrten, eines Staatsmannes, eines Fürſten u. ſ. w. oder man vergleiche die Wünſche eines Schiffsmannes mit denen eines Dorfküſters. — Dieſe Verſchiedenheit geht ſo weit, daß ganze Nationen ſich dadurch von einander auszeichnen. Z. E. Welch ein Unterſchied iſt nicht zwiſchen einem ſparſamen und reinlichen Holländer, und einem rohen, nach der unvermiſchten Sitte der Itälmenen erzognen Einwohner von Kamtſchatka? Dieſe letztern richten einzig und allein alles dahin, ſtets ohne Sorge, fröhlich und vergnügt in ihrer Dürftigkeit zu leben. Sie haben nur allein ſo viel Begierde zu arbeiten, als für ſie und die Ihrigen zu ernähren nöthig iſt. Haben ſie nach ihrer Rechnung Fiſche genug, ſo fangen ſie an, davon zu zehren, ſich luſtig zu machen, durch Gaſtereyen, Viſiten, Tanzen, Singen, und allerley luſtigen Erzählungen.

Im Eſſen und Trinken ſuchen ſie ſich durch die Vielfräßigkeit und Völlerey, nicht aber durch die Annehmlichkeit der Speiſen zu ergötzen, und wenn ſie die vorigen Zeiten mit den jetzigen vergleichen wollen, ſo ſprechen ſie: „Was haben wir jetzt für luſtige Ta„ge? — Vormahls vomirten wir drey bis vier Mahl „über die ganze Wohnung weg; nunmehr kommen wir „ſelten, und kaum einmahl dazu. Vormahls gingen „wir bis an die Knöchel im Geſpeye; nunmehr macht „man ſich die Fußſohle kaum naß (*).“ Ueberhaupt ſtört ein Itälmen ſeine Ruhe nicht gern, und geht nicht eher auf die Jagd oder aus ſeiner Wohnung, bis

(*) G. W. Stellers Beſchreibung von dem Lande Kamtſchatka ꝛc. Herausgegeben, von J. B. S. Frankf. und Leipz. 1774., S. 286, fgg.

bis er durch die äußerſte Noth und andere dazu gezwungen wird, und alsdann geht er auch nur ſo weit, daß er auf den Abend wieder zurück kommen, und bey ſeiner Frau ſchlafen kann. Iſt er aber gezwungen, länger als einen Tag auszubleiben, ſo muß die Frau auch mit, weil ſie die Frauen ſo lieben, daß ſie nicht ohne ſie leben können. Deßhalb hat auch das Weib über alles zu befehlen, wogegen der Mann Koch und Arbeiter iſt (*).

Die Weiber ſind ſehr eiferſüchtig, ohnerachtet ſie allezeit die Freyheit in allem zu behaupten ſuchen, auch nach fremder Liebe trachten, unerſättlich und dabey dergeſtalt ruhmſüchtig ſind, daß diejenige Frau für die glücklichſte gehalten wird, welche die mehreſten Buhler herzählen kann; und ſucht es darin eine der andern im Prahlen zuvor zu thun; ſo ſind auch die Weiber dergeſtalt neidiſch und eiferſüchtig unter einander, und halten ſo genau Wache auf einander, daß, wenn ſich jemand mit einer vermiſchet, ſodann ihre Liebe ſogleich in dem ganzen Oſtrog unter allen offenbar wird. Nur muß ſich die Weibsperſon bey dieſer Ehre vorſehen, daß ſie nicht von andern vergiftet oder ſonſt beſchädigt wird, und gehet es nicht nur allein alſo unter den Itälmeniſchen, ſondern auch ruſſiſchen Oſtrogen zu, weil die coſackiſchen Weiber von dieſer Nation genommen, noch bis dieſe Stunde es für eine

(*) Ohnerachtet Itälmenen ihre Weiber ſo ſehr zärtlich und herzlich lieben, ſo ſind ſie doch alle große Liebhaber von beſtändiger Veränderung. Wo ſie ſich in eine andere verlieben, da verlaſſen ſie gleich die vorigen, und hat mancher auf allen Wegen und Straßen Weiber. Ein lediges Frauenzimmer, wenn ſie auch gleich zehn Kinder geboren, wird dennoch immer Jungfrau genannt.

Vor dieſem hatte auch jeder Caſake, neben ſeiner Frau 10, 20 bis 30 Mädchen, Jeſieren oder Sclavinnen zu ſeiner Luſt. Verſpielte er eine davon, ſo wurde ſie ſogleich in der Cabadak von dem neuen Herrn debougiret, und bekam ſie manches Mahl in einem Abend 3 bis vier Herren, und wurde eben ſo oft beſchlafen; wobey die Mädchen ſehr vergnügt waren. Beſchlief ſie der Herr nicht, ſo lief ſie davon, oder entleibte ſich auch ſelbſt. Steller, a. a. O. S. 289. Anmerk.

eine große Ehre halten, wenn ſie von vielen geliebet werden.

Vom Ehrgeize haben ſie in vorigen Zeiten nicht die geringſte Wiſſenſchaft gehabt, auch nichts deßhalb unternommen. Jetzt aber prätendiren einige aus zweyen Gründen den Rang über andere: 1. wenn ſie beweiſen können, daß ſie niemahls rebellirt haben, oder ein Mitgeſelle der Rebellen; ſondern Angeber oder Soldaten wider ihre Brüder geweſen; 2. ſuchet es einer dem andern zuvor zu thun, daß er einem Ruſſen ähnlicher ſeyn will, als andere. Aus beyden Urſachen ſind ſie nicht allein ſehr ruhmſüchtig, ſondern auch ſehr höhniſch gegen ihre eigne Nation, und wo ſie einige Gewalt bekommen, als Tajonen viel ſtrenger gegen die Ihrigen, als die Ruſſen ſelbſt.

Vom Geize ſind die Itälmenen dergeſtalt entfernt, daß ſie niemahls mehr haben wollen, als ſie ohne Noth entbehren können, und aus dieſem Grunde fließt ihre ſchlechte Oekonomie. Sie kaufen niemahls etwas im Vorrathe, wenn ſie es auch für den 10ten Theil des Preiſes haben könnten. Wo er aber etwas höchſt nöthig hat, ſo bezahlt er ohne zu dingen, was man von ihm haben will, und zwar niemahls für bare Bezahlung, ſondern auf Schulden. Hat er keine Schulden, ſo fängt er kein Thier, wenn es ihm auch vor die Thüre käme. Es geſchah 1740, daß ein Kaufmann einen Itälmenen in der Wohnung klagen hörte: „Es ſind zwey verruchte Zobel, die alle „Nacht in die Balaganen kommen, und Fiſche ſtehlen, „und ſie haben mir ſchon vielen Schaden gethan.“ Der Kaufmann lachte, und ſagte. „Warum fängſt du ſie „nicht? ſo ſchaden ſie dir ins Künftige auch nicht.“ Der Itälmen antwortete: „Was ſoll ich mit ihnen thun, „ich habe keine Schulden zu bezahlen!“ Der Kaufmann gab ihm ein halb Pfund Toback und ſagte: „Nimm es, „ſo haſt du Schulden.“ Nach zwey Stunden Verlauf brachte ihm der Itälmen beyde Zobel gefangen in die Wohnung, und bezahlte ſeine Schuld.

Von Schande wiſſen ſie überhaupt nichts, als was ſie von den Coſaken gelernt haben, daher mangelt ihnen die Dankbarkeit, Erkenntlichkeit und Dienſtfertigkeit. Wer gelinde mit ihnen umgeht, dem beweiſen ſie die größten Unhöflichkeiten und Widerſpenſtigkeiten. Wer ſie aber ſo-

ſogleich anfährt, und zuſchlägt, der erhält alles von ihnen und mehr als er verlangt, ohnerachtet er der liederlichſte Kerl wäre. Läßt man ihnen einige Wohlthaten zufließen, und ſie erkennen ein mitleidiges ihnen gewognes Gemüth, ſo nennen ſie denſelben zwar einen Freund, beläſtigen aber ihren Freund dergeſtalt, daß man ihrer bald müde wird, und ſie ſind auf keine Art und Weiſe zu erſättigen. Verweiſet man ihnen ihre Unhöflichkeit, ſo werden ſie ſo erbittert, daß ſie ſogleich dem Freunde für alle Güte und Liebe den Stuhl vor die Thüre ſetzen. Hat einer an einem der etwas zu ſagen hat, einen Freund, ſo ſuchet er alle Revange an allen ſeinen Feinden von 50 Jahren her, wird dabey ſo ſtolz, daß er auch ſeine nächſten Freunde nur über die Achſel anſieht, prahlet heftig, und beleidiget ohne Unterſchied alle vorige Bekannte und Freunde.

Der Verf. führt in einer Anmerkung auch an: Wer nach Kamtſchatka kommt, und ſich kein Frauenzimmer zulegt, oder mit keinem Wiebe in heimlichen Verſtändniſſen lebet, wird dennoch durch die Noth dazu forciret. Niemand wäſcht, nähet, dienet ihm, oder thut ihm ſonſt die geringſte Gefälligkeit, wo man nicht dafür mit dem Beyſchlafe bezahlet. Was übrigens von den Hochzeitsgebräuchen der Itälmenen zu ſagen iſt, findet man am angeführten Orte, S. 343, fgg.

Aus dieſer kurzen Erzählung wird man ſich bald erklären können, was in Kamtſchatka für Tugend und Laſter — Glück und Unglück — Freude oder Leid gehalten wird; und hiernach äußern ſich, wie es ganz natürlich iſt, auch die Leidenſchaften. Die Sitten haben die Begriffe getödtet, und nach dieſen bilden ſich wieder die Begierden. Hieraus entſteht gewiſſermaßen eine beſondere Natur, und dieſes iſt gleichſam das Fuhrwerk des Lebens; die Triebe und Leidenſchaften ſind die muntern Pferde, die es forttreiben, und die Vernunft iſt der Fuhrmann, der ihre Hitze im Zaume hält, und ihren Lauf lenket (*). So lange ſie Meiſter

(*) Dies iſt ein Vergleich, welchen ein gewiſſer M. L. W. ziemlich richtig macht. Man ſehe Hannöveriſche Anzeigen v. J. 1765, Col. 453.

ſter von den Zügeln bleibet, gehen ſie ihren gleichen Gang in der ebenen Bahn des Wohlergehens. Verliert ſie aber die Zügel, ſo rennen ſie mit blinder Heftigkeit, und bey dieſer zügelloſen Heftigkeit bekommt die Natur ſo manchen Stoß, daß ſie völlig verderbet wird. Endlich fallen ſie dadurch in das Thal der Widerwärtigkeit, worin ſie den Muth verlieren, und kaum mehr vermögend ſind, die geringen und beſchädigten Ueberbleibſel zu ziehen.

Unſer Vorhaben will manches Mahl nicht gelingen, weil wir laſterhaft oder unvernünftig ſind; wir ſind laſterhaft, weil wir die Vernunft hinten anſetzen; und dieſes thun wir, weil wir ſorglos und unwirkſam ſind. Tugend und Laſter haben verſchiedene Abſtammungen. In den erſten Zeiten waren Müßiggang und Emſigkeit von widriger Neigung, und ſehr unſchickliche Gefährten; deswegen beſtrebten ſich beyde nach einem Gefälligern. Weil Emſigkeit munter und freumüthig fort ging, und ihre ſcharfen Augen auf alle Seiten umher gehen ließ, wurde ſie die Kenntniß oder Einſicht in der Ferne gewahr, und je mehr ſie ſich einander näherten, deſto mehr gefielen einander ihre Reizungen, und die Einſicht war nicht abgeneigt, ſich mit ihr einzulaſſen. Sie vereinigten, ſie umarmten ſich, und ihr Kind war die Tugend. Müßiggang kroch unbekümmert um alles was um ihn war, fort, bis er endlich über die Unwiſſenheit ſtolperte. Sie wurden bald bekannt, und gefielen einander. Die Sinnlichkeit verſchaffte ihnen zur rechten Zeit eine verfliegende Lebhaftigkeit, und aus ihren ſchmutzigen Careſſen wurde das Laſter gezeuget.

Laſter, die ſchon zu angenehmen Begierden und Neigungen in uns geworden ſind, reizen hernach zu einer ausſchweifenden Gleichgültigkeit, gegen die Warnungen der Vernunft, und die langwierige Gewohnheit verwandelt endlich, ſchon ohne Gewiſſensbiſſe, alles

was Tugend ſeyn ſollte, in dieſen unglücklichen Zuſtand. Dieſe gefährliche und ſchädliche Verwandlung geſchieht nicht mit einem Mahle, ſondern jeder Schritt, den das Laſter gewinnet, iſt ein ſchrecklicher Vorbothe ſeiner ſtillen Annäherung, und die Natur zittert bey jedem Schritte, der es näher hinzu führt. Dennoch ſchlagen wir die Gefahr aus dem Sinne; wir bilden uns ein, wir könnten wohl einen kleinen Schritt über die Gränzen der Tugend mit Sicherheit thun, und erwegen nicht, wenn wir auch nur einen ganz kleinen Schritt über die Gränzen wagen, daß das Laſter dann mit ſchnellen, ſtarken Schritten ſchon entgegen eilet. Wir bilden uns ein, ein jeder Schritt, außer der Tugendbahn, ſtehe leicht zurück zu nehmen, und bey jedem Schritte, den wir thun, erſcheint uns die Geſtalt des Laſters minder ſcheußlich, bis wir uns allmählich mit ihm gemein machen, und ſo werden wir unglückliche willige Gefangene ſeiner ſchleichenden Macht, und können in den glücklichen ruhigen Gränzen des Gebietes der Tugend nicht wieder zurückkommen, nachdem wir ſie einmahl überſchritten haben.

Selten wird jemand dieſe Gränzen im Anfange überſchritten haben, ohne daß das Gewiſſen ihn nicht errinnert hätte, hinter ſich zu ſehen, und ungeſäumt wieder zurück zu treten. Allein, dieſer Zuſtand des Gemüths dauert leider manches Mahl nicht lange. Oeftere Ueberſchreitungen vergrößern die Annehmlichkeit entfernter Ausſichten; der Menſch ſchreitet immer fort, ohne zu überlegen, ſo daß die Reue hernach zu ſpät kommt.

So lange der Verſtand nützlich beſchäftigt wird, bleibt auch das Herz unverdorben. Schickliche und geziemende Anwendung der Kräfte des Verſtandes iſt eigentlich dasjenige, was den Menſchen von den übrigen Geſchöpfen unterſcheidet, woher alſo dieſer Unterſchied nicht ſo ſehr in der Vernunft ſelbſt, ſondern viel-

vielmehr in der Anwendung derſelben beſteht. Aus der Anwendung der Vernunft entſteht aber auch eine Menge zweifelhafter Fälle, wo man, wozu man ſich auch entſchließen mag, ſeine Wahl bereuet. Die Urſache davon liegt in uns, daß wir nicht reiflich genug überlegen, und den Plan, den wir nicht verfolgt haben, immer für den glücklichſten halten. Gewöhnlich ereignet ſich dieſe Erſcheinung bey Menſchen, die auch in Hinſicht ihrer Bedürfniſſe und der Wahl derſelben ſo wenig geſetzt als klug ſind. Ueberhaupt irren die Menſchen in allen Ständen und Verhältniſſen ſehr oft in der Wahl ihrer Vergnügungen, die ſie nicht immer, wie ſie doch ſollten, nach ihren natürlichen Bedürfniſſen einrichten, und dies iſt es vielleicht, was **Plato** zu verſtehen geben wollte, wenn er allegoriſch ſagt: die Liebe ſey aus der Ehe des Ueberfluſſes mit dem Bedürfniſſe entſtanden.

Je größer das Bedürfniß iſt, deſto empfindlicher oder angenehmer iſt das Vergnügen, es zu ſtillen. Kommt man daher mit wenigem Appetite auch zu dem prächtigſten Gaſtmahle, ſo hat man lange nicht das lebhafte Vergnügen, welches man in Stillung eines ſcharfen Hungers, bey einer nur ſchlechten Mahlzeit empfindet. — Die Kunſt erſetzt die Natur nur mangelhaft, und alle Künſteleyen können das Vergnügen nicht ſo gut zurichten, als das Bedürfniß. Die Seele hat ihre Bedürfniſſe ſo gut wie der Körper, und eins ihrer größeſten iſt, beſchäftiget zu ſeyn. Die lange Weile die mit der Unthätigkeit der Seele verknüpft iſt, iſt ein ſo ſchmerzhafter Zuſtand, daß der Menſch oft die ſchwerſten Arbeiten unternimmt, um ſich von ihren Qualen zu befreyen, wie ich dergleichen im Vorhergehenden ſchon gezeigt habe. Aber, daraus iſt leicht zu erſehen, wie körperliche Arbeiten, auch ſolche, die die wenigſte Anſtrengung der Seele erfordern, ſie doch beſchäftigen können. Außer dieſem

Falle giebt es für ſie nur zwey Arten von Beſchäftigungen: Die Seele überläßt ſich entweder den Eindrücken der äußerlichen Gegenſtände, und dies iſt, was man Empfinden nennt; oder, ſie unterhält ſich ſelbſt mit Unterſuchungen, die entweder ihren guten Nutzen haben, oder nur bloß die Neugierde beſchäftigen. Dies heißt Nachdenken und Nachforſchen.

Dieſe zweyte Art ſich zu beſchäftigen, fällt der Seele oft ſchwer, bisweilen unmöglich, hauptſächlich, wenn es nicht eine wirkliche und neue Erfindung iſt, die beſonders zum Nachdenken reizt. Sie muß beſtändig arbeiten, ihre Aufmerkſamkeit munter zu erhalten; und oft macht der gegenwärtige Zuſtand des Gehirns alle Arbeit fruchtlos, daß ſich die Seele ohne Nutzen und vergebens bemüht und anſtrengt; oder eine zu ſehr erhitzte Einbildungskraft ſtellt ihr keinen Gegenſtand mehr deutlich dar, und eine Menge von Ideen, ohne Verbindung, ohne Beziehung, drängen unordentlich nach einander ſich zu. Oder, der Geiſt ermüdet von der beſtändigen Anſtrengung, und über den Bemühungen, die er anwendet, ſich zu beſchäftigen, verirret er ſich in melancholiſche, ermattende Phantaſien, worin er eigentlich an nichts denkt.

Jeder weiß aus der Erfahrung, wie verdrießlich der Zuſtand iſt, da man nicht die Kraft hat, das geringſte zu denken; auch, wie unangenehm derjenige iſt, da man an ſo viele Sachen zugleich denkt, daß man nicht das Vermögen hat, ſich mit einer allein zu beſchäftigen. Es giebt nur wenige, die ſo glücklich ſind, ſelten in einem von dieſen beyden Zuſtänden zu ſeyn, und ſich ſelbſt immer gute Geſellſchaft zu leiſten. Hieraus entſteht eine gewiſſe Art von Verdruß, der oft manche Menſchen dahin bewegt, den Entſchluß zu faſſen, dem, was man Welt nennt, gänzlich entſagen zu wollen — es treten aber oft phyſiſche und moraliſche Umſtände ein, die nicht allein ſolche Entſchlüſſe

ſehr

ſehr wankend machen, ſondern ſogar auch umſtoßen. Vielen, die aus glänzenden Geſellſchaften nach einer nur mittelmäßigen verunglückten Liebesgeſchichte ſich ſogleich in ein Kloſter einſperren laſſen, mag es wohl gerade ſo gehen. Sobald ſie aber die Unthätigkeit kennen lernen, ſobald ſie das, was ſie in dem Gewirre der Geſellſchaften und auch der Geſchäfte, und der Unruhe der Leidenſchaften ausſtanden, mit der langen Weile der Unthätigkeit vergleichen, ſo fangen ſie an, den unruhigen Stand, deſſen ſie vorher überdrüſſig worden waren, zu bedauern. Nun überlegen ſie reiflicher, denken auch vielleicht, ihre Sache beſſer, als vorhin machen zu wollen, und, werden oft, aber nur zu ſpät, eines andern Entſchluſſes. Man beſchuldigt ſolche Leute oft mit Unrecht, daß ſie nur mit einer erdichteten Beſcheidenheit, bey ihrem Abzuge aus der Welt, groß gethan hätten. Nein, ſie handelten ganz aufrichtig. Aber, ſo wie eine zu große Bewegung, ſie nach einer völligen Ruhe ſeufzen machte, ſo verurſacht wieder die überflüſſige Muße, daß ſie die Zeit bedauern, wo ſie beſtändig beſchäftigt waren. In dieſer Hinſicht ſcheinen die Menſchen ſchon mehr dem Leichtſinne als der Verſtellung ergeben zu ſeyn; und oft iſts bloß Unbeſtändigkeit, deren ſie ſich ſchuldig machen, wenn man über ihre Vorſtellung oder Hinterliſt klaget.

Wirklich iſt die Bewegung, worin uns die Leidenſchaften ſelbſt in der Einſamkeit erhalten, ſo heftig, daß jeder Zuſtand in Betracht dieſes matt und ſchläfrig iſt. Daher laufen wir durch einen Inſtinkt nach den Gegenſtänden, die unſere Leidenſchaften reizen, ob die Eindrücke gleich, die ſie machen, uns oft ſchlafloſe Nächte und traurige Tage koſten. Aber, die Menſchen überhaupt haben von einem Leben ohne Leidenſchaften mehr auszuſtehen als alles Uebel iſt, das die Leidenſchaften ihnen verurſachen. (Ich rede, es ver=

verſteht ſich von ſelbſt, hier von dem Zuſtande, wo der Unzufriedene niemahls in ſeinem Zuſtande glücklich zu ſeyn glaubt, ſondern immer nach neuen Dingen — nach neuen Empfindungen ſtrebet, die ihm beſſer, als der gegenwärtige Zuſtand behagen ſollen.) Die natürliche Rührung, die wir maſchinenmäßig fühlen, wenn wir unſers Gleichen in Gefahr oder Unglück ſehen, hat keine andere Reizungen, als daß ſie eine Leidenſchaft iſt, die die Seele in Bewegung ſetzt, und ſie beſchäftigt; inzwiſchen hat dieſe Bewegung Annehmlichkeiten genug, daß man ſie begierig ſucht, ohnerachtet der traurigen und verdrießlichen Ideen, die ſie begleiten und ihr folgen.

Ein Trieb, den die Vernunft nicht wohl unterdrücken kann, macht, daß wir nach Gegenſtänden laufen, die unſer Herz empfindlich verwunden müſſen. Man drängt ſich haufenweiſe zu dem ſchrecklichſten Schauſpiele, das man nur ſehen kann; ich meine die Lebensſtrafe eines Nebenmenſchen, an dem die Strenge der Geſetze auf dem Schaffotte vollzogen wird, und den man unter den ſchrecklichſten Martern ſterben läßt. Sollte man aber nicht, wenn man es auch nicht durch die Erfahrung wüßte, voraus ſehen müſſen, daß die Umſtände der Todesſtrafe, das Aechzen von ſeines Gleichen, wider unſern Willen auf uns einen ſolchen Eindruck machen würde, der uns lange quälen muß, ehe er ſich völlig verliert? Aber, die Annehmlichkeit, heftig gerührt zu werden, iſt bey den meiſten ſtärker, als alle Ueberlegung und der gute Rath, den die Erfahrung giebt. In allen Ländern läuft man haufenweiſe zu den grauſamſten Schauſpielen, wovor doch im Allgemeinen die menſchliche Natur zurück ſchaudert.

Eben dieſe Reizungen ſind es, die uns die Unruhen und Beſorgniſſe, worin uns die Gefahren anderer Menſchen ſetzen, wenn wir ſelbſt keinen Theil daran ha-

haben, ſo angenehm machen. Es iſt angenehm, ſagt Lucrez (*), vom Ufer ein Schiff zu ſehen, das jeden Augenblick von dem tobenden Meere verſchlungen zu werden bedrohet wird, oder im Kriege einen heftigen Angriff von einer Anhöhe ohne Gefahr anzuſehen. — Dies beluſtigt manche Menſchen, und allmählig verlangt nach ſolchem öftern Anblicke wirklich das ſinnliche Gefühl ſolche ſchaudervolle Nahrung. Je gefährlicher die Sprünge eines verwegenen Seiltänzers ſind, deſto mehr iſt der gewöhnliche Haufe der Zuſchauer darauf aufmerkſam. Wenn er einen Sprung zwiſchen zweyen Degen thut, die ihn durchbohren würden, wenn in der Hitze der Bewegung ſein Körper ſich von dem Wege, den er nehmen muß, um eine Linie entfernt, ſo erwirbt er ſich das größte Recht auf unſere ganze Aufmerkſamkeit. Man ſetze ſtatt der zwey Degen zwey Stäbe, und laſſe den Seiltänzer ſein Seil auf einer grasvollen Wieſe zwey Fuß von der Erde hoch aufſpannen, ſo mag er immer dieſelben Sprünge und Wendungen machen; man wird ihn kaum mehr anſehen; — mit der Gefahr verſchwindet zugleich alle Aufmerkſamkeit des Zuſchauers.

Was war die Urſache des außerordentlichen Vergnügens, das die Römer bey den Schauſpielen des Amphitheaters empfanden? Man ließ deßhalb lebendige Menſchen von wilden Thieren zerfleiſchen. Hauſenweiſe mußten ſich die Fechter dort ermorden. Man künſtelte ſogar an den mörderiſchen Waffen, die dieſe Unglücklichen brauchen mußten, ſich einander zu tödten. Von ohngefähr hatte man nicht den, der mit einem

(*) De Natur. rer. l. 2.
Suave mari magno turbantibus aequora ventis,
E terra alterius magnum ſpectare laborem.
— — — — — — —
Suave etiam belli certamina magna tueri,
Per campos inſtructa, tui ſine parte pericli.

nem Netze fochte, anders bewaffnet, als den Mirmillo. Man hatte zwiſchen den Waffen zum Angriffe und zur Vertheidigung ein ſolches Verhältniß geſucht, daß der Kampf der fechtenden Parthey länger dauern, und furchtbarer an neuen Zufällen ſeyn möchte; man wollte, daß der Tod mit langſamen und ſchrecklichern Schritten kommen ſollte. Jede Parthey der Fechtenden hatte ihre beſondern Waffen. Man wollte die Todesarten, denen ſich dieſe oft unſchuld'gen Leute unterwerfen mußten, von verſchiedener Geſtalt haben. Man nährte ſie mit Paſteten und andern Speiſen, die ſie fett und ſtark erhalten mußten, damit das Blut aus den empfangenen Wunden langſamer fließen, und der Zuſchauer das grauſame Vergnügen, ſie mit dem Tode ringen zu ſehen, deſto länger genießen möchte. Die Wiſſenſchaft, die Fechter zu unterrichten, war eine Kunſt geworden. Der Geſchmack, den die Römer an den Schauſpielen der Fechter fanden, machte, daß ſie bey dieſen Luſtbarkeiten die wir uns nicht ohne Entſetzen denken können, Feinheit und Kunſt verlangten, und ſie reizend zu machen ſuchten. Die Aufſeher der Sclaven, welche die Fechter unterrichteten, mußten ihnen nicht allein den Gebrauch der Waffen zeigen; ſondern ſie mußten auch dieſe unglücklichen Schlachtopfer lehren, in welcher Stellung ſie ſich niederlegen, wie ſie ſich geberden müßten, wenn ſie tödtlich verwundet waren. Dieſe Meiſter mußten ihnen ſo zu ſagen zeigen, mit einem guten Anſtande zu ſterben. Man ſehe hierüber im XXXIV Theil der Encyklopädie, S. 4, fgg. den Art. **Kampfſpiel**, und im LXXIVſten Th. den Art. **Leichenſpiele**.

Den ehemahligen Kampfſpielen kann man noch die heutigen Stiergefechte in Spanien zur Seite ſtellen (*). Sie koſten den Streitenden ſehr oft das Leben

(*) Man kann über dieſe Materie weiter nachſehen: La Tauroma-

Leben. Ein Grenadier wagt bey dem Angriffe eines bedeckten Weges nicht ſo viel, als dieſe Leute. Deſſen ungeachtet ſind die Spanier in allen Ständen eben ſo ſehr auf dieſe gefährlichen Schauſpiele erhitzt, als ehemahls die Römer auf die Schauſpiele ihres Amphitheaters. Der Bemühungen ohngeachtet, die ſich die Päpſte, ſie abzuſchaffen gegeben haben, dauern die Stiergefechte noch, und die ſpaniſche Nation, die ſich äußerlich wenigſtens ein großes Verdienſt daraus machte, den Päpſten alle Ergebenheit zu bezeugen, gab aber in dieſem Stücke ſo wenig den Befehlen als Vorſtellungen Gehör. Das Vergnügen, heftig gerührt zu werden, macht, daß die ſanftmüthigſten Nationen die erſten Grundſätze der Menſchheit vergeſſen, und, daß die chriſtlichſten die offenbarſten Grundregeln ihrer Religion verkennen.

In

romaquia ó Arte de tornear. Por *Joſef Delgado* (alias *Illo*) Cadiz. 1796, 8. Der Verfaſſer zeiget, wie allgemein dieſe Art Schauſpiele in Spanien ſind, und wie ſolches beſonders die Nation characteriſiret; indem er glaubt, daß dieſe Neigung den Spaniern angeboren, und die Kunſt eben ſo alt ſeyn müſſe, als Stiere in Spanien vorhanden ſind. Er rühmt die ſpaniſchen Stiere als die ſtärkſten und tapferſten, und, daß die Leidenſchaft, mit ihnen zu kämpfen, ſeinen Landsleuten, als einer ſo tapfern Nation, ganz angemeſſen ſey. Verſchiedene tapfere Kämpfer führt er an; und er ſelbſt, als ein erfahrner Stierfechter rühmt ſeine Kunſt als die angenehmſte und edelſte, und freut ſich, daß die Neigung zu derſelben, gegenwärtig den höchſten Grad erreicht habe. Feige, oder Neidiſche nennt er diejenigen, welche dieſe Neigung für barbariſch halten. Man dürfte nur Zuſchauer ſeyn, um ſich vom Gegentheil zu überzeugen. — Daß zuweilen ein Stierfechter umkomme, ſey kein Argument, ſonſt müßte man alle Spiele und Vergnügungen, wobey man zufällig unglücklich werden könne, auch das Reiten und Schwimmen, wo die Gelegenheit zum Unglücke viel häufiger iſt, verwerfen, u. ſ. w.

Der Recenſent, (Allgem. Lit. Zeit. 1798, Nr. 73. Col. 584.) ſagt nicht ohne Grund. „Sollte man nicht glau„ben, daß eine Stierfechterſeele ihre ganz eigne Logik „habe?"

In andern Ländern, wo man ſchon nicht ſo grauſam ſeyn will, läßt man Menſchen aus dem Spiele, führt aber dagegen furchtſame und beherzte, ſtarke und ſchwache Thiere zuſammen, um ſich an dem Blute und an dem Zerreißen derſelben zu beluſtigen (*). Viele aber, denen vielleicht dieſe blutgierige Leidenſchaften nicht bekannt ſind, oder die ſich nicht in ſolcher Lage befinden, dergleichen gerade in der Größe haben zu können, begnügen ſich damit, kleinere Thiere zu quälen, oder quälen zu laſſen, damit ſie doch einigermaßen Blut und Tod ſehen, und dieſes kann man von manchem wohl ſagen, der bloß deshalb mit ſeinen Hunden andere Thiere fangen läßt, um ſich an ihrer Todesart zu freuen; auch kann man in mancher Rückſicht die Reiherbeize dahin rechnen, und das Hahnengefechte der Engländer. Wer aber alles dieſes nicht hat, oder haben kann, der vertrauet ſehr oft alle Tage, bloß aus Leidenſchaft, einen anſehnlichen Theil ſeiner Güter dem Glücke der Karten oder Würfel an, ob er gleich die traurigen Folgen des Spieles ſehr wohl kennet. Diejenigen, die es reich gemacht hat, betrachtet man in ganz Europa als ſolche, denen ein ganz außerordentlicher Zufall begegnet iſt. Der reichen Leute, die dadurch an den Bettelſtab gebracht worden, ſind noch mehrere an der Zahl, als der Geſunden, die durch Afterärzte, Urinpropheten und Wurmdoctorinnen auf Zeitlebens ungeſund gemacht worden ſind. Narren und Betrüger ſpielen nur aus Geiz, und in der Abſicht, ihr Gut durch einen beſtändigen Gewinn zu vermehren. Bey andern Unglücklichen iſt aber einzig und allein der gewonnene Geſchmack und dadurch ent=

(*) Hierüber kann man Th. XXIII der Encyklop., S. 140, fgg. den Art. Hetze; und Nicolai's Reiſe durch Deutſchland und die Schweitz, ꝛc. 4ter Band, S. 630, fgg. wo von der Thierhetze in Wien eine ſehr deutliche Beſchreibung iſt.

entſtandene groſse Reiz zu dieſer Art Vergnügungen, die Urſache, daſs ſo viele Perſonen ſich dadurch ruiniren. Ein geſchickter Spieler, der die Gabe hat, eine Menge Umſtände mit einander zu verbinden, und daraus geſchwinde richtige Folgen zu ziehen; dieſer würde alle Tage ſeinen gewiſſen Gewinnſt haben können, wenn er ſein Geld nicht anders, als in Spielen wagte, wo es mehr auf Geſchicklichkeit, als auf das ohngefähre Glück der Würfel und Karten ankäme. Deſſen ungeachtet findet er mehr Geſchmack an Spielen, wo der Gewinnſt gänzlich von dem Eigenſinne der Karten und Würfel abhängt, und wo ihm ſeine Geſchicklichkeit keinen Vorzug vor den andern Spielern giebt. Der Grund dieſer vorzüglichen Liebe zu den Hazardſpielen, die ſeinem Intereſſe ſo ſehr zuwider iſt, liegt darin, daſs die Spiele, wo es auf die Geſchicklichkeit des Spielers ſehr viel ankommt, eine ununterbrochne Anſtrengung des Geiſtes erfordern, und die Seele nicht in der beſtändigen Bewegung erhalten, wie es bey ſolchen Spielen geſchieht, wo alles aufs gute Glück ankommt. Die Seele wird alſo immer auſser ſich ſelbſt gleichſam erhalten, und zwar, ohne daſs ſie bey ihrem Vergnügen eine ernſthafte Aufmerkſamkeit nöthig hätte, wovon unſere natürliche Trägheit ſich immer gern loszumachen ſucht. Die Trägheit iſt ein Laſter, das die Menſchen zwar bisweilen überwinden, aber niemahls gänzlich ausrotten: Vielleicht iſt es ein Glück für die Geſellſchaft, daſs dies nie geſchieht. Viele glauben, daſs die Trägheit mehr böſe Handlungen verhindere, als alle Tugenden zu thun im Stande ſind. — —

Diejenigen, die zu viel Wein trinken, oder ſich andern Leidenſchaften ergeben, kennen die üblen Folgen davon oft beſſer, als die, welche ihnen dagegen Vorſtellungen machen. Aber, unſere Seele iſt natürlicher Weiſe geneigt, ſich allein zu überlaſſen, wenn

es ſie nur beſchäftigt, und ſie nicht nöthig hat, ſich dabey anzuſtrengen. Darum laſſen ſich die meiſten Menſchen von demjenigen Geſchmacke, und ſolchen Neigungen beherrſchen, wodurch ſie oft Gelegenheit finden, auf eine angenehme Art durch lebhafte und vergnügende Empfindungen beſchäftigt zu werden. — Trahit ſua quemque voluptas. — Hierin haben alle einerley Endzweck. Weil aber die Werkzeuge ihrer Empfindungen nicht auf einerley Art eingerichtet ſind, ſo ſuchen ſie nicht alle einerley Vergnügungen.

Aus dem Vorhergehenden erhellet nun, daß die Leidenſchaften der Menſchen ſowohl moraliſchen als phyſiſchen Urſprungs ſind — daß ſie aus Vorſtellungen und Empfindungen entſtehen — daß aber alles auf eine beſondere Art von Reiz beruhet. Ob wir von einer Seele, ohne Körper, mit Zuverläſſigkeit behaupten können, daß ſie eigentliche Leidenſchaften habe, will ich hier nicht ausmachen, da ich mich dann zu weit in Diſtinctionen verlieren würde; indeſſen will ich doch nur ſo viel berühren, daß ein Geiſt einen Willen, ein Verlangen einen Abſcheu und viele andere Empfindungen, (ich kann mich nicht anders ſogleich ausdrücken;) habe; einem lebloſen Körper fehlt aber alles dieſes, ſo wie es einem unvernünftig lebenden Thiere, zwar nicht an Begierden, aber, vielleicht an der deutlichen Vorſtellung dabey fehlen möchte. Alles dieſes weitläuftig auseinander zu ſetzen erlaubet dieſer Artikel nicht; indeſſen, da ich noch beſonders von den Leidenſchaften der Thiere in dieſem Artikel handeln werde, ſo ſoll dasjenige, was dahin gehöret, dort abgehandelt werden. Hier ſchränke ich mich nur noch auf die Leidenſchaften der Menſchen ein; und da dieſe nicht allein von dem Leibe entſpringen, ſondern auch hernach noch von dem Leibe mit abhangen, ſo muß ich mich, um meinen Leſern verſtändlicher zu werden, wenig=

nigſtens kürzlich auf die Unterſuchung einlaſſen: wie der menſchliche Körper gereizt werde?

Ohne Reiz iſt keine Leidenſchaft, — ſie ſey angenehm, oder unangenehm; ſie ſey eine Tugend oder ein Laſter. Man mag nun den Begriff von Reiz nehmen, wie man will, ſo iſt er doch nichts anders, als eine Empfindung die mir angenehm oder unangenehm iſt, und mich daher zu dieſen oder jenen Aeußerungen zwinget (*). So nahe als Leib und Seele zuſammen gränzen, ſo nahe gränzen auch die Wiſſenſchaften zuſammen, welche dieſe Gegenſtände behandeln. Daher iſt auch in der Phyſiologie und Pſychologie bey einem großen Theile der Unterſuchungen die wechſelsweiſe Hülfe ganz nothwendig. Wir ſind freylich in dieſem Fache der Menſchenkenntniß, wo ſich dieſe beyden Wiſſenſchaften vereinigen, vielleicht noch am weiteſten zurück, aber, um nur erträgliche Einſicht hierin zu erhalten, und auch, um ſich eine Bahn zum Fortrücken zu machen, iſt die Verbindung beyder Wiſſenſchaften das beſte Hülfsmittel. Ich darf mich nur auf die Lehre von der Einwirkung der Seele auf den Leib, und des Leibes auf die Seele berufen, wo dieſe Forderung ſehr einleuchtend iſt. Man hat in den philoſophiſchen Schulen zur Erklärung der Verbindung des Leibes und der Seele vorzüglich drei Meinungen erdacht: die vorher beſtimmte Harmonie, die zufälligen Urſachen, und den phyſiſchen Einfluß.

So ſehr ich den großen Mann verehre, der die harmoniam praeſtabilitam ausdachte, ſo kann ich doch dieſer Hypotheſe nicht geneigt ſeyn, die keinen Einfluß des Leibes auf die Seele, und der Seele auf den

(*) In Walchs philoſophiſchen Lexicon, Th. 2. Art. Reizbarkeit und Reizung, findet man etwas Vollſtändigeres, indeſſen glaube ich, daß Kant mit Walch wohl nicht ganz übereinſtimmen mag, und ich wiederum den Sinn beyder Männer auch wohl nicht völlig treffe.

den Leib annimmt, ſondern eine ſolche vorherbeſtimmte Einrichtung beyder Theile, vermöge welcher in dem einen, zu gleicher Zeit, aus innerlichen Kräften ſolche Veränderungen bewirkt werden, die genau den Veränderungen in dem andern Theile entſprechen. Wenn z. B. die Seele will, daß der Arm und die Finger zu irgend einer Abſicht ſich bewegen ſollen; ſo erfolgt die Bewegung, nicht weil es die Seele will, ſondern weil die Einrichtung des Körpers ſo gemacht war, daß eben zu der Zeit eine Bewegung dieſer Glieder erfolgen mußte. Nimmt man eine ſolche Einrichtung an, ſo war dieſe Bewegung mechaniſch nothwendig, und würde auch ohne den Willen der Seele geſchehen ſeyn, woraus denn folgt, daß der Wille hierbey völlig überflüſſig war, und daß eine Nothwendigkeit ihn trieb, alſo, daß es mit unſerer Freyheit nichts ſey.

Es iſt nicht zu beſorgen, daß dieſe Meinung jemahls häufigen Beyfall finden werde, ſonſt würden die Folgen davon auf unſern moraliſchen Sinn ſehr unglücklich ſeyn. Noch weniger laſſen ſich Zufälligkeiten mit der vorher beſtimmten Harmonie reimen: denn, wenn es auch möglich iſt, daß zwey Uhren auf das genaueſte eintreffen, ſo kann doch ohne Communication zwiſchen beyden, welche bey Leib und Seele zuſammen, phyſiſcher Einfluß heißt, die andere Uhr dadurch in ihrem Ganze nicht verändert werden, wenn durch einen Zufall die eine verändert oder zerbrochen wird. Der Körper ſtrauchelt oder fällt, und die Seele erſchrickt darüber. Lag die Urſache dieſes Schreckens urſprünglich in der Seele; ſo durften wir durchaus damahls nicht in einem Lehnſtuhle ſitzen, wenn die Seele nicht ohne Urſache, bey wachendem Zuſtande und völligem Bewußtſeyn, ſich erſchrecken, und Vorkehrung zur Verhütung des Falles machen ſollte, der nicht zu befürchten war. Wegen des höchſt wahrſchenlichen, ich getraue mir faſt zu ſagen, gewiſſen

und

und erfahrungsmäßigen Einfluſſes, kann auch die Hypotheſe von der Aſſiſtenz, oder den Gelegenheitsurſachen nicht gelten, welche annimmt, daß durch einerley äußerliche Urſachen eine Uebereinſtimmung der Veränderungen in Leib und Seele bewirkt würde, wobey die Vertheidiger dieſer Meinung noch allenfalls zugeſtehen, daß einige Vorſtellungen in der Seele aus ihr ſelbſt entſpringen. Es iſt nicht einzuſehen, wozu man dieſe Hypotheſe nöthig hat, da der phyſiſche Einfluß, ohne welchen ſie doch die Erſcheinungen erklären wollen, ſo ſehr viel vor ſich hat, wenn das wie bey demſelben gleich nicht völlig begriffen wird. Ich will über die Begreiflichkeit deſſelben jetzt einige kleine Verſuche machen, und alſo zeigen, in wie fern ſich aus einigen Eigenſchaften des Leibes, die wechſelsweiſe Einwirkung zwiſchen Leib und Seele begreifen laſſe.

Zwo Eigenſchaften des Körpers ſind vorzüglich, welche ihn ſowohl zur Einwirkung in die Seele, als auch zu ihrem Dienſte fähig machen. Dieſe ſind Reizbarkeit und Empfindlichkeit, (man ſehe auch den Art. Leiden, Th. LXXIV, der Encyklopädie,) welche letztere uns eine ſolche Einrichtung des Körpers iſt, vermöge welcher die Seele durch ſeine Vermittelung empfindet.

Zuerſt alſo von der Reizbarkeit, in ſo fern ſie hierher gehöret, und ich im angeführten Art. Leiden, noch nicht alles geſagt habe. Man gedenkt ſich darunter, eine der thieriſchen, vorzüglich muskelichten Faſer von Schöpfer eingepflanzte Kraft, durch welche ſie ſich, wenn irgend ein Reiz ſie berührt, zuſammenzieht. Ihre Urſache kann man aus dem, was man von dem Baue der Faſer weiß, noch nicht völlig erklären. Indeſſen etwas Licht verbreitet allerdings die neuere Meinung der Phyſiologen, daß die feinſte und letzte Muskelfaſer, deren unglaublich viele erſt einen Strang aus-

machen, eine Zuſammenkettung unzähliger Bläschen ſey, die durch den Andrang, oder erregte Vibrationen irgend einer Flüſſigkeit dicker oder kürzer würden, wodurch ſich dann der ganze Muſkel verkürze. Vieles erklärt ſich zwar hierdurch, zumahl, wenn man Nervengeiſter annimmt. So könnte man ſichs auch vorſtellen, wie es mit der Reizbarkeit eben abgeſtorbener Thiere zuſammenhange; nähmlich, man kann ſich gedenken, daß die noch in dem Muſkel zurückgebliebenen Nervengeiſter durch reizende Mittel, wovon die meiſten zuſammenziehend ſind, wie Salze und Schärfen, oder auch durch elektriſche Funken oder Stiche, in eine zitternde Bewegung, oder ſonſt dergeſtalt aus ihrem Gleichgewichte geſetzt werden, daß eine Zuſammenziehung erfolgen muß. Allein ich getraue mir nicht zu behaupten, daß damit die ganze Reizbarkeit erklärt ſey, zumahl, wenn man bedenkt, daß Muſkelbläschen und Nervengeiſter Hypotheſen — obgleich wahrſcheinliche Hypotheſen ſind. Es mag aber nun ſeyn, wie es wolle, ſo wiſſen wir ſo viel doch gewiß, daß der Muſkel reizbar iſt.

Diejenigen, welche Nervengeiſter annehmen, halten auch gewöhnlich das Gehirn für die Quelle derſelben, von daher ſie durch die Nerven allen Theilen des Körpers mitgetheilt werden. Daß das Gehirn die Abſonderung irgend einer Feuchtigkeit verrichte, iſt daraus wahrſcheinlich, weil eine große Menge Bluts, ohngefähr der ſechſte Theil der ganzen Blutmaſſe in ihm umläuft, und weil es übrigens in gewiſſem Betrachte wie ein Abſonderungsorgan gebauet zu ſeyn ſcheint. Vielleicht ſaugen wir durch die Reſpiration einen Eulerſchen Aether, oder ſonſt den Stoff der Nervengeiſter ein, der ſich etwa mit dem Blute vermiſcht, und im Gehirne wieder abgeſondert wird. — Vielleicht iſt dieſes das unbeſtimmte pabulum vitae, das wir durch die Reſpiration erhalten, weswegen

Luf

Luft, die einmahl reſpirirt iſt, zu fernern Reſpiratio-nen untauglich wird (*).

Man nehme alſo an, in dem Blute ſey eine ſolche äußerſt feine, faſt halb geiſtige Flüſſigkeit, und wer-de im Gehirne abgeſondert. Dieſe kommen nur zum Muſkel, entweder durch Fortſtrömung, oder durch eine fortgepflanzte zitternde Bewegung. Der erſten Meinung von der Fortſtrömung ſtehen viele Schwie-rigkeiten im Wege. Da ſie nähmlich ſo unbegreiflich ſchnell gedacht werden muß, als oft die Ausführung des Willens bey Bewegungen des Körpers iſt; ſo kann dazu keine Kraft im Gehirne ausfindig gemacht wer-den. Das Gehirn ſelbſt iſt dazu viel zu weich, und die harte Hirnhaut, worin einige dieſe Kraft ſuchen, hat zu wenig oder gar keine Muſkelkraft. Die zit-ternd fortgehende Bewegung der Nervengeiſter, ſcheint hingegen mehr Beyfall zu haben. Man nehme an, der Muſkel ſey beſtändig in ſeinen feinſten Höhlun-gen (**) mit der Materie der Nervengeiſter in einem gewiſſen Grade angefüllet, und gedenke ſich, wie auch ſonſt gewöhnlich angenommen wird, das Gehirn als die Quelle, und die Nerven als Canäle derſelben, oder als eine Fortſetzung des Gehirns. Wenn nun durch irgend eine Urſache, die wir allzeit mittelbar oder un-mittelbar in der Seele zu ſuchen haben, eine Erſchüt-terung der Nervengeiſter bewirkt wird; ſo wird ſolche durch die Nerven dahin fortgepflanzt, wohin dieſe ab-gehen. Dadurch werden dann die Nervengeiſter in den Muſkeln in eine gleich zitternde Bewegung geſetzt, die Muſkelfaſer nimmt alsdann auch Antheil daran, und fängt an zu oſcilliren, und, ſo wie jede oſcillirende

 Saite

(*) Es iſt dieſes die Hypotheſe des Herrn Dr. Jäger. Hanöv. Magazin, v. J. 1779, Col. 118.

(**) Der bekannte P. de la Torre will von keiner Höhle in den Nerven wiſſen. Man ſehe Björnſtähl's Briefe ꝛc. 1 B. S. 346, ſqq.

Saite ſich zu verkürzen ſtrebt, ſo thut eben das, auch die oſcillirende Muſkelfaſer.

Aber auch hier ſtoßen einem wieder verſchiedene Schwierigkeiten auf; indeſſen, wer ſich umſtändlicher unterrichten will, warum die zitternd fortgehende Bewegung einer Flüſſigkeit ſchneller ſey, als die wahre körperliche Fortſtrömung derſelben, der findet Genugthuung in Eulers franzöſiſchen Briefen über die Naturlehre, an eine deutſche Prinzeſſin.

Die eben ſo ſchnelle Erſchlaffung der Muſkeln, möchte vielleicht nicht mit ſo vieler Schwierigkeit zu erklären ſeyn. Je ſchneller die Oſcillationen ſind, (und ſie ſind hier gewiß unglaublich ſchnell,) deſto geſchwinder hören ſie wieder auf, wenn die Erſchütterung der Nervengeiſter nachläßt. Die feinſten Töne auf Saiteninſtrumenten verlieren ſich ungleich früher, als die groben oder tiefen. — Ueberdem iſt bey ſchleuniger Erſchlaffung der Muſkeln zu bedenken, daß alsdann die gegenſeitig wirkenden Muſkeln des Gliedes, die ſogenannten Antagoniſten, durch ihre Action und durch bloße Spannkraft entgegen wirken. Die Schwere des Gliedes beſchleunigt auch oft die Erſchlaffung.

Viel weiter können wir im Körper durch Unterſuchung und Raiſonnement nicht kommen. Hier ſind wir an den Gränzen zwiſchen Leib und Seele. Wie das nun zugehe, daß die Seele an irgend einem Orte des Gehirns, wo der Urſprung dieſes oder jenes Nerven iſt, eine Erſchütterung mache — das genau beſtimmen wollen, iſt viel gewagt, man bleibe lieber hier ſtehen, und glaube, da alles doch dafür redet.

Die unwillkürlichen Muſkelbewegungen, laſſen ſich, wie es ſcheint, daraus begreifen, weil noch ein anderes Reizmittel, welches nicht von der Seele kommt, bey ihnen Statt findet. Bey dem Herzen iſt dieſes das Blut, bey den Magen und Gedärmen die Speiſen,

ſen, die Luft und die Galle, bey dem Regenbogenhäutchen die Lichtſtrahlen, u. ſ. w. Deſſen unerachtet aber, iſt Nerveneinfluß hier nöthig, weil die unwillkürlichen Bewegungen aufhören, wenn die Nerven dieſer Theile unterbunden ſind, und ſie heftiger werden, wenn man die Nerven berühret (*). Da man nun nicht anders kann, als vorausſetzen, daß zum Nerveneinfluß Bewegung, entweder ihrer Subſtanz, oder einer Flüſſigkeit in ihnen erfordet werde; ſo ſcheint in dieſem Betrachte die Seele allerdings ihren Antheil an den unwillkürlichen Bewegungen zu haben. Denn, wenn man nicht Urſache auf Urſache ins Unendliche häufen, oder im Zirkel herumgehen will, ſo muß man durchaus den letzten Grund der Bewegung nicht im Körper ſondern in der Seele ſuchen. Daß ein fremder Reiz unwillkürliche Bewegungen machen kann, ſieht man bey Zuckungen und Krämpfen, da die Seele auch ihre Wirkung auf die ihrem Willen unterworfenen Muſkeln verlieret.

Dieſes war eine kurze Betrachtung über den Einfluß der Seele auf den Leib, vermöge der Reizbarkeit; jetzt wird es aber nothwendig ſeyn, auch den Einfluß des Körpers auf die Seele, vermöge der Empfindungswerkzeuge, etwas zu erwägen, indem beyde Situationen Urſachen vieler Leidenſchaften ſind, welche dann außer dem Wollen, noch Vorſtellungen, Reize und Empfindungen zum Grunde haben; in welcher Hinſicht die kurze Umſchreibung einer Leidenſchaft in Hübners Natur- Kunſt- ꝛc. Lexicon, nicht zu verwerfen iſt (**).

Aber

(*) *B. Halleri* prim. lin. phyſiol. §. 100.

(**) J. Hübners curiöſes und reales Natur-Kunſt- Berg- Gewerks- und Handlungslexicon, Leipzig 1776, Col. 1332. Hier heißt es: Leidenſchaft iſt eigentlich diejenige Beſchaffenheit einer Sache, daß ſie ein wirkendes Principium über ſich hat, welches in ihr wirken, und einen Affect hervorbrin-

Aber auch hier, bey dem Einfluß des Körpers auf die Seele, bey den daher entſtehenden Vorſtellungen, Reizen und Empfindungen, durch welche die Seele bewogen wird, gerade ſo und nicht anders ſich in ihren Aeußerungen zu zeigen, oder auch Leidenſchaften zu äußern, empfehlen ſich die Nervengeiſter, als eine ſehr annehmungswürdige Hypotheſe, weil man ſich ohne ſie gar keinen Begrieff machen kann, wie körperliche Theile Empfindungswerkzeuge ſeyn können. Wenn man ſie annimmt, ſo läßt ſich folgender Begriff davon machen. Die Nerven ſind beſtändig voll von dieſer Materie, und durch äußere Urſachen wird ſie in eine undulirende Bewegung geſetzt, welche ſich hierauf bis ins Gehirn fortpflanzt, und von der Seele empfunden wird. Die äußern Sinne ſind bloße Diener der Seele, weßhalb Ariſtoteles auch ganz richtig ſagt: die Seele ſiehet, nicht das Auge — die Seele höret, nicht das Ohr. — Eine kurze Erläuterung wird dieſes beſtätigen:

Bey dem Geſichte iſt aus dem Baue des Auges klar, daß ſich die Bilder der Gegenſtände auf die Netzhaut mahlen. Daß aber dieſe Bilder nicht durch den Sehnerven, ſo wie ſie auf dem Boden des Auges ſtehen, fortgepflanzt werden können, iſt aus den Regeln der Brechung der Lichtſtrahlen und der Undurchſichtigkeit der Nervenſubſtanz einleuchtend genug, und daher nimmt man zufolge der angegebenen Hypotheſe an, daß durch die Erleuchtung machende Bewegung des Ae-

bringen kann. Bey den Menſchen trifft man eine dreyfache Leidenſchaft an. Die erſte iſt die Leidenſchaft des Verſtandes, welches nichts anders iſt, als die Senſion oder Empfindung; die andere iſt die Leidenſchaft des Willens, da der Wille vom Verſtande zum Affekt bewegt wird, und die dritte iſt die Leidenſchaft des Leibes, wenn nach dem Syſteme des influxus phyſici die Glieder des Leibes durch das innere Principium der Seele nach Belieben bewegt werden können.

Aethers, die Nervengeiſter Sehnerven in eine ähnliche Bewegung geſetzt werden, die ſich denn durch ihn bis ins Gehirn fortpflanzt, und von der Seele empfunden wird. Die Empfindung von Farben geſchieht unſtreitig durch die verſchiedene Modification, dieſer Undulationen, da man nicht annehmen kann, daß körperliche Farben ins Auge gelangen. Die dunkelrothe Farbe, als die erſte im Regenbogen, macht dabey die langſamſten, und die übrigen folgen nach einer unmerklich ſteigenden Farbenleiter. Die Empfindung von Geſtalt und Umfang, läßt ſich daraus begreifen, weil das Bild im Auge ähnlich iſt, nach deſſen Maßgabe die Undulationen im Nervenſafte entſtehen. Ueber Entfernung urtheilet die Seele durch eine natürliche Optik, die jeder lernt, wenn er auch nichts von der wiſſenſchaftlichen Optik gehört hat.

Im Ohre geſchieht eben das, durch die Undulation der Luft. Bey dem Gehöre iſt die große Wahrſcheinlichkeit dieſer Meinung am einleuchtendſten. Es läugnet nähmlich niemand, daß der Schall durch Undulation der Luft fortgepflanzt werde. Und, was iſt da natürlicher, als anzunehmen, daß dieſe eine ähnliche Bewegung im Ohre und dem Nervenſafte mache?

In der Naſe berühren die riechbaren Theilchen die Nervenwärzchen der Schleimhaut, und durch ihren Stoß und ihr Prickeln erregen ſie eine Bewegung. Die Verſchiedenheit der Gerüche hängt wohl meiſtentheils von der Geſtalt dieſer flüchtigen Theile, und ihrer Gewalt ab.

Zwiſchen Geruch und Geſchmack iſt die größeſte Verwandtſchaft. Die gröbern, riechbaren Theile empfindet der Geſchmack meiſtentheils auch auf ähnliche Art, nur ſchwächer. Bey dem Wermuthe iſt dieſes z. B. ſehr auffallend, deſſen bittere Ausdünſtungen einen Geſchmack auf der Zunge verurſachen, ohne daß man ihn in den Mund genommen hat. Die Nervenwärz-

wärzchen der Zunge haben ſtumpfere Empfindung, als die in der Naſe und eigentlich gehören für den Geſchmack die nicht flüſſigen ſalzigen Theile, ohngeachtet auch die flüchtigen ihn afficiren, und zwar viel ſtärker, wenn ſie die Zunge berühren. Die Verſchiedenheit des Geſchmacks rührt von der ſpitzigen oder ſtumpfern Geſtalt der Theile und ihrer Auflösbarkeit her. Vom Unterſchiede des Geſchmacks bey verſchiedenen Menſchen, iſt hier die Rede nicht, von welchem die bekannte Sentenz gilt: de guſtibus non eſt disputandum. Die Seele hat bey dem Geſchmacke überhaupt nicht die Empfindung von etwas Cubiſchem bey dem Kochſalze — und auch nicht von etwas Sechseckigtem, bey dem Salpeter, ſondern ſie empfindet nur einen dunkeln Unterſchied zwiſchen beyden. Daß auch dergleichen durch Erſchütterung der Nervengeiſter geſchehen könne, iſt ſehr wahrſcheinlich, ſo lange wir nichts beſſeres wiſſen.

Das Gefühl, wovon im Grunde alle Sinne nur feinere Modificationen ſind, entſteht von wahrer Berührung der gröbern Körper ohne Zwiſchenmaterie zwiſchen uns und dem Körper, den wir fühlen. Daß dadurch Bewegung entſtehe, iſt völlig ausgemacht, und eine langſam undulirende Bewegung der Nervengeiſter, ziemlich wahrſcheinlich, bis daß jemand zum Vortheil einer andern Meinung mehr Wahrſcheinlichkeit darthut.

So wie uns nun die Empfindungen das Gegenwärtige vorſtellen, ſo zeigen uns die Einbildungen das Vergangene. Unſere Seele hat die Kraft, vergangene Vorſtellungen wieder zu erneuern, ſobald ſie einen Theil derſelben wieder empfindet. Dieſe Einbildungen ſind nichts anders, als nachgeahmte Empfindungen, und man kann die Einbildungskraft mit Recht den Spiegel der Sinne nennen. Solchergeſtalt läßt ſich leicht abnehmen, was für einen Einfluß

die

die Einbildungen in uns, und unſere Leidenſchaften haben. Sie bringen, nach dem Maße ihrer Lebhaftigkeit eben ſo lebhafte Bewegungen von derjenigen Art hervor, die die ehedem gehabten Empfindungen begleiteten. Ein Menſch, der ſich eines Zankes erinnet, den er vor Zeiten gehabt hat, geräth in kurzer Zeit, wenn er davon erzählt, in eben den Zuſtand als ob er ſich wirklich zankte. Das Herz pocht ihm; die Augen funkeln; das Geſicht glühet; die Galle ergießt ſich; die Gedanken werden Worte; der Zorn redet laut, ob gleich der Gegenſtand nicht varhanden, ja, manches Mahl ſogar, wenn der in Gedanken Zürnende nur ganz allein iſt, und flucht und drohet nicht anders, als ob der Feind gegenwärtig wäre; ſo daß man ſich bey ſolchen Leuten, wenn ſie in Eifer der Art gerathen, zuweilen in Acht nehmen muß, damit man nicht im Geſichte begeifert und beſp[illegible]t wird.

Dies iſt wahre Leidenſchaft, die aber bloß aus der Vorſtellung entſteht, und alſo lediglich in der Einbildungskraft ihre Exiſtenz nur ſuchen kann. Auch viele Vorherſehungen ſind nichts anders, als die Vorboten — oder vielmehr die Gemählde künftiger Empfindungen. Wir ſehen zukünftige Empfindungen vorher, und dieſe Vorſtellungen wirken in unſerm Körper diejenigen Bewegungen, welche mit den zukünftigen Empfindungen verbunden ſeyn werden. Wer ſich vorſtellt, daß er über einige Tage neue Häringe eſſen werde, dem läuft der Mund voll Waſſer, wie es wirklich geſchehen wird, wenn er ſie genießt. Wer ſich in Gedanken vorſtellt, wie er an einem gewiſſen Tage vor einer großen Verſammlung, nicht ohne Zagen eine Rede halten werde, der bebt ſchon mit den Lippen, da er ſie memorirt. Er huſtet und beſieht die Hände, wie einer der nicht fortkommen kann. Das Blut läuft ihm ins Geſicht, wie einem der ſich ſchämt; und wenn er ſich im Geiſte abtreten ſieht, ohne die Rede

vollen-

vollendet zu haben, ſo beben ihm alle Glieder; ſo ſieht er weiß, wie die Wand aus, und verwünſcht er, bey kaltem Schweiße, alle Reden. Wenn ein Arzt ſeinen Patienten, ſtatt einer Purganz, überſilberte Pillen von Semmelkrummen eingiebt, die ihre Wirkung thun; ſo purgiren ſie bloß von der Erwartung, daß ſie purgiren werden. — Wenn ein Verliebter des Nachts in den Umarmungen eines Mädchens, das ſich von ihm nie umarmen laſſen wird, verſchmachtet, und von ſeiner Seite nichts dem Genuſſe abgeht; — wenn ein Mädchen bey Anblicke einer andern, welche die Blattern gehabt hat, vermuthet, daß ſie ſie bekommen werde, und ſich hinlegt, die Blattern bekommt und ſtirbt; — und wenn einer von einem Schrecken, den er vorherſieht, wenn einmahl das Gewitter bey ihm einſchlagen ſollte, blaß wird, und niederſchlagendes Pulver einnehmen [illegible]ß; ſo beweiſet ein jeder, in ſolchen und tauſend andern Fällen, das Geſetz des Einflußes und der Vorherſehung in unſern Körper, daß ſie Bewegungen wirken, welche mit den zukünftigen und vorhergeſehenen vergeſellſchaftet ſeyn werden.

Unſere Seele beſitzt außer den vorigen, noch eine beſondere Kraft, das Vollkommene und Unvollkommene an den Dingen zu erkennen, und zu unterſcheiden. Man nennt ſie in verſchiedenen Abſichten, den Geſchmack, oder die Beurtheilungskraft. Dieſe Erkenntniß iſt der erſte Grund von allen Begierden, Verabſcheuungen, Trieben, Leidenſchaften und freyen Entſchließungen der Seele. Die Empfindung des Vollkommenen iſt das, was uns gefällt. Die Empfindung des Unvollkommenen, es mag nun beydes wahr oder nur ſcheinbar ſeyn, iſt das, was uns mißfällt. Jenes iſt der Zuſtand der Luſt, dieſes der Zuſtand der Unluſt; und die Bemühung, uns in den Zuſtand der Luſt zu verſetzen, oder die Unluſt zu vermeiden,

den, iſt das, was wir Begierde und Verabſcheuung, angenehme, oder unangenehme Leidenſchaften nennen.

Es giebt keine einzige Leidenſchaft, welche nicht die Bewegung des Herzens, den Umlauf des Geblüts, das Athemholen, die Wirkung der Lebensgeiſter in allen Theilen, kurz, alle Lebensbewegungen verändern, und, in Vergleichung gegen den vorigen Zuſtand der Gemüthsruhe, vermehren oder heftiger machen ſollte. Die Furcht, die Kleinmüthigkeit ſelbſt, ſind hiervon nicht ausgenommen; und, wenn es erlaubt iſt, vom höhern Grade auf die kleinern zu ſchließen, ſo kann man behaupten, daß alle Vorſtellungen der Seele, in ſo fern ſie gefallen, oder mißfallen, einen Einfluß auf die Lebensbewegungen des Körpers haben. Man wird bemerken, daß wir im gemeinen Leben die gefälligen und mißfälligen Vorſtellungen mit lauter ſolchen Redensarten ausdrücken, die eine Veränderung der Lebensbewegungen anzeigen. Ein Reiter ſagt, daß ihm das Herz im Leibe lache, wenn er ein ſchönes Pferd ſieht; ein Haſſender, daß ſich das Herz bey ihm umwende, wenn er ſeinen Feind ſiehet; ein Mitleidiger, daß ihm das Herz brechen wolle; ein Furchtſamer, daß ihm die Bruſt beklemmt ſey; ein Neidiſcher, daß ihm das Herz blute, wenn es einem andern wohl geht; ein Vergnügter, daß ihm das Herz groß werde; ein Zorniger, daß es ihm im Leibe bebe, ein Erſchrockner, daß es ihm wäre als würde ihm das Herz abgeſtoßen; ein Banger, als ob ihm das Herz niederſinke; ein Fröhlicher, als ob es ihm hüpfte; ein Trauriger, als ob es ihm zerſpringen wollte; ein Zärtlicher, als ob es ihm ſchmelze; und von einem Unempfindlichen, der nicht zur Zärtlichkeit zu bringen iſt, ſagt man, daß ſein Herz hart ſey; von einem, der leicht furchtſam wird, daß er kein Herz habe; von einem der nicht leicht traurig wird, daß er ein großes Herz beſitze, u. ſ. w.

Faſt eine jede Art von angenehmen oder mißfälligen Vorſtellungen hat ihren eignen Ausdruck, wodurch die Veränderung angezeigt wird, welche ihr Einfluß in den Lebensbewegungen hervorbringt. Es ſind daher die Leidenſchaften eine zuſammengeſetzte Wirkung der Vorherſehungen und der Begierden oder Verabſcheuungen. Wir ſehen einen Gegenſtand in der Zukunft, der uns gefällt oder mißfällt. Wir bemühen uns mit unruhiger Heftigkeit, ihn zu erhalten, oder abzuwenden; und ſo entſteht die Gemüthsbewegung. Ihr Einfluß in den Körper iſt alſo nothwendig aus den Einflüſſen der Vorherſehungen und der Begierden in denſelben zuſammengeſetzt. Jene wirken die Bewegungen der zukünftigen Empfindungen, und dieſe verändern und vermehren die Lebensbewegungen. Solchergeſtalt wirken die Leidenſchaften in unſerm Körper heftigere Lebensbewegungen, und zwar ſolche, welche zugleich die zukünftigen Empfindungen ausdrücken, welche wir durch die Sättigung der Leidenſchaft erhalten werden. Der Zornige, dem ſein Herz pocht, und deſſen Blut in den Adern ſchäumt, ballt ſeine Fäuſte, und ſtampft mit den Füßen, und demüthigt in Gedanken ſeinen Feind mit allen den Niederträchtigkeiten, wozu ihn die Luſt der Rache verleiten würde, wenn er ihn wirklich in ſeine Gewalt bekäme. Der Furchtſame erblaßt, und bebt vor Herzensangſt ſobald er im Dunkeln allein iſt, eben ſo wie es geſchehen wird, wenn er wirklich ein Geſpenſt ſähe. Der Verliebte ſättigt ſeine Wünſche durch die Vorherſehung des Genuſſes ſo vollkommen, als es beym wirklichen Genuſſe geſchehen könnte. Der Erſchrockene, den ein Donnerſchlag außer ſich ſetzt, greift in der Verwirrung um ſich, hält ſich an, und ſinkt in Ohnmacht, wie er thun würde, wenn wirklich der Donner bey ihm eingeſchlagen hätte. Der Schadenfrohe muß überlaut lachen, wenn er ſichs vorſezt ein Unglück zu ſtiften,

ten, ſo wie er thun würde, wenn er es ſchon geſtiftet hätte. Der Schamhafte erröthet über den Gedanken einer unzüchtigen Rede, als ob er ſie wirklich gehört hätte. Der Tapfere glühet vom Ehrgeize, und wüthet, wenn er an die Feldſchlacht denkt, als ob er ſchon darin wäre. Kurz alle Leidenſchaften erregen das Blut, und ſchildern den Zuſtand ihrer Sättigung.

Bey allen dieſen vorher angeführten Beyſpielen, wird man dennoch nicht läugnen können, daß die Ruhe der eigentliche Schwerpunct des menſchlichen Herzens ſey, aus welchem alle ſeine Bewegungen entſtehen, und in welchen ſie ſich zurück ziehen. In dieſer Lage iſt unſer Herz in ſeinem natürlichen Zuſtande. Hier empfindet und genießet es ſich ſelbſt, und ſättigt ſich an dem Gefühle des Daſeyns, welches gleich dem ſanften und leiſen Gefühle der Geſundheit uns durchdringt, und fähig iſt, uns in einem geſunden Zuſtande des Geiſtes und Körpers auf geraume Zeit zu befriedigen. Wenigſtens iſt das Gute, das wir in dieſer Lage genießen, das dauerhafteſte unter allen, was wir haben, woher man die Ruhe für den eigentlichen Originalzuſtand des Herzens halten kann. Die angenehmen und unangenehmen Bewegungen deſſelben endigen ſich gewöhnlich darin, und wir ſehnen uns auch ſelbſt bey jenem am Ende immer wieder nach der Ruhe, deren Empfindung wir durch dieſes Geſtändniß für die vorzüglichſte, wenigſtens für diejenige erklären, welche uns am nothwendigſten und am meiſten angemeſſen iſt.

Will jemand dieſen Zuſtand des Herzens bereits Vergnügen oder Freude nennen, ſo kann auch dieſes, ohne zu fehlen, geſchehen. Der Unterſchied zwiſchen Ruhe und Freude iſt, wie mich dünkt, ganz merklich. Wir werden ihn ohne Mühe finden, wenn wir unſere Gemüthsbewegungen ein wenig durchſtudieren. Es wird uns bald ſichtbar werden, daß die

Stellung unſers Herzens, in dem Stande der Ruhe und Freude wirklich unterſchieden iſt. Es iſt ſogar noch ein Grad dazwiſchen, den wir allenfalls mit Zufriedenheit ausdrücken könnten. Wenn das Herz außer dem ungeſtörten Gute des Daſeyns noch ein anderes fühlt, und ſich durch dieſe Empfindung in Bewegung ſetzt, ſo iſt es mehr als ruhig, es iſt zufrieden. Es ſtellt ſich das Gute vor, befühlt es auf allen Seiten, und findet um ſeinetwillen ſeinen Zuſtand beſſer, als er vorhin war. Wenn es ſich an ſeinem Object ſatt geſehen oder gefühlt, und gefunden hat, — es war etwas, aber nicht viel; ſo ſinkt es in die Ruhe zurück.

Im entgegengeſetzten Falle, wo der Genuß des Daſeyns durch ein empfundenes Uebel geſtört wird, ſinkt die Bewegung des Herzens herab, und wir befinden uns in dem Stande der Duldung. Dieſer iſt gleichſam eine leidende Ruhe, in welcher wir unſern Zuſtand zwar nicht ganz ſchlecht, aber auch nicht wünſchenswürdig finden, ſondern vielmehr in der Stille eine vortheilhafte Aenderung des Uebels erwarten, das uns drückt. Erfolgt ſie, oder macht uns die Gewohnheit das Uebel erträglicher und leichter, ſo erhebt ſich das Herz durch ſeine natürliche Spannkraft wieder zum Stande der Ruhe. Iſt dieſe Kraft ſtark und unverdorben, wird ſie durch ein friſches, geſundes Blut und glückliche Phantaſie noch verſtärkt, ſo hebt es ſich durch erwünſchte und angenehme Vorfälle leicht von der Zufriedenheit bis zur Freude empor.

Hier ſtehen wir gleichſam an dem Hange einer Anhöhe, in einer warmen Luft und reizenden Gegend, mit Blumen beſäet und mit Früchten angefüllet. Wir genießen der ſchönen Ausſicht, des ſüßen Duftes und der reifenden Früchte, und gefallen uns recht ſehr, da wo wir ſind bis wir uns ſatt geſehen, gegeſſen und gerochen haben, und uns wieder nach den

Hütten der Ruhe am Fuße dieſer Anhöhen ſehnen, wo unſer eigentlicher Aufenthalt iſt; und wie man weiß, iſt es doch am Ende nirgends beſſer, als zu Hauſe. —

Die Freude iſt ſchön, das ſchönſte was wir in der Natur kennen; aber von keiner beſtändigen Dauer. Es iſt eine Ausdehnung des Herzens, welches ſich am Ende immer in ſeine natürliche Lage zuſammenziehen muß. In der entgegengeſetzten ſinkenden Bewegung kommen wir in das Gefilde der Sorgen, wohin wir durch drückende Bedürfniſſe und Unfälle, oder auch durch eignen Hang getrieben werden. Unſere Umſtände nöthigen uns zu ſorgen, und unſer Herz gewinnt durch den Fortgang unſerer Jahre einen immer ſtärkern Hang dazu. Es ſinkt, ohne doch zu tief zu fallen. Es hofft und faßt ſich, und entweder die erfüllte Hoffnung, oder die Kraft der Faſſung, hebt es wieder, und führt es zur Ruhe. So weit können wir unſerm Herzen ſeinen Gang und ſeine Bewegungen ungehindert laſſen, wenn wir wollen; und wenn wir nicht wollen — ſo werden wir müſſen. Bis zu einem gewiſſen Grade können und müſſen wir unſer Herz einſchränken; aber einige Freiheiten müſſen wir ihm auch laſſen, ſonſt lehnt es ſich, gleich zu hart gedrückten Völkern, auf, zerreißt alle Bande und kündiget den Gehorſam auf; oder, es rächt ſich an uns durch Unthätigkeit und Tücke, indem es uns durch Vorſtellung und betrügliche Kunſtgriffe hintergeht. In den angezeigten Graden bleiben ſeine Bewegungen unſchädlich, und werden durch Zeit und Umſtände zuweilen unvermeidlich.

Das Nöthigſte, was wir bey den Bewegungen unſers Herzens in den angezeigten Schranken zu beobachten haben, iſt, daß wir nach Möglichkeit ſeine zu ſchnellen und ſtarken Veränderungen und Ubergänge verhüten, und es, ſo weit es ſich thun laſſen will, an einen Fabianiſchen Gang gewöhnen. Lang-

ſam und ſtufenweiſe mag es immer auf und nieder ſteigen, das ſchadet nicht. Es findet ſich wieder zurechte, wenn es auch im Begriff zu ſeyn ſchiene, ſich zu verirren. Aber die gar zu ſchleunigen Abwechſelungen im Steigen und Fallen, ſonderlich der Uebergang von Extremen zu Extremen iſt von nachtheiligen Folgen. Die nächſte und unvermeidlichſte iſt, daß wir uns auf unſer Herz in keinem Falle, wegen ſeiner Abfälle und Seitenſprünge verlaſſen können. Ein Umſtand der allein wichtig genug iſt, es mit allem Fleiße an einen ordentlichen und ſichern Gang zu gewöhnen, und es mit unſerm Wiſſen und Willen, keine Stufe überhüpfen zu laſſen.

Die nächſt angränzenden Grade, Entzückung und Traurigkeit, ſind deswegen bedenklich, weil der Schritt von da weiter hinauf — und hinab ſehr ſchlüpfrig iſt. Wenn ich die Entzückung ſelbſt für ein Uebel erklären wollte, würden mir wenige glauben, ſondern ihrem Gefühle trauen, welches ihnen gerade das Gegentheil ſagt. — Die ſtarken und gewaltſamen Freuden greifen unſere Empfindungswerkzeuge zu heftig an — ſie machen, daß wir die geringern und gemäßigtern nicht achten, und erzeugen alſo Gleichgültigkeit, welche geſchwinde bis zum Eckel hinanſteigt. Dies darf uns ſo viel weniger befremden, da es der gewöhnliche Gang unſers Herzens iſt. Nicht zufrieden, daß es Gutes hat, will es immer was beſſeres haben, und zuletzt wird es ſo verwöhnt, daß ihm das Beſte nicht gut genug iſt. Dazu kommt noch, daß die convulſiviſchen Bewegungen das Herz, ſo gut als den Körper, entkräften, und alſo ihrer Natur nach, nicht weniger als die Ueberladung und Crudi-täten, Erſchlaffung und Eckel verurſachen müſſen. Vom Eckel zum Verdruß und böſer Laune iſt der Weg ſo kurz und gebahnt, daß man verſichert ſeyn kann, auch hier nicht wegzubleiben, wenn man dort hinge-

kom-

kommen iſt. Dann wird man mürriſch, widerſinnig, ungleich, man will etwas, und will es gleich darauf nicht, man iſt im Streite mit ſich und der ganzen Welt, ſich ſelbſt zur Laſt, und andern zur unausſtehlichen Plage. Wenn nun bey ſolchen Vorfällen noch verſchiedene andere Umſtände eintreten können, ſo iſt doch eine der erſten Urſachen dieſe: es übernahmen ſich die Menſchen im Glücke; ſie überließen ſich ohne Mäßigung einer ausſchweifenden und entzückenden Freude, und daher werden ſie durch Gleichgültigkeit, Eckel und Verdruß beſtraft.

Man will im Allgemeinen bemerkt haben, daß ſich der Menſch leichter im Glücke, als im Unglücke vergißt, und es mag auch wohl wahr ſeyn. Aber es iſt auch eben ſo wahr, daß er ſich leichter wieder beſinnet. Es komme nun von dem Wankelmuthe des Glücks, welches uns ſeine Gunſt nie ganz und auf lange Zeit ſchenkt, oder es ſey, daß der Weg niederwärts leichter als aufwärts iſt — genug, es iſt doch einmahl ſo; und wir werden es durch die Erfahrung finden, daß wir uns von dem Uebermaße unſerer Freuden gar bald durch einige gewöhnliche Reflectionen entledigen, und unſer Herz in ſeinen gehörigen Stand herabſenken können, es wäre denn, daß der Taumel der Freude uns aller Vernunft beraubt hätte. — Wir dürfen ja nur die Frage aufwerfen: Was iſt es, worüber ich mich ſo heftig freue? und unſere Entzückung wird wie ein Morgentraum verſchwinden. Nur wenige unſerer Freuden, ertragen eine nähere Unterſuchung, und die heftigen und entzückenden am wenigſten. Den ſtärkſten Reiz und Schimmer erhalten die Gegenſtände und Veranlaſſungen unſerer hinreißenden Vergnügungen durch die Phantaſie und ihr bezauberndes Colorit, worin ihr nichts gleich kommt. Aber ihre hellen und vergänglichen Farben erblaſſen, wenn ſie an das Licht kommen, und der Firniß ſpringt ab, wenn ihn

ihn die Sonne trifft. Es iſt hiermit nicht geſagt, daß man bey allen ſeinen Freuden ſo viele und ängſtliche Beobachtungen anſtellen ſoll. — Das wäre ein böſer Rath, und das ſchlechteſte, was man thun kann; dadurch würde man alle Freuden zerſtören und zerſtücken. Es iſt dieſes Mittel nur anzurathen, wenn die Freuden zu hoch ſteigen, und zu hinreißend werden wollen, — da bedient man ſich deſſen mit Nutzen, damit ſie etwas wieder herabgeſtimmet und gemäßiget werden.

Der Zuſtand der Traurigkeit mit einer ſchüchternen Unentſchloſſenheit verbunden, iſt der quälendſte. Sobald wir einen Entſchluß gefaßt haben, fühlen wir Grund, und fangen an uns zu heben. Wir können dem Schmerz nicht wehren, daß er angreift; aber wir können uns vertheidigen, daß er uns nicht ganz überwältiget. Wir können ihn hindern, daß er nicht ſo tief eindringt und ſich ſetzt, ſollten wir auch dazu etwas heftige und ſtarke Mittel anwenden müſſen, die unſerer übrigen ſonſtigen Gemächlichkeit auch noch in den Weg tritt, und wodurch wir unſer Gefühl und unſere Ideen in einen ganz andern Ton ſtimmen. Am beſten iſt hier, ſich zu bemühen, wenigſtens etwas ſtoiſch zu ſeyn, und man wird Vortheil haben, wenn man ohngefähr auf folgende Art zu denken ſich ſo viel als möglich beſtrebet:

„Mein Zuſtand iſt ſchlecht, meine Lage hart und unbequem, und alle meine Ausſichten finſter. Die Bemühungen ihn zu verbeſſern, ſind fruchtlos geblieben, und die Zukunft verſpricht mir nach allen Anzeigen der Wahrſcheinlichkeit noch weniger, als das Vergangene. Soll ich mich darüber beunruhigen und ängſtigen, oder wohl gar der Verzweiflung überlaſſen? Das wäre eben ſo viel, als wenn der Gefangene ſeinen Kopf gegen die Mauer ſeines Körpers ſtößt; oder ſich mit ſeinen Ketten ſchlägt. Bin ich berechtigt mit der Vorſehung zu zanken, daß ſie mir kein günſtigeres Loos gegeben hat? Wer bin ich, der

„ich

„ich dieſes thun will, und was habe ich für ein Recht zu „dieſem kühnen Schritte? Bey meinem geringen Werthe, „den ich nur zu deutlich ſehe, bin ich nicht berechtigt große „Forderungen zu machen. So wenig das auch ſeyn mag, „was mir gegeben iſt, ſo iſt es doch, richtig gerechnet, im„mer ſo viel, als ich verdiene. Und über meinen Verdienſt „was zu verlangen, werde ich doch erröthen. Was an„dern widerfährt, die mir glücklicher und beſſer bedacht „ſcheinen, das geht mich nicht an. Die Regierung der „Welt iſt nicht meine Sache, und ich kann ſo wenig ver„langen, daß ſie nach meinem Kopfe geführt werde, als „ich berechtigt bin, mich für den Mittelpunct ihrer Sphä„re anzuſehen."

„Ich werde geſchleudert, wie es der große Schwung„und Kreislauf des Ganzen erfordert. Immer gut, ob „ich es gleich nicht einſehe; wenigſtens in Rückſicht auf „meinen Werth, welcher, es murre mein Stolz auch „noch ſo ſehr dagegen, in aller Betrachtung ſehr unerheb„lich iſt. Und wenn ich auch in Vergleichung anderer „leide, was thut das zur Sache? Leide ich darum weni„ger, wenn andere ſo viel, oder mehr als ich leiden? „Und dieſe kleine Reiſe oder dieſer kurze Traum, den wir „Leben nennen, wie bald iſt er zu Ende? Auf der Wan„derſchaft laſſe ich mir gern alle Unbequemlichkeiten gefal„len, da ich mir an dem Orte meiner Beſtimmung eine „ſattſame Entſchädigung verſprechen kann. Ich werde „aus einer unbequemen Herberge und einem ſchweren „Traume mit viel weniger Widerſtreben weggehen, oder „erwachen, als von einer angenehmen und ſchmeichelhaf„ten, wenn ich zur Abreiſe aufgerufen werde. So lan„ge es noch in meiner Gewalt bleibt, rechtſchaffen und gut „zu ſeyn, habe ich mich nicht als elend anzuſehen. Ich „finde in mir und meinen größern Ausſichten, die mir „durch die Zukunft eröffnet werden, einen unerſchöpflichen „Quell der Aufrichtung, Geduld und Beruhigung (*)."

Bey aller dieſer eben beſchriebenen ſtoiſchen Geduld iſt es ſehr vielen Gemüthern dennoch unmöglich, alles deſſen ſich zu entſchlagen, was man als ein natürli-

(*) Hanöverſches Magazin v. J. 1775, Col. 1587. ſqq.

liches Lebensbedürfniß doch haben müſſe. Ich rede hier nicht von der Stillung des Hungers, des Durſtes, oder von der Sicherheit wider Froſt, Krankheiten u. dgl. ſondern von gewiſſen Hoffnungen, die ein Menſch von Kindesbeinen an bis ins ſpäte Alter in ſich nährt, ſie mögen auch beſtehen, worin ſie wollen. Sie ſind nicht einerley, und beſtimmen ſich nach dem Stande, dem Alter, der Lage und vielen andern menſchlichen Verhältniſſen; und zeigen den Unterſchied zwiſchen einem Weiſen und einem Unweiſen, gewöhnlich nur theils in den anzuwendenden Mitteln, um die Hoffnungen in Erfüllung zu bringen — theils aber auch überhaupt in der Stärke und Schwäche der Leidenſchaften, mit welchen die Mittel ergriffen werden. Nach gewöhnlichem Gange der menſchlichen ſtets ſtrebenden Seele, wünſcht ein jeder, in dem Stande, in welchem er lebt, weiter zu kommen — ja ſogar der Lebensſatte Greis wünſcht eine gemächliche ſanfte Auflöſung und das beſſere künftige Leben. Die ſelbſt in die zufriedenſte, glücklichſte Ehe getretene Jungfrau denkt mit Herzklopfen, bey jeder veranlaſſenden Gelegenheit, an die kommenden Freuden, einen ſchönen Säugling an ihrer Bruſt zu nähren. — Hat ſie dieſes ihr Glück erreicht, ſo ſchreiten Hoffnungen und Wünſche, ſelbſt auch bey ſonſt ſtill ſcheinender Zufriedenheit immer weiter; ſie will ihr Kind erwachſen — ja ſie will es auch endlich ſo beglückt als ſie ſelbſt war, ſehen, und endlich ſelbſt die grosälterlichen Freuden ſchmecken. Zu dieſem geſellen ſich dann immer andere Wünſche, Ausſichten und Hoffnungen, bis man am Ziele des Lebens ſteht. In dieſer Hinſicht iſt nichts Ungewöhnliches, wenn die Senatoren Burgemeiſter, die Candidaten Prediger und die Doctors Leibmedici zu werden hoffen. Welche heitere Freude verbreitet ſich nicht auf dem Geſichte manches Fähndrichs, wenn man mit ihm auf den baldigen Compag-

nie-

nie-Chef anſpielt. Aber, nur eine Art unter allen Menſchen möchte man von dieſer Regel auszunehmen haben. — Es ſind die jungen Nonnen. Ich glaube, daß man vielen einen ſchlechten Gefallen erweiſet, wenn man ihnen Hoffnung macht, daß ſie noch einmahl Aebtiſſinnen werden können. — Wahrſcheinlich iſt häufig die Beförderung, welche ſie ſich wünſchen von einer andern Art, ſo daß ſie, je höher ſie auf die für ſie eingerichteten Stufen ihres ihnen zugetheilten Glückes ſteigen — ſich immer weiter unter Kummer von dem Ziele ihrer Wünſche und Hoffnungen zu entfernen glauben.

Die Hoffnungen und Wünſche der Menſchen werden von Jugend auf genährt, angefacht, erweitert, und ſo viel als möglich als Leidenſchaften, der Erfüllung immer näher gebracht, je nachdem die Erziehung von Kindesbeinen an war. Schon im Vorhergehenden habe ich die üblen Folgen einer ſchlechten Erziehung gezeigt, und jetzt will ich ſuchen, dieſes durch mehrere und anſchaulichere Beyſpiele zu beſtätigen. Man nehme die Figur 4348 zur Hand, und beherzige, was uns ſowohl über dieſe und einige Folgende ein **Lichtenberg** mit ſcharfer, auf ſehr richtige Beobachtung ſich gründender Menſchenkenntniß ſagt (*): Noch erreichen die Beine des Kindes im Sitze kaum die Hälfte der Beine ſeines Stuhles, und doch ſchreibt es ſchon ſeinem bedächtigen geduldigen Lehrer gegen über. Seine Fingerchen überſpannen kaum eine Quinte auf dem Claviere, und doch ſpielt ſie es ſchon, auch üben ſie ſich ſchon im Mahlen mit Seidenfäden auf geſpannten Zeugen, wovon eine kleine Probe aufgeſtellt iſt. Von einem ſolchen Aufſeher läßt ſich erwarten, daß dieſe Beſchäftigungen häufig mit dem Genuſſe der freyen Luft,

(*) Taſchenbuch zum Nutzen und Vergnügen für das Jahr 1798, von G. C. Lichtenberg. Göttingen.

Luft, und der Herrlichkeiten des Gartens, und der Menagerie der freyen Natur abwechſeln. Ein kleines Mikroskop, das neben dem Kinde ſteht, ſcheint dieſes zu beweiſen.

Dieſem Bilde ſtelle man die Figur 4349 gegen über, aber, man vergleiche. Zwar auch hier erſetzen Stuhlbeine, was dem Kinde an Länge abgeht. Dort war die Abſicht Kalligraphie, hier iſt es Betrachtung ſeines eignen Selbſts, im Spiegel. Man ſieht, das Kind hat ſchon Fortſchritte in dieſem ſchweren Studium gemacht, es weiß nicht ſowohl ſich ſelbſt, als dem Gegenſtande ſeiner Beobachtung im Spiegel, mit Hals, Bruſt und oratoriſchem Armwurf die ſchönſte Ausſicht zu geben. Was wir bey dem Kinde (Fig. 4348) nur mittelbar geſehen haben, ſehen wir hier unmittelbar, nähmlich, es wird zugleich zur Beobachtung durch Gläſer angeführt, auch hier iſt es ein Spiel der freyen Natur, das hinter ihm vorgeht im Spiegel. Die Scene iſt aus der Menagerie ſeiner Aeltern gewählt. Während die Franzöſin das Kind unterſtützt, unterſtützt auch mit gleicher Sorgfalt der früh abgelebte franzöſiſche Kammerdiener die Franzöſin. Sie das leichte Kind unter dem Elbogen; Er die ſchwere Franzöſin unter den Armen, — dadurch bekommt die Gruppe pyramidaliſche Feſtigkeit. Was dort Harmonie der Töne war; wozu das Kind angeführet wurde, iſt hier Harmonie des Ameublements. Der Fußboden wird zur Toilette gezogen, und ein Stuhl ſucht vielleicht eben deswegen dieſen Fußboden in die Höhe. — Er ſtreckt die Beine aufwärts. Dieſen günſtigen Augenblick hat die Franzöſin genutzt, dem Kinde zu zeigen, was ſich aus Stuhlbeinen machen läßt, und einen Prachthuth mit Federn ſo lang darauf gehengt, bis die Zeit ſeiner Rolle in dem Drama vor dem Spiegel herbeykommt.

Die Figur 4350 zeigt ein junges Mädchen, wie ſowohl aus ihrer Beſchäftigung als aus ihrem einfachen und geſelligem Auge, Häuslichkeit mit Sittſamkeit verbunden hervorleuchtet. Sie beſorgt die Wäſche im letzten Radir der Reinigung, ſie plättet. Dieſes Geſchäft verträgt ſich um ſo mehr mit Clavierſpielen und Sticken, als es dem Zeuge ſelbſt, das die ſchönen Formen bald verhüllen, bald heben helfen ſoll, die gefälligſte Form giebt; es iſt ſelbſt eine ſchöne Kunſt, wenigſtens aus der Familie der koſmetiſchen. Die Küchenthüre ſteht offen, um das Feuer bewachen zu können, bey welchem ſich dieſer Hausproceß anfängt, und mancher andere vielleicht anfangen wird, über den die ſchöne Hüterin wacht. Roſen von gefälliger Form und Blumen zieren das ungekünſtelte Büreau mit dem ihm anvertrauten Hausbuche. Alſo auch da ſogar, wie in dem Mädchen ſelbſt gefällige Form, Blüthe und Zeichen des vorſichtigen Ernſtes. Kann man ſich hieraus wohl etwas anders verſprechen, als daß dieſes Mädchen eine der beſten Gattinnen und Hausmütter werde?

Aber, ſchon der erſte Blick auf dies Mädchen Figur 4351 hingeworfen, wird uns ſogleich völlig belehren, was der Mann zu erwarten habe, wenn er ſo unglücklich iſt, ſich mit einem ähnlichen Weſen zu verbinden. Von der geſtrigen Maskerade ermüdet, iſt ſie Nachmittag um 2 Uhr erſt aufgeſtanden, und macht in Gegenwart zweyer junger Herren ihre Toilette. Sie gleichen einem Paar Sylphen, wovon etwa der eine heute gefällig den Friſeur, der andere den Schuſter macht. Doch fehlet jenem der Kamm, und dieſem das Maaß. Eigentlich paßt auch der Schuſter-Sylphe der Dame bloß den Schuh, ſich aber den Fuß ſelbſt an. — Eben ſo friſirt der Friſeur nicht, ſondern beobachtet nur, was ſchon fertig iſt. Hauptſächlich ſcheint er jetzt den Weg zu verfolgen, den die Dea-

mantnadel nehmen ſoll, die ſich die Dame aufſteckt. Um nichts zu verfehlen, ſtellt er ſich auf die Zehen, und ſtämmet ſich auf die Stullehne. An Feuerhütung ſcheint die Dame nicht zu denken — — ſie merkt nicht einmahl auf die zwey, zwiſchen denen ſie ſich hier unmittelbar befindet — wenigſtens nicht mit den Augen. — Unter dem Stuhle der Dame liegt etwas, das nicht ganz deutlich zu erkennen iſt. Jemand hielt es für eine Taſchenuhr; wie die dahin gekommen ſeyn mag? — — Ein anderer für ein Strumpfband; wer das ſchon ſo früh wieder abgebunden hat? — — Vielleicht bindet es auch ein beſcheidener Sylphe wieder an.

Jetzt nähere ich mich einer beſondern Situation des menſchlichen Lebens, und zwar dem Brautſtande. Alles was in vorhergehenden Schilderungen geſagt worden iſt, kann man ſtufenweiſe fortleiten, und die Parallele geht von den beyden entgegengeſetzten Gemählden die die Kinder characteriſirten, bis zum Matronenſtande hinaus. Hier ſieht man Figur 4352 wie ein ſanfter beſcheidener Liebhaber, der lange in der Stille für das Mädchen ſeufzte, welchem er hier gegenüber ſitzt, beym Vorleſen endlich die lange vergeblich gewünſchte Gelegenheit, ſeine Liebe zu erklären, findet. Es iſt nur wenig Welt- und Mienenkenntniß nöthig, hier aus den Geſichtern zu leſen, wie der rechtſchaffene Jüngling die Erklärung thut, und wie ſie das vortreffliche Mädchen da vor ihrem Näherahmen aufnimmt. So wird ſie Braut. Vielleicht iſt es auch ein ſpäter Beſuch, und nicht die erſte Declaration. Auf den Roſenſtock, den der gefühlvolle Künſtler zwiſchen den beyden Häuptern durchblicken läßt, weiſe ich nur hin. Jede Erklärung würde die zarte Nachempfindung, die ſich bey Leſern von Gefühl von ſelbſt einſtellt, nur ſtören, und bey dem Gefühlloſen, wenn es welche geben ſollte, nicht erwecken.

An der Wand erblickt man einen Criſtuskopf und eine Landſchaft, über welcher die Sonne aufgeht; dieſe als Vorbild des frohen Tages, der für die Liebenden anbricht, und jener als Zeichen ihrer Geſinnungen. Sie lebten, will der Künſtler ſagen, nach ſeinem Bilde, und ſcheuen bey ihren Handlungen nie ſeine Gegenwart.

Wer vergleichen kann, der vergleiche hiermit die Figur 4353. Auch hier ſieht man eine Braut, wie man im gemeinen Leben viele Bräute ſieht. — Sie befindet ſich auch bey ihrem Bräutigam. — Der Ofen der Zimmers iſt ein Faun, an dem ſich eine junge Bacchantin wärmt, und das Hauptgemählde ein Silen, der auf einem Eſel reitet, von lärmenden Bacchanten umgeben. Einige tragen etwas in ihren Händen. Ob es Gläſer mit ſchäumendem Champagner ſind, und ob ſie anſtutzen, läßt ſich nicht deutlich erkennen. — Auf dem Canapee iſt alles deutlicher — der Faun und die Bacchantin und die Gläſer mit ſchäumendem Champagner, eine Boutellie auf die Perſon. Der Bräutigam, (es ſcheint der Schuſter Sylphe zu ſeyn, Figur 4351,) ſitzt ganz auf dem Kanapee, die Braut nur mit der rechten Hälfte. Man vergleiche dieſe Stellung mit dem züchtigen parallelen Füßchen der 4351ſten Figur. — In dem Kleide der Dame findet man nicht bloß eine hohe Taille, ſondern gar keine. Die Verbindung wäre glücklich. — Ein Sans culotte neben einer Sans taille (*) (ſans ceinture, dé-

(*) Der berühmte Pennant nennt in ſeiner neueſten Schrift die Damen mit den kurzen Taillen Nowailted Ladies, d.i. ſainstaille. Ein anderer Engländer, der ein Mathematiker ſeyn muß, beſtimmt die Gränze, zwiſchen welcher die immer noch aufſteigende Taille der Damen wieder nach der Erde zurückkehren würde. Der höchſte Flug, glaubt er, würde ſeyn, den Gürtel um den Hals zu legen, und die beyden Arme durch die Schlitzen zu ſtecken. — Bald ſind ſie aber auch jezt ſchon ſo weit hinan! —

déceinte.) — Auf dem Büreau ſteht ein brennendes Licht, vermuthlich zur Beſiegelung des Contracts. Statt des Vögelchens im Bauer bey den vorigen Liebenden, wedeln hier ein Paar Arzneygläschen mit ihren bekannten Schwalbenſchwänzchen. — So entſpinnen ſich häufig die modiſchen Heyrathen in großen — auch jetzt ſchon in kleinen Städten. —

Nun wollen wir auf die Ehe ſelbſt einen Blick werfen; und da finden wir in der Figur 4354 den Vater vor dem Schreibepulte in Erfüllung ſeiner Pflichten, die ihm ſein Dienſt auferlegt, und die gute Mutter neben der Wiege in Beobachtung der mütterlichen Pflichten begriffen, wozu ihr die Natur einen Fingerzeig nur giebet. Gewiß, wer Gefühl für die reine, unverfälſchte Natur und ihre kunſtloſen Zärtlichkeiten hat, der wird auch dann nicht ungerührten Herzens bleiben, wenn er ſolche herzliche Gruppe erblicket. — Zum Gegenſtücke, welches in jedem nur fühlenden Menſchen einen gewiſſen Froſt erregen muß, ſehe man die Figur 4355 an. Hier findet man nicht eine zärtliche Kindermutter, ſondern eine Hündin ſtatt der vorigen vor dem Tiſche, in Erfüllung der Pflichten begriffen, die ihr die Natur auferlegt, während die menſchlich ſeyn ſollende Mutter ihren Dienſt einer andern Mutter — vermuthlich von irgend einem Artillerie-Train deſertirt, gnädigſt übertragen hat. — Sie ſelbſt, die Heldin des Stücks übernimmt indeſſen die Bildung eines vorigen Wurfs der Mutter unter dem Tiſche, zur Humanität — als Zungenſpiel, Lecken, Klettern u. dgl. — Ein Affe, der Pajazzo des Menſchen, ahmet der Amme nach, und herzet einen Stiefel, vermuthlich weil er vorher bemerkt hat, daß die Amme den gewickelten Säugling in ihrem privatiſſimis wie einen Stiefel behandelt. — — Den Stiefel ſoll der Affe unter dem Bette hervorgeholt haben, wo ihn ein plötzlich flüchtender Ritter zurückgelaſſen

laſſen haben ſoll. Am Fenſter hängt ein bunter Ex-Europäer im Käſich. Sein Blick geht offenbar auf die gnädige Mama. „Im Lande der Aufklärung,“ ſcheint er ſagen zu wollen,“ ſieht man doch allerley, bey „mir, in meinem Lande ſieht man ſo was nicht.“

Die Figur 4356 zeiget einen erbleichten Vater, der noch unter der Decke ruhet, die ihn bey ſeiner Vollendung einſchloß. Jetzt, vielleicht am dritten Tage nachher, werden die Waiſen von der gerührten Wittwe vorgeführt. Sie ſollen hier einſammeln, was unter fernerer Leitung einer ſolchen Mutter zu einer ſtützenden Begleitung für das ganze Leben reifen kann. Sie ſcheint nicht zu ſprechen — nicht ſprechen zu können; ſo nimmt der Eindruck von ſelbſt die natürlichſte Form. Es darf alſo auch hier nicht viel Wortgepränges ſeyn. Der menſchlichen Natur wird es auch hier Ehre machen, wenn die Gemählde, welche ſanfte Tugend hier im Gegenſatze des Laſters vorſtellen, wenn die ſanften, erlaubten tugendhaften Leidenſchaften im Gegenſatze jener wilden Raſereyen, der wenigſten Erklärung bedürfen, und das Gute immer das Verſtändlichſte iſt.

Dieſe folgende Figur 4357 bedarf aber etwas mehr Erklärung. Hier liegt der Schuſter Sylphe, (man ſehe Fig. 4351.) ſelbſt im Augenblicke des Todes mit kaum bedeckter Blöße. Convulſionen haben die kümmerliche Decke von dem zerlumpten Canapee herabgeworfen, über welche zerlappte Tapeten, wie Thränenweiden herabhängen. Er hat ſich vergiftet. — (Opium liegt auf der Erde), — eigentlich aber ſich die Schlange auf die Bruſt geſetzt, die ſich jetzt ſo feſt am Fuße des Bettes um den Nebenbuhler ſchlingt — vermuthlich mit einem: Gottlob begleitet, daß wir ſo weit ſind. — Einer ihrer kleinen Säuglinge bellt zu der Heftigkeit, womit dieſer Vipernknoten geſchlagen wird; die Säuglinge der Marketenderin

 freuen

freuen ſich darüber; ſie haben es ſo noch nicht geſehen. Auch dieſe Lehre wird zur ſtützenden Begleitung durch das Leben reifen. An der Wand **Cleopatra** mit der Schlange an der Bruſt, und ein König **Saul** oder ein **Ajax**, der ſich auf ſein Schwert wirft. — — Alles Bilder, die Bezug auf dieſe traurige Scene haben; allein was ſollte man ſagen, käme das Opium von des Weibes Hand? — —

Um dieſen Gang der menſchlichen Schickſale noch etwas, bis an das ſtille ſanfte Glück des tugendhaften Menſchen im Alter, oder bis zu dem unglückſeligen Zuſtande, wohin wilde Leidenſchaften ihre Lieblinge am Abend ihrer Tage führen, zu verfolgen, ſo wird hier in der Figur 4358 eine Matrone vorgeſtellt, welcher von ſprechenden und lallenden Enkeln und Enkelinnen in warmer herzlicher Liebe, und unter tauſend Glückwünſchen, an ihrem Geburtstage ein Kranz überreicht wird. Wohl den edlen Hausmüttern, die einen ſolchen frohen Abend ihrer Tage erleben! Ein ſolches Matronenalter, oder gar keins!! — — Aber, man ſehe hingegen die Matrone in der entgegengeſtellten Gruppe, Figur 4359. Da ſitzt ſie nun ohne Geſellſchaft, ein Paar Branntweinfläſchchen für den Geiſt, ein Paar Gebetbücher für den Leib — einen fetten Ur = Ur = Enkel der alten Hündin, die die Pflichten der Natur ausübte, und endlich eine Hexe von Wartfrau ausgenommen, die ihr aber ein Schnippchen ſchlägt. In ihrer Hand hält ſie das dritte Bein — und auf dem Kopfe trägt ſie das zweyte Haar. Man kann nicht ſagen, daß ihr die letzte Krücke übel läßt. — Vermuthlich hat ſie ſich bey einer ihrer Andachten gegen die Ecke des Altars geſtoßen, — ſie iſt aber dieſes Mahl, wie man ſagt, noch mit einem blauen Auge davon gekommen.

Ob ich gleich im Vorhergehenden ſchon manches Specielle von verſchiedenen Leidenſchaften angeführet habe,

habe, ſo wird es doch nothwendig ſeyn, mich in Hinſicht der eigentlichen Kennbarkeit derſelben, etwas beſtimmter zu erklären. Es ſey mir daher erlaubt, die mir bekannten Leidenſchaften, ſo aufzuführen, als ſie mir beyfallen, weil ich aufrichtig geſtehen muß, daß mirs nicht möglich iſt, dieſerhalb ſyſtematiſch zu verfahren — oder, ich müßte einen jeden Menſchen einzeln betrachten, und für jeden alſo ein eignes Syſtem entwerfen. Um dies zu beweiſen, lege ich meinen Leſern fürs erſte nur fünf verſchiedene Geſichter vor, und bitte ſolche recht genau anzuſehen. Sie ſind aufgeführt in den Figuren 4360, 4361, 4362, 4363 und 4364. So verſchieden dieſe beſondern Geſichter ſind, eben ſo verſchieden iſt auch der innere Knochenbau des Kopfes, woher die Muſkeln und Nerven auch eine andere Lage, und folglich, wenn ſie ruhen, oder geſpannt ſind, auch andere Geſichtszüge, andere Falten und Linien, die ſich in der äußern Haut zeigen, haben müſſen. Wenn daher gleich der Mahler nach **Le Brun Preißler**, und mehreren auch gewiſſe allgemeine Ausdrücke für die zu erkennenden Leidenſchaften angeben, ſo iſt ſolches dennoch nur eine ſehr einſeitige Angabe, und es wird bloß der junge Artiſt nur zu weiterm Nachdenken aufgefordert.

Es giebt Geſichter, die bey der Wuth der allerheftigſten Leidenſchaften durchaus ſo wenig verzogen ſind, ja die ſogar, je heftiger die Leidenſchaft iſt, deſto ruhiger ſcheinen, außer daß die Augen, der Spiegel der Seele, alles verrathen, was innere Revolution heißt. Es würde zu weitläuftig ſeyn, mich über die Verſchiedenheit der Geſichter ſelbſt näher einzulaſſen, und daher empfehle ich nachzuſehen: **Peter Camper**, über den natürlichen Unterſchied der Geſichtszüge in Menſchen verſchiedener Gegenden, und verſchiedenen Alters ꝛc. Ueberſ. von **S. Th. Sömmering**. Berlin, 1792.

Aus demjenigen, was ich über die Figuren 4360 bis 4364 geſagt habe, erhellet alſo, daß auch der Ausdruck dieſer oder jener Leidenſchaft verſchieden in verſchiedenen Geſichtern ſeyn müſſe; — deſſen unerachtet ſind aber eben dieſe verſchiedenen Ausdrücke doch faſt allgemein kenntlich, woher die Künſtler auch gewiſſe characteriſtiſche Züge entworfen haben, aus deren man, ohne ein Kunſtverſtändiger zu ſeyn, ſo gleich im Allgemeinen erſiehet, welche Leidenſchaft der Künſtler hat vorſtellen wollen. Dieſe Merkmahle oder Ausdrücke der Leidenſchaften empfinden nicht allein Kinder, ſondern ſogar auch unvernünftige Thiere. Z. B. die Hunde ſehen es gleich einem Menſchen an, ob er Hunde liebet, oder haſſet, und darnach richten ſie auch ihr Betragen ein. Sie haben keine größere Feinde, als Bettler auf dem Lande, herumziehende Juden, und — überhaupt auch loſes Geſindel, welches gern unangefochten von Hunden, ſich auf die Gehöfte des Landmannes ſchleichet. Sobald ſie einen Hund erblicken, ſie haben auch eine Phyſiognomie, welche ſie wollen, ſo ſetzen ſie ſich nicht allein in einen ſehr bemerkbaren Vertheidigungsſtand, ſondern es iſt auf ihren Geſichtern auch ſogleich das Gepräge des Haſſes gegen die Hunde ſo auffallend zu erkennen, daß ſelbſt der Hund ſich dadurch beleidigt und gereizt fühlt, ſeinem Feinde den Kampf anzutragen.

Will man den Urſachen des verſchiedenen Ausdrucks einer und eben derſelben Leidenſchaft in verſchiedenen Geſichtern noch weiter nachſpüren, ſo wird man ſie auch darin finden, daß ſelten eine Leidenſchaft im Menſchen in Bewegung ſey, ſondern immer mehrere ſich einer Hauptleidenſchaft beygeſellen, die ſeinem äußern Anſehen — oder vielmehr dem Ausdrucke ſeiner Hauptleidenſchaft eine veränderte Geſtalt geben. Ich will hier nur von einigen reden. Es ſiehet z. B. ein Säufer nicht allemahl fröhlich, trunkliebend und wollüſtig, ſondern auch oft traurig furchtſam und niederſchla-

gen

gen aus. Dies kann keinen andern Grund haben, als daß er oft im Stillen vielleicht dieſe elende Leidenſchaft, wodurch er ſichtbar zu Grunde geht, verfluchen mag. Denn er ſieht; daß ſein Saufbruder ſich zum Viehe ſäuft, daß er ſein Vermögen in die Schenke trägt, ſeine Nahrung verſäumet, daß er am Ende, wenn ihn ſeine Völlerey nicht vor der Zeit auf die Bahre legt, den Bettelſtab ergreifet, und ein Fluch ſeiner Kinder wird, die er im Unglück hinterläßt. — Dennoch zwingt ihn die Stärke der Leidenſchaft ein Säufer zu bleiben.

Der Dieb ſieht nicht allein gierig, ſondern häufig ſchüchtern und furchtſam aus. Der Dieb und der Betrüger — beyde haben tauſend und mehr Exempel ihrer Brüder vor ſich, denen der Strick, das Werkhaus, Gefängniß und Strafen zum Lohne geworden ſind. Sie wiſſen, daß Diebſtahl und Betrügerey die Wege zur Glückſeligkeit nicht ſind, daß man unmöglich ein wahres und dauerhaftes Glück durch das Unglück ſeiner Mitbürger bauen könne, und daß unrechtes Gut weder bey dem Betrüger ein Gedeyen habe, noch auf den dritten Erben zu kommen pflege. Geſetzt, die Kunſtgriffe des Betrügers bleiben der Welt verborgen; — geſetzt, der Dieb fiele dem Richter nicht in die Hände, ſo wird dennoch eine beſtändige Furcht, die Bosheit möchte entdeckt, und mit Strafe und Schande belegt werden, wie auch die quälenden Vorwürfe, ſich an Gott und dem Nebenmenſchen verſündiget, und letzteren, mit dem ihn die Bande der Natur zu gemeinſchaftlicher Liebe, Dienſten, Beförderung und Hülfe verbinden, und der ihm vielleicht ſelbſt oftmahls nützlich geweſen, beleidiget zu haben, ihre Gemüthsruhe, dieſe größte Glückſeligkeit eines Menſchen auf ewig verbannen. Denn, wie ſollte es möglich ſeyn, daß ein Betrüger, wenn er noch einige Empfindungen der Menſchlichkeit hat, mit der ſüßen Zufriedenheit des Ueberfluſſes genießen könnte, den er ſich

durch ſchändliche Mittel erwirbet, die ſein eignes Gewiſſen verdammet, und die er an einem jeden andern verdammen würde, welcher ſich derſelben gegen ihn bedienen wollte, als der Ehrliche der Fleißige, der Arbeitſame auch nur des Nothdürftigen genießet, welches er auf den Wegen, die Gott und Menſchen billigen, erworben hat.

Ein Geitziger ſinnet Tag und Nacht, wie er ſeine Schätze, nicht um für ſich und ſeinen Nächſten einen nützlichen Gebrauch davon zu machen, ſondern um ſie nur zu beſitzen, und ein Sclave davon zu ſeyn, vermehren möge. Aber, wie unglücklich iſt ſolcher nicht, mit allen ſeinen Schätzen! Wie unſinnig iſt nicht alles ſein Verfahren! Die Furcht dieſen Mammon zu verlieren, und der Gram, ihn nicht noch mehr zum Schaden ſeiner Nebenmenſchen anhäufen zu können, verſchließet am Tage ſein Herz allen Freuden, und wehret des Nachts dem Schlafe, ſich auf ſeine Augenlieder herabzulaſſen. Er iſt lieblos und unbillig genug, von allem, was Recht und Billigkeit ihm befehlen, ſeinem Nächſten zu bezahlen, abzukürzen, und ihm ſeine Forderung ſchwer zu machen; und er erreget doch Himmel und Hölle, wenn er auf gleiche Art von dieſem, auch nur im Geringſten übervortheilt wird. Bey allen ſeinen Reichthümern iſt er ſo arm, daß er aus Furcht, am Ende darben zu müſſen, ſich ſelbſt die nöthige Pflege entziehe. Er weiß nichts von dem ſüßen Vergnügen, das andere genießen, wenn ſie eine Hülfe und Stütze der Nothleidenden und Armen ſeyn können. Aber, ſeine größeſte Marter iſt endlich, wenn er im Tode von ſeinem Abgotte Abſchied nehmen, und ihn lachenden Erben zurück laſſen muß.

Der Geitz ſelbſt iſt gewöhnlich mit vielen andern verabſcheuungswürdigen Neigungen verbunden, und man kann nicht eigentlich ſagen, welches die Lineamenten des Geitzes in einem Geſichte ſind. Ich habe einen

einen Kopf gezeichnet, welchen man in der Figur 4365 ſiehet, der ſeinem Originale völlig ähnlich iſt; allein, ob zwar der niedrige Geiz des Originals Hauptleidenſchaft iſt, ſo haben ſich doch geiſtlicher Spott und Hohn über die böſe Welt — und Ehrſucht bis zur Verachtung aller Mitbrüder um die Hauptleidenſchaft, den Geiz, gelagert. (Auch in der Phyſiognomie der 4364ſten Figur iſt Geiz der Hauptzug.) Man kann ſich unter dieſer Figur einen Stand gedenken, welchen man will, ſo kann eine ſolche Strohperrüke dennoch dabey getragen werden. —

Der Geitz iſt mit demjenigen, was wir Eigennutz, Kargheit und Filzigkeit nennen, ſehr genau verwandt. Wir nennen Geitz, die unmäßige Begierde nach Reichthum, welche den Menſchen verleitet, alle mögliche und oft unerlaubte, oder ungerechte Mittel zu gebrauchen, wodurch er etwas gewinnen kann. Die Kargheit, iſt ein geringer Grad des Geizes, ſie braucht zwar nicht immer ungerechte — aber doch oft ungeziemende Mittel, ein Mehreres zu erlangen, und iſt beſonders ein übertriebener Grad der Sparſamkeit. Die Filzigkeit hingegen iſt die höchſte Staffel des Geizes. Sie braucht auch ſolche Mittel, welche ganz niederträchtig ſind, Schimpf und Schande bringen, und wobey man ſogar ſeine Ehre und guten Nahmen aufopfert. **Friſch** überſetzt daher das Wort filzig durch ſordide avarus.

Ein Geiziger will nur immer Geld zuſammen häufen, und mehr einnehmen, als ihm zukommt. Von dieſer Seite hat der ſelige Dr. **Krünitz** auch ſchon den Geiz betrachtet, worüber man den XVI Th. der Encyklopädie, S. 706, im Art. Geitz, n. 3. fgg. nachſehen kann. Ferner **Stoſch**, Verſuch in richtiger Beſtimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutſchen Sprache, Th. 1. Neue Ausgabe, S. 175, und 208, fgg. Hannöveriſche gelehrte Anzeigen,

vom Jahre 1754, Col. 57, fgg. Walch philoſophiſches Lexicon, Th. 1. Col. 1534, Art. Geitz.

Die Iconologie (oder allegoriſche Darſtellung vieler Leidenſchaften, Tugenden und Laſter ꝛc. Wien, 1798,) ſtellet auf dem 38 Blatte unter der 113ten Nummer den Geitz ſehr treffend allegoriſch dar. Man ſehe die Figur 4366. Ein altes blaſſes, hageres Weib, mit bloßem Haupte und verwirrten, fliegenden Haaren, ſtellt das Bild dieſes Laſters vor; die Lumpen womit ſie bekleidet iſt, und die goldene Kette um ihre Lenden, bedeuten, daß der Beſitz der Güter ſie ſo weit unterjocht, daß ſie ſich ſogar das Nöthigſte entzieht. Auf einem Beutel, den ſie feſt in ihren Händen hält, ſteht das griechiſche Wort Plutos der Gott der Reichthümer, geſchrieben. Der magere und ausgehungerte Wolf neben ihr, iſt das Sinnbild der Gefräßigkeit und der Raubſucht.

Der Haß, — dieſe verabſcheuungswürdige Leidenſchaft, die den Menſchen verleitet ſeinem Nächſten Uebels zu wünſchen, wird in der Iconologie unter der Geſtalt einer ſtillſchweigenden Frau, in einem ſchwarzen Rocke, und einem mit eiſernen Stacheln beſetzten Leibchen vorgeſtellt. (Man ſehe die Figur 4367.) Ihr Blick iſt wild. Sie trägt einen mit einer Natter umwundenen Helm, und hat auf einer Schüſſel ein Herz, daß ſie mit Galle begießt. Ihr Attribut iſt ein Schild, worauf ein Schilfrohr und Farrenkraut neben einander abgebildet ſtehen, weil dieſe beyden Pflanzen ſich nicht zuſammen vertragen.

(Ottfried ſagt Haz. Die nördlichern Mundarten haben ſtatt des Ziſchlautes ein t oder ein d, wie das Niederſächſiſche Haat, das Angelſ. Hete, das Engl. Hate, das Dän. Had, das Schwed. Hat, das Isländ. Hatr, Das Gothiſche Hatiza, und das mittlere Latein Atia, Eatia, wohin auch mit Weglaſſung des Hauches das Lat. Odium, und mit deſſen Verſtärkung das Griechiſche Κοτος, ein eingewurzelter Zorn, ein Groll, und Κοτεω, ich zürne, zu gehören

hören ſcheinen. Der gemeinſten und immer noch wahrſcheinlichſten Meinung nach, ſtammet es von heiß, Niederſ. heet, Angelſ. hat, und Hitze her, und da würde es urſprünglich eine jede heftige, unangenehme Gemüthsbewegung bedeutet haben; welches auch ſowohl die deutſche, als andere Sprachen beſtätigen. In den monſeeiſchen Gloſſen bedeutet Hazon, nacheifern, aemulari, in Lipſii Gloſſen iſt Hatego, Nacheiferung, und Hatongo, Zorn, im Niederſ. Hätskeit, der Zorn, im Span. und Ital. Aſtio, Ekel, Abſcheu; im mittlern Lat. Atya und Hatya, Neid, und im Hebr. חמר, Schmerz, Neid, Mitleiden empfinden u. ſ. w.)

Le Brun (*) ſagt: „Der Haß iſt eine Regung, „verurſachet von denen Geiſtern, welche die Seele da„hin reizen, daß ſie verlangt, von denen Objecten ent„fernt zu ſeyn, die ſie ſchädlich bedünken.“ Im Grunde iſt dieſes wohl eine der richtigſten Erklärungen, die man von dieſer Leidenſchaft geben kann, und in dieſer Hinſicht hat er als königl. franz. Hofmahler zu Paris, die Leidenſchaft des Haſſes ſo ausgedrückt, und in Linien vorgeſtellt, wie ſie die Figur 4368 vorſtellet. Auch zeiget die Figur 4369 ein Geſicht voll Haß, wo aber mehrere Leidenſchaften, z. B. die Eiferſucht mit im Spiele ſeyn ſollen. Ob man aber dieſe Leidenſchaften ſo genau auf den Geſichtern, wie es **Lavater** vielleicht ſchwärmeriſch zu können glaubt, zu unterſcheiden im Stande iſt, will ich, wenigſtens für mich dahin geſtellt ſeyn laſſen. —

Es iſt, ſo wie alle übrige Leidenſchaften, auch der Haß faſt ſtets mit andern Leidenſchaften verbunden, woher er auf Neid, Abſcheu, Widerſinnigkeit und Widerwillen ſich gründen kann, und daher iſts natürlich, daß er auch nicht vermittelſt eines freundlichen, zärtlichen Geſichts ausgedrückt werden kann. Beſonders iſt der Abſcheu eine unangenehme Empfindung unſers Gemüths, welche durch den Anblick oder die

(*) Entwurf, wie die Künſtler die Affecten der Menſchen exprimiren ſollen ꝛc., Augsburg, 1704. S. 7.

Vorſtellung ſolcher Dinge verurſachet wird, deren Eigenſchaften uns beſonders zuwider ſind, und wodurch wir bewogen werden, ſolche Dinge, ſo viel möglich von uns zu entfernen. Mit dieſer Empfindung iſt der Haß allemahl verknüpft, und er beſteht in einer Begierde und damit verknüpften Bemühung, dasjenige, was unſerm Beſten, oder unſerm Vergnügen hinderlich iſt, nicht nur zu entfernen, ſondern auch alles zu thun, was demſelben entgegen ſtehet. Die Widerſinnigkeit iſt ein geringer Grad des Abſcheues, und der Widerwille wieder ein geringer Grad des Haſſes. Abſcheu und Widerſinnigkeit ruhen oft bloß aus einer Gemüthsbeſchaffenheit des Menſchen her. Haß und Widerwille haben allezeit eine Beleidigung, oder etwas, das uns zuwider gethan iſt, zum Grunde.

Hieraus pflegt die Rache zu entſtehen. Man mag den Rachſüchtigen, den Schläger und Balger, aus was für einem Geſichtspuncte man will, betrachten, ſo muß man über die Blindheit und Raſerey ſeiner erhitzten Leidenſchaft erſtaunen. Die Dichter machten aus der Leidenſchaft der Rache eine allegoriſche Gottheit, die ſie Nemeſis nannten, welche die Figur 4370 vorſtellet. Nach der Behauptung des Heſiods, war ſie die Tochter des Oceans und der Nacht. Sie wird in einer unruhigen Stellung, mit blaſſer Geſichtsfarbe und funkelnden Augen vorgeſtellt. Sie iſt gepanzert, und auf der Sturmhaube lodert eine Flamme vorwärts. Sie beißt ſich auf die Finger, und betrachtet einen vorwärts gehaltenen Dolch. Der Pfeil in ihrer Seite bedeutet, daß die Rache nur auf eine empfangene Beleidigung folget.

Wie ich allenfalls die Rache allein und für ſich in einem Geſichte gezeichnet ausdrücken ſollte, weiß ich nicht, obgleich ich, wie es gewiß auch viele andere Menſchen kennen werden, in manchen Lagen es einem Menſchen würde anſehen können, wenn Rache ihn beherr-

herrſchet. Walch in ſeinem philoſophiſchen Lexicon, macht einen Unterſchied zwiſchen Rache und Rachgierigkeit, und in dieſer Hinſicht möchte letztere, nähmlich die Rachgierigkeit wohl die eigentliche verwerfungswürdige Leidenſchaft ſeyn. Er erklärt ſich darüber (Th. 2, Col 541.) auf folgende Weiſe: „Rachgierigkeit iſt eine Begierde, eine unvernünftige Rache „gegen den Beleidiger auszuüben, welche erſtlich aus „verderbten Affecten, dem Zorne, Haſſe und der Feindſchaft entſpringt, und hernach die Abſicht führet, ſeinem Feinde Wehe zu thun, und aus dem Torte, den „man ihm anthut, eine eitle Luſt zu empfinden."

Die Rachſucht erſticket in dem Menſchen das Gefühl der Menſchheit. Sie wirft ſich zum Richter ſeiner eignen Sache auf, und miſſet die Strafe nicht nach der That, ſondern nach dem Grade der Empfindlichkeit ab. Die Satisfaction, welche man dadurch ſucht, iſt mit der heftigſten Unruhe, mit der größeſten Marter im Gemüthe und mit den traurigſten Folgen vor — in — und nach der Rache vergeſellſchaftet. Sie heilet das vorige Uebel nicht, ſie macht vielmehr ein neues. Sie entehrt den Menſchen oft, ſtatt deſſen ſie ihm Ehre bringen ſollte. Der Raſende, der ſich wegen alles, was ihm ſeiner Einbildung nach, zu nahe geſchieht, ſelbſt Recht ſchaffen will, und ſeinen Beleidiger überall verfolgt, glaubt dadurch der Welt von ſich den Begriff einer großen Seele beyzubringen, und giebt ihr in der That nur den Begriff einer viehiſchen Seele. Er hat dadurch noch nichts vor einem Hunde, der wieder beißet, wenn er gebiſſen oder erzürnet wird, nichts vor einem böſen Gaule, der den ſchläget oder beißet, der ihm zu nahe kommt, nichts vor Löwen und Tiegern voraus, welche den unbarmherziger Weiſe zerreißen, der das Unglück hat, in ihre Mordklauen zu fallen. Sie lieben ſelbſt die gemeine Ruhe, ſie erboßen gegen diejenigen, welche ſie unterbrechen,

brechen, und ſind doch alle Augenblicke fertig, dieſen Friedensſtörern nachzuahmen. Es ſind ihre Brüder, es ſind mit ihnen Kinder eines allgemeinen Stammvaters, für welche dieſes gemeinſchaftliche Geblüth reden ſollte, welche dieſe Rachſüchtigen verfolgen, und ſich dadurch ihres Beyſtandes und ihrer freundſchaftlichen Hülfe unwürdig machen, die ihnen in Zukunft noch oft hätten nützlich ſeyn können. Und wodurch ziehen ſie ſich ihre Rache und Verfolgung zu? Durch Fehler, durch Vergehungen, welche die Rachſüchtigen doch mit jenen gemein haben, und um derentwillen ſie ſelbſt nicht gern möchten geſtraft ſeyn. Denn, wo iſt der Menſch zu finden, der ſich in dem Bezeigen gegen andere nichts ſollte vorzuwerfen haben? Wo iſt der Menſch, der keine Feinde, keine Neider hat, und der nichts thut, wodurch ſich nicht jemand beleidiget halten könnte? Will der Rachſüchtige das Recht haben, Rache zu nehmen, ſo muß er eben das Recht auch andern einräumen. Was wird aber alsdann aus der Welt werden? Eine durch Feuer und Schwert verwüſtete Einöde; ein großes Schlachtfeld voll Erſchlagenen und Verwundeten. Was würde dann aus dem Rachſüchtigen ſelbſt werden? Wo würde er eine Freyſtatt vor denen finden, welche ſich von ihm beleidiget hielten? Wie würde er aller offenbaren Gewalt ſeiner Feinde widerſtehen, wie würde er alle ihre heimlichen Nachſtellungen entdecken, und ſich dagegen in Sicherheit ſtellen können?

Närriſcher Begriff, den ſich die Raufer, die Rachſüchtigen von der Ehre machen. Weg mit der Ehre, die ein jeder Nichtswürdiger, die ein jeder, der oft nicht den Gedanken hat, mich entehren zu wollen, mir mit einem einzigen Worte, mit einer ſauren Miene mit einem, vielleicht von ohngefähr geſchehenen Anſtoßen ſoll nehmen, und die man von ihnen durch Raufen und Schlagen ſoll wieder zurücknehmen können! —

Wie

Wie iſt es möglich, daß meine Ehre von der Bosheit und dem Eigenſinne eines andern abhangen, und ich ſie nicht länger behalten kann, als es jenem gefällig iſt, ſie mir zu laſſen? — Wie iſt es möglich, daß ich die Ehre durch das Strafbare des andern, nähmlich durch deſſen Beleidigung verlieren, und durch das Strafbare, das ich durch die Selbſtrache begehe, weil mir niemand das Richteramt über meinen Mitbürger eingeräumt hat, wieder erlangen kann? Weg mit ſolchen Hirngeſpinnſten der Ehre! Die wahre Ehre beſteht in dem guten Zeugniſſe, daß uns unſer Herz und die vernünftige Welt, wenn ſie uns kennet, von der redlichen Ausübung unſerer Pflichten giebt. Dieſe kann mir niemand, weder durch Beleidigung, noch Gefängniß, noch Marter, noch den Tod ſelbſt nehmen; niemand kann ſie mir wieder geben. Welcher Unſinn, gegen die geringſte Beleidigung, gegen ein bisweilen nur aus Uebereilung ausgeſtoßenes, oder nicht in einem mir gefälligen Tone ausgeſprochenes Wort; Leben und Geſundheit, die ganze Wohlfahrt auf das Spiel zu ſetzen.

Die Rachſucht iſt vom Haſſe unzertrennlich. Der Character des Haſſes iſt, ſein eigener Märtyrer zu ſeyn, er iſt ein Feuer, welches das Herz verzehret, eine Wunde, die immer tiefer nnd ſchmerzhafter wird, und weder Tag noch Nacht Ruhe verſtattet. Tauſend Umſtände können mich verhindern, meine Rache gleich auszulaſſen. Oft nöthigen mich die Verbindung, in welcher ich mit ihm ſtehen muß, oder mein eigner Nutzen, dieſen meinen Feind oft vor Augen zu haben, ihm zu gehorchen; welche Qual für den Haſſenden? Geſetzt auch, man rächet ſich, wie macht man ſich nicht verhaßt, wie viel Feinde erweckt man ſich nicht, und welches Unglück bereitet man ſich nicht dadurch, dem man nur ſelten ausweichen kann!

Der

Der Zorn iſt mit dem Haſſe und der Rachſucht in ſehr naher Verwandtſchaft. Da gewöhnlich die Jugend durch die aufbrauſende Hitze des Blutes geleitet wird, ſo ſtellt man dieſen Gegenſtand durch einen faſt nackten Jüngling allegoriſch vor, der in einer eiligen Stellung, und mit dem Degen in der Fauſt daſteht, zum Zeichen, daß er ohne Ueberlegung dem erſten Antriebe ſeines Zornes nachgiebt. Sein Attribut iſt ein ergrimmtes wildes Schwein, weil dieſes Thier ohne Rückſicht auf irgend eine Gefahr, gegen ſeinen Feind kämpft. Hierüber ſehe man die Figur 4371.

Uebrigens aber iſt der Zorn diejenige Leidenſchaft, welche aus der Vorſtellung einer geſchehenen Beleidigung entſteht, ſie mag einen entweder ſelber, oder einen andern, dem man wohl will, betreffen, wobey man angetrieben wird, ein zu beſorgendes Uebel abzuhalten. Mit dem Zorne muß man den Schmerz, die Traurigkeit, die Kühnheit und andere Gemüthsbewegungen nicht vermiſchen. Zwar iſt mit dem Zorne ein Schmerz vermiſcht, indem ein zorniger Menſch über das ihm begegnete Unangenehme einen gewiſſen Schmerz empfindet; indeſſen kann man nicht umgekehrt behaupten, daß ein jeder Schmerz einen Zorn mit ſich führe. Von der Traurigkeit iſt er darin unterſchieden, daß er eine Gattung derſelben iſt, in ſo fern man ſich zugleich bemühet, das bevorſtehende Uebel abzuwenden, woraus man leicht abnehmen kann, wie er noch von der Kühnheit unterſchieden iſt, welche Gemüthsbewegungen ſonſt in manchen Stücken überein zu kommen ſcheinen, obgleich man die Kühnheit für eine Gattung von Liebe den Zorn und die Traurigkeit aber für nähere Verwandten des Haſſes hält.

Man kann den Zorn, wie viele andere Leidenſchaften, in gewiſſe Gattungen eintheilen, als in Anſehung der Quantität, wenn man die verſchiedenen Stufen derſelben zum Grunde nimmt. Den niedrigſten Grad könnte

könnte man Unwillen nennen, Widerwillen oder Verdruß, ſo wie der höchſte Grad, Grimm, Wuth, ja ſogar Raſerey ſeyn kann. Ein Zorniger ſtößet mit Geſchwindigkeit und heftig harte Worte heraus. Der Ausdruck iſt nicht bey allen überein, wie ich vorhin ſchon gezeigt habe. Einige beißen die Zähne zuſammen, und machen eine Miene, als ob ſie ihren Gegner mit den Augen erſtechen wollten; andere ſtampfen mit den Füßen, und fechten mit den Händen; und bey noch andern ſiehet man alles dieſes zuſammen unter den ſchrecklichſten Verzuckungen des Geſichts. Daher ſagt le Brun (*): „Wenn der Zorn „ſich der Seele bemächtiget, ſo hat derjenige, der dieſe „Leidenſchaft empfindet, rothe Augen" (nicht allemahl!) „der Augapfel ſieht verwirrt und blitzend aus; die „Augenbraunen gehen bald nieder, und bald wieder „in die Höhe; die Stirn, hat zwiſchen den Augen ſtarke Runzeln und Falten; die Naſenlöcher ſtehen weit „offen; die Lefzen drücken ſich aneinander; insonderheit aber geht die untere Lefze über die obere her„vor (**); die Winkel des Mundes öffnen ſich ein we„nig, und verurſachen mithin ein grauſames und ver„ächtliches Lächeln. Im Uebrigen ſcheints auch, als „ob ein ſolcher Menſch die Zähne auf einander beiße, „und ihm der Mund voll Waſſer ſtehe; ſo iſt nicht „minder das Geſicht an einem Orte bleich, hingegen „an einem andern erhitzt und ganz aufgeblaſen; die „Adern an der Stirne, den Schläfen und dem Halſe „blähen ſich auf, und, ſtatt Athem zu hohlen, pflegt „der Zornige zu ſchnauben."

Cam-

(*) Am angeführten Orte, S. 29.

(**) Dieſes Hervorgehen der Unterlefze kann füglich nur bey denen Geſichtern Statt finden, die eine Anlage dazu haben, daß der untere Kinbacken vor dem obern hervorgehen kann. Bey denen, die einen nicht ſo gebaueten Mund haben, würde ſolches manches Mahl mit vieler Schwierigkeit nur geſchehen.

Camper (*) ſagt hierüber bloß: „Ein geringer, „wüthender Menſch ſchlägt mit Händen und Füßen „um ſich; er ſtampft den Boden, daß es dröhnt, in„deß ſein Geſicht in tauſend Falten verzogen wird.“ Wahrſcheinlich fond er beym Zorne ſowohl, als bey allen übrigen Leidenſchaften die große Schwierigkeit, eine allgemeine Regel zu geben, die den Ausdruck einer Leidenſchaft für alle und jede, auch ganz verſchieden gebauete Geſichter, darthut. Le Brun, der doch noch immer ein Meiſter in ſeiner Kunſt iſt, und denen unſere Künſtler ſo häufig nacharbeiten, hat uns fünf Geſichter zurückgelaſſen, in denen er uns den Zorn vorſtellet. Man ſehe dieſerhalb die Figur 4372, und man wird in der Phyſiognomie den erſten Grad des Zorns, nähmlich einen ſehr ſtarken Unwillen finden. Die Figur 4373 giebt uns ſchon nähere Aufklärung, indem der Blick und die verzognen Muſkeln ſchon dasjenige an den Tag legen, was man wahren Zorn nennen kann. Siehet man aber die Figur 4374 an, ſo findet man ein Geſicht, welches den äußerſten Zorn, Grimm, Wuth und Raſerey ausdrücket, welches auch die Figur 4375 vorſtellen ſoll; die Figur 4376 aber zeigt dieſe Leidenſchaft mit der Furcht vermiſcht.

An Anſehung der Qualität iſt der Zorn entweder vernünftig oder unvernünftig, und hierüber kann man in Walchs philoſophiſchen Lexicon, Th. 2, von Col. 1695 bis 1702, nachſehen; ſo wie in der Encyklopädie im Art. Zorn, auch noch weitläuftiger hierüber gehandelt werden ſoll. Stoſch nimmt in ſeinem zum öftern angeführten Verſuch ꝛc. Th. 1. S. 347, fgg. Unwille, Zorn, Grimm und Jochzorn zuſammen, und vergleicht ihre Bedeutungen.

Die

(*) Peter Campers Vorleſungen ꝛc. über den Ausdruck der verſchiedenen Leidenſchaften durch Geſichtszüge. Aus dem Holländiſchen überſ: von Schatz. Berlin, 1793, S. 10.

Die Mutter dieſer vorhergenannten Leidenſchaften, den Geiz ausgenommen, iſt die Feindſchaft. Zwar iſt dieſe wohl eigentlich keine Leidenſchaft, ſondern nur das der Freundſchaft entgegengeſezte Laſter. In der Encyklopädie, Th. XII. S. 505, wo man dieſen Artikel eigentlich ſuchen müßte, iſt er nicht vorhanden, weil mein ſel. Vorgänger damahls ſeinen Plan noch nicht ſo, als bey ſeinem Abſterben, erweitert hatte; deßhalb ſey es mir erlaubt, hier kürzlich ein Paar Worte davon zu reden. Es iſt die Feindſchaft derjenige Zuſtand des Gemüths, welcher der Freundſchaft entgegen ſtehet, folglich gründet ſie ſich auf eine Abneigung zweyer Gemüther. Die Uebereinſtimmung macht, daß zwey Freunde einander lieben, daß folglich einer aus des andern Glückſeligkeit Vergnügen ſchöpft; — Die Feindſchaft hingegen hebt die Liebe auf; — der Feind betrübt ſich über des andern Glück, und freuet ſich über deſſen Unglück, läßt auch wohl äußerlich ſeine Feindſchaft durch wirkliche Feindſeligkeiten, ſowohl im Reden als in der That ſehen, wenn er ſich bemühet das gegenwärtige Glück zu verringern, und das zukünftige zu verhindern, woher es leicht zu erachten, daß man die Feindſchaft in heimliche und offenbare theilen kann.

So wie die Freundſchaft und Liebe ſtets wirkend ſind, ſo iſt es auch die Feindſchaft und der Haß, bey welcher leztern Leidenſchaft man allezeit begierig und bemühet iſt, dem andern hinderlich zu ſeyn. Stoſch verbindet Feindſchaft und Groll mit einander, weil dieſe beyden Wörter eine widrige Geſinnung ausdrükken, welche wir wider jemand haben. Die Feindſchaft legt ſolche Geſinnung an den Tag, ſie ſucht gemeiniglich öffentlich zu ſchaden; der Groll hingegen verbirgt ſie, und ſchadet heimlich. Man wird niemahls weder Feindſchaft noch Groll gegen jemand haben, wofern man ſich nicht beleidigt von ihm dünket; alſo haben

beyde eine Rachgier zum Grunde. Die Feindſchaft aber rächet ſich öffentlich, ſie läugnet es gar nicht, daß ſie Gelegenheit ſuche, das Unrecht wieder zu vergelten. Der Groll verdeckt die Rachbegier ſo lange, bis er Gelegenheit findet, ſie auszuüben, und dann ergreift er ſolche Gelegenheit mit Freuden. Ich weiß die Feindſchaft nicht ganz beſonders in einem Geſichte zu zeichnen, denn ſie iſt mit ſehr vielen Leidenſchaften ſo ſehr verwandt, daß man ſie nicht füglich ganz allein characteriſiren kann. Indeſſen ſieht man ſie im gemeinen Leben oft deutlich genug, und ſie würde alsdann vortrefflich gezeichnet werden können, z. B. auf den Dörfern oder in kleinen Städten, wenn ein Paar alte Weiber in einen Maulkrieg zuſammengerathen, die eine im Begriffe iſt, einen Beſen vor die Thüre zu ſetzen, mit den Worten: „Zankt euch mit dieſen!„ und die andere unterdeß beſchäftigt iſt, ihren Liebwertheſten zu entblößen — weil der Beſen mehr hierher, als ins Geſicht gehört. — Auch würde der Künſtler in mancher Schule Nahrung für ſeine Kunſt finden, denn es giebt oft muntere Knaben darin, die mehr Beweglichkeit und Feuer, haben, als die meiſten andern; die Aeltern, die aber mehrere Kinder und nur ſchwaches Einkommen haben, können oft den Schulmonarchen nicht ſo mit Geſchenken überladen, als es wohl andere thun, — und er bleibt daher hellſehend und leichtfüßig, über die Fehler der reichen Kinder wegzuhüpfen, und jeden, auch nur kleinen Leichtſinn des ärmern Kindes mit Luchsaugen auszuſpähen. Trifft ſichs nun einmahl, daß dieſes ärmere muntere Kind ſich in kindiſchen Tändeleyen in der Schule vertiefet, welches freylich nicht ſeyn ſollte; ſo lachet ſchon grell eine feindliche Rachbegierde aus ſeinen Augen — er holt unvermerkt den derbſten Stock hervor, hält ihn auf den Rücken, und beſchleicht das Kind, wie die mordgierige Katze den ſorgloſen Vogel. Nun hauet er urplötzlich ein, und er-

erboßet ſich dabey ſo, daß er an Händen und Füßen zittert und außer Athem geräth. — Das Kind aber leidet nicht allein vom Schrecke, ſondern häufig wird es auch dabey ſo zerſchlagen, daß die armen Aeltern in tauſend Aengſten der Geſundheit des Kindes wegen ſind. Aber einem ſolchen Manne kann man mit Recht den Nahmen Ochſenpräceptor beylegen.

Wenn ich nun gerade über dieſen letzten Gegenſtand keine Zeichnung beylegen mag, ſo wird doch die Figur 4377 ein ähnliches vorſtellen. Man ſiehet hier vor einer Kirche, in welche Leute mit entblößten Häuptern zum Gottesdienſt hineingehen, auf einem Leichenſteine vier Perſonen in einem Spiele begriffen. Alle vier zeigen in ihrem Geſichte nicht allein eine beſondere Aufmerkſamkeit auf das Spiel, ſondern man bemerkt auch noch dazu in jedem Geſichte eine beſondere Leidenſchaft. Vorzüglich aber muß einem die fünfte Perſon auffallen. Sehr wahrſcheinlich iſts der Kirchenknecht, wie es deren an einigen Kirchen giebt. Dieſer aus frommer Feindſchaft gegen das leidige Spiel, (vielleicht, weil es ihn endlich zu der Ehre, Kirchenknecht zu ſeyn, gebracht hat —) oder auch, weil es auf dem heiligen Leichenſteine von ſolchem geſchieht, der beym Einſammeln ſeiner Quartalbetteley, ſich eben nicht günſtig bezeigen wollte oder konnte, kommt von hinten zu geſchlichen, ballt die linke Fauſt, zieht das Maul zuſammen, und holt mit einem in der Rechten gehaltenen Züchtigungsſtocke feindſchaftlich herzhaft aus, um es dem Spieler fühlbar zu machen — nicht allein, daß er jetzt auf der geweiheten Erde Gewalt über ihn habe, ſondern ihm auch zu zeigen, daß er — gerade er ſein Feind ſey. — So ſtellt ich mir wenigſtens dieſes vor.

Will man nun von ſolchem Kirchenknechte ausgehen, und mehrere Charactere, in welchen Feindſchaft herrſcht, die große Leiter bis zu den Perſonen

in den höchſten Staatsämtern hinaufſteigen, ſo möchts wohl keinen Staat, und keine Republik geben, wo nicht ein Mahler in dieſer Hinſicht zuweilen die trefflichſten Ideale fände. Die Iconologie ſagt: (Blatt 54. n. 162, von der Feindſchaft,) „der heimliche Haß, oder „der eingewurzelte Groll iſt dem ſchwarzgalligten Temperamente eigen. Eine Frau mit einem ſtacheligen „eiſernen Helm auf dem Kopfe ſtellt dieſen Gegenſtand „vor. Ihr Gewand iſt ſchwarz und etwas geflammt, „ihre Stellung zeigt Tiefſinn, und ihre Blicke ſind „mürriſch und wild. Die beyden Pfeile mit entgegen„ſtehenden Spitzen in ihrer Hand waren bey den Ae„gyptern unter andern ein Sinnbild des Widerſpruchs, „als einer gefährlichen Quelle der Feindſchaft.“ Man ſehe in dieſer Hinſicht die Figur 4378.

Beym Kero lautet das Wort Feindſchaft Fiantskeffi, bey dem **Ottfried** Fiantskaf, bey dem **Notker** Fientscaft, bey dem **Stryker** Vientscaft, im Niederſ. Fijendſchop, im Dän. Fiendskob, im Schwed. Fientskap. Hieraus läßt ſich auch die Erklärung des Wortes Feind herleiten; es heißt beym **Ulphilas** Fijand, bey dem **Kero** und **Ottfried** Fiant, bey dem **Willeram** Vient, im Angelſ. Feond, Fynd, im Niederſ. Fynd, im Dän. Fiende, im Schwed. Fiende, im Engl. Fiend, im Iſländ. Fiande, und iſt eigentlich das Mittelwort des veralteten Zeitwortes Fian, haſſen, bey den ſchwäbiſchen Dichtern vehen, welches nur eine Figur des Angelſ. vigian, Fechten, Vigent, Oberdeutſch ehedem Weigant, ein Krieger, Fechter, und Vig, Wig oder Wigt, Krieg, Gefecht, woher auch in manchen Redensarten noch der Ausdruck ein böſer **Wicht** oder **Wigt**, vorkommt.

Die Stelle, Matth. 5, 43: „Du ſollſt deinen „Nächſten lieben und deinen Feind haſſen,“ iſt im

Cod.

Cod. arg. (*) alſo gegeben: Frijos nehvundjan theinana. Jah fiais fiand theinana. Diederich von Stade ſagt in ſeiner Erläuter- und Erklärung der vornehmſten deutſchen Wörter, deren ſich Luther in Ueberſetzung der Bibel in die deutſche Sprache bedient: (Bremen, 1737.) „Feind iſt herzuführen von „Fian, haſſen, daher auch Schwed. fegd, Krieg, „Dän. feigd, Deutſch Fehd, im Kirchengeſange: „Allein Gott in der Höhe ſey Ehr: All Fehd hat „nun ein Ende. Ferner iſt daher Fechten, pugnare, „Streiten, Anfechtung, wenn man von allerhand „Widerwärtigkeit angelaufen und beſtritten wird. „Feindſchaft, Anfeinden, Feindſchaft wider jemand „ausüben, u. ſ. w.

Noch einige Worte von der äußerſten Wuth, als der gewöhnlichen letzten Folge der Feindſchaft mit allen ihren Verwandten, denn ſie iſt der höchſte Grad des Zornes. Ich nehme dieſe Beſchreibung aus: Verſuch einer zahlreichen Folge leidenſchaftlicher Entwürfe, für empfindſame Kunſt- und Schauſpielfreunde ꝛc. von J. E. v. Göz (**).

 „Nach-

(*) Der Codex argenteus iſt ein altes, ſehr köſtliches Mſcpt. und enthält die vier Evangeliſten in der altgothiſchen Sprache überſetzt, auf violbraunen Pergament, mit ſilbernen Buchſtaben geſchrieben, wobey die Geſchichte ſelbſt und die vornehmſten Sprüche mit Buchſtaben von Gold ſind, aber, ohne einige Abtheilung in Kapiteln. Fr. Junius, wie auch Georg Stiernhjelm haben ſolche Ausgaben veranſtaltet, und zwar jener zu Dortrecht i. J. 1665 (nach dem Originale,) ſo wie dieſer zu Stockholm bey Nicolao Wankif, Königl. Buchdrucker, mit lateiniſchen Buchſtaben. Letztere Ausgabe kam 1671 heraus, beyde aber haben Quartformat.

(**) Der Verfaſſer hat bey dieſem Verſuche Bürgers Lenardo und Blandine zur Bearbeitung genommen, und es befinden ſich in dieſer Hinſicht dem Werke 160 verſchiedene Situationen in Kupfer geſtochen beygefügt. Was hier angeführt iſt, findet man S. 199, fgg.

„Nachdem ſeine (des Königs, Vater Blandinens) „Hoffnung verloren iſt, Blandinen durch ſeinen „Schmerz wieder ins Leben zurück zu rufen, nachdem er „ihre erkaltete Hand gefaßt, und an ſeine Stirn gedrückt „hat, fährt er plötzlich auf, weil verzweifelnde Gefühle „ſeine Stirn und Bruſt zerfleiſchen. Die Worte: **Unbeſonnener Vater!** ruft er im Auffahren aus ſtockender „Bruſt, worin Schmerz und Wuth abwechſeln. Indem „er durch einen Blick zum Himmel die Fülle ſeiner Leiden „zu lindern verſuchen will, erblickt er den Prinzen.

„Dieſer (Lenardo) hat ſich, vom Selbſtgefühl ſeiner „Schuld betäubt, an eine gothiſche Säule ſeines Gemaches „gelehnt, um ſein Geſicht zu verbergen. In dieſer Lage „ruft ihm der König mit konzentirtem Grimme: **Ungeheuer!** zu, indem er von unwillkürlichem Triebe ſeiner „Natur zur Rache gereizt wird. (Man ſehe **Figur** 4379.) „Dieſer knirſchend verbiſſene Mund, und die aus ihrem „Kreiſe ſtarrenden Augen ſind die Verkündiger einer empörten Seele. Es läßt ſich begreifen, daß er ſich in dem „Tone, womit er ihn anredet, dem ganzen Umfange ſeines „ſiedenden Buſens überläßt.

„Die linke Hand iſt in der Bewegung zum Vorwurf „empor gehoben. Wenn wir mit Lebhaftigkeit zu ſagen „pflegen: Dies überſteigt alle Begriffe; ſo erhebt ſie ſich „oft über unſern Kopf, oder zuweilen berühren wir ihn, „indem wir ſie ſchnell hinwerfen.

„Seine Wuth vermehrt ſich, (man ſehe **Figur** 4380.) „da ſich das Bewußtſeyn ſeiner Sinne bemächtiget, in „wie fern der Prinz Veranlaſſer der Grauſamkeit war. „Daher ſeine Augen funkelnder, und der Mund in „ſchmerzlichem Grimme verbiſſen erſcheinen. Seine Hände und die übrige Leibesſtellung ſind zum Anpacken und „Morden bereit. Verzweiflung bemeiſtert ſich des Prinzen, „worauf die verzerrten Blicke, und der Gemüthsmartern „äußernde Mund zielen.

Aus den bisher abgehandelten Leidenſchaften pflegen häufig diejenigen zu entſtehen, welche wir mit den Nahmen **Traurigkeit, Betrübniß, Schwermuth, Kummer, Gram,** und **Harm**, belegen. Was die vier erſten Benennungen betrifft, ſo habe ich mich dar-

über

über im LXXIVſten Th. der Encyklopädie, im Art. Leiden, ſchon weitläuftiger erklärt. Die beyden letzten Wörter, Harm und Gram ſollen nach Wachters Meinung noch von verſchiedener Bedeutung seyn. Er zeigt, daß die Alten das Wort Harm, für einen Schaden, oder das zugefügte Unrecht ſelbſt gebraucht haben: Harm, ſagt er, damnum, injuria cujuscunque generis Angloſ. *hearm*, detrimentum, *hearmen*, laedere, *hearm cwedan*, calumniari. Und hernach führt er die andere Bedeutung an: *Harm*, dolor; vel triſtitia ex damno vel injuria accepta.

Von dem Worte Gram hingegen ſagt er: *Gram* moeror. *Helvigius* deduxit a latino gemere. Priscis ſaxonibus *geomrian* eſt gemere. *Geomrung* gemitus. Hinc quod ab initio fuit *geomor*, poſtea mutato caninae ſitu, pronuntiari coepit *georm*, et noviſſime *Gram*. Anglis *Groan*, eſt ſupirium, et *to groon*, ingemiſcere, quae caeteris ſunt cognata.

Dieſer Etymologie nach, möchte man beyde Wörter ſo unterſcheiden können, daß Harm ſich mehr auf die innerliche Empfindung beziehe. Gram hingegen, zugleich den Nebenbegriff der Aeußerung derſelben, durch Seufzen, Klagen u. dgl. mit ſich führe.

Nach le Brun iſt die Traurigkeit eine unangenehme Schwermuth, wodurch die Seele von dem Uebel, oder dem Mangel den die Impreſſionen des Hirns ihr vorſtellen, beunruhiget wird. Dieſe Leidenſchaft läßt ſich auch durch ſolche Bewegungen, welche die Unruhe des Hirns und das Niedergeſchlagene des Herzens zu zeigen ſcheint, abbilden. Denn die Augenbraunen gehen mehr in die Höhe bey der Mitte der Stirn, als bey den Backen; und es hat derjenige, welcher mit ſolcher Leidenſchaft kämpfet, trübe Augäpfel, das Weiße in den Augen ſcheinet gelb, die Augenlieder gehen unter ſich, und ſind ein wenig aufgelaufen, der Umgriff der Augen zeigt ſich bläulich, die Naſenlöcher

ziehen ſich abwärts; der Mund ſtehet halb offen, und ſeine Winkel gehen ebenmäßig unterwärts, das Haupt hänget ſich unachtſam gegen die eine Schulter zu; das ganze Geſicht iſt bleyfarbig; die Lippen aber ſind ohne Farbe und ganz bleich.

Den erſten Grad eines traurigen Ausdrucks im Geſichte giebt die Figur 4381. Den zweyten Grad möchte die Figur 4382 ausdrücken. Auch ſehe man die Figuren 4383, 4384, und 4385 wo man in allen dieſe Leidenſchaft aufs äußerſte ausgedrückt findet.

Auf die Traurigkeit können nebſt mehrern andern Leidenſchaften, der unwiderſtehliche Hang zur Einſamkeit, ſehr oft ein Vorbote der Melancholie, oder auch der Verzweiflung folgen. Der bloße Hang zur Einſamkeit iſt noch nicht die Melancholie ſelbſt, denn dieſe iſt ſchon Krankheit. Zwar glauben einige Gelehrte, daß derjenige, welcher zur Einſamkeit ſich begiebet, von allen Leidenſchaften frey ſeyn, und der Welt gänzlich entſagen müſſe, weil die Einſamkeit ihrer Meinung nach keine Leidenſchaften ertrage (*). Ich kann vielleicht irren, allein ich bin nicht der Meinung, und glaube vielmehr, daß der Hang zur Einſamkeit eine wahre Leidenſchaft ſey — daß ihre Stärke alle andere Leidenſchaften überwältige, und ſie daher, wie der Hang zu vielen andern, uns nur innerlich rührenden Dingen, prädominire.

Die Liebe oder der Hang zur Einſamkeit beruhet hauptſächlich auf die innere Kraft und Ruhe, mit ſich ſelbſt leben zu wollen und zu können. Man kann auch außer den heiligen Mauern eines Kloſters, oder einer ſtillen ländlichen Gegend einſam ſeyn. Der Umgang mit ſich ſelbſt iſt in jeder großen Geſellſchaft, und in der volkreichſten Stadt eben ſo möglich, als in den Wüſten

(*) Hannöv. Magazin, v. J. 1774. 26ſtes St., Col. 415 und 416.

ſten von Lybien — in den hohlen Bäumen von Japan, und in manchem armen und ſtrengen Kloſter. **Montagne** fand ſich nur in großen Geſellſchaften einſam; und wer die größte aller Künſte, die Kunſt zu leben verſteht, dem gehts oft eben ſo. Nur mehrentheils diejenigen, die am wenigſten davon verſtehen, glauben ſie am eheſten zu beſitzen. Menſchen von dieſem Schlage ſcheint überhaupt die Abneigung gegen die Geſellſchaft der Menſchen eine Thorheit; ſie können nicht leiden, daß man außer ihrer vornehmen Bahn vernünftig ſeyn wolle. Vollends gemeine Köpfe verſtehen dieſe Abneigung noch weniger; denn, ſie ſind die beſte Geſellſchaft für ſchlechte Köpfe, und darum glauben ſie, für alle Menſchen die beſte Geſellſchaft zu ſeyn. Sie halten deßhalb denjenigen für krank, der ſich ihrem Umgange auch nur für einen Tag entzieht — und es geht ihm, wenn er länger demſelben entfliehen kann, wie dem **Demokrit** bey den Abderiten. Der hochweiſe Senat von Abdera, ſchickte eiligſt zu dem **Hippokrates**, mit der Nachricht, ihr Mitbürger **Democritus** ſey wahnwitzig; er habe den Werth der Welt vergeſſen, er ſey bey Tage und bey Nacht in ſich ſelbſt verſchloſſen, er verirre ſich in waldichte Schatten, und an den kleinen Ufern der Bäche, er verlache die Menſchen, ihre Geſchäfte Sitten, und Gedanken, er verlache alle Dinge dieſer Erde, und klebe nur an dem, was über der Erde und unter der Erde ſey (*).

Hippokrates kam nach Abdera, und fand den **Domecritus** unter einem tief an die Erde hängenden Ahorn mit der Zergliederung verſchiedener Thiere beſchäftiget, und mit einer Abhandlung von dem Wahnwitze.

(*) *Hippocratis* opera omnia (edit. Linden) T. II. p. 901 ſeq. — Senatus populusque Abderitarum in Epiſt. ad Hippocratem.

wiʒe. O Democritus, rief der Vater der Arzney-kunſt mit Entzücken aus, du ſchreibeſt gegen deine Mitbürger zur rechten Zeit (*).“

Sehr gute Köpfe ſind zwar oft für die Vortheile der Einſamkeit gar nicht gefühllos, aber ſie opfern doch lieber die Vergnügungen des Verſtandes den Vergnügungen der Sinnlichkeit auf; ihr Wille iſt zur Benutzung der Einſamkeit nicht ſtark genug. Schlechte Köpfe haſſen oft die Einſamkeit, weil ſie da am deutlichſten fühlen, wie ſchlecht ihre Geſellſchaft iſt.

Die Freunde der Einſamkeit ſind zuweilen ſo ſehr betrogen, als ihre Feinde. Ein Mönch liebt ſein Kloſter, weil er dem oberſten Weſen zu gefallen glaubt, wenn er ſeine Horas ſinget, ſein Breviarium lieſet, und ſein Crucifix küßt. Ein Einſiedler verwünſcht die Welt und die Menſchen, weil er ſich beredet, das wichtigſte Geſchäft der Menſchen ſey gethan, ſobald man dem Himmel unter dem Gebrülle der wilden Thiere zu Gefallen lebt. Heilig iſt die Einſamkeit für den Myſtiker, der ſich in gedankenloſem Entzücken mit der Gottheit auf das genaueſte verbunden glaubt. Heilig iſt ſie dem Narren, der in Indoſtan nackend auf einem Haufen Aſche ſitzet, Hände und Füße über einander krümmet, und unter den ſenkrechten Strahlen der Sonne mit erſtarrtem Auge auf die inwendige Erleuchtung lauert. Dreymahl heilig iſt die Einſamkeit dem ſchwärmeriſchen Verehrer der zahlloſen Einſiedler von Aegypten, der in der thebaiſchen Wüſten das neue Jeruſalem ſiehet, und in ihren hypochondriſchen Bewohnern vollendete Bürger des Himmels.

Selbſtbetrug und Thorheit ſind der Menſchen Loos. Wir irren im Dunkeln, bis uns das ſanfte Licht der Vernunft nach unendlichen Fehltritten, nach tauſend fruchtlos durchwanderten Labyrinthen, von dem

(*) *Hippocrates* in Epiſt. ad Demagetum Op. T. II. p. 916.

dem ungewiſſen Pfade auf die ſchmahle Straße der Wahrheit leitet.

Vielleicht wäre ich alsdann ſo glücklich, etwas von der Einſamkeit ſagen zu können, wenn ich vorerſt die Gründe unterſuchet hätte, die dem einen Menſchen die Liebe für das geſellſchaftliche Leben einflößen, und dem andern die Liebe für die Einſamkeit. Die Unterſuchung des Triebes, für das geſellſchaftliche Leben iſt leicht; jeder Menſchenkenner kann ſie in dem täglichen Umgange machen. Die Unterſuchung des Triebes für die Einſamkeit iſt ſchwer, weil ſich bey derſelben der Geſichtskreis nothwendig auf entfernte Zeiten und Völker ausbreiten muß, auf Denkungsart und Sitten außerhalb der Gränzen unſerer Alltagsgeſichter.

Der Menſch ſcheint für den Menſchen geſchaffen. Nicht nur unſere Bedürfniſſe, ſondern der natürliche und angeborne Trieb der Creatur mit ähnlichen Creaturen zu leben, haben die Bande der Geſellſchaft geknüpfet. Die Welt mußte nicht eine Einſamkeit ſeyn.

Ein reizendes Vergnügen quillt aus dem Umgange unſerer Mitgeſchöpfe. In dem Ausdrucke unſerer Empfindungen, in der Mittheilung unſerer Begriffe, in der beſtändigen Abwechſelung derſelben mit den Begriffen und Empfindungen unſerer Freude lieget eine Seligkeit, die auch der hartnäckigſte Einſame fühlet. Ich kann dem Felſen meine Klagen nicht bringen, und dem Abendwinde meine Freuden nicht erzählen; meine Seele ſehnet ſich nach einer verſchwiſterten Seele, mein Herz ſchlägt für ein ähnlich denkendes und ähnlich fühlendes Herz; Himmel und Erde verſchwinden bey der, die wir lieben. Fern von der Welt und ohne Rückſicht auf die Menſchen wären alle unſere Kenntniſſe, unſere Einfälle und Gedanken uns geſchmacklos; unſere Fehler blieben uns unentdecket, unſere Laſter ungeahndet.

ahndet. Wir müßten wild ſeyn, um gänzlich menſchenſcheu zu ſeyn.

Dieſe Neigung für den geſellſchaftlichen Umgang wird durch verſchiedene Urſachen verſtärket. Die Begierde mit ſeines gleichen zu leben, treibt den Menſchen ſo ſehr oft von ſich ſelbſt weg, daß er dabey den Umgang mit ſich ſelbſt ganz verlernet. Die Entfernung von der Welt ſcheint ihm eine Entfernung von allen Vergnügungen, ſobald er dieſe ganz außer ſich zu finden hofft. Durch den Wunſch der Welt zu gefallen, wird in einem Kreiſe von Beluſtigungen der Gedanke in ſich ſelbſt zu ſehen zerſtöret. Unſere eigene Geſellſchaft wird uns ekelhaft, weil wir in dem Umgange mit andern und in der Zerſtreuung die Hülfe zu finden glauben, die unſer eigner Umgang uns verſaget. Wir hängen in der Einſamkeit von uns ab, in der Welt aber, von der Welt. Wer mit ſich ſelbſt nicht zu leben weiß, hat in der Einſamkeit lange Weile.

Kleine Geiſter rühmen ſich zwar, ſie haben niemahls lange Weile. Dieſes hat ſeine völlige Richtigkeit, wenn ihnen nur die Anläſſe nicht mangeln, oft in Geſellſchaft mit kleinen Geiſtern zu ſeyn; denn nichts iſt für ſie zu ſchlecht. Der elendeſte, auf die kleinſten und erbärmlichſten Gegenſtände, auf eine faſt unbegreifliche Wenigkeit von Ideen eingeſchränkte Umgang gefällt ihnen, weil ihre Seele bey dieſen Gegenſtänden allein auffährt; und weil ſie ihr ganzes Leben hindurch gewohnt waren, ſich mit dieſer elenden Wenigkeit von Ideen zu behelfen. Ein kleiner Geiſt hat in dem geſellſchaftlichen Leben nur denn zumahl lange Weile, wenn er unglücklicher Weiſe mitten in eine Geſellſchaft aufgeklärter Köpfe fällt.

Um geſchwinde und ſtark bewegt zu ſeyn, eilt der in ſich ſelbſt kein Vergnügen findende Menſch in die Welt. Von Geſellſchaft zu Geſellſchaft, von Spieltiſch zu Spieltiſch, von einem Balle zum andern und

von einem Canapee auf das andere geſchleudert, findet er ohne großes Nachdenken ſein Glück. Jedes neue Kopfzeug und jedes neue Geſicht bringt einen Geck in Bewegung; und wenn der Abend kommt, vergißt er in den Armen einer buhleriſchen Dirne die Dame, vor der er zwey Stunden früher auf den Knien lag. Solche Schwindelgeiſter ſchwärmen entweder Tag für Tag, und Jahr für Jahr ihr Leben in einem beſtändigen Wirbel von leeren Beſuchen durch, oder ſie zappeln von Gedanken zu Gedanken, von Project zu Project, immer unentſchloſſen, immer heute bereit etwas zu unternehmen, um es morgen zu verfluchen.

Andere taugen nicht einmahl für den Müßiggang. Sie verſchwenden ihre Zeit, ohne dieſelbe auch nur nach der Armuth ihres Geiſtes zu genießen; ſie ſind allenthalben übel, auch ſogar bey Tiſche; allenthalben iſt ihnen der Athem ſchwer und der Kopf dick; allenthalben haben ſie lange Weile, und allenthalben machen ſie lange Weile. Sie ſcheinen beſchäftiget, und verrichten nichts; ſie laufen immer, und bleiben immer auf dem gleichen Flecke. Sie bedauern die Kürze ihrer Lebenstage, und erſchrecken bey dem bloßen Anblicke eines Buches, oder einer pflichtmäßigen Arbeit. Sie ſehen ihre Geſchäfte ſich häufen, jammern und ſeufzen über ihre Menge, und vergeſſen, daß ſie nur die Arbeit vermindert. Sie ſehen mit Entſetzen ihre Jahre ablaufen, und denken jeden Morgen, wie ſie doch mit dieſem langen Tage fertig werden wollen. Im Sommer wünſchen ſie den Winter, im Winter den Sommer, am Morgen den Abend, am Abend den Morgen; und haſſen ihn ſobald er kommt. Solche Elende wiſſen nur darum nicht weder mit ſich ſelbſt noch mit andern umzugehen, weil ſie ihre Seele nicht im Kopfe haben, ſondern im Magen; ihr ganzes Leben iſt eine lange Unverdaulichkeit.

Andere werfen ſich in die Welt hinein, damit ſie die Erinnerung eines Verluſtes, oder die Furcht eines bevorſtehenden Unglücks von ſich entfernen. Die auch ſo ſehr gewünſchte Einſamkeit iſt für den Unglücklichen nicht tröſtlich, dem alle Freuden ſeines Lebens im Grabe liegen, der die geliebte Todesgeſtalt umfaſſet ſo oft er allein iſt, der alles Glück auf Erden hingebe, um mit ihr in einer armen Hütte zu leben, der alle Kraft ſeiner Seele verſchwunden ſiehet; keine andere Empfindung kennet und erwartet, als Schmerz, und im Umgange mit ſich ſelbſt keinen andern Gedanken, als Verzweifelung.

Die Einſamkeit wird, wie die Religion, den Menſchen oft ſo melancholiſch vorgemahlet, daß viele bey guter Laune gar nicht daran denken können; und darum nehmen ſie nur in Krankheiten und Widerwärtigkeiten zu derſelben ihre Zuflucht.

Wir fühlen alſo einen angebornen Trieb mit unſers Gleichen zu leben. Dieſer Trieb wird durch den Ekel vor uns ſelbſt verſtärket, und durch die Leichtigkeit vermehret, uns ſelbſt in der Welt zu vergeſſen. Wir ſuchen darum die Vergnügungen, die uns am geſchwindeſten dieſem Stande der Unwirkſamkeit entreißen; wir wirbeln in der Welt umher, und vergeſſen in derſelben unſere Beſtimmung. Wir haſſen oder fürchten den Umgang mit uns ſelbſt.

Weit heftiger, als der Trieb für das geſellſchaftliche Leben iſt jedoch der Trieb für die Einſamkeit; aber er iſt nicht ſo gemein, und beziehet ſich ſchon auf einen über die Alltäglichkeit hinwegſtrebenden Schwung der Seele (*).

In

(*) Mehr wahres kann nicht in weniger Worten geſagt werden, als in dieſen: Quicunque ſolitudine delectatur, aut fera, aut Deus eſt. *Bacon*, Sermon, fidel, Oper. (edit. Amſtelaed. 1683) T. VI, p. 103.

In ſeine erſten Begriffe aufgelöſet, ſcheint der Trieb für die Einſamkeit allemahl der Trieb für eine Art von Ruhe. Durch Ruhe verſtehe ich die Entfernung einer Beſchwerde, die uns zur Laſt wird; die in der Einſamkeit geſuchte Ruhe, iſt eine Entfernung von allem, was unſere inwendige Zufriedenheit ſtören kann, oder uns von unſerm angenehmſten Denken abhält. Wie wohl muß es einem Manne von Geſchäften ſeyn, wenn der dürre Theil ſeiner Verrichtungen abgethan iſt, und er jetzt in der Einſamkeit ſeines Zimmers Arbeiten vor ſich ſiehet, bey denen er denken und empfinden kann. Ruhe und Vergnügen läßt ſich zwar auch bey jeder einſamen Arbeit empfinden, wenn der Kopf ſo dürre iſt, als die Arbeit.

Nicht leicht können wir aufhören zu denken, aber, wir wechſeln gern unſere Gedanken ab. Dieſe Abwechſelung iſt ein wahres Bedürfniß des Menſchen. Sie wird bey allen Arten von Geſchäften, ſie wird noch mehr bey unſern Vergnügungen erfordert. Das Angenehme höret immer durch den allzulangen Genuß auf angenehm zu ſeyn; bey jedem Gegenſtande unſerer Leidenſchaften wird zuletzt der Kopf ſtumpf. Liegt der Gegenſtand unſerer Leidenſchaften in der Einſamkeit, ſo ſuchen wir, bey der Zerſtreuung der Welt die Ruhe in einer neuen Reihe von Gedanken; haben wir alle unſere Verrichtungen in der Welt, ſo finden wir dieſe Ruhe in der Einſamkeit. **Paſcal** nennt den Trieb nach Ruhe ein Ueberbleibſel der urſprünglichen Erhabenheit des Menſchen; er glaubt unſer wahres Glück beſtehe in der Ruhe.

Der Trieb nach Ruhe iſt um ſo viel ſtärker, weil er mitten im Weltgetümmel erwächſt, und weil auch bey der größten Wirkſamkeit der Seele, Ruhe doch immer zuletzt das wünſchenswertheſte Glück ſcheint. **Pyrrhus** wußte ein beſſeres Ende ſeiner Kriege nicht auszudenken; und **Friedrich** der Einzige, ſchien die

Ruhe in dem Laufe ſeiner größten Thaten für den glücklichſten Zuſtand eines Monarchen zu halten, da er aller ſeiner Lorbeeren ungeachtet, ſich der rühren- den Worte bediente: wann werden meine Plagen enden?

Ein Miethling, der unter ſeinem Schweiße erlie- get, und ein Miniſter, der die Menſchen nur glücklich machen möchte, fühlen gleiche Sehnſucht nach dem Ende des langen Tages, die gleiche Begierde nach Ruhe, um von da, wie Schiffer von dem ſichern Strande, über Wellen und Stürme hinwegzuſehen. Die Sehnſucht nach Ruhe iſt weiter nichts, als die Begierde verdrießliche Ideen mit angenehmen zu ver- wechſeln.

Könige werden des Thrones, Große ihrer Ehren, Reiche ihres Ueberfluſſes, und der Adel ſogar ſeines Adels müde; ſie entziehen ſich allmählig dem eitlen Gelärme und dem Puppenſpiele der Welt, und legen ihr Haupt in die Einſamkeit nieder.

Der Beyfall von Rom, und der tägliche Genuß eines theuer errungenen Lobes hatte für den Ehrſüch- tigen Cicero die Reize nicht, die er in ſeinem ſchat- tigten Tuſculum fand; und Horaz vertauſchte mit der innigſten Freude das Landleben von Blanduſium und das quellenreiche Tibur, gegen die Ergötzungen des erſten Hofes der Erde.

In dem einſamen und demüthigen Kloſter des hei- ligen Juſtus in Spanien, vergrub Kaiſer Karl der Fünfte ſeine Größe, ſeinen Ehrgeiz, und jene gränzen- loſe Projecte, durch die er ein halbes Jahrhundert hin- durch Europa in Bewegung geſetzet, nacheinander alle Völker mit dem Schrecken ſeiner Waffen erfül- let, und mit der Furcht ſeines Joches (*).

Die

(*) *Robertſon* Hiſtoire du Regne de Charles-Quint. T. VI. p. 200.

Die berühmte Zenobia, jene ihres Lehrmeiſters Longinus ſo würdige Fürſtin, die eben ſo gut zu ſchreiben verſtand, als im Felde zu überwinden, trug ihr Unglück mit Würde, und wußte ſich über den Verluſt eines Thrones durch die ſtillen Freuden der Einſamkeit zu tröſten, und über die verlornen Vergnügungen ihrer Hoheit, durch die Vergnügungen des Geiſtes (*).

Ein Menſch, der im Unglücke lebet, ein Philoſoph, ein Chriſt, ein Schwärmer, ein Menſchenfeind, ſuchen jedoch nicht aus gleichen Beweggründen die Einſamkeit. Der Trieb für dieſelbe entſteht auch aus andern mannigfaltigen, und mit ganz verſchiedenem Zwecke; aus Liebe zur Mode, aus Ehrſucht aus Heucheley, aus gut und übel verſtandenen Religionsbegriffen; und ſehr oft aus dem Unterleibe. — — Alſo mehrentheils aus Leidenſchaft.

Unglückliche und Bedrängte gehen in die ſtille Einſamkeit, weil uns die Welt nur ſo lange reizend vorkommt, als es darin nach unſerm Willen geht; und weil ſchwarze Dunkelheit Himmel und Erde für uns zu umhüllen ſcheinen, ſobald uns unſere Lage in der Welt mißfällt. Das unendliche Ungemach, welches die erſten Chriſten von ihren Verfolgern auszuſtehen hatten, war nicht die geringſte Urſache ihrer Abgeſchiedenheit. Tief melancholiſcher Menſchen herrſchende Begierde iſt allein zu ſeyn.

Wer unabhängig von allen Vorurtheilen und Meinungen der Menſchen, die unerbittliche Vernunft zur einzigen Richtſchnur ſeiner Denkungsart wählet, und ihren Ausſprüchen lieber folget, als den Ausſprüchen der gedankenloſen Menge, verlieret alle Achtung bey dieſer Menge. Die abſtechende Verſchieden=

(*) *Thomas* Eſſay ſur le caractere, les moeurs, et l'esprit des Femmes dans les differents ſiecles. p. 43.

heit ſeiner Denkungsart, und die Kraft der Seele, mit welcher er dieſelbe in Handlungen durchſetzt, ſcheint dem großen Haufen der Menſchen auf ſchlechte und verwerfliche Grundſätze gebauet, weil dieſe Grundſätze nicht die ihrigen ſind. Ein denkender Menſch will freylich auf ihren Wegen nicht gehen; und dieſen Eigenſinn begreift man nicht, weil man nicht einſieht, daß ein Mann von Verſtande nicht handeln kann, wie ein Thor. Jeder ſchlechte Kopf haßt darum jeden Mann von Verſtand, weil bey dieſem die Wahrheit über alles gilt, die jener fürchtet; weil dieſer der Tyranney der Vorurtheile trotzet, die des Dummkopfs einzige Weisheit ſind. Kein Dummkopf kann den Mann von Verſtande gelinder beurtheilen, als die Abderiten den Democritus. —

Nichts giebt jedem Menſchen eine ſo unwiderſtehliche Abneigung gegen andere Menſchen, als die gänzliche Unnähnlichkeit der Begriffe und Geſinnungen. Wie könnten Leute die ihre vernunftwürgende Vorurtheile und Irrthümer für die einzige Weisheit halten; die in keiner fehlerhaften Neigung und in keinem Laſter wollen widerſprochen ſeyn; die von dem Geſchmacke an Wiſſenſchaften und Künſten eben ſo viel Begriff haben, als von Gott und Ewigkeit: wie könnten ſolche Leute einen Menſchen vertragen, der ihnen ſo gerade zu entgegen denket und empfindet. Darum treten ſie ihm allenthalben auf den Kopf. Seine beſten Handlungen werden darum verläumdet; alles Gute wird ihm abgeläugnet; ſeine Reden hält man für Unſinn, und ſeine furchtfreye Denkungsart für pöbelhaft. Aber der Verdruß, dem bey ſolchen Schickſalen kein Freund der Wahrheit und der Tugend entgehen kann, ſtöret die Heiterkeit ſeiner Seele nur ſo lange, als er die Ketten nicht zerriſſen hat, die ihn an ſolche Leute feſſeln.

Plu-

Plutarch ſagt, die Hofſchranzen des jüngern Dionyſius haben den Dion gehaſſet, beneidet, und verfolget, weil er nicht lebte wie ſie; weil er nicht oft genug in ihre Geſellſchaft kam, und weil er an ihren Reden und Beluſtigungen keinen Geſchmack fand. Sie haben darum ſeinen Tugenden die wahrſcheinlichſten Farben des Laſters gegeben. Sie machten ihn darum bey dem Dionyſius ſchwarz. Sie hießen darum ſein ernſthaftes Weſen Stolz, und ſanfte Freymüthigkeit ſeiner Reden Unmuth und Hartnäckigkeit. Sie ſagten darum, wenn er einen guten Rath geben wollte, er mache Satyren; und wenn er an ihren Ausſchweifungen nicht Theil nahm, er verlache ſie (*).

So unaufhaltſam wüthen alle eingeſchränkte Köpfe gegen Vernunft, Wiſſenſchaft und Tugend, daß man alles, was wahr, gut und ſchön iſt, verläugnen; nach jedes Narren Pfeife tanzen; keine Niederträchtigkeit ſcheuen; oder alle eingeſchränkte Köpfe fliehen muß. Denken iſt, nach dem Ariſtippus, nichts anders als ſich den unverſöhnlichſten Haß, unwiſſender, blödſinniger, abergläubiger, und verdorbener Menſchen auf den Hals ziehen. Auch ſagen die Epheſer ſehr gut, wenn einer unter uns geſchickt iſt, ſo ziehe er aus, und ſey er anderswo. — —

Tauſendmahl hat man wahrgenommen, daß ein Prophet in ſeinem Vaterlande immer entweder verkennet oder verfolgt ſey. Mir deucht, ich möchte in keinem Lande ein Prophet ſeyn. — Jeder männliche oder weibliche erträglich gute Kopf war in aller Welt für alle einſichtsloſe männliche und weibliche Köpfe ein Gegenſtand des allgemeinen Haſſes, ſobald er anders dachte, als ſie. Pope glaubt darum, daß kein Gelehrter niemahls anders zu einem Grade der Vollkommenheit gelanget ſey, als durch die äußerſte Hartnäckig-

(*) *Plutarch*, in vita Dion. T. VIII. p. 12.

näckigkeit, und den eingewurzeltſten Entſchluß, gegen den Strohm zu ſchwimmen.

Nach dieſen aus der Geſchichte aller Zeiten und aller Völker hergenommenen Beobachtungen, wird begreiflich, daß ſich jeder gefühlvolle Freund der Wahrheit und der Tugend die Welt muß mißfallen laſſen, weil er ihr ſo mißfällt. Solon verſchloß ſich in ſein Haus, da er der Tyranney des Piſiſtrates nicht länger zu widerſtehen vermochte; er warf ſeine Waffen mit der Erklärung auf die Straße: lange genug habe ich die Geſetze und mein Vaterland vertheidiget; und nun machte er Verſe gegen die Athenienſer (*).

Perikles der doch unmittelbar mit dem Volke in Athen zu thun hatte, näherte ſich demſelben nur ſelten. Er bemühete ſich nicht in den öffentlichen Verſammlungen über jede Kleinigkeit zu reden. Er beſuchte ſelbſt dieſe Verſammlungen nicht mehr, als er mußte; und verſparte ſeine Talente auf Zeit und Gelegenheit (**).

Die zweyte Urſache, die alſo einen Freund der Wahrheit und der Tugend beweget die Einſamkeit zu ſuchen, iſt die Begierde ſeinen Geiſt immer mehr mit allem auszuzieren, was ſchön und groß iſt, und in Handlungen ausgedrücket, allein edel. Dieſe Begierde iſt die Sehnſucht nach ſeiner Vervollkommnung, und die Einſamkeit iſt dazu der Weg. Da entzieht man den Geiſt dem Zwange der Sinne, da faſſet man Flügel, da erwirbet man die Energie der Gedanken und Geſinnungen, mit der man ſich nachher im Umgange der Welt ihrer Unvernunft und ihren Laſtern entgegengeſetzet, wie ein feſter Damm dem ungeſtümen Meere.

In

(*) *Plutarch*, in vita Solon. T. I. p. 482.

(**) *Plutarch*, in vita Pericl. T. II. p. 207.

In der Einſamkeit werden die Seelenkräfte am meiſten erweitert, belebet, geſchärfet und erhöhet. Daher kommt es, daß Philoſophen, Dichter Redner und Helden, welche ihre Kenntniſſe ausdehnen, und ihren Geiſt ſeinen angebornen Trieben gemäß erheben wollten, die Einſamkeit ſuchten und liebten. Sie verließen die Geſellſchaft der Menſchen, aus Liebe für die Stille ihrer Gärten, und die Schatten der Wälder. **Homer** hat uns nicht nur die einſamen Oerter von Griechenland, ſondern auch die von Italien, mit einer Stärke und einer Wahrheit abgemahlt, daß wir, wie **Cicero** ſagt, durch ſeine Beſchreibung ſehen, was er ſelbſt nicht geſehen hat. **Demoſthenes** zog in eine Kammer unter der Erde, damit er dem Geräuſche von Athen entfliehe, er blieb in derſelben ganze Monathe, und ließ ſich die Hälfte ſeines Hauptes ſcheren, damit in ihm der Gedanke nicht aufſteige, dieſe Kammer, wo er ſeine Reden verfertigte, zu verlaſſen. **Virgil** und **Horaz** wurden, wie jede gute Schriftſteller, in der Einſamkeit unſterblich. **Scipio Aemilianus** theilte ſich zwiſchen den Waffen und den Büchern, ſeinen Geſchäften im Felde und den ſanften Arbeiten des Cabinettes. Sein Geiſt lebte wechſelsweiſe durch den Krieg und die Wiſſenſchaften (*); und ſo lebten noch vor nicht langer Zeit, in jenen ſtillen Einſamkeiten, in die man ohne die größte Erhöhung der Seele nicht einzugehen vermochte, drey dieſem **Scipio** und den berühmteſten Alten an Lorberen und Geiſte ähnliche Helden, einer in Sansſouci, einer in Fechtel, und einer in Antoinettenruh, und bald, gewiß bald, wird wieder Einer, entweder in — oder nicht weit von Sansſouci, — ein allgemein geliebter Monarch, eben ſo leben! Im alten Brittannien, Germanien und Gallien, räumten die Druiden die Städte, wenn ſie

 von

(*) *Velejus Paterculus.* L. I. c. 13.

von ihren Amtsgeſchäften frey waren, und ſchlugen ihre Zellen in den Wäldern auf; ſie waren mit einmahl die Prieſter, die Magiſtratsperſonen die Aerzte, die Philoſophen dieſer Völker.

Jeder feurige, emporſtrebende, und gefühlvoll nach Wiſſenſchaft dürſtende Geiſt hat in allen Zeiten die Einſamkeit geſuchet und geprieſen; denn nur ein ſolcher Geiſt iſt fähig ſeine Seele den Reizungen der Sinne zu entziehen, und mit ſeinen Gedanken über die dumme Alltäglichkeit hinwegzuſchreiten. Der Kirchenlehrer Hieronymus war in der Entfernung von der Welt, ein Mann von außerordentlicher Beredſamkeit, mächtig mit der Feder, und von ſo erhabenem Geiſte, daß er ſeinen Glanz weit umher aus dem Dunkeln warf; er hat in der Einſamkeit gelebt, und ſie empfohlen. Der vortreffliche Johnſohn (*) ſagt daß ſich kaum ein Schriftſteller finde, der die Vortheile eines einſamen Aufenthalts nicht anpreiſe, der ſich und ſeine Leſer mit den Melodien der Vögel, mit dem ſanften Wehen der Gebüſche, und der angenehmen Muſik kleiner Waſſerbäche nicht unterhalte; daß kein Geiſt jemahls geweſen ſey, der durch den weiten Umfang ſeiner Fähigkeiten, oder die Größe ſeiner Thaten erhaben war, von dem wir nicht einige Denkmahle einſamer Weisheit und ſtiller Würde beſitzen.

Die entzückende Begierde den Beyfall und die Freundſchaft des aufgeklärten und beſten Theils der Menſchen zu verdienen, reißt jeden wohlgebornen Menſchen in die Einſamkeit. Unter der Marter des erbärmlichſten Aufenthaltes, wächſt dieſe glühende Sehnſucht, und beſuchet ihn bey dem Getümmel des Tages, wie bey der ſtillen Mitternacht; ſie begleitet ihn auf allen ſeinen Wegen, und entflammet zu jeder ſchweren Unternehmung ſeine Bruſt. Ein Jüngling lebt

(*) Rambler. T. VI. p. 23.

lebt mit den Fähigkeiten eines Cäſars in einer bemoſten Hütte; die Welt, die er als ein Feldherr erſchüttert, und als ein Monarch zum Paradieſe gemacht hätte, iſt ein ganz verſchiedenes Theater für ihn, er bezwingt keine Königreiche, aber er unterwirft ſich das Reich der Wahrheit. In dem einſamen und kleinen Biberach ward **Wieland** die Ehre des deutſchen Geſchmackes, der Stolz ſeiner Nation, und einer der größten Schriftſteller von Europa.

Hyberboliſche Begriffe einer geiſtlichen Vollkommenheit trieben Schwärmer zu einem einſamen Leben. Der Umgang mit der Welt deucht dieſen eben ſo gefährlich, als dem Thoren, der die Menſchen floh, aus Furcht ſie möchten ihm ſeine gläſerne Naſe zerbrechen. Die Entfernung von der Arbeit ſcheint dem Schwärmer, Philoſophie; die Entfernung von den Menſchen, Frömmigkeit; die gänzliche Einſchläferung ſeiner Sinne, Verbindung mit dem oberſten Weſen. Und dennoch ſind viele Schwärmer ſo ſinnlich, daß ſie mit der Gottheit buhlen. — —

Leute von Stande werden zuweilen durch die Mode in die Einſamkeit getrieben. Dieſe Mode will in einigen Ländern, daß am Anfange des Sommers alles was vornehm iſt, oder ſich vornehm glaubt, auf das Land gehe, und daß die Vornehmen alsdann ausrufen, wie ich ſie oft in meinem Vaterlande ausrufen hörte, nun ſey kein Menſch mehr in den Städten; denn bekanntlich ſind die Vornehmen allein Menſchen. — Ein ganz nach meinem Herzen ſchreibender Philoſoph hat angemerket (*), daß Perſonen von Stande größtentheils bey dieſem allgemeinen Abmarſche, weder Ermüdung von der Arbeit, noch Begierde nach Wiſſenſchaften vorwenden können, weil ihre einzige Abſicht ſey, eine Scene von Müßiggang mit der andern

(*) Rambler. T. VI, p. 26.

dern zu verwechſeln, und in der Stille zu ſchlafen, nachdem ſie öffentlich ihre Nächte durchgeraſet haben; daß ihr größter Vortheil von der Einſamkeit die Verwandlung des Belachenswerthen im Verborgenen ſey, und eine Verminderung der Zeugen ihres thörigten Lebens; diejenigen, welche ihre Tage dem Müßiggange weihen, haben nichts von waldichten Schatten und blumichten Thälern zu hoffen; die Dryaden werden ſie nicht mit Weisheit begeiſtern; ſie werden darum nicht lernen, beſſer zu denken, zu urtheilen und zu handeln, weil ſie fern von dem Gewühle der Städte ſind. Die meiſten vornehmen Engländer die den Sommer auf dem Lande verwüſten, ſetzet dieſer große Verfaſſer hinzu (*), können nach ihrer Rückkehr ſich keines andern Vortheiles rühmen, als daß ſie die Zeit wie andere Creaturen von ihrem Range hingebracht; und ſo gut, als ſie, von der Glückſeligkeit und Schönheit des Landes reden dürfen, von einer Glückſeligkeit, die ſie niemahls gefühlet, und von einer Schönheit die ſie niemahls geſchätzet.

Man verläßt die Welt auch aus Ehrſucht. Jeder Menſch will hochgeſchätzt und geehret ſeyn; und zu dieſem Zwecke kommt in einem Kloſter oft der geringſte Menſch. Die angebliche Niedrigkeit der Mönche macht ſie in den Augen der meiſten Menſchen eben ſo verächtlich, als ſie es in ihren eigenen ſind. Wer reich, oder gelehrt, oder witzig iſt, will daß es auch andere Menſchen wiſſen; wer einen beſondern Trieb hat, arm, demüthig und fromm zu ſeyn, will daß es andere wiſſen. Die ausnehmende Ehre, die man in allen Weltgegenden dem erhabenen Stande von Menſchen zeiget, die freywillig arm werden, und verſichern, daß ſie allen Lüſten der Sinne und des Fleiſches abſagen, erwecket die Begierde in dieſen Stand zu treten.

(*) Rambler T. VI. p. 29.

ten. Aus wahrer Hochachtung für den Mönchſtand, iſt ein Spanier und Portugieſe gegen einen Mönch nicht eiferſüchtig; in dem Mongoliſchen Reiche hält es ein Vater für ſeine Ehre, wenn ein Heiliger bey ſeiner Tochter ſchläft (*).

Zuweilen verläßt man die Welt aus Heucheley. Der mit dem Mönchsſtande ſo oft verbundene Begriff von Heiligkeit, hat vielleicht auch manchen Böſewicht bewogen, ſeine inwendige Häßlichkeit da zu verſchönern, wo unter einem härnen Kleide, unter tief geſchöpften Seufzern, und an die Erde geworfenen Blicken, das Laſter verſchwindet. Son Tche fand ſolche Einſame bey den Chineſern, und nennt ſie eben ſo argliſtige als eigennützige Betrüger, die durch eine heuchleriſche Entfernung von der Welt den Ruhm der Tugend und der Weisheit ſuchen (**).

Man verläßt die Welt aus Begierde alte Sünden abzukaufen. Die katholiſche Kirche hält das Mönchsleben für einen Stand der Reinigung und Abwaſchung von allen Flecken der Seele. Darum waren die Klöſter anfangs eine Art von Gefängniß oder Verweiſung, womit man in Frankreich unter der Regierung der zwey erſten Königlichen Häuſer, und in den Morgenländern ſeit dem ſechſten Jahrhunderte, die größten Herren ſtrafte (***). Schon in dem ſiebenten Jahrhunderte ſandten die Aeltern ihre Kinder um die Wette in dieſe zweyte Taufe. Die ganze Chriſtenheit war überzeugt, man dürfe nur den Mönchen ſeine Güter zu verzehren geben, damit man ein langes ſchandvolles Leben bey Gott ausſöhne (****), die Hoffnung

P 5 der

(*) *Helvetius* de l'Eſprit. T. I. p. 189.

(**) Diſcours de Son *Tchè* in des *Du Halde* Deſcription de l'Empire, de la Chine ect. T. II. p. 787.

(***) *Fleury* Moeurs des Chretiens. p. 187.

(****) *Mosheim* Inſtit. Hiſtor. Chriſtianae antiquioris. p. 485.

der Seligkeit war noch gewiſſer für diejenigen, die mit den Gütern ihrer Erben, auch ihre Perſon den Klöſtern weihten. So erlangten ſie durch ihr Geld, und durch ihre Erniedrigung, die Fürbitte der Mönche, dieſer Staatsminiſter des Himmels.

Man verläßt zuweilen die Welt aus Begierde, neue Sünde ungeſtraft zu begehen. Die Andacht der Japaneſer würde nach der Menge ihrer Geiſtlichen, ihrer Einſamen und ihrer Klöſter unläugbar ſeyn, wenn dieſe Einſamen, und dieſe Klöſter nicht etwas zu viel Freyheit hätten. Auf dem Wege von Meaco nach Jedo, ſieht man einen Berg, der mit nicht weniger als dreytauſend Tempeln bebauet iſt. In Meaco ſelbſt finden ſich, den zahlreichen Hof des geiſtlichen Oberhauptes von Japan nicht mitgerechnet, nur allein zwey und fnnzig tauſend hundert und neun und ſechszig Pfaffen. Vor zwölfhundert Jahren hatte ein gewiſſer Giennoo Gioſſa den Orden der Jammabos oder Bergſoldaten in Japan geſtiftet, die ihrer Regel nach urſprünglich gehalten ſind, für ihre Götter und die Religion des Landes zu fechten. Sie ſind aber eine Art von Eremiten, welche die zeitlichen Güter für die ewigen, das Vergängliche für das Unvergängliche ein bequemes Leben für ein ſtrenges verlaſſen, und die Kaſteyungen des Leibes den Wollüſten vorziehen ſollen. Dieſe Jammabos leben auf den heiligen Bergen, ſteigen aber doch zuweilen herunter, baden ſich des Winters in kaltem Waſſer, und nothzüchtigen alsdann auf den Straßen, alles was weiblich iſt. — Die Anzahl der Klöſter ſoll nur darum in Japan ſo ganz übermäßig ſeyn, weil die Mönche das Recht haben, ſich unter dem Deckmantel der Entfernung von der Welt, und in dem Dienſte des Himmels, alle Arten von ſchändlichen Vergnügungen zu machen (*).

Die

(*) *Kæmpfer* hiſtoire du Japon. Tom. II. p. 46. 54. Tom.

Die Neigung für die Einſamkeit kann bisweilen, wie unſere Tugenden, unſere Laſter, unſere Fähigkeiten, unſere Religionsbegriffe, eine bloße Temperamentsurſache ſeyn; oder auch eine Krankheit. Unſer Körper iſt gar zu oft die nächſte Urſache unſerer Denkungsart. Größtentheils floß der ſchwarze Seelenſchwung der Aegyptiſchen, Syriſchen und Meſopotaniſchen Einſamen aus dem Unterleibe.

Die körperlichen Urſachen der Neigung für die Einſamkeit, kommen entweder von dem phyſiſchen Einfluſſe der äußerlichen Dinge auf den Körper, oder von ſeiner inwendigen Beſchaffenheit. Wir denken durch unſer Klima, wie durch unſere Krankheiten; anders in dem ehrlichen und etwas ſchwerfälligen Niederſachſen, anders in dem heitern und aufgeweckten Longuedok, und wieder anders in dem brennenden Aegypten. In den Nerven liegen die Krankheiten, die den nächſten Einfluß auf die Seele haben, und folglich auf unſere ganze Denkungsart; der Barometer dieſer Denkungsart iſt im Unterleibe. Wir denken und handeln immer verhältnißmäßig mit unſerer Dauung! (Man ſehe im Art. Leiden, Th. LXXIV, der Encyklopädie.)

Mit der Schwachheit der Nerven verbindet ſich allemahl eine größere Empfindlichkeit der Seele. Die Einbildungskraft ſolcher Kranken wird geſchwinder erreget, und ihre Leidenſchaften ſind ſtärker. Dieſe größere Empfindlichkeit giebt bey jedem einzelnen Schmerz allen ſchmerzlichen Gefühlen Raum. Daher entſtehen Unmuth, Furcht, Verzweiflung, und gänzlicher Verluſt aller Energie des Geiſtes; ſo lange man nicht durch den elektriſchen Schlag einer herzerhöhenden Leidenſchaft getroffen iſt. Tief hypochondriſche

Tom. III. p. 24. 28. *Charlevoix* hiſtoire du Japon. Tom. I. p. 120.

ſche Menſchen wünſchen oft das ganze menſchliche Geſchlecht zu fliehen.

Bis zum Erſtaunen geht in den Morgenländern der Trieb für die Einſamkeit, und dieſes iſt ein ſo ſeltſames moraliſches Ereigniß, daß ich ihre Wirklichkeit aus den Denkmählern aller Zeiten erweiſen muß, ehe ich ihre Urſachen durch die Philoſophie erforſche.

Die in der heiligen Schrift aufbewahrten Beyſpiele des Elija, des Eliſa, der Kinder der Propheten die ſich Hütten an den Geſtaden des Jordans erbaut, dem Gedränge der Städte entwichen, und von Kräutern lebten; der Kinder Rechab, die unter Zelten wohnten; des Jonadab, eines Sohnes des Rechab, und ſeine Kinder, die alle in der Einſamkeit lebten, beweiſen nicht viel, weil ſie nur einzelne oder wenige Perſonen betreffen. Es thaten ſich unter den Juden ordentliche Secten von Einſamen hervor; die Eſſener, und die Therapeuten.

Die erſten Urſprünge der Eſſener verlieren ſich in der Dunkelheit des Alterthums, ihre älteſte Geſchichte iſt eine Reihe von Muthmaßungen, die ich ſehr entfernt bin, für Beobachtungen anzugeben. Man glaubt es haben ſich nach der erſten Zerſtörung des Tempels, hier und da einige Juden in wüſte und einſame Oerter geflüchtet, und daſelbſt wegen der Unmöglichkeit des öffentlichen Gottesdienſtes, ihr Leben nach der viel ältern und ihnen nothwendig bekannten Weiſe der Aegypter, in der Betrachtung hingebracht. Es iſt wahrſcheinlich daß dieſe Juden, denen in Aegypten eingeführten Lehrſätzen des Pythagoras zufolge, ſich ſelbſt beredeten, man könne ohne Tempel und Altäre in der Stille ſeines Geiſtes dem Herrn ein reines und gefälliges Opfer bringen. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe unter wenigen eingeführte Gewohnheit nachher zur Lehre geworden, und daß dieſe einmahl beliebte Le-

Lebensart auch in den beſſern Zeiten der Juden andern gefallen haben, und allmählich in die Secte erwachſen ſeyn, die ihre Pythagoräiſchen Lehrſätze mit dem Moſaiſchen Geſetze zuſammen zwang (*). Gewiß iſt, daß die Eſſener eine Jüdiſche der Einſamkeit und der Betrachtung ſich widmende Secte geweſen ſind, die vieles von den Heiden, und am meiſten von den Pythagoräern genommen, und die ſich durch Aegypten, Syrien, und Paläſtina ausgebreitet hat (**).

Die Lehren und Meinungen der Eſſener waren nicht durchaus einſtimmig, ob ſie gleich alle darin übereinkamen, daß der wahre Gottesdienſt in der Stille und in der Betrachtung beſtehe, daß man Gott durch eine ſtrenge Tugend gefällig werde, und daß man zu dieſer ſich durch eine genaue Diät und andere Prüfungen vorbereiten müſſe (***). Die eine Gattung der Eſſener heißen Theoretici, dieſe lebten in der Abgeſchiedenheit, und in einer beſtändigen Betrachtung; die von der andern Gattung heißen Practici, dieſe lebten unter ſich in Geſellſchaft. Einige unter den letztern verwarfen ſogar die Heyrath nicht, aber ſie ſetzten ihre Weiber drey Jahre zuvor auf die Probe, und enthielten ſich ihrer heimlichen Umarmung, ſobald dieſe zur Fortpflanzung überflüſſig war (****); die meiſten blieben jedoch unverehlicht, weil ſie die Untreue der Weiber befürchteten, und bey dem Mißfallen über dieſelbe, den Hauskrieg! — Die ſtrengſten unter den Eſſenern waren die wenigen, die in den Aegyptiſchen Wüſten ſchmachteten, um Gott allein mit dem Geiſte

(*) *Brucker* Hiſtor. philoſoph. p. 322.

(**) *Joſephus* de Bello Judaico. Lib. II. *Philo* de vita contemplativa. *Brucker* p. 323.

(***) *Mosheim* Inſtitut. Hiſtor. Chriſt. antiqu. p. 40.

(****) *Joſephus* I. c. *Brucker*. p. 323.

zu dienen; hingegen trugen die, welche in Judäa und Paläſtina wohnten, und deren Anzahl auf viertauſend ſtieg, ganz das Joch der Jüdiſchen Ceremonien.

Die Therapeuten ſind eben wie die Eſſener in Aegypten entſtanden. Sie haben wie dieſe nach ihrer Rückkehr unter dem Ptolomäus Philadelphus, in den Gefilden von Judäa Gott allein mit dem Herzen gedient, und nachher ſich ebenfalls, aber weit häufiger in andere Länder, vorzüglich in die verſchiedenen Provinzen von Aegypten, und beſonders um Alexandrien verbreitet (*). Ihre Lehren und Thaten hatten einen höhern und überhaupt weit ſchwärmeriſchen Schwung; und daher entfernten ſie ſich auch mehr von den Moſaiſchen Geſetzen, und der geſunden Vernunft (*). Sie verließen ihre Weiber, ihre Kinder und ihre Güter, voll der größten Entſchlüſſe, die ſie ausführten, voll der Begeiſterung, die alle Bande der Natur zerreißet (***). Sie lebten abgeſondert in Zellen, und doch beyſammen, mehrentheils auf dem berühmten Berge Nitria, unweit der Stadt Alexandrien in Aegypten, wo nach der Zeit auch die Chriſten ihren Zug hinnahmen. Da ergaben ſie ſich neben ihren äußerſt ſtrengen Uebungen, in der Gottſeligkeit, nach den Lehrſätzen des Pythagoras, der Metaphyſik, der Aſtronomie und der Dichtkunſt (****).

Die chriſtliche Religion kam durch den Evangeliſten Marcus nach Aegypten. Er warf den Samen ſeines Evangeliums in Alexandria aus (†), und dieſer brachte Aegyptiſche Früchte. Jeſus hatte durch ſeine göttliche Lehre

(*) *Philo* de vita contemplativa. p. m. 14.

(**) *Mosheim.* l. c. p. 41.

(***) *Brucker.* l. c. p. 324.

(****) *Brucker.* l. c. p. 325.

(†) *Euſebius. Hieronymus.* Obſervations ſur *Philon.* (Paris 1708) p. 73.

Lehre den Menſchen das Bild der höchſten moraliſchen Vollkommenheit aufgeſtellt; die meiſten Aegyptiſchen Chriſten beſtrebten ſich dieſes höchſte Ideal zu übertreffen; man nannte ſie Aſceten, das iſt, ſolche die ſich üben. Sie übten ſich auch wirklich in allem, was der menſchlichen Natur am ſchwerſten fällt. Sie züchtigten ihren Leib, und zwangen ihn zu der Knechtſchaft des Geiſtes. Sie verrichteten alle Werke der Buße, ohne daß es ihnen die Kirche befahl, oder ſie in Ermangelung derſelben von den Sakramenten ausſchloß. Die Jungfrauen ſchämten ſich ihrer Weiblichkeit, die Jünglinge ließen ſich platt an der Wurzel entmannen. Mädchen, Frauen, Damen, Jünglinge und Männer thaten nichts, als faſten, wachen, heulen und beten.

Die Aſceten verſchloſſen ſich nur in ihre Häuſer. Aber die bald entſtandenen Verfolgungen, zwangen viele Chriſten in die Wüſten zu fliehen; viele entſchloßen ſich da zu bleiben. So entſtand auch allmählich unter den Chriſten die einſiedleriſche und durch die Pythagoräer vorlängſt in Uebung gebrachte Cenobitiſche Lebensart; die dreyhundert und fünf Jahre nach Chriſti Geburt der heilige **Antonius** zuerſt gewiſſen Regeln unterwarf.

Antonius war ein Aegypter. Er war in ſeiner Kindheit zum Lernen angehalten, aber er lernte nichts, floh ſeine Lehrer und ſeine Mitſchüler, huckte auf ſich ſelbſt, und ſpeculirte. Dieſer ſchwarzgallichte Jüngling verlor zwiſchen ſeinem achtzehnten und zwanzigſten Jahre ſeine ſehr reichen Aeltern, ſchenkte alle ſeine Güter weg, und verließ ſein Haus, wohnte bis in ſein fünf und dreyßigſtes Jahr mitten unter Gräbern, hernach noch zwanzig Jahr auf einem Berge, um ſich zu üben. Seine Jünger verſammelten ſich auf ſeinem Berge, um ihn her; er machte, daß ſie gemeinſchaftlich darauf mit einander lebten. Von dieſer Zeit an,

ſtanden chriſtliche Klöſter auf Bergen, und Zellen in Wüſten (*).

Die Bewohner der Klöſter hießen nicht mehr Aſceten, ob ſie gleich aſcetiſch lebten, ſondern Einſame, oder Mönche; die übrigen Einſiedler, oder Bewohner der Wüſte. Man nannte Cenobiten ſolche die beyſammen wohnten, Anachoreten, ſolche die gänzlich in die Einſamkeit gingen, nachdem ſie eine geraume Zeit in den Klöſtern verſucht hatten, ihre Leidenſchaften zu bezwingen. Doch waren auch die Cenobiten ſehr einſam, weil ſie niemand ſahen, als ihre Mitgeſellen, und in der Entfernung vieler Tagereiſen, von allen bewohnten Oertern, mitten in dem dürren und brennenden Sande wohnten. Unter einander ſahen ſie ſich nur des Abends und des Nachts bey dem Gebete, den ganzen Tag arbeiteten ſie allein, oder zwey und zwey in Zellen. Keiner öffnete den Mund (**).

Hilarion, ein Lehrjünger des **Antonius**, trug bald hernach die gleiche Lebensart in Syrien und Paläſtina, mit erſtaunender Wirkung. Man folgte ihm von allen Seiten. Es entſtanden unzählige Klöſter. Die Mönche beſuchten in die Wette ihren Anführer, um ſich immer mehr in ihren großen Entſchlüſſen zu ſtärken, und ſie gingen in dergleichen Abſicht mit ihm von Kloſter zu Kloſter (***). Um dieſe Zeit brachten **Eugenius**, **Gaddana**, und **Azyzus** den gleichen Geiſt nach Meſopotamien, und den benachbarten Ländern.

Unzählige Enthuaſiaſten wurden durch dieſe Enthuſiaſten begeiſtert. Aegypten, Syrien, Paläſtina, Meſopota=

(*) *Athanaſius*, Archiepiſcopus Alexandriae, in vita Antonii. Oper. (edit. Pariſ. 1672) p. 452. 453. 461.

(**) *Fleury* moeurs des Chretiens. p. 179. 180.

(***) *Hieronymus* in vita Hilarion. Eremit. Oper. (edit. Baſil. 1516.) T. I. fol. 111. 112. 113.

potamien, Pontus, Cappadocien und Armenien (*) waren in kurzer Zeit mit unzähligen Menſchen angefüllt, die allen Geſchäften und Bequemlichkeiten des Lebens, allem Umgange ſich entzogen, Hunger und Mangel und mannigfaltige Plagen litten, damit ſie in eine genauere Gemeinſchaft mit der Gottheit gelangten. Doch war die Anzahl dieſer Menſchen immer in Aegypten am größten, wo faſt ſo viele Mönche in den Wüſten wohnten, als Menſchen in den Städten; funfzehn tauſend fanden ſich, unter dem Kaiſer **Valentinianus**, auf dem einzigen Berge Nitra (**). Auch die Städte waren nicht davon frey; die einzige Thebaniſche Stadt Oxyrinthus beherbergte zweytauſend Mönche, und zwanzigtauſend heilige Jungfrauen; alle öffentliche Gebäude, die vormahls der Abgötterey gewidmeten Tempeln dienten ihnen zur Wohnung. Die Anzahl der Klöſter war größer, als die Anzahl der Häuſer; auf jedem Thore, auf jedem Thurme, in jedem Winkel war faſt ein Mönch (***).

Die Brachmanen oder Gymnoſophiſten, von Indien, ſcheinen unter die allerälteſten Einſamen zu gehören. Von Vätern gleicher Art erzeuget, wurden ſie ſchon in der erſten Jugend zu einem ſpeculativen Leben erzogen; bey mehreren Jahren übergab man ſie in dergleichen Abſicht eigenen Lehrern, die ſie zur Einſamkeit, zum Studieren und zum Stillſchweigen anhielten; in ihrem ſechs und zwanzigſten Jahre war ihr Noviciat vorbey)****). Von dieſer Zeit an dachten

(*) *Hieronymi* Epiſt. ad Paulinum de Inſtit. Monachi. Op. T. I. fol. 46.

(**) *Heraclidis* Eremitae, Bythiniae Epiſcopi, Paradiſus, ſeu de ſanctis Egypti et variorum locorum patribus. (Paris. 1503.) fol. 4.

(***) *Ruffinus* (ein Schriftſteller aus dem vierten Jahrhundert.) de vita Patrum. Lib. I.

(****) de l'Eſprit. T. II. p. 155.

ten ſie an kein Amt, ſie entzogen ſich allen Geſchäften, und lebten auf einem Berge, oder an den ſtillen Ufern eines Fluſſes in Betrachtung philoſophiſcher Wahrheiten in der Enthaltſamkeit von Fleiſchſpeiſen und in der äußerſten Reinlichkeit (*).

Die neuern Einſamen von Indien haben ihren Urſprung von dem **Vichnou** der Siameſer, dem **Badhum** der Eingaleſen **Xaka**, **Sacka** oder **Siacka** der Chineſer, und Japaneſer, den man insgemein **Fo**, **Foe**, oder **Fotoque**, das iſt den Götzen nennt. Dieſer falſche Gott, oder beſſer zu reden, dieſer Geſetzgeber, ſoll in ſeinem neunzehnten Jahre ſeinen Pallaſt, ſeine Frau und ſeinen Sohn verlaſſen haben, um unter Aufſicht eines Einſiedlers ein ſehr betrachtungsvolles abgeſchiedenes und rauhes Leben zu führen; um den ſichtbaren Dingen ſich zu entziehen, damit er die unſichtbaren ſehe. Er ſaß insgemein mit übereinandergeſchlungenen Beinen, er legte ſeine Hände auf die Bruſt, und die Spitzen ſeiner Daumen zuſammen. Dieſe ecſtatiſche Stellung entziehet nach der Meinung der Indianer die Seele ganz der Sinnlichkeit, und in derſelben fand **Fo** die tiefen Geheimniſſe ſeiner Religion (**), die Kunſt nichts zu empfinden um deſto lebhafter zu phantaſiren. — Nach einer ſo wichtigen Entdeckung hatte nunmehr **Fo**, gleich allen großen und kleinen Geiſtern, auch ſeine Bewunderer nöthig, darum trat er aus ſeiner Einſamkeit hervor und ließ ſein Licht leuchten vor den Leuten. Als ein Charlatan erwarb er bald ein Gefolge von unzählbaren Jüngern, die Indien mit ſeinen Lügen erfüllten. Die Pendets, oder Doctors von Indouſtan, die Talapoinen von Siam, die Lamas der Tartaren, die Bonzier von China

(*) *Brucker.* I. c. p. 45.

(**) *Charlevoix.* T. I. p. 110. 111.

China und Japan, wurden ſeine Nachfolger. Die von ihm geſtiftete Religion iſt der herrſchende Glaube von Oſtindien, und das Buch, in welchem man ihre Maximen nach dem Tode des Fo geſammelt, und den Aſiatiſchen Völkern übergeben hat, heißet Fokekio, oder wegen ſeiner vorzüglichen Vortrefflichkeit in den Augen dieſer Idioten, auch nur Kio, das Buch, das Buch aller Bücher, die Bibel (*).

Die Ueberbleibſel der alten Gymnoſophiſten floſſen vermuthlich mit den Jüngern des Fo zuſammen, oder vielmehr haben alle den nähmlichen Urſprung. In ſpätern Zeiten theilten ſie ſich in mannigfaltige Secten, die nach ihrer äußern Geſtalt verſchieden, und in ihrem innern Weſen gleich ſind. Sie kommen auch darin mit allen Secten der Erde überein, daß ſie nach und nach ausarten, und am Ende immer weniger taugen, als am Anfange.

Eine ſolche Secte von öffentlichen Heuchlern und ſchamloſen Wollüſtlingen ſind die Gioghis. Ihrer erſten Stiftung gemäß, ſollen ſie der Welt ſich enthalten, ein einſiedleriſches oder doch wanderndes Leben führen, nackend gehen, und ſich immerfort in die tiefeſten Betrachtungen verſenken. Martern ſollen ſie ſich ſelbſt, auf alle nur erſinnliche Weiſe; nicht in der Meinung, daß die Leiden der Creatur dem Schöpfer angenehm ſeyn, ſondern um zu zeigen, wie ſehr ſie ihre tiefen Betrachtungen über die Gottheit dem Zwange der Sinne entriſſen, und für Leiden dieſer Zeit fühllos gemacht. Nun dieſe Entkörperung des Geiſtes der Welt in ihrem vollen Glanze fühlbar zu machen, bemühen ſich die Gioghis nicht nur unempfindlich für den Schmerz zu ſcheinen, ſondern, welches vielleicht noch ſchwerer iſt, gefühllos für die Wolluſt. Daher ſtellet ſich jeder an den Teichen, wo die heidniſchen

(*) *Kempfer*, T. II. p. 65.

Damen von Indien ihre gottesdienſtliche Abwaſchungen verrichten, nackend auf einen Säulenfuß. Die nackten Damen grüßen und beten im Vorbeygehen die nackten Heiligen mit tiefer Andacht an; indeß verdrehen dieſe auf eine ſcheußliche Weiſe die Augen, und äußern nicht die allergeringſte Spur von körperlicher Empfindſamkeit. — Nach der Meinung der indianiſchen Damen liegt in dieſer Anbetung, dem ungeachtet etwas ſehr befruchtendes (*). —

Unter einer unendlichen Menge, und ſehr großen Verſchiedenheit von indianiſchen Mönchen, Santons, oder Fakirs, das iſt, Leute die der Welt abgeſagt, ſind viele, die in einer Art von Klöſtern wohnen, wo ſie ihre Vorſteher haben, und das Gelübde des Gehorſams, der Armuth, und der Keuſchheit ſchwören. Die werden Janguis, oder mit Gott verbundene, genannt; und ſitzen Tag und Nacht hindurch an ihren Teichen, oder in den Gallerien ihrer Tempel, auf einem Haufen Aſche. Andere, denen die Haare in Zöpfen bis an die Waden hinunter hängen, ſtecken oft einen und zuweilen zwey Arme über ihren Köpfen in die Höhe; ſie haben Nägel einen halben Finger lang, ebenfalls in Zöpfen geflochten; ihre Arme ſind entfleiſcht und ausgedörrt. Ganze Banden ſolcher Fakirs ſieht man ſehr oft; alle ſind nackend, einige mit Keulen bewaffnet, andere mit gedörrten Tiegerhäuten über die Schultern geziert. So wandern ſie durch Städte und Dörfer, bis alles Volk ſie ſieht; alsdann machen einige die wunderbarſten Sprünge, und erfüllen die Luft mit ihrem Geſchrey; andere martern ſich ſelbſt, bis zu Convulſionen. Um das Ungemach des Tages zu zu vergeſſen, nimmt alsdann jeder des Nachts das erſte Weib zu ſich, das er findet; oder er gehet auch im Nothfalle, in ein zu ſolcher Abſicht bequemes Haus. —

Die

(*) *Groſe* Voyages aux Indes Orientales; p. 288.

Die Begierde ſich nackend auf den Straßen zu zeigen, iſt bey den Fakirs ſo groß, daß Bernier in Delphi einen ſolchen Kerl ſah, dem Aurengzeb befohlen hatte, ſich zu kleiden, und der ſich lieber den Hals abſchneiden ließ (*); vermuthlich, damit er gegen die Regeln ſeines Ordens nicht ſündige.

Durch ganz Oſtindien und Perſien iſt die Menge der Mönche und ihrer verſchiedenen Arten und Gattungen ungemein beträchtlich. Coera iſt mit Klöſtern und Tempeln angefüllet, und in dieſen Klöſtern befinden ſich oft fünf bis ſechshundert Mönche, die unter der Gerichtsbarkeit einer Stadt ſtehen; es giebt Städte, die bis viertauſend Mönche unter ſich haben. Sie ſind in Banden abgetheilt. Der älteſte Mönch iſt der Vorſteher der übrigen; begeht einer etwas fehlerhaftes, ſo verordnet ihm der Abt durch die übrigen Mönche zwanzig bis dreyßig Schläge, an dem Theile, worauf man ſitzt. Uebrigens ſind dieſe Mönche wenig geachtet, weil man ſie faſt wie Sclaven hält; hingegen werden ihre Aebte Männer von Bedeutung, wenn ſie gelehrt ſind. Sie haben in dieſem Falle den gleichen Rang mit den Großen des Landes, und man nennet ſie Mönche des Königs (**).

Eine Art von Anachoretten giebt es in Pegu, man nennet ſie Santons. Sie verlangen niemahls ein Almoſen, wenn ſie auch verhungern ſollten; denn man kommt allen ihren Wünſchen zuvor. Wer ihnen gebeichtet hat, wird nicht beſtraft; ſeine Miſſethaten ſeyen auch noch ſo groß. Dieſe Santons wohnen in

(*) *Bernier* deſcription des Etats du grand Mogol, de l'Hindouſtan, de Cachemire ect. T. II. p. 121. 122. 123. Eſprit des Nation. p. 73.

(**) *Charlevoix.* T. I. p. 625.

in hohlen Bäumen und nach dem Tode erweiſet man ihnen göttliche Ehre (*).

Der ſublimſte, und auf alle nur erdenkliche Religionen paſſende Myſticismus, iſt die Grundlage der Lehre der Sophis von Perſien, jener Abkömmlinge der alten Magen. Ihre Schriften äußern auf allen Seiten den Hang, nach der innigſten Vereinbarung mit Gott, und der vollkommenſten Entkörperung der Seele. Sie verſichern, daß ſie in dieſem Zuſtande der Abgezogenheit, eine Wolluſt, faſt wie diejenigen fühlen, um die ein ſanfter Wind ſäuſelt, wenn ſie vor Hitze faſt erſticken (**).

Alle dieſe hiſtoriſchen Beweiſe der vorzüglichen Neigung für die Einſamkeit in heißen Ländern führen mich endlich zu der Erforſchung der Urſachen dieſer Neigung, die theils phyſiſch ſind, und theils moraliſch, theils in der Luft liegen, theils im Temperamente, und theils in der Regierungsform.

Aegypten iſt eins der heißeſten Länder in der Welt. Mit dem Januar kommt der Frühling, und im Februar iſt er ſchon zu Ende; die Wärme des Sommers währt bis in den Auguſt, und iſt ſo groß, daß im May ſchon die Trauben reif ſind; der ungemein gelinde Winter iſt auf den November und December eingeſchränket. Schon im März, und nachgehends im April und May, wehen in Aegypten insgemein ſo ſehr unerträglich heiße Mittagswinde, daß ſie aus einem brennenden Ofen zu kommen ſcheinen. Auch wird daher die Hitze ſo heftig, daß kein Menſch gegen dieſelbe ausdauern könnte, wenn nicht bald darauf theils kühlere Winde, und theils die Ueberſchwemmungen des Nilſtroms, die Luft erfriſchten. Ganz Aegypten iſt, mit Ausnahme der Seeküſten, dürr und ſandig. In dem mitt-

(*) de l'Eſprit. T. I. p. 189.

(**) *Groſe* Voyag. p. 321.

mittlern und obern Theile regnet es beynahe nie; oder der Regen bedeutet höchſtens ſo viel, als bey uns der Thau. Der Himmel iſt daher ungemein helle. Reiſende, die vier bis fünf Jahre in Aegypten, und ſogar in Cairo zugebracht, ſahen den Himmel bey Tage niemahls trübe, und bey Nacht niemahls anders verdunkelt, als wie er es bey der ganzen Majeſtät einer ſternenklaren Nacht iſt (*).

Nun weiß man, wie träge und unthätig der Menſch allenthalben, bey einer übermäßigen Hitze wird. Schon die Türken haben daher nicht die geringſte Neugier, und unſere Quietiſten können die Ruhe nicht mehr lieben, als ſie (**). Die Aegypter kennen daher, wie die Syrier, und alle Morgenländer, die zur Luſt vorgenommene Bewegung nicht; in unſern Zeiten iſt Tobackrauchen, Caffeetrinken und Müßiggehen ihr einziges Geſchäft (***). Aus dieſer Trägheit und Unwirkſamkeit des Körpers entſtehet alſo natürlicher Weiſe in der Seele der Trieb für Ruhe und Einſamkeit.

Das mehrentheils ſehr heiße und trockene Klima von Aſien, zeuget die gleiche Unwirkſamkeit bey ſehr vielen Völkern dieſes Welttheils. Daher kommt ihre wenige Neugier, ihre Kleben an alte Sitten und Gewohnheiten, ihr Müßiggang, ihre Unterwürfigkeit, ihr Hang zur Ruhe und zur Einſamkeit. Daher ſtudiert man in den Morgenländern, beſonders in dem friedſamen China, ſo ſehr die Moral. Daher entſtand die herrſchende Religion der Heiden von Indien,

(*) *Proſper Alpinus* de Medicina Aegypt. (Venet. 1591.) p. 9. 10. *Ejusdem* hiſtor. natural. Aegypti. Tom. II. p. 4. 10. 17.

(**) *De la Mottraye* Voyages ect. T. I. p. 265.

(***) *Ruſſel*, und *Buffon* Hiſt. nat. T. III. p. 429.

dien, die zur tiefen Einſamkeit hinreißende Lehre des Fo.

In der allgemeinen Religion des Fo wird dem Menſchen nur gelehret, was er thun ſoll. Aber in der inwendigen, und nur den Gelehrten, den Freygeiſtern und den größten Herren kundgemachten Lehre dieſes Träumers, wird ihm geſagt warum ers thun ſoll. Nun dieſen geheimnißreichen, und auf eine gänzliche Atheiſterey hinauslaufenden Grundſätzen zufolge, ſoll der Menſch bemühet ſeyn, dem leeren Urſtoffe aller Weſen, dem Nichts, aus dem alles entſtanden ſey, und in das alles zurückfalle, dieſem reinen, unveränderlichen, höchſt vollkommenen, aller Wirkſamkeit, alles Verſtandes, und aller Empfindung beraubten Weſen, gleich zu kommen. Nichts zu wollen, nichts zu denken und nichts zu empfinden, ſoll unſer unveränderliches Geſetz ſeyn. Und je mehr wir uns von allen Emfindungen reinigen, je mehr wir unſer eigenes Daſeyn vergeſſen, je mehr wir uns zu der Natur der Steine erheben, deſto näher ſeyn wir der höchſten Vollkommenheit. Die Augen ſollen nicht ſehen, die Ohren nicht hören, die Sinne ſollen über und über leer ſeyn, der Mund ſoll nicht ſprechen, die Hände ſollen nichts betaſten, die Füße ſollen nicht gehen. Denn, alles ſey an dem Menſchen zur Stille und zur Unwirkſamkeit gemacht, und die angeführte Diät ſey der einzige Weg zur Gemeinſchaft mit dem Weſen aller Weſen, und zum höchſten Glücke (*).

Das Temperament der Einwohner ſehr heißer Länder iſt ebenfalls eine Urſache ihrer vorzüglichen Neigung für die Einſamkeit. Ihre Trägheit ſchließet nicht, wie die ſchwerfällige Trägheit einiger nordiſchen Völ-

(*) *Tchin* ſur l'origine du Monde bey dem du Halde. T. III. p. 59. *Charlevoix*, T. I. p. 114. *du Halde*. T. III. p. 24. 33.

Völker, die Empfindlichkeit aus. Sie haben ſehr viel Gefühl, und die ſtärkſte Einbildungskraft. Kein Wort iſt in ihrer bildreichen Sprache ohne Nachdruck, und ſelbſt die eigenthümlichen Nahmen ſind jedesmahl Gemählde der damit bezeichneten Sachen. Aber dieſe Einbildungskraft iſt auch oft in Verwirrung, und verſteigt ſich bis zu den heftigſten Ausbrüchen des Aberglaubens, und der zügelloſen Schwärmerey.

Ob nun gleich dieſe Beobachtung der Schwachheit, Trägheit und Unwirkſamkeit der morgenländiſchen Völker zu widerſprechen ſcheint, ſo iſt ſie mir doch, nach andern Beobachtungen, der menſchlichen Natur ſehr gemäß. Gar zu oft ſieht man in der Hypochondrie, in der Melancholie, und überhaupt in den Nervenkrankheiten, die äußerſte Schwachheit, Trägheit und Unwirkſamkeit mit der äußerſten Empfindlichkeit verbunden. Im hohen Grade hypochondriſche, hyſteriſche und melancholiſche Menſchen, ſind freylich furchtſam und voll Bedenklichkeiten; und haben auch darum den unglücklichen Hang, jedem Manne von Genie die Fliegel abzuſchneiden. Gleichwohl reißet ſie in warmen Ländern ihre eigne gewaltſam aufgebrachte Einbildungskraft in eine Wuth, in der ſie keine Gefahr ſcheuen. Dieſer Zuſtand iſt der Wahnwitz, in welchen in dieſen warmen Ländern die Nervenkrankheiten oft übergehen; und in dem alſo, bloß durch eine ſtärkere Anſtrengung der Einbildungskraft, die äußerſte Stärke aus der äußerſten Schwachheit entſtehet. Das Temperament der Morgenländer iſt das eigentlich ſogenannte melancholiſche Temperament.

Den Aegyptern war von jeher das Temperament ſo eigen, als irgend einem Volke in der Welt (*). Ihre Körper ſind unter einem ſo ungemein heißen und

(*) *Maillet* Deſcription de l'Egypte. T. II. p. 57.

trockenen Himmel durchaus hager und dürre, und wahre Bilder der Melancholie, die bekanntlich die Neigung für die Einſamkeit zeuget, und vorzüglich in Aegypten gezeuget hat. Unter der ſchweren Luft und der verwirrenden Sonnenhitze von Aegypten nahmen die Eſſener und Therapeuten bey den flüchtenden Juden ihren Urſprung. Eben ſo entſtanden auch dort unter den Chriſten in ihrem zweyten Jahrhunderte die Aſceten, endlich die Cenobiten und Anachoreten. Dieſe betrachteten als neue Therapeuten, aus einem zu weit getriebenen Eifer für die geheimnißvolle Erleuchtung und übernatürliche Vollkommenheit der Pythagoräiſchen und Platoniſchen Philoſophen, aber beſonders aus der übel verſtandenen Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel, die irdiſchen Freuden, die Sinnlichkeiten, und ihren unglücklichen Körper mit Haß und Grauen. Um von der menſchlichen Geſellſchaft nicht angeſteckt zu werden, ſagten ſie allem Umgange ab; ſie verließen die Städte, und flohen mit ihrer melancholiſchen Weisheit in Einöden, Klüfte, Höhlen, Felſen und Zellen. Eben ſo heckte das abergläubige und traurige Syrien zur Nachahmung die Encratiten aus. Dieſe hielten allen Genuß des Weins und des Fleiſches, alle Bequemlichkeiten des Lebens, nebſt der ordentlichen Gemeinſchaft der Liebe und Pflege für ſündlich, und machten ein unerheitertes Daſeyn zur vorzüglichen Pflicht (*).

Die Beſtändigkeit des morgenländiſchen Characters zeiget ſich auch in der Neigung der Aegypter zur Melancholie und zur Einſamkeit. Ein großer Arzt, der ſich einige Jahre in Aegypten Aufgehalten, und daſelbſt ſeine Kunſt ausgeübt hatte, fand die Menge der melancholiſchen Menſchen noch in neuerlichen Zeiten

(*) Hagedorn, in den Anmerkungen zu ſeinen Gedichten. T. IV. p. 95.

ten unzählbar. Er ſagt, ihre Körper ſehen ſchwarz, unfläthig, und gleich den Mumien trocken und dürre aus; ihr Hirn ſey theils durch die übermäßige Sonnenhitze, theils durch ihre wenige Nahrung, theils durch ihr häufiges Wachen gleichſam ausgebrannt; und ſie glauben daß ſie ein heiliges und ſündenfreyes Leben führen, weil ſie die Reichthümer, Lüſte und Gemächlichkeiten der Welt verachten, und die ſüßen Umarmungen ihrer Weiber fliehen (*). Die allerälteſten Einſamen unter den Aegyptern, von welchen **Herodotus** ſagt, ſie haben, um den Göttern angenehmer zu werden, ſich den Annehmlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens entzogen (**), die Eſſener, die Therapeuten, die Einſamen der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, und die noch in den neuern Zeiten, in der Wüſte zwiſchen Cairo und Alexandria (***) in den vier Klöſtern des heiligen **Macarius** lebenden Coptiſchen Mönche, laſſen keinen Zweifel auf die Wirkung der Luft, des Bodens und des Temperamentes, auf die Neigung für die Einſamkeit. Der Gottesgelehrte, der Weltweiſe und der Geſetzgeber werden hier die phyſiſchen Urſachen als Urſachen der Meinungen, der Religionen, und der Stiftungen, nicht mißkennen.

Aus der ſtärkern Einbildungskraft und dem melancholiſchen Temperamente der Morgenländer fließet ihre unaufhaltſame Neigung zur Schwärmerey, ihre übermäßige Begierde nach einer niemahls erreichbaren Vollkommenheit, durch die man größer ſeyn möchte, als die Natur, beſſer als der Menſch, mit ſeinen von dem Schöpfer ihm eingepflanzten Trieben ſeyn kann; und alſo auch die übermäßige Neigung für die Einſamkeit. Daher ward **Pythagoras** der erſte allgemeine Lehrer

(*) *Proſper Alpinus* de medicina Aegypt. p. 26.

(**) *Herodot.* Lib. II. p. 104. edit. Gronov.

(***) *Proſp. Alpin.* hiſtor. natural. Aegypti. T. II. p. 113.

Lehrer und Geſetzgeber aller morgenländiſchen Völker, durch den Grundſatz, daß man in einem nähern Umgange mit der Gottheit zu gelangen, die Seele entkörpern müſſe. Daher waren die morgenländiſchen Chriſten des zweyten Jahrhunderts, durch die Lehre der Pythagoräer und Platoniker von der Kunſt, über die Natur zu leben ſo ſehr bezaubert. Daher waren die Geſetze der morgenländiſchen Kirche viel härter, als die Geſetze der abendländiſchen. Daher ſind die thörichten Bußen der Indianer noch jetzt faſt eben ſo grauſam, als vormahls die Kreuzigungen des Fleiſches unter den erſten Chriſten, ihr aſcetiſches Leben, und ihre lächerliche Hochachtung für die Jungfrauſchaft. — Daher waren die Aſceten ſo ſehr auf das Entmannen erpicht, daß die chriſtliche Kirche ſich gezwungen fand, dieſen tollen Eifer gegen ein brauchbares Glied, durch ein poſitives Geſetz zu hemmen (*). Daher flohen Millionen ſchwarzgelber Hypochondriſten in Einöden, und Zellen.

Die ausgeartete oder abgeänderte Religion, und ſelbſt das Temperament, mildert zuweilen die Wirkungen des Klima in Abſicht auf die in der Einſamkeit geſuchte Bezwingung der Sinnlichkeit; denn nur in dieſer Abſicht paßte die Philoſophie der Pythagoräiſchen und Platoniſchen Heiden zu der Religion der Chriſten. Das gefühlvolle Weſen und die ſtarke Einbildungskraft der Morgenländer zeuget bey ihnen eine ungemein ſtarke Neigung zu den körperlichen Aeußerungen der Liebe. Um dieſe bey allen hitzigen, müßigen und gedankenleeren Menſchen, allmächtige Triebkraft, geiſtig auszuüben und die Sünde zu überwinden, flohen viele in die Einſamkeit; indeß da andere ein einſames und ihren Lüſten angemeſſenes Leben mit einander verbanden. Viele der angeführten heutigen Einſamen und

(*) *Fleury* Moeurs des Chretiens. p. 81.

und Heiligen von Indien, und jetzt auch viele der muhamedaniſchen Einſamen und Heiligen von Aegypten, befinden ſich in dieſem, dem Geiſte und dem Fleiſche bequemen Falle.

Das bisher über den Hang und die Begierde zur Einſamkeit Vorgetragene, entſtand mit Hülfe Zimmermannſcher Gedanken, über dieſen Gegenſtand. Ich glaube aber, daß daraus zur Genüge erhellet: dieſer Hang, dieſe Begierde ſey eine wahre Leidenſchaft, ob ich gleich nicht im Stande bin, ſie in einer Zeichnung und auf einem Geſichte vorzuſtellen. Unter allegoriſchen Bildern wäre es freylich eher möglich.

So wie nun auf die Traurigkeit der leidenſchaftliche Hang zur Einſamkiit, und endlich Melancholie folgen kann, eben ſo leicht folget auf dieſelbe der Zuſtand der Verzweiflung. Man ſchildert dieſen Gegenſtand durch eine ſterbende Figur, in dunkelbraunem Gewande eingehüllet, mit einem Dolche in die Bruſt geſenkt, und mit einem Cypreſſenzweige in der Hand, welchen Baum die Alten dem Gott Pluton gewidmet hatten, und womit ſie ihre Gräber zierten. Der zerbrochene Zirkel unter ihrer Hand, iſt ein allegoriſches Sinnbild auf die Verwirrung worin die Verzweiflung den Menſchen ſtürzt. Die um ihr Haupt ſchwebende dicke Wolke zeigt, daß ſie das Licht des Verſtandes verloren hat. Man ſehe die Figur 4386.

Le Brun ſagt (*): „Die äußerſte Verzweiflung „kann durch einen Menſchen ausgedrückt werden, wel„cher mit den Zähnen knirſchet, ſchäumet, und ſich in „die Lefzen beißet. Die Stirn iſt gerunzelt, und es „gehen die Falten von oben herunter; die Augenbrau„nen ziehen ſich auch über die Augen herab, und bey „der

(*) Am angeführten Orte, S. 30.

„der Naſe hart zuſammen; das Auge iſt feurig, und „voll Blut; der Augapfel ſieht ganz verwirrt aus, und „verbirgt ſich unter den Augenbraunen, unten aber in „den Augen funkelt er, und ſteht nicht lange ſtill; die „Augenlieder ſind aufgeſchwollen und bläulich, die „Naſenlöcher groß und weit, und ziehen ſich über ſich, „gleichwie die Naſenſpitzen unter ſich, und ſind inſon„derheit die Muſkeln und Spannadern, an dieſem „Theil, imgleichen alle Adern und Nerven an der „Stirn, und den Schläfen, und den vier Theilen des „Geſichts ſtark aufgeblaſen; die Wangen aber oben „dick, ſichtlich, und bey dem Kinnbacken zuſammen„gedrückt; der Mund ſteht offen, und zieht ſich ſehr weit „hinter ſich, jedoch öffnet er ſich mehr an den Seiten „als in der Mitte; die untere Lefze iſt dick und über„ſtülpet, wie auch, gleichwie der übrige Theil des Ge„ſichts, ganz bläulich; die Haare aber ſtehen gerade „über ſich, und gen Berge.“ Dieſes zeigt die Figur 4387.

Wenn wir bey drohendem Unglücke um Hülfe rufen, ſo ſtrecken wir gemeiniglich die Hände theils empor, theils nach andern Richtungen. Iſts ein Unfall, wovon wir durch die Anweſenheit eines Menſchen gerettet werden können, ſo werden ſich unſere Hände nach ihm ſtrecken, gleichſam ſeine Kraft auffordernd, und ihm die Hände biethend um uns dem Uebel zu entreißen. Iſts ein Leiden, zu deſſen Entledigung wir übernatürliche Hülfe erforderlich glauben, ſo wird unſere Kopfrichtung und Händeſtreckung gegen den Himmel erhoben ſeyn, weil wir vermöge unſerer Erziehungsbegriffe, daſelbſt den vorzüglichſten Sitz der Gottheit ſuchen. Durch Gewohnheit werden wir verleitet ähnliche Bewegungen öfters in Unfällen zu wiederholen, ohne daß unſere Seele ſich eines deutlichen Zwecks dabey bewußt iſt. Man nehme die Figur 4388 zur Hand. Unter ſolcher Geſtalt erſcheint

Blat=

Blandine (*), mit dem Ausrufe: Gott der letzte Schlag vorüber, und du noch nicht in meinen Armen! Denn die verzögernde Erſcheinung ihres Geliebten an dem zweyten Tage ihrer verborgenen Zuſammenkunft, konnte in ihrem, ohne dies ſchon von Sehnſucht ermüdeten Herzen, nur fürchterliche Bilder der Verzweiflung erregen.

Uebermannt von dem Schauer ſchrecklicher Bilder der Verzweiflung, welche mit ſchnellem Laufe in ihre Seele dringen, (dies zeigt die Figur 4389,) dünkt ſie ſich ihren Geliebten ſchon verloren, und ringt die Hände verzweifelnd über ſich. Man nimmt ſolche Geſticulation nur in ſolchen Fällen wahr, wo man ſich ganz fühllos hält, und wo es ſcheint, als wenn das Elend über den Menſchen ganz hinaufgeſtiegen iſt, um ihn mit ſeiner Bürde zu erdrücken. Das Uebergewicht ſolcher ſchrecklichen Zerrüttungen menſchlicher Gefühle, drängt natürlicher Weiſe ſo viel Blut durchs Herz, daß die Blutgefäße ſolches nicht, ohne ſich anzugreifen, abzuführen vermögen; daher entſteht eine ſchmerzende Stockung, welche durch ihren ſchmerzlichen Eindruck veranlaßt, daß der Menſch ſich heftig die Bruſt drückt, oder ſein Herz zu ergreifen ſcheint, und dadurch einen Verſuch macht, um den gehemmten Athem wieder zu befördern. Dieſes würde ohngefähr die Figur 4390 vorſtellen.

Hogarth, der Meiſter leidenſchaftlicher Ausdrücke, ſtellt uns die Verzweiflung, in ſeiner Heyrath nach der Mode, auf der ſechſten Platte, wieder von einer andern Seite, theils im Ausdrucke der Geſichter, theils aber auch überhaupt allegoriſch dar. Ich werde hier einiges nach Lichtenbergs hell ſehendem Auge herſetzen,

(*) Verſuch leidenſchaftlicher Entwürfe ꝛc. von v. Götz, S. 161. und 166.

ſetzen (*), wobey man der mehreren Deutlichkeit wegen, die Figur 4391 zur Hand nehmen muß (**).

„Unmittelbar nach dem phyſiſchen Tode ihres (der „Gräfin, geliebten Lords, und ihrem damit verbundenen „eignen moraliſchen, verläßt die Gräfin die weſtliche „höhere Welt der großen Stadt (London), und deportirt, „ſich, oder vielmehr begräbt ſich zuletzt mit ihrem Kinde „und deſſen edlem Blute in der öſtlichen, aus der ſie „genommen war, in den Gewölben ihres Herrn Va„ters, unfern der Altſtädter-Brücke (Lodon bridge). „die man mit ihren Gebäuden hier aus dem Fenſter ſieht.“

„Hier nun, auf immer entfernt von dem Zauber der „Sphären-Muſik des Hofes, und dem Getöſe von Lady „Townly's und Lady Heathens Trommeln und Miß „Hairbeains Tumult-Pomp, hatte ſie Gelegenheit ei„ne Bekanntſchaft zu machen, die ihr von unendlichen „Nutzen hätte seyn können, wenn es in beſſern Zeiten „dazu gekommen wäre, — mit Sich Selbſt. — Nun war „es viel zu ſpät! — Mit einem Donnerſchlage des Gewiſ„ſens eingeführt, erſchien ſie zum erſten Mahle vor ſich „Selbſt. Was für ein Anblick! — Verſtoßen in Weſten „von Allen, um deren willen ſie manchen in den müt„terlichen Oſten verſtoßen hatte — und nun ſelbſt von „dieſen Verſtoßenen verſtoßen; ohne Viſiten, und ſelbſt „ohne Viſitenkarten; ohne Rang und endlich ohne — „Ehre, der Spott und der Hohn, das Geſpräch und die „Lectüre der erſten Stadt der Welt. Immer näher er„blickte ſie ſich endlich als die Mörderin ihres Man„nes; freylich nicht gerichtlich kennbar, aber dafür au„ßergerichtlich zu einer Selbſthenkerey verdammet, wor„in ſich bey unauslöſchlicher Schande und in der Einſam„keit große Proceſſe machen laſſen! Wahrlich! So von „ſeines Selbſtes Gnaden den letzten Stoß zu erwarten, „iſt unendlich peinlicher, als der Strang, den die Juſtiz von

(*) G. C. Lichtenbergs ausführliche Erklärung der Hogartiſchen Kupferſtiche ꝛc. von Riepenhauſen. Vierte Lieferung, Göttingen, 1798, n. XXVI. S. 257.

(**) Wer Nachfolgendes, alſo Hogarths und Lichtenbergs Satyren und Ironien verſtehen will, muß wenigſtens die in der vorigen Anmerkung angezeigte Abhandlung auch ganz, mit den Kupferſtichen in der Hand geleſen haben.

„von Gottes Gnaden dem Verbrecher unverweigerlich
„verordnet.

„Indeſſen blickte noch immer ein ſchwacher Strahl von
„Hoffnung in ihren Kerker. Herr Silbermund (*)
„ward zwar ergriffen und eingeſperrt, allein er lebte noch;
„und kannte die Schliche ſowohl, als die Wege Rechtens,
„und was braucht ein ſolcher Vogel mehr; um ſich ſchon
„mit bloßer Schnabelkraft aus jedem Käfich herauszuhel-
„fen. Es war alſo noch immer möglich, daß dieſe bey-
„den Galgentäubchen (**) wo nicht am öſtlichen oder weſt-
„lichen Ende der Stadt, doch in irgend einem Winkel der
„öſtlichen und weſtlichen Erde, ihr Neſtchen noch einmahl
„bauen konnten. Allein bald darauf machte man Hrn.
„Silbermund den Proceß; er wird ſchuldig befunden,
„und zum Galgen verdammt. Das wahr auf einmahl ein
„zu großer Schritt auf den Wegen Rechtens; man befand
„ſich alſo plötzlich auf der letzten Station. Das hölzerne
„ſchmuckloſe Portal mit der Fangſchlinge, durch welches
„der Weg führte, lag ſchon ganz nahe. Noch immer trö-
„ſtete ſie ſich: Es iſt unmöglich, — er kann nicht ge-
„hängt werden — es war ein gar zu liebes Herz. Ge-
„wiß hat mein Seliger die größte Schuld. Immer
„betrunken, immer bepflaſtert, und immer bepillt! Er
„hätte mich beſſer hüten müſſen. Da nicht zu ſtehlen,
„wo das liebe Eigenthum ſo an der Straße herum-
„fährt, iſt nicht in der menſchlichen Natur, ſo wenig
„als es in der menſchlichen Natur iſt, ſich gutwillig
„erſtechen zu laſſen, wenn man ſelbſt einen Degen führt.
„Und das wären ja doch die ganzen Verbrechen meines
„Silbermunds. O! mein Vaterland hat eine Ge-
„rechtigkeit, aber auch eine Gnade! Dies, dies war es
„was ich ſuchte; dies iſt der Troſt: Gerechtigkeit aber
„auch Gnade. O, gewiß, Gnade — mein Silbermund
„lebt und wird leben.

„Mit dieſen Träumen hatte ſie ſich ſo eben noch dieſen
„Morgen getäuſcht, als ſich plötzlich eine Begebenheit er-
„eig-

(*) Ein Eheprocurator, der die Heyrath vorzüglich gemacht, und hernach den Liebhaber bey der Gräfin ſpielte, zuletzt aber den Grafen erſtach.

(**) In einigen Gegenden Deutſchlands nennt man die Raben ſehr ſchön, des Scharfrichters Tauben.

„eignete, von der fürchterlichſten Wirkung für die Träu„mereyen. Sie enthielte für ſie nichts geringers, als die „Donnerworte: Nein, dein Silbermund wird nicht „leben, und lebt nicht mehr. Glock zehn dieſen Mor„gen blieb er in der Schlinge des Portals hängen; du „kannſt ihn noch ſchwingen ſehen, wenn du willſt.“ —

„Dieſer Morgen war, wie die Dame wohl aus öffent„lichen Blättern wiſſen konnte, wenn ſie es auch nicht „ſonſt erfahren hätte, zur Execution ihres Liebchens aus„geſetzt. Das Verbrechen ſelbſt war von der Beſchaffen„heit, daß ſie, die mit den Subtilitäten des Rechts nicht „bekannt war, ſich leicht ähnlicher, wenigſtens ähnlich „ſcheinender Fälle erinnern konnte, da eine ſolche That „bloß mit Gefängniß oder Transportation war beſtraft „worden. Hierauf gründeten ſich ihre, nicht ganz verwerf„lichen Hoffnungen, und dieſe erhoben nun Liebe und „ſehnlicher Wunſch ſie erfüllt zu ſehen, mit bekannter Zau„berkraft zur Gewißheit. Sie ſchickte alſo, um dieſer Ge„wißheit ſo bald als möglich gewiß zu ſeyn, eine Art von „Hausknecht: nähmlich das Ding, das dort beym Tiſche „ſich in einen Mannsrock verkrochen hat,) nach dem Richt„plaze ab. Dieſer arme Teufel bringt nun, ohne vielleicht „ſelbſt einmahl zu wiſſen, wie viel er brachte, nicht allein „die Nachricht, daß Herr Silbermund ſo eben das Zeit„liche mit dem Ewigen, und das batiſtene Juſtizkrägel„chen mit dem hänfenen verwechſelt habe, ſondern noch „obendrein das Blättchen Vergißmeinnicht, das wir da „unten neben einem leeren Arzneygläschen liegen ſehen. „Dieſer Bogen, deſſen Stempel niemand leicht verkennen „wird, der einigermaßen weiß, was Humanität iſt, ent„hält nichts geringers, als Herrn Silbermunds „Schwanengeſang unter dem Galgen, ſeine Galgenrede.

„Dies war zu viel, für ein zärtliches Herz. Der „Mann — das wäre noch hingegangen, aber der Liebha„ber! — Bliz und Schlag eins, greift ſie nach einem „Unzengläschen Laudanum (*), daß ſie ſich vermuthlich „in

(*) Denjenigen, welche nicht wiſſen, was dieſes Laudanum ſey, dient zur Nachricht, daß es eigentlich eine Art von Böhmiſchem Liquor iſt, der tropfenweiſe äußerlich, auch wohl innerlich unter der Leitung eines erfahrnen Arztes gebraucht, heilſam ſeyn kann; allein in den Tag hinein, und gar loth-weiſe

„in den erſten wilden Augenblicken der neulichen Selbſt„erkenntniß verordnet hatte, aber doch ſchon etwas zu „kräftig gefunden haben mag, als es ankam — und ſie „trinkt es bis auf den letzten Tropfen aus. Bey der Mit„tagstafel zeigte ſich die Wirkung des Giftes; ſie ſtürzt „mit dem Stuhle zurück; man rafft ſie auf; ſchleppt ſie „nach dem Armſeſſel, ruft den Doktor, ruft den Apothe„ker und einen Theil der Apotheke; alle erſcheinen, aber — „wäre Silbermunn ſelbſt lebendig, und im Fleiſche mit „einem Ball Pillen gekommen, er hätte ſie nicht wieder „zurückgebracht — es war zu ſpät. Daß es wirklich zu „ſpät iſt, ſieht man aus dem Arzte, der ſich bedächtlich „zurückzieht, um der Seele die Honneurs vor der Haus„thüre zu machen.

„Sie ſtirbt auf dem Armſeſſel mit den Inſignien der „über ſie ausgebrochenen Strafgerichte, Giftflaſchen und „Galgen zu ihren Füßen — und ſo iſt endlich Squader„field gerochen. Eine alte Haushälterin, vermuthlich „bereits vor 20 Jahren von der Natur auf Grau in Grau „angelegt, hält der Hingerichteten das Kind entgegen, „deſſen Raſſel wir oben von einem Seſſel anderer Art her„abhängen geſehen haben (*). Dieſes Jammerbild ſchlingt „die kleinen rachitiſchen Arme um den Hals, und küßt die „erblaßte Wange der Menſchengeſtalt, die man ſeine Mut„ter nannte, aber es nie vielmehr geweſen ſeyn mag, als „jetzt in dieſem Augenblicke des auf ewig entwichenen Ge„fühls. An der Wange trägt das arme Geſchöpf be„reits das Siegel der Belehnung mit Squanderfield„ſchem Blute, und ſo zart und leicht als das Körperchen ge„rathen, ſo ſind dennoch, wie man deutlich ſieht, ſchon jetzt „Schnürſtiefeln mit Stahlausſteifungen nöthig, damit „die abgezehrten Beinchen ſich unter der papiernen Laſt nicht „biegen. Bey dieſer Scene, die nicht rührender gedacht „werden kann, bleibt der alte Vater ſo ruhig, als wäre

 „die

weiſe verſchluckt, völlig wirkt, wie Bley in Pillenform unzenweiſe aus der Piſtole genommen. Weitere Nachricht davon findet man in Apothekerbüchern und Romanen, zumahl den recht ſüßempfindſamen, mit Verlobungen im Grabe. In der Encyklopädie Th. LXV S. 807, findet man ebenfalls den Artikel Laudanum.

(*) Man ſehe die 4te Kupferblatte der Heurath nach der Mode, und in der Beſchreibung S. 144, fgg.

„die ganze Tochter bis auf die Fingerringe aſſecurirt, die „er daher vor allen Dingen eigenhändig rettet. — — Er „hat alſo die kalte Hand ſeiner eigenen Tochter in ſeinen „Händen nicht — um ſie noch einmahl zu drücken, ſondern „zu verhindern, daß ſie nicht etwa der Todtenfrau „heimlich einen Ring zuſteckt.

„Hinter der Alten ſteht, vermuthlich in Gallaſchwarz „gekleidet, ein Mann auf einem ſo derben Wadenpoſtement „geſtemmet, daß es faſt ſcheint, die Natur habe ihn zum „Fleiſchhauer beſtimmt, und bey deſſen Bildung gleich auf „die Ochſenviertel mitgerechnet, die er würde zu ſchleppen „haben. Sie irrt ſich aber diesmahl. Der Mann wur„de bloß Apotheker, prakticirte zu Fuß, curirte auch (*), „und ließ am Ende die vier Viertel durch andere Leute „wegſchleppen. Daß er ſo was iſt, erkennt man aus „dem parmaceutiſchen Löſch-Apparat, der ihm aus der „Taſche hervorſteht, einer kleinen Handſpritze, und einer „Flaſche Julepp; der dienſtfertige Mann kam nur hierher, „weil das Gebäude ſchon in der Aſche lag. Mit der Lin„ken faßte er, und zwar gerade mit dem Griffe, womit ehe„mahl der Terroriſt Gaßner, den böſen Feind anzu„packen pflegte, eine ziemlich frey hängende Staatsliverey „beym Kragen, vermuthlich um ihr den armen Teufel aus„zutreiben, von dem ſie ad interim beſeſſen iſt. Wirklich „ſcheint es auch mit der Beſchwörung weit gekommen zu „ſeyn. Denn, wenn ich anders in dem Geſichte des Be„ſchwörers richtig leſe, ſo ſcheint es nebſt großer Herzens„angſt, etwas Unentſchloſſenheit auszudrücken, ob er oben „aus dem Rock herausſpringen, oder aber untertauchen, „und unten herausſchlüpfen ſoll; gerade ſo, wie es der „Teufel bey Gaßnern zuweilen auch machte.“

„Die Geſchichte iſt dieſe: die arme Seele da iſt, wie „wir gehört haben, ſo etwas von einem Dienſtbothen im „Hauſe, ein klägliches Geſchöpf, das vermuthlich ums „halbe Brot dient, dafür aber auch nichts weiter zu thun „hat, als gleich ſo ſchnell als es die Staatsliverey ver„ſtattet, zu laufen, ſobald jemand apporte ruft. Dieſes „unſchuldige Hausthier hat nun unſchuldiger Weiſe auch

„die

(*) In London findet man häufig practicirende Apotheker, oder wenn man will, Aerzte, die zugleich diſpenſiren. Anmerk. v. Lichtenberg.

„die Gifte apportirt, die da neben einander auf der Erde „liegen, die Galgenrede und das Laudanum. Sieh du „Galgenvogel, was haſt du da gemacht? donnert ihn „der Apotheker an, indem er mit der Rechten auf die Gifte „hinweiſet. Wer hat dich das geheißen? Verdienteſt „du Spitzbube nicht, das man dich ſogleich aufhinge? „Dabey ſchüttelt er ihn derbe mit der Linken, und das mit „einem Blicke, der kaum noch einen Zweifel über das übrig „läßt, was die Rechte ſogleich ferner thun wird.

„Der Contraſt zwiſchen beyden Perſonen iſt herrlich. „Die Miene des Apothekers, wahres gediegenes Erz, voll „Stierkraft und Entſchloſſenheit; die des Bedienten, er- „bärmliche Milchſuppe. Der ganze Kopf, obgleich nicht „übel accomodirt, ganz der von einem Drehſchäfchen, „zitterig, activ zu nichts, paſſiv zu allem entſchloſſen.— „Der Rock des einen faſt weſtenartig und ſelbſt zugeknöpft, „dem Kniespiel bey der Sanitätsviſitation durch die Gaſ- „ſen nicht hinderlich; der des andern viel, o! viel zu lang, „ein förmliches Sperrwerk beym Apportiren, zumahl, „wenn die Magazinbeutel zu beyden Seiten gut beſetzt „ſind, ein wahrer ſpaniſcher Mantel; ferner ſitzt das Kleid „des erſtern fein an, es iſt kein Fleckchen daran leer, alles „iſt ausgeſtopft; nur noch ein einziges Pfündchen Pudding, „ſo reißt die Nath, oder die Knöpfe fliegen; das Kleid des „andern, o! du liebſte Zeit kaum zur Hälfte bewohnt, mit „einem Plus von Vacuum, das ganze Pfündchen Pud- „ding mit ſammt dem Apotheker aufzunehmen. Da „ſpringt ſicherlich kein Knopf; herausfallen aber würden „die Knöpfe aus ihren reſpectiven Löchern, wenn das „Sperrwerk ſymmetriſch gerade zugeknöpft wäre. Es „iſt aber ſchief geknöpft, und der zehnte Knopf ſteckt „wirklich im neunten Knopfloche, und der eilfte im „zehnten. Das ſtämmige Fußgeſtelle des Apothekers „haben wir ſchon betrachtet, die Beine des Bedienten „und der permanente Knicks der Ohnmacht, worin ſie „begriffen ſind, verdienen kaum den Nahmen von Fuß- „geſtelle, und ſind überhaupt nicht der Rede werth. „Alſo nur noch ein Paar Worte über den Rock.

„Die Staats- und Alltagsliverey iſt eigentlich ein ur- „altes Bedientenlehn in dieſer Familie, das immer bey „jeder Veränderung des Inveſtirten, nach geſchehener „Häutung an den Lehnherrn zurückfällt. Weil nun bey

„ſem Verfahren mit der Zeit offenbar etwas gewonnen wer„den muß, ſo hat man auch gleich zu Anfang bey dem Kleide „das Tuch nicht geſpart, und alles ſtark und völlig genom„men, ſo daß es von jedem Menſchen von 4 Fuß 6 Zoll an, bis „zu der Größe, da er ſich allenfalls für Geld ſehen laſſen könn„te, füglich theils getragen, theils geſchleppt werden kann. „Daß es einem nicht ſo gut ſitzt, als dem andern iſt freylich „an dem, gilt aber in gewiſſen Graden von allen Beklei„dungen der Menſchen ſowohl als der — Aemter,“ u. ſ. w.

So weit Lichtenberg; aber, man kann am angeführten Orte weiter nachleſen, da ich dies nur als einen Auszug hier einrückte, und man wird ſich hieraus auch überzeugen, daß ſolche Scenen oft mit komiſchen und lächerlichen wieder verbunden ſind, wie auch hier der Fall iſt. Jetzt ſchreite ich zum Spotte. Dieſer iſt nicht ſowohl ein Laſter, als auch die mehreſte Zeit eine Leidenſchaft. Da ich aber an ſeinem Orte in einem beſondern Artikel noch hiervon handeln werde, ſo will ich nur kürzlich ſagen, in welcher Bedeutung ich hier das Wort Spott nehme. Ich verſtehe darunter, das Vergnügen über den Schaden, oder auch die vermeinten Unvollkommenheiten anderer, in beißenden Worten und verdächtigen Mienen auszubrechen. Oft hat die Miene dabey ein lächerliches Anſehen. In dieſem Betrachte iſt ein Spötter eine ſolche Perſon, welche die Fertigkeit beſitzt, ſowohl ernſthafte und ehrwürdige Dinge von andern, als auch ihn ſelbſt betreffende Unannehmlichkeiten zum Scherze zu mißbrauchen, und ſein Vergnügen über das, was andere betrifft, es ſey, was es wolle, durch ſcherzhafte oder beißende Worte an den Tag zu legen.

Ich fühle es aber ſehr gut, daß dieſe Beſchreibung noch nicht alles ſagt, was ſie ſagen ſollte; weil dieſe Leidenſchaft unter ſehr vielen Geſtalten ausbrechen kann, indem der Bau der Körper, und die Temperamente verſchieden ſind, eben ſo wie die Erziehung und ſelbſt die Geiſteskräfte. Es iſt daher gemeiniglich der

Spott

Spott von einer Art Witz, mit etwas Verachtung — etwas Freude, etwas Stolz, und mehreren andern Dingen dieſer Art, begleitet, wobey oft gänzlich Mitleiden und Menſchenliebe fehlet.

Nach dem Walch iſt der Spott, oder die Spötterey, eine Art des Tadels, da man eines andern Fehler auf eine ſinnreiche Manier durchzieht. Es giebt zweyerley Spötter. Einige ſind von keinem häßlichen Gemüthe und meinen es nicht ſo böſe; ſind aber dabey mit einem ſatyriſchen Geiſte verſehen. Man hält insgemein dafür, daß dieſe ſich zu gewiſſen Zeiten einer artigen und nachdrücklichen Spötterey, gar wohl um eines erlaubten Zweckes willen, bedienen könnten. Es könnten Fälle ſeyn, da dem gemeinen Beſten daran gelegen, daß ein Irrthum, eine Gottloſigkeit, eine Eitelkeit zu einem Gelächter werden möge, wenn nähmlich anderer Geſtalt demſelben nicht könne entgegen gearbeitet werden. Denn durch gründliche Demonſtrationen überweiſe man nur kluge Leute, und wenn dieſe nun gleich einen Irrthum erkennen, ſo hätten deswegen ſolche Wahrheiten, daran viel gelegen, daß ſie allen Leuten in die Köpfe gebracht würden, noch lange nicht die Oberhand.

Weil aber nicht alle Leute mit raiſonniren; wohl aber alle über einen verſpotteten Irrthum mitlachen könnten, ſo ſey dieſerhalb es gar vernünftig und nützlich geweſen, daß dann und wann eine eingewurzelte und ſchädliche Thorheit nicht allein gründlich widerleget; ſondern auch, ſo viel möglich, zu einem allgemeinen Spotte und Gelächter gemacht werden, und weil ſolche Irrthümer, die dermaßen, daß ſie zu allgemeinen Lehren worden, durch das Vorurtheil menſchlicher Auctorität einzig und allein in ihrer Blüthe erhalten werden, und es alſo vergeblich ſeyn würde; ſie ausrotten zu wollen, und dennoch den Grund derſelben, das iſt die ſchädliche Auctorität der Patronen und Verfechter

derſelben, die ſolche mißbrauchen, in vollem Flore zu laſſen; ſo hätten wieder zum öftern weiſe Leute vernünftig gehandelt, wenn ſie bey Durchhechelung einer großen Narrheit, auch zuweilen den groben Narren ein wenig mitgetroffen, und die gar natürliche Folgerung, die man von der Narrheit auf den Narren machen könnte, eben nicht gar ſorgfältig zu verhüten geſucht.

Solches ſey der Liebe nicht zuwider. Denn die Liebe der ganzen menſchlichen Geſellſchaft, als deren Nutzen hier unter mit begriffen wird, müſſe die Liebe einer einzelnen Perſon überwiegen.

Nach theologiſchen Grundſätzen muß man wenigſtens anders hiervon urtheilen. Die andere Art der Spötter ſind diejenigen, welche bey der Spötterey einen verdorbenen Willen zeigen, und ſich von denſelben regieren laſſen, ſo daß ſie zum Verdruß aller Leute, das an ihnen befindliche Gute neidiſch herunter machen, und das Böſe gehäßig vergrößern. Einen ſolchen Menſchen würde man aber wohl ſchon ein Läſtermaul nennen können. —

Der Herr v. Götz beſchreibt und zeigt uns den Spott von einer andern Seite (*). Er redet hier von **Blandinen**. Gebietend, ſagt er, erhebt ſie die Hand, (Man ſehe die Figur 4392, welche den Augenblick vorſtellt, wo ſie ſagt: „Mein Schönſter trägt hohen „und züchtigen Muth — ſeht auf! — horcht auf, „wie er eurer Hoffart ſpottet!“—) die Aufmerkſamkeit ihrer Verfolger nach dem Puncte zu lenken; wo ſie ihren Geliebten mit hohen Eigenſchaften glänzen zu ſehen glaubt. Die Miene dürfte ankündigen, daß ſie ſich eines dunkeln Begriffes vom Sinne der Rede bewußt ſey, und aus dieſem Grunde würde auch mehr Dreiſtigkeit im Tone und Geberden, in ſofern ſich ihre Aeu=

(*) Verſuch leidenſchaftlicher Entwürfe ꝛc. S. 144, fgg.

Aeußerung mit der entkräfteten Natur verträgt, hier nicht ganz zweck- und geſetzlos angebracht werden. Einen beſondern Schwung fordert der Ausdruck: ſeht auf! eben ſo wie: horcht auf! hier einen abfallenden, Verachtung und Abſcheu ankündigenden Ton verlangt. Zur Krafterhöhung ihres Ausdruckes zeigt ihre Rechte auf die niederſinkende Hoheit ihrer Verfolger, in Vergleichung mit den höhern Eigenſchaften ihres erhabenen Geliebten. Dahin zwecken die Verachtungäußernde Lage des Mundes, und die über die Achſeln hinwegblickende Augen. Bey dem Worte ſpottet! worauf ein eigenes Gewicht gehört, wird ſich auch die rechte Hand mit einem beſondern Nachdruck bewegen.

Im Verfolge dieſer Leidenſchaft, und bey der ſpöttiſchen Frage: „den verſteinernden Blick. — fühlt „ihr ihn?“ wird ihre linke Hand in der nähmlichen Lage bleiben, die rechte hingegen mit einiger Würde an den Lenden herabſinken. Man weiß, daß dieſe Stellung, nebſt einigen andern, vielleicht ſehr nach den Geſetzen einer kunſtmäßigen Declamation ſich darſtellet; allein ein Beobachter der Natur wird auch dieſe Veränderungen, die oft, ſelbſt auf der Bühne ſehr glücklich ausfallen, bald nach richtigen — bald nach verworrenen Geſetzen irgend eines Naturtriebes, in der kunſtloſen Natur bemerkt haben.

Ich könnte unendlich viele Zeichnungen beybringen, die alle die Leidenſchaft des Spottes an den Tag legten; allein um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich mich nur noch bey einer etwas aufhalten. Gottſched ſagt (*): „Der Spott der Eſel, welcher ein „Bildniß der Unwiſſenheit iſt, iſt mit Recht als ein

(*) Handlexicon, oder kurzgefaßtes Wörterbuch der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte ꝛc. Leip. 1760, Col. 1509, Art. Spott.

„Sinnbild des Spottes und Hohngelächters ge„braucht worden. Er wird in der Geſtalt gemahlt, „die man oft an ihm ſieht, wenn ihm etwas widriges „begegnet iſt, mit zurückgezogenen Lippen, und ganz „entblößten Zähnen.“ Hierzu möchte ich nun noch fügen, damit es ganz der Natur des Eſels gemäß würde: mit ganz zurückgeklappten Ohren, und etwas ſchief gehaltenem, zurückgezogenem Kopfe. — Ich habe jetzt keine Figur bey der Hand, die einen ſolchen phyſiſchen Eſel in ſolcher Qualität darſtellet — allein, man wird ſich ſchadlos halten, wenn ich in der Figur 4393, einen moraliſchen Eſel ſtatt deſſen darſtelle, und ich glaube, daß dieſer bey erſter Anſicht ſchon mehr über dieſen Punct ſagen wird, als alle übrige Beſchreibung vermag.

Dieſem gegenüber ſehe man in der 4394ſten Figur, das Urbild der Zankſucht. Die Künſtler pflegen ſie in Geſtalt eines alten häßlichen Weibes zu mahlen, die einen Haufen Papier zerreißt. Dieſes würde aber eigentlich die Proceßſucht, welches doch faſt einerley iſt, vorſtellen. Da aber nach dem bekannten Sprichworte die Advocaten ſowohl, als die Wagenräder geſchmiert werden müſſen, und es vielen alten zankſüchtigen Weibern an dem gehörigen Schmiere — fehlt; ſo führen ſie ihre Proceſſe, ohne ſonderlich eines Advocaten und des Papiers zu bedürfen, ſogleich entweder mit dem Maule, oder Beſenſtiel, Ofenkrücke, Fleiſchgabel u. dgl. aus. So ſiehet man auch dieſe Xantippe mit vorwärts gebogenem Leibe und das Geſicht nach dem krummen Spötter hingewandt. Ihre Augen ſprühen Grimm, ſie zeigt im offenen Rachen die klappernden Ruinen ehemahliger Zähne. Die linke Hand hat ſie kräftig in der Seite geſtemmt, indeſſen ſie mit der rechten ſo etwas gepackt hält, welches man etwa für eine ſtarke Fleiſchgabel halten kann, deren man ſich in den Küchen zu bedienen pflegt.

Ihre

Ihre ganze Phyſiognomie verräth nicht allein den Maulproceß, ſondern auch, daß ſie gern ihrem Gegner eins verſetzte, wenn nur nicht die liebe Juſtitz dann ungerufen ins Mittel träte. — Die Rockſäume und überhaupt die ganze Kleidung verrathen als Epiſoden des Uebrige zur Erläuterung. (Auch ſehe man S. 210).

Aus dieſem ergiebt ſich, daß die Zankſucht eine Begierde ſey, Wortkriege zu führen, wobey ſie aber doch immer etwas Pöbelhaftes iſt. Man nennet es daher einen Zank unter den Gelehrten, wenn ſie einen Streit in ihren Schriften haben, wobey ſie ſich allerley Grobheiten ſagen, ſo wie — wenn man nicht heutige Beyſpiele nehmen will — es zu Anfange der Reformation unter den Theologen geſchah, wo einer immer den andern in ſeinen Schriften verketzerte und verdammte.

Ob aber nun gleich das Wort Zank in der eigentlichen Bedeutung, und dem mehreſten Gebrauche nach etwas Niedriges und Pöbelhaftes anzeiget, ſo wird es auch bisweilen im Scherze und in einem gelinden Verſtande auch von ſolchen Streitigkeiten gebraucht, welche gar nichts Niedriges mit ſich führen. So nennet man z. B. den Streit, welchen zwey Gelehrte, auf eine ganz anſtändige Weiſe in ihren Schriften mit einander führen: einen gelehrten Zank. Wenn bey einer öffentlichen Disputation, der Reſpondens und Opponens, ſcharf mit einander disputiren, ſo ſaget man wohl: ſie haben ſich tapfer herum gezankt. Oder, man ſagt von zweyen Verliebten, welche allerley kleine Neckereyen und Wortſtreite mit einander haben: Sie müſſen ſich immer zanken. Daher kommt auch das Sprichwort im gemeinen Leben: In der Liebe will gezankt ſeyn, u. dgl.

Zänkerey hingegen iſt ein wiederholter Zank. Leute welche in Zänkerey mit einander leben, nehmen von jedem Dinge Gelegenheit her, ſich zu zanken.

Man

Man kann die beyden Wörter Zankſucht und Haderluſt, faſt unter einen Begriff bringen. Von dem Worte Zank ſagt **Wachter**: a *zanen*, mordicare, et dicitur de jurgio, quia altercantes, videntur ſe mutuo dentibus lacerare. Hinc *zanken* et *beiſſen*, in ore vulgi etiamnum ſunt ſynonima. Von dem Worte Hader aber iſt ſeine Meinung folgende: Pannutiae pannus laceratus. Metaphorice dicitur de jurgio, quia altercantes ſimiles ſunt eorum, qui ſe mutuo lacerant et diſcerpunt. Hinc apud Virgilium *ſciſſa Diſcordia palla* inducitur, quia veſtis lacera, eſt ſymbolum contentionis et diſcordiae. Es würde alſo beydes ein uneigentlicher Ausdruck ſeyn, welcher auf das Zerreißen der Ehre durch ehrenrührige Worte und Reden ſeine Abſicht hat. Wofern man nicht darin einen Unterſchied ſuchen wollte, daß das Wort Hader von zerriſſenen Kleidern oder Lumpen entſtanden iſt, nicht ſo etwas Hartes ausdrücke als das Wort Zank, welches von dem Beißen mit den Zähnen ſeinen Urſprung hat, und daher noch etwas Empfindlicheres und Schmerzhafteres anzeigen würde, daß ſich auf eine ſolche Uneinigkeit beziehen könnte, wobey man ſich unter einander grobe und ſchimpfliche Worte ſaget, die noch heftiger die Ehre angreifen, und ſich unter geſitteten Leuten nicht einmahl ſchicken.

Da es noch einige Zeit hin iſt, bis ich zum eigentlichen Artikel Zank kommen möchte, ſo will ich hier kürzlich nur noch anführen, daß die Gelehrten wegen der Etymologie dieſes Wortes nicht völlig eins ſind. **Wachter**, wie ich ſchon angeführt habe, leitet es von zanen, beißen her, und dieſer Meinung ſcheint **Stoſch** nach ihm auch zugethan zu ſeyn. **Adelung** aber (*), dem man ſonſt viel trauen müßte, weicht von

(*) Grammatiſch-kritiſches Wörterbuch ꝛc. Th. 5, Col. 332. Art. Zank.

von dieſer Meinung ab, indem er ſagt: „So alt das „Wort auch ſeyn mag, ſo kommt es doch in unſern al„ten Oberdeutſchen Schriften nicht vor, ich beſinne „mich auch nicht, daſſelbe in den verwandten Sprachen „gefunden zu haben. Im Niederſ. iſt dafür Krakeel „üblich. Da die meiſten Wörter dieſer Art Nach„ahmungen des Lautes ſind, oder doch von dem Laute „und Geräuſche entlehnt werden, ſo ſcheint auch Zank „einen ähnlichen Urſprung zu haben, und mit dem noch „in einigen oberdeutſchen Gegenden üblichen Zannen, „heulen, weinen, zu dem Geſchlechte des Wortes Ton „zu gehören, zumahl, da auch im Hebräiſchen דין ein „Zank heißt.“

Es iſt möglich, daß, gegen die Zeit, wenn ich zur Bearbeitung des Artikels Zank gelange, uns ſowohl in dieſem, als vielen andern ähnlichen Fällen ſchon mehr Licht aufgegangen iſt; und deßhalb will ich die mir jetzt am wahrſcheinlichſten ſcheinende Meinung anführen. Daß das Wort Zank in den älteſten deutſchen Schriften nicht in dem Sinne vorkommt, als wir es jetzt gebrauchen, hat ſeine Richtigkeit, ſo wie auch dieſes, daß man im Niederſächſiſchen ehemahls, und auch noch jetzt in der recht platten Sprache ſtatt Zank Krakeel, und für zanken krakeelen ſagt, woher auch krikeln und krökeln, ſeine Unzufriedenheit über eine Sache auslaſſen, kommt. Ein hiermit ſehr nahe verwandtes Wort iſt krajölen, aus Ungeduld oder Angſt rufen oder ſchreien (*). Dieſes letztere würde im Niederdeutſchen alſo eben das ſagen, was zannen im Oberdeutſchen ſagt, und kann beydes von Kraak, ein widrig Thier, und jöhlen, heßlich ſingen herkommen.

Die=

(*) In einer alten plattdeutſchen Bibel iſt die Stelle Pſ. 130, v. 1, 2. ſo überſetzt: Ut de Kulen kröjöl ick, Herr to dy. O, Herr hör up min Bölken ꝛc.

Diederich von Stade (*) iſt anderer Meinung, der ich beyzupflichten, mich bewogen fühle; und da käme das Wort Zank von dem alten plattdeutſchen Worte Sang, ein Schall, anhaltende Töne, ein Geſang, her. Sein Urtheil iſt wörtlich dieſes:

„Das Wort Zank iſt von dem Worte Sang, oder „Geſang, cantus, canticum, ſo im Cod. arg. (**) *Singuan* „heißet. Luc. 4, 16, Uſtoth ſinguan bokos: Er ſtand auf „im Buch zu leſen, herſagen, wie bey den Griechen „ἄδειν, wie *Junius* in Gloſſ. Goth. p. 265. bezeuget. Ja „es ſcheint, daß Singen bey den Alten ſo viel angezeigt „habe, als ein Geläut machen, laut reden oder rufen, „ſo iſt daher Zanken genommen, Jeſaiä 58, 4. — 1 Moſ. „45, 24. Denn, die mit einander zanken, die laſſens „nicht bey dem ſonſt gewöhnlichen Ton ihrer Rede, ſon„dern erheben ihre Stimme, und ſchreyen zuweilen, ſo laut „ſie nur können, als wenn ſie mit aller Macht ſängen. „*Erasmus Franciſci* ſagt: der Singekunſt lieblicher „Zank ꝛc. — Hierher gehöret auch, was 1 Timoth. 6, 20. „ſteht: meide das Gezänk der falſch berühmten Kunſt. „Ottfried ſagt (l. I. 20, 6,) von den bethlehemitiſchen „heftig wehklagenden Müttern: Thaz vueinon vuasin len„gi himilo gizngi: das Weinen war überall, daß es gen „Himmel erſchallete. Ferner, IV. 26, 14.) von den Wei„bern zu Jeruſalem, die Chriſtum, als er zur Kreuzigung „geführt wurde, beweinten: Weinotun ſe lango himile „gizango: Sie weinten lange, daß der Schall gen Him„mel ginge. Eben auch von dem Worte Singen iſt das „Wort Zinke, tuba, Inſtrumentum muſicum recurvum, „(ein jetzt nur noch bey Kirchenmuſiken gebräuchliches Inſtru„ment) hergenommen worden.

Eine mit der Zankſucht verwandte böſe Leidenſchaft iſt der Neid, und dieſer wird theils durch Mißgunſt, theils durch Abgunſt, zuweile richtig, zuweilen aber auch unrichtig ausgedrückt. In dem allgemei-

(*) Erläuterung der vornehmſten deutſchen Wörter ꝛc. S. 744, fgg.

(**) Man ſehe S. 213, unten die erſte Anmerkung.

meinen Begriffe, worin dieſe Wörter gleichbedeutend ſind, zeigen ſie eine ſolche Gemüthsbeſchaffenheit an, in welchen man das Glück und den Wohlſtand anderer Menſchen, mit ſcheelen Augen anſiehet, und ihnen das Gute welches ſie genießen, nicht gönnet. Neid drücket den höchſten Staffel davon aus; es iſt damit der Begriff einer innerlichen Traurigkeit, und eines herzfreſſenden Kummers über den Wohlſtand anderer Menſchen, verknüpft, da hingegen die beyden andern Wörter nur ein Mißvergnügen darüber anzeigen. Der Neid kann nichts Gutes, auch keine Tugenden von andern leiden, und ergreift daher alle Gelegenheit, wo er irgend ihre guten Eigenſchaften verkleinern und verläumden kann. Die Mißgünſt und Abgunſt wollen nur diejenigen Tugenden nicht leiden, die ihnen im Wege ſtehen, ſie ſuchen daher auch nur in Anſehung desjenigen zu ſchaden, was ſie andern nicht gönnen.

Man brauchet zwar die Wörter Mißgunſt und Abgunſt, oft als ganz gleichbedeutend, und vielleicht ſind ſie es auch in der That, nur mit dem Unterſchiede, daß das erſte in der edlern Sprechart gebräuchlicher iſt. Man braucht ſie aber beyde im gemeinen Leben häufig, und zwar dünkt mich, man werde dabey mehrentheils den Unterſchied wahrnehmen, daß man mißgünſtig denjenigen nennet, welcher andern eine Sache nicht gönnet, weil er ſie ſelbſt gern haben möchte, abgünſtig denjenigen welcher einem andern auch ſo etwas nicht gönnet, was er ſelbſt nicht einmahl begehret, oder doch nicht haben kann. Ein Kind gönnet dem andern ein Spielwerk nicht, und bittet die Mutter, daß ſie es demſelben wegnehmen, und ihm geben ſoll. Die Mutter ſtrafet es deswegen, und ſagt: Du ſollſt nicht ſo mißgünſtig ſeyn. Hingegen ein Kind nimmt dem andern eine Blume weg, und reißet ſie entzwey; es verlangt ſelbſt die Blume nicht, aber es gönnet auch dem andern das Vergnügen nicht, ſie zu haben. —

Die

Die Mutter ſagt, indem ſie es ſtrafet: du ſollſt nicht ſo abgünſtig ſeyn, u. ſ. w.

Ein Menſch, welcher am Hofe lebet, gönnet dem andern die Gnade ſeines Fürſten nicht, weil er ſie ſelbſt zu beſitzen wünſcht; er iſt alſo mißgünſtig. Eine adliche Wittwe, ohne Kinder muß das Landgut ihres Mannes an ſeine Vettern abtreten, ſie gönnet es ihnen nicht, und ob ſie gleich ſelbſt keinen Nutzen davon haben kann, ſo läßt ſie doch zuweilen die jungen Bäume ausreißen, und allerley andere Dinge verderben, bloß darum, damit ein anderer ſie nicht genießen möge. Dieſe Perſon iſt alsdann abgünſtig.

In dem Artikel **Neid** werde ich beſonders hiervon noch reden; allein da ich jetzt denſelben unter den Leidenſchaften abhandeln muß, ſo will ich auch nur das anführen, was hierher gehöret. **Gottſched** ſagt: der Neid wird als ein altes weibliches Geſpenſt gemahlet, mit Schlangenhaaren, hängenden Brüſten, ſchielenden, tief liegenden Augen, gelber Haut, Schlangen in der Hand, und einer andern, die ihr die Bruſt naget. Zuweilen ſetzet man ihr auch eine ſiebenköpfige Hydra zur Seiten. Denn, nach der Fabel wuchs derſelben, wenn man einen Kopf abhieb, beſtändig ein anderer wieder. So iſt auch der Neid ein Laſter, welches vom glänzendſten Verdienſte nicht erſtickt werden kann. Die Iconologie (*) hat das Wort Mißgunſt für alle drey übrige Benennungen genommen, und es heißt unter der Num. 103, wie folget:

„Um

(*) Da ich die letzten Blätter, und den ganzen Titel der Iconologie bisher noch nicht hatte, ſo habe ich dieſes vortreffliche Werk auch nur ſo einfach benannt. Jetzt aber kann ich es deutlicher für Freunde der Kunſt bezeichnen. Es heißt: Iconologie, oder allegoriſche Darſtellung vieler Leidenſchaften, Tugenden, Laſter und Handlungen der Menſchen. Mit 261 Abbildungen, dann einem deutſch-, franzöſiſch-, und italiäniſchem Texte, Wien, 1798.

„Um wider dieſe ſchändliche Leidenſchaft einen Abſcheu „einzuflößen, haben Dichter und Mahler lebhafte Gemähl- „de davon entworfen, und ſie mit gräulichen Farben ge- „ſchildert. Hier wird ſie unter der Geſtalt eines alten „ausgezehrten Weibes, mit Schlangen um den Kopf, mit „einem magern Geſichte, mit eingefallenen Augen, und „mit einem ſcheelen Blicke überaus häßlich vorgeſtellt. „Die Art, wie ſie ſich in die Fauſt beißt, und die Schlange, „die ſich um ihren Arm windet, um ihr zum Herzen zu „kommen, beweiſet die Wuth, die ſie quält. Sie ſitzt auf „einer Hydra, die eben ſo, wie ſie, ein Ungeheuer iſt.“

Dieſe Vorſtellung kann man in der Figur 4395 ſehen.

Wollte man nun noch einige — wirklich nicht beſondere, ſondern nur allgemeine Züge des Neides nehmen, ſo würde man ſie in allen Winkeln eines jeden Standes finden. Ob ſich aber der Neid ganz zuverläſſig, durch gewiſſe characteriſtiſche Züge im Geſichte, die ihn verrathen, allein ſchon darſtelle, ſo daß ein jeder ſagen könne: es ſey die verabſcheuungswürdige Leidenſchaft, der Neid; das überlaſſe ich größern Phyſiognomen — denn ich bin wirklich dazu zu einfältig. Indeſſen, ich will doch die Figur 4396 beyfügen, welche in der Zeichnung dem Originale ſehr ähnlich iſt, bey welchem Neid und wahrer Bauernſtolz den Hauptcharacter ausmachen.

Der Argwohn iſt eine böſe, nachtheilige, aber ungegründete Vermuthung und Meinung von andern. Gewöhnlich belegt man dieſe Leidenſchaft mit den Nahmen Verdacht. Der Argwohn hebt alles Gute, auch oft gegründete Zutrauen zu andern auf. Ein Argwöhniſcher macht ſich zum liebreichen Umgange mit andern untüchtig, plagt ſich mit vergeblichen Einbildungen, und iſt immer ſchüchtern und furchtſam. Alte Leute, und beſonders Geizige ſind meiſtentheils argwöhniſch. Dem Weſen nach gehört der Argwohn zum Verſtande, indem man falſche Urtheile abfaßt, und

und, was nur möglich iſt, für wahrſcheinlich, auch wohl für ganz gewiß annimmt. Seinen Urſprung hat der Argwohn aber eigentlich aus einem liebloſen Herzen. Denn, die wahre Liebe leidet eigentlich keinen Argwohn, welches auch die Natur der Liebe und die Erfahrung beſtätigen; — wohl aber könnte einiger Verdacht mit ihr beſtehen.

Indeſſen, beyde Wörter werden doch nur in einem böſen Verſtande genommen, und geben zu erkennen, daß man etwas Böſes, Unrechtes, oder Schlimmes von Jemand glaube, wovon man doch keine völlige Gewißheit hat, und welches auf bloßen Muthmaßungen beruhet.

Der Verdacht aber ſcheint mehr eine ſolche böſe Neigung anzuzeigen, wozu uns einige wahrſcheinliche Urſachen Gelegenheit geben. In vielen Fällen werden zwar dieſe Wörter eins für das andere geſetzt; allein wenn man genau darauf Acht hat, ſo wird man doch finden, daß ſie ſich auf die angezeigte Weiſe unterſcheiden. Man ſagt z. B. dieſer Menſch kam in den Verdacht, daß er eine Schmähſchrift wider die Regierung geſchrieben habe, das iſt, es fanden ſich einige wahrſcheinliche Urſachen und Gründe, warum man ſolches von ihm glaubte, oder muthmaßete. — Man hatte einen Argwohn auf dieſen Menſchen, daß er der Urheber der Schmähſchrift ſey, giebt zugleich eine böſe Meinung von ihm zu erkennen, und eine Geneigtheit zu glauben, daß er deſſen fähig geweſen.

Der Richter warf einen Verdacht auf die Zeugen, daß ſie beſtochen wären, will ſo viel ſagen: Er fand einige wahrſcheinliche Urſache, wodurch er bewogen wurde, ſolches von ihnen zu glauben. Hingegen: er hatte einen Argwohn, daß die Zeugen beſtochen wären, würde zugleich eine üble Meinung von ihnen, und ſolche Geſinnung anzeigen, die geneigt ihn gemacht, es zu glauben. Ein eiferſüchtiger Ehemann hat ſeine Frau im

Ver-

Verdacht, wenn er meinet, einige wahrſcheinliche Gründe zu haben, ihre Treue in Zweifel zu ziehen. Er hat aber einen Argwohn auf ſeine Frau, wenn er mehr aus einer ſchlimmen Denkungsart, ihre Treue in Zweifel ziehet.

Es läßt ſich dieſer Unterſcheid beyder Wörter mit ihren Begriffen einigermaßen durch die Etymologie beſtätigen. Beyde geben eine nachtheilige und üble Meinung zu erkennen, welche man ohne hinlänglichen Grund von jemand gefaßt hat. Verdacht aber kommt her, von denken, und dieſes Zeitwort iſt vielleicht aus einer noch ältern Wurzel entſtanden, nähmlich von Dachten, tachten, welches nach Herrn **Adelung** beym **Ottfried** für denken vorkommt, und wovon auch das unrichtige Imperfectum ich dachte, herrühren mag. Verdacht würde alſo bloß ein übles Denken, oder eine nachtheilige und ſchlimme Meinung anzeigen.

Argwohn kommt her von wähnen, Wahn. Da nun das Wort Wahn weit härter iſt, als das Wort Meinung, und den Begriff einer ſolchen ungegründeten Meinung giebt, welche jemand, ob er gleich keine hinlänglichen Gründe dazu hat, dennoch für völlig gewiß hält, und hartnäckig behauptet, ſo iſt auch das Wort Argwohn weit härter als Verdacht. Es zeigt nicht nur eine ganz ungegründete böſe Meinung an, ſondern auch eine unbillige und hartnäckige Behauptung derſelben.

Einen Verdacht kann man jemanden leicht benehmen, wenn man ihm zeigt, daß die nachtheilige Meinung die er gefaßt hat, gar keinen Grund habe, oder wenn man den wahrſcheinlichen Gründen, die er zu haben glaubt, ſtärkere Gründe entgegen ſtellet. Aber ein Argwohn läßt ſich nicht ſo leicht benehmen, weil der Argwöhniſche immer hartnäckig auf ſeinen Wahn beſtehet, und keine Gründe oder Vorſtellungen annehmen will, ſondern ſeine Einbildung für gewiſſer und ſicherer hält,

als alles, was man ihm dagegen ſagen könnte. Und, hieran iſt, wie ich ſchon oben geſagt, eine üble Geſinnung und Denkungsart Schuld, die ihn geneigt macht, nachtheilige Meinungen zu faſſen, und wenn er einmahl davon eingenommen iſt, ſie auch hartnäckig und mit Heſtigkeit zu behaupten.

Ob argwöhniſche, und mit Verdacht geplagte Menſchen allemahl helldenkend und weiſe ſind, will und kann ich nicht behaupten, wohl aber glaube ich behaupten zu können, daß viele kurzſichtige und dumme Menſchen, gerade dort, wo ſie am meiſten Verdacht und Argwohn haben ſollten, oft am weiteſten davon entfernt ſind. Ohne mich auf Gegenſtände einzulaſſen, die ich zuweilen erblickt habe, und noch erblicke, wenn ich ſo das Gewimmel um mich rings herum, bis zum Horizont betrachte — will ich nur ein Beyſpiel anführen, womit ich wahrſcheinlich keinem in meiner Nachbarſchaft auf die Füße trete. Es iſt das, von jenem dummen Eipeldauer (*), womit uns ein witziger Schriftſteller beſchenkt hat. Er heyrathete die Maitreſſe des Chefs einer Kanzelley, wurde dadurch angeſtellt, und erhielt bei ſeinem Dienſte gerade ſo viel Einkommen, um einen gemeinen Wiener Bonvivant machen zu können, wozu ſeine Frau durch ihre Schönheit auch ein Scherflein beytrug. Er wurde mit ſeiner Frau Gemahlin perſuadirt, die Leipziger Meſſe zu beſuchen, und auch ſchon dieſe Perſuaſion will ich ihn ſelbſt erzählen laſſen. (Man ſehe am angeführten Orte, S. 4, fgg.)

„Z'erſt muß ich doch dem Herrn Vetter erzähl'n, „wie's ſo g'ſchwind mit der Reiſe nach Leipzig herging. „Mein'

(*) Briefe eines Eipeldauers an ſein'n Herrn Vetter in Krakau, über d'Leipzig'r Stadt. Aufg'fang'n, und mit Anmerkung'n verſeh'n von'm Wiener. Wien, 1798.

„Mein' Frau G'mahlinn hat den letzt'n Wiener Markt „ein'm Schweizerkaufmann Marſchelin (Mouſſelin) „zu ein'm Kleid' abgekauft, der über d'prompte B'zah„lung ſo z'fried'n war, daß er ſeitdem mein'r Frau „G'mahlinn oft d' Viſit' g'macht hat, um ſ' immer zur „Kundſchaft z' erhalt'n (*); und wie 'r vom Peſter „Medardi-Markt z'rückkam, lud er mein' Frau „G'mahlinn gar ein, mit ihm d' Leipzig'r Meſſ' z' beſu„ch'n. O je, Herr Vett'r, was das gleich für ein' „Freud war! Denn mein' Frau G'mahlinn war gleich „dabey und wollt' anfang'n einz'pack'n. Ich traut' „mir kaum z' ſag'n, daß 's doch kein G'ſchick hätt, „wenn ein' Frau mit ein'm andern Mann reißt', weil „ich mich fürcht't', ihr d'n Freund z' verderben, und „weil ich wußt', daß 's ihr ſelbſt einfall'n würd', und „kaum hätt' ſ' nur ein Wört'l davon erwähnt, als der „Schweitzer auch mich z' der Reiſ' nach Leipzig einlud. „Ich macht' freylich Einwendung g'nug weg'n Kanz„ley G'ſchäft'n; aber mein Frau G'mahlinn nahm's „über ſich, mir bei mein'n Scheffi (Chef) Erlaubniß „zum Verreiſ'n auf ein'n Monath herausz'bring'n, und „Dictifacti, (dictum, factum,) war alles richtig. Wie „ich hernach mit'n Beut'l Rechnung halt'n wollt' ver„ſichert' mich der Schweitzer, daß mir d' Reiſ' kein'n „Kreutzer koſt'n ſollt', weil's ihm nur darum „z' thun ſey, mein Frau G'mahlinn zur Kundſchaft „z' erhalt'n," u. ſ. w.

Hieraus könnte man ohngefähr des Eipeldauers Character ſchon abmeſſen — und erſehen, daß er, wie es tauſend andere Männer gewiß thun würden, Urſache hätte, ſeine Frau Gemahlin in Verdacht und Argwohn ſogleich zu nehmen, und eiferſüchtig im eigentlichſten Verſtande zu ſeyn. Allein dies rührt ihn nicht. Er fühlt ſich in ſeiner Dummheit viel zu erhaben und zu glücklich, als daß er nur irgend dahin den-

(*) Der Narr, nicht einmahl zu ſehen, daß der Schweitzer ihre Kundſchaft geworden iſt! — Er hat bald des Milords Stelle eingenommen.

Anmerk. des Herausgebers.

denken ſollte, wo das Glück des Lebens am eheſten ſonſt zu ſcheitern pflegt. Er ſcheint nicht einmahl die Quelle zu kennen die Glück und Ruhe vergiften, und dies beweiſet die Fortſetzung ſeines dummen Geſchwätzes, welches man a. a. O. auf der 22ſten Seite und ferner antrifft, wo es heißt:

„Mein' Frau G'mahlinn hatt' g'ſagt, daß ſ mit d'm „Schweitzer in d' Komödie geh'n würde; und da mir „eben nicht darum z' thun war, mit z' geh'n, ſo ging „ich in ein'n Weinkeller, um z' ſeh'n wie 's in den'n „zuging' und der Schweitzer verſprach mich mit mein'r „Frau G'mahlinn daraus ab z'hol'n. 'S war ſchon „ziemlich ſpät, und weder ein Schweitzer, noch ein' „Frau G'mahlinn kam, und ich war ſchon der einz'ge „Gaſt, ich mußt' alſo allein an d'n Rückweg denken. „Der Wein hatt' mir 'n wenig g'ſchad't, weil ich auf „d' lezt, bey langer Weil' in lauter Verdruß ein Biſſ'l „viel hinein g'trunk'n hatt' und nun verirrt ich mich „zwiſchen den Bad'n auf'm Markt, ohn' z' wiſſen, wie „ich mich heim find'n ſollt'. Wär'nd ich mich umſah' „kam mir was z' G'ſicht, das mir ein'm Latern'n „Bub'n glich. Ich rief ihm zu, und ſagt', er ſollt' „mich zum Hotel d' Sachs führ'n. Da das Ding auf „mein'm Befehl immer vor mir herging, ſo ging ich „hinten drein, ließ es gern g'ſchehen, daß noch jemand „neben mir her haspelt', und kam an ein großes Haus, „wo ich mein'n Führer auf einmahl aus d'n Aug'n ver„lor. Als ich noch ſo nachdenk', warum der Latern'n „Bub' ſich von mir verlor'n hab'n muß, kommt jemand „den ich ſag', ob ich noch weit zum Hotel de Sachs „hab; und nun muß ich gar hören, daß ich weit um„gang'n bin, daß das vermein'te Büberl' ein Pudel ge„weſ'n iſt, der ſein'n Meiſter nach Hauſ' g'leucht hat, „und daß ich vor Quands Hof ſteh'. Zum Glück' „hatt' der, der mir b'gegn'te, faſt den nähmlichen Weg, „und ſo kam ich ins Hotel de Sachs, wo aber mein' Frau „G'mahlinn mit dem Schweitz'r eben ſo wenig war. Ich „ging jezt g'rad's Wegs nach Hauſ', und als ich über d' „Stieg'n hinauf wollt, kam' neb'n beyd' herunter; und „nun erfuhr ich, daß mein'r Frau G'mahlin auf dem Weg

„in d' Komödi' übel g'word'n war (*), weswegn der „Schweitzer ſie wieder nach Hauſ g'führt hatte. Und, wie „gut 's mein Frau G'mahlin mit mir meinte! S'war „um mich b'ſorgt g'weſ'n, und hatt' mich, trotz ihr'r Ue„belkeit abhol'n woll'n. Ich erzählt' ihn'n mein Aben„theu'r und wurd' oben drin ausg'lacht, und 's La„chen b'kam mein'r Frau G'mahlinn ſowohl, daß ſ' „drüber geſund wurd'“.

Hier will ich nur noch ein Paar Stellen anführen, woraus man den hierher zu rechnenden Character des dummen Eipeldauers etwas näher kennen lernt, um ſich eine gehörige Idee von ſolchen albernen Menſchen machen zu können. Dem Werke iſt kein Kupfer beygefügt welches wirklich Schade iſt. Ich habe indeſſen eine Zeichnung entworfen, die vielleicht einen ähnlichen Character ausdrückt, und welchen man in Figur 4397 findet. Zwar mag das Original dieſer Zeichnung wohl nie ſo öffentlich, als der Eipeldauer, mit Hörnern von guten Freunden beſchenkt worden ſeyn, auch kann es möglich ſeyn, daß er nie, ſo wenig einen ſolchen Schweitzer Kaufmann, als die leipziger Meſſe geſehen haben mag — indeſſen ſo viel iſt doch gewiß, daß die große Perrücke von den Haaren eines gehörnten Viehes, nähmlich von einem ſtattlichen ſchwarzen Bocke genommen worden. Uebrigens mag dieſes ein eben ſo unſchädliches Geſchöpf ſeyn, als der unſchädliche Eipeldauer, und daher glaub ich vernimmt man in ſeiner Phyſiognomie auch keinen Argwohn. Der Eipeldauer erzählt auf der 36ſten Seite weiter:

„Wo mein' Frau G'mahlinn 's Geld herg'nomm'n „hatt', um ſich Looſe aus dreyen (Lotterien) z' kauf'n, „weiß ich nicht. Was kümmert 's mich aber, wenn ſ' „nur aus allen dreyen 's große Loos gewinnt; und dar„auf hat ſ' Hoffnung. Eing kauft hat ſ' auch ziemlich„um d' neu' Modi mit nach Wien z' bring'n. Das „zeigt,

(*) Die Uebelkeit läßt ſich weiter nicht mit Händen greifen. — Anmerk. des Herausgebers.

„zeigt, daß ſ' gut g'wirthſchaft't hat. Aber, ſo heim„lich thut ſ' mit ihr'm Geld', daß ichs nicht z' find'n „im Stande bin.

„Künftig'n Montag, oder Dienſtag reiſ'en wir hier „ab. Der Schweitzer kehr't nicht mit uns z'rück, will „uns aber d' Fuhr aushalt'n. Das wird ein Lamento „bey mein'r Frau G'mahlinn ſeyn, und mir ſelbſt „werd'n beym Abſchied d' Aug'n übergeh'n. Schon „darum wünſchet' ich, daß mein Frau G'mahlinn d' gro„ßen Looſe all' g'wönn', damit ſ' ihm recht viel ab„kaufen könnt'."

Den Schluß der Characteriſtik dieſes Eipeldauers, will ich mit dem machen, welches er in ſeinem Briefe S. 39. fgg ſagt:

Ich weiß nicht, was ich von mein'r Frau G'mah„lin denk'n ſoll; denn ſ' hat bey dem Abſchied von dem „Schweitzer g'lacht, und ich mußt' wein'n, wie ein „klein's Kind. Er hat ihr auf d' Rückreiſ' zwanzig „holländer Dukät'ln g'geb'n, und mir gab er zum An„denk'n ein B'ſteck Meſſer und Gabel, wovon d' Griff' „zwey Horn'ln verſtell'n, die in Gold und Silber g'faßt „ſind (*). Die mög'n nicht wenig g'koſt hab'n. Wenn „mein Frau G'mahlinn d' groß'n Looſe g'winnt, ſo ſoll „ſ' ihm recht viel abkaufen, daß 'r doch zu einig'm Er„ſatz kommt," u. ſ. w.

Dieſes war ein entgegengeſetzter Character von dem, eines argwöhniſchen Menſchen. Sonſt aber wird der Argwohn in Geſtalt eines Mannes, mit unruhigem Blicke abgebildet, der ſich eben zur Wehre ſtellt, und ſich hinter einem großen Schilde verſchanzt, auf welchem ein wüthender Tiger vorgeſtellt iſt. Man giebt ihm dieſes Thier zum Attribut, weil es, nach dem Ariſto-

(*) Nun das iſt doch dumm, ſo was nicht zu merken, wenn er ſo tactfeſt auf den Fuß getreten wird. Die Hörneln wird der Eipeldauer auf den Kopf ſetzen ſollen, und die Vergoldung und Verſilberung wird wohl anzeigen, daß die Hörner für ihn, dem Schweitzer viel Gold und Silber gekoſtet haben.

Anmerk. des Herausgebers.

Ariſtoteles ſo argwöhniſch iſt, daß es alles, und ſelbſt die harmoniſchen Töne der Muſik übel aufnimmt. Der Hahn auf dem Helme dient als Sinnbild der Wachſamkeit. Man ſehe dieſen Gegenſtand in der Figur 4398.

Jetzt folgt eine Leidenſchaft, die von je her viel Unglück in der Welt geſtiftet hat, und noch ſtiftet, und von welcher ſelten ein dazu geneigter Menſch geheilet werden kann. Es iſt die Eiferſucht, eine ſehr nahe Verwandtin des Argwohns und des Neides. Adelung ſagt, ſie ſey ein Eifer, wenn er in eine Sucht ausartet, (doch nur den Eifer in einigen ſeiner Bedeutungen genommen,) und nimmt in dieſem Betrachte das Wort Eiferſucht als eine gemilderte Benennung des Neides — ein Mißvergnügen über die Vorzüge eines andern, und Beſtreben, dieſelben gleichfalls zu erlangen; oder, als einen Zorn über die wahre oder eingebildete Untreue einer geliebten Perſon, an. Eigentlich beſteht dieſe Leidenſchaft aber wohl in ſolcher Gemüthsbeſchaffenheit, da wir durch die Vorſtellung, daß die geliebte Perſon einen andern liebt, oder von einem andern geliebt werde, unruhig gemacht werden, und in dieſer Hinſicht weiß ich nicht, ob es möglich wäre, dieſe Unruhe als Künſtler in einem Geſichte bloß und allein ſo vorzuſtellen, daß ſie gerade hin von den vielen Unruhen anderer Art, die ein menſchliches Herz zum öftern beſtürmen, unterſcheiden werden könne.

Die Beſchreibung welche le Brun von der Eiferſucht macht, kann immer zu vielen Geſichtern paſſen, und in ſie das Characteriſtiſche dieſer Leidenſchaft legen, allein viele tauſend Phyſiognomien können auch wieder vorhanden ſeyn, bey denen ein ſolcher Ausdruck gar nicht möglich iſt, und doch ſieht man ihnen beym erſten Anblicke in Geſellſchaft ihres Weibes, oder anderer Perſonen dieſe Leidenſchaft hell und klar.

an. Ich bin daher ganz der Meinung, wenn man Eiferſüchtige erkennen will, daß man ſie durchaus in der Geſellſchaft des Gegenſtandes der Eiferſucht ſehen müßte, weil mehrere Leidenſchaften dabey zuſammenfließen. Beym le Brun wird dieſe Leidenſchaft durch die gerunzelte Stirn ausgedrückt, wobey auch die Augenbraunen niedergeſchlagen und gerunzelt ſind. Das Auge funkelt, und verſteckt ſich unter die Augenbraunen, aber wendet ſich nach dem Object, welches dieſe Leidenſchaft verurſacht. Uebrigens muß der Augapfel ſchnell und feurig ſcheinen, eben ſo wie auch das Weiße im Auge und die Augenlieder. Die Naſenlöcher ſind bleich, ziemlich geöffnet, und mehr als ſonſt zu ſehen, imgleichen zurückgezogen; woher denn die Backen Falten bekommen. Der Mund kann geſchloſſen ſeyn, und anzeigen daß man die Zähne zuſammen beiße; die untere Lefze raget über der oberen hervor (*); die Winkel des Mundes ziehen ſich zurück, und dabey ziemlich unter ſich; die Muſkeln an den Kinnbacken ſehen eingefallen aus; ein Theil des Geſichts hat eine feurige, und der andere eine gelbliche Farbe; die Lippen aber ſind entweder bleich oder bläulich.

Die vortreffliche Iconologie, (deren mir bis jetzt noch unbekannte Herr Verfaſſer es mir erlauben wird, daß ich dieſes ſchätzbare Werk auch noch in der Folge zur Zierde und Verſchönerung meiner Encyklopädie nutze,) ſagt: Man ſchildert dieſe Art von Unſinnig„keit durch eine Weibsperſon, die in einer unruhigen „Stellung ſteht, und die Ohren ſpitzt, um zu hören, was

(*) Dieſe Beſchreibung von der Lefze iſt durchaus nicht paſſend auf alle Geſichter. Es giebt Menſchen, die, wenn ſie eiferſüchtig ſind, das Maul, wie ein Eſel hängen laſſen; wieder andere ſpitzen die Oberlefze und beißen ſie über der untern in der Art, daß der Mund einem Eulenſchnabel gleichen möchte.

„was auf der einen Seite geſagt wird, indeß ſie das „Geſicht auf die andere wendet, und aufmerkſam be„trachtet, was da vorgeht. Ihr Gewand iſt mit Au„gen und Ohren beſetzt. Der Dornſtrauch in ihrer „Hand bedeutet, daß ihre Qual von ihrem freyen Wil„len abhängt. Der Hahn, ein eiferſüchtiges und „wachſames Thier, iſt ihr Sinnbild.“ Man ſehe die Figur 4399

Die Hauptfrage, welche die Moraliſten, wenigſtens vor dieſem bey der Eiferſucht aufwarfen, iſt: woher dieſe Gemüthsdispoſition entſtehe? Dieſe hat der ſeel. D. Buddeus in inſtitut. theol. moral. part. I. cap. I ſect. 6. §. 24, beantwortet, und nennt ſie einen Affect, welcher aus der fleiſchlichen gei„len Liebe und Haß zuſammengeſetzt ſey.“ Dieſes iſt freylich etwas kraß geurtheilet, allein man kann es der Denkungsart damahliger Zeit verzeihen. — Thomaſius in der Ausübung der Sittenlehre, Cap. 13, §. 52, fgg. hält die Eiferſucht für eine Tochter des Neides, und ſchreibt ihr das wenigſte zu. Urſprünglich kommt ſie von dem Willen, und kann bald durch den Ehrgeiz, bald durch die Wolluſt, bald durch den Geiz erreget werden, wobey aber die Wirkung des Verſtandes nicht auszuſchließen iſt. Denn eben die Meinung, welche wir von den Perſonen, worauf die Eiferſucht geht, haben, verurſacht dabey große Veränderungen in der Eiferſucht. Man wird befinden, daß bey vieler Wolluſt keine Eiferſucht ſey, das iſt, wir lieben eine Perſon ſehr, und eifern gegen andere doch nicht, wenn ſie gleich genau mit ihr umgehen, welches daher geſchehen kann, weil wir keinen Argwohn haben; dies pflegt auch zu geſchehen, wenn die Eiferſucht im Willen nicht die Wolluſt, ſondern den Ehrgeiz und Geldgeiz zum Grunde hat.

Da zwar ein Ehrgeiziger ſich durch die Einbildung, man liebe ihn weniger, und verachte ihn alſo; ein

ein Geldgeiziger aber durch die Begierde, alles gern allein zu haben, er mag nun das Herz recht befinden, oder nicht, zur Eiferſucht bewegen läßt; — ſo werden ſie beyderſeits unter den Perſonen, auf welche ſie eifern ſollen, einen Unterſchied machen, bloß weil ſie ungleiche Meinung von ihnen haben, und einer mehr, als der andern zutrauen. Uebrigens hat unter den drey Neigungen, eine vor der andern, genauere Verwandtſchaft mit der Eiferſucht, und es wird hier wohl dem Geize der Vorzug gelaſſen werden müſſen.

Bey den Morgenländern iſt die Eiferſucht eine der heftigſten Leidenſchaften; ihre Rache kennet beynahe keine Gränzen. Wer das Unglück hat, bey den Perſern die Gemahlin eines vornehmen Herrn nur in der Ferne zu ſehen, wird, er mag ſo unſchuldig ſeyn, als er nur immer will, von den Bedienten mit Stockſchlägen behandelt. Chardin ſagt, daß es zu ſeiner Zeit ein Halsverbrechen geweſen, den Concubinen des Königs zu begegnen. Es geſchah, daß, einſtens eine von ihnen auf der Jagd von einem Gewitter überfallen wurde, und in einem Dorfe einkehren mußte, ſie niemand aufnehmen wollte, aus Furcht, er möchte unglücklich werden. Wenn vornehme Weiber in Perſien ausgehen, welches gemeiniglich nur des Nachts geſchieht, ſo gehen gewiſſe Perſonen vor und nach, und dieſe rufen beſtändig: Curuc! curuc! d. i. entfernt euch! Jedermann hat für dieſes Wort ſolchen Reſpect, daß man es ſich nicht zum zweyten Mahle ſagen läßt. Gehen ſie bey Tage durch die Straßen, ſo wird es vorher bekannt gemacht, damit ſich niemand daſelbſt ſehen läßt. Gehen die Concubinen des Königs auf das Land, ſo muß ein Regiment Soldaten vorher ausrücken, die alle Perſonen auf eine Stunde Weges weit abhalten, an den Ort zu kommen, wo ſie den Weg hinnehmen.

Die

Die Eiferſucht iſt bey den Türken nicht geringer. Die Sultaninnen dürfen von keiner Mannsperſon geſehen werden. Die Alleen in den Gärten wo ſie ſpazieren gehen (*), ſind deswegen ſo dicht bewachſen, daß man auch nicht einmahl in einer gewiſſen Entfernung durchſehen kann. Sie werden außerdem noch von gewiſſen Keuſchheitswächtern, den Verſchnittenen bewacht. Die Kreaturen, deren ſich keines von beyden Geſchlechtern anmaßet, verrichten ihr Amt mit der ſtrengſten Genauigkeit. Nichts ſoll infamer ſeyn, als die Gemüthsbeſchaffenheit dieſer Unmänner. Weil man ihnen dasjenige genommen hat, wodurch die Natur beyde Geſchlechter von einander unterſcheidet; ſo verrathen ſie bey aller Gelegenheit, daß ſie mit dem Zeichen des Geſchlechts auch die Menſchheit ausgezogen haben. Allein diejenigen, die unter ihrer Aufſicht einige Neigung der Zärtlichkeit äußern, ſind der gehäſſige Gegenſtand der Eiferſucht und des Neides. Daher bedienen ſich die Großen derſelben, als getreuer Wächter über die Keuſchheit ihrer Weiber.

So groß nun auch immer die Eiferſucht bey den Türken iſt, ſo gehet ſie doch noch nicht ſo weit, als bey den Perſern. Wenn auch ein Türke Unrath bey ſeiner Frau merkt, ſo ſtraft er ſie entweder mit Stockſchlägen, oder jagt ſie fort; aber bis zum Mord wird ihre Eiferſucht ſelten getrieben.

Von den Arabern merkt man etwas beſonders an, daß Väter und Brüder weit eiferſüchtiger auf die Keuſchheit ihrer Schweſtern und Töchter ſind, als auf die Keuſchheit ihrer Weiber; ſie geben zur Urſache hiervon an, weil der Mann ſeine Frau im Falle der Unzucht von ſich jagen könne, Tochter und Schweſter aber

(*) In den Reiſen nach Perſien, nebſt einer Beſchreibung der wichtigſten Merkwürdigkeiten dieſes Reichs, 1 Band Frankf. a. M. 1780 S. 33. fgg. findet man eine Beſchreibung von dem Serail.

aber nie aufhören, Tochter und Schweſter zu ſeyn. Daher gehet ihre Rache auf die Verführte eben ſo ſtark, als auf den Verführer, und die Beyſpiele ſind gar nicht ſelten, daß in beyden Fällen die Rache nicht anders, als mit Blute geſtillet werden konnte.

Niebuhr erzählt hiervon einige auffallende Beyſpiele. Ein angeſehener Araber hatte ſeine Tochter an einen andern Araber verheyrathet. Nicht lange nach der Hochzeit fragte ihn jemand, ob er der Vater dieſer jungen und ſchönen Frau ſey? Dieſer vermuthete, daß man die Ehre ſeiner Tochter in Zweifel ziehe, und verließ ſogleich die Geſellſchaft, um den Kopf ſeiner Tochter zu holen. Dem Manne iſt es verboten, ſeine Frau um eines Ehebruchs willen zu tödten, aber ihr Vater, Bruder, oder einer ihrer Anverwandten darf es ungeſtraft, oder doch wenigſtens für eine kleine Geldbuße thun.

Zu Baſra traf ein reicher Kaufmann einen jungen Menſchen bey ſeiner Anverwandtin an, und hieb nicht nur ſie auf der Stelle in Stücken, ſondern brachte es auch bey der Obrigkeit dahin, daß der junge Menſch noch in derſelben Nacht gehangen wurde. Die Eiferſucht ſcheint auch die Urſache geweſen zu ſeyn, daß die morgenländiſchen Frauenzimmer ſich nicht anders, als nur vor den nächſten Anverwandten ohne Schleyer ſehen laſſen durften. Als die Perſer den Georgiern die ſchönſten Frauenzimmer wegnahmen, ſo kam auch bey dieſen der Gebrauch auf, daß verheyrathete Frauenzimmer nicht ohne Schleyer öffentlich erſcheinen durften.

Die Samojeden, Zemblaner, Borandier, die Lappen, die Grönländer und die Eſkimaux haben hingegen andere lächerliche Gewohnheiten, die der Eiferſucht zum Theil ganz entgegengeſetzt zu ſeyn ſcheinen. Der unter ihnen allen eingeführte Gebrauch, den Fremden ihre Weiber anzubiethen, und ſich etwas dar-

darauf einzubilden, wenn dieſe von ihrer Freygebigkeit Gebrauch machen, kann aber vielleicht von der Einſicht ihrer eigenen Unförmlichkeit, und der natürlichen Häßlichkeit ihrer Weiber herrühren. Eben dieſe Gewohnheit haben auch die krimmiſchen Tataren, Kalmucken, und viele andere Völker in Syberien und in der Tatarey (*).

Die Eiferſucht entſteht ſowohl, wenn uns die geliebte Perſon wirklich abwendig gemacht wird, als auch ſchon alsdann, wenn wir dieſes nur noch befürchten. Gemeiniglich hält man die Eiferſucht überhaupt für tadelhaft, ohne zu bedenken, daß die Bewegungsgründe derſelben in der menſchlichen Natur liegen. Wer eine Perſon liebt, dem kann es unmöglich gleichgültig ſeyn, wenn ſie ihn nicht wieder — wenn ſie ſogar einen andern liebt; wenn ein anderer ſich um ihre Liebe bewirbt — wenn er darin glücklich iſt, oder, wenn er auch wider ihren eignen Willen allenfalls zum Beſitze ihrer Perſon gelangt. Er muß nothwendig verdrießlich und unwillig werden, daß ihm eine Perſon, deren Zuneigung oder Beſitz er für einen wichtigen Theil ſeiner Glückſeligkeit hält, entzogen werden ſoll, oder wirklich entzogen wird. Nur alsdann wird die Eiferſucht, wie ſo viele andere Gemüthsbewegungen mehr ſträflich, wenn ſie ſich auf Perſonen erſtreckt, auf welche man keinen gerechten Anſpruch hat; wenn die geliebte Perſon in einen ungeziemenden Verdacht gezogen wird; wenn endlich, falls die Eiferſucht an ſich auch rechtmäßig wäre, die gehörigen Schranken überſchritten werden.

Was den Punct betrifft, da Menſchen auf Perſonen eiferſüchtig ſind, auf welche ſie keinen Anſpruch machen

(*) Man findet hierüber in vielen Werken Nachrichten. Ich will hier aber nur Büffon allgemeine Naturgeſchichte, Th. 4. und Pallas Reiſe durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reichs, nennen.

machen können, ſo muß ich geſtehen, daß wenigſtens nach meinen Beobachtungen, dies in der Welt wohl der häufigſte Fall iſt, weil es in der Welt gewiß mehr habſüchtige und niederträchtige, als wirklich tugendhafte Menſchen giebt. Man glaubt es zuweilen nicht einmahl, daß es ſo hergeht, wenn man es erzählet. Um eine Phyſiognomie anzugeben, von der ich ganz gewiß weiß, daß die größeſte Eiferſucht darin liege, ſo habe ich in der Figur 4400 ein Bruſtſtück beygelegt, und bin verſichert, daß die Zeichnung dem Originale völlig ähnlich ſey. Dieſer Menſch aber iſt übrigens auch von Laſtern ganz zuſammengeſetzt, ſo daß man bey ihm das Sprichwort: Man hüte ſich vor dem von Gott gezeichneten! in völlige Anwendung bringen könnte. Es iſt nicht allein actenkündig, ſondern auch außergerichtlich bekannt, daß er ein niederträchtiger Betrüger ſey, deſſen Betrügerey mit der allergrößeſten Bosheit verknüpft iſt, ſo daß es ihm auch nicht darauf ankommt, einen ſehr entfernten Bruder für todt anzugeben, falſche Todtenſcheine darauf zu produciren, um deſſen allenfallſigen Nachlaß an ſich zu ziehen, während daß ſeine verwaiſeten Bruderkinder ſich durch Unterſtützung von Menſchenfreunden forthelfen müſſen. Es darf an ſeinem Orte nur im geringſten ein junger Mann ſichs merken laſſen, einen ähnlichen, aber erlaubten Nahrungszweig, ſo wie er ihn auch öffentlich hat, ergreifen zu wollen, ſo wird er von ihm auf das ſchrecklichſte verfolgt; es werden falſche Zeugniſſe herbey gebracht, und der junge Mann, er ſey auch ſo unſchuldig als er wolle, ſieht ſich ſchon ganz von ſeinen ſataniſchen Intriguen umgeben. Setzt jener aber dennoch durch, ſo iſt dieſer beſchäftigt, ihm immerwährend das Leben

(*) Ich weiß ſehr wohl daß eigentlich zur Phyſiognomie mehr gehöret, als ein bloßes Geſicht, indem Gang, Stellung des Körpers, Sprache, Geſticulation und mehrere andere Dinge dahin gerechnet werden müſſen.

ben ſauer zu machen. Er iſt, ſobald er nur dazu gelangen kann, ein Ehebrecher. Keine, nur irgend ihm beträchtlich ſcheinende Heyrath in dem Zirkel ſeiner Bekanntſchaft darf entſtehen wollen, ſo ſitzt er menſchenfeindlich mit Verläumdungen dazwiſchen. Er wird nicht geliebt — aber er will alle Mädchen lieben. Ja, es geht ſeine Eiferſucht mit der niedrigſten Habſucht aufs genaueſte verknüpft, ſo weit, daß er ſich des Gewinnſtes wegen, auch von andern niederträchtigen Leuten dazu gebrauchen läßt, unſchuldige Menſchen aufs ſchändlichſte zu verläumden.

Wenn daher auf dem Lande eine Erzieherin, oder ſonſt ein junges Frauenzimmer ſich befindet, auf welche er, ſo wie auf alle Uebrige ſeine Bocksanſchläge gemacht hat, — die aber ihr Herz einem jungen Menſchen zu ſchenken, ſich einfallen läßt, und der Vollziehung einer glücklichen ehelichen Verbindung entgegen ſieht; ſo darf die eben ſo verabſcheuungswürdige gnädige Principalin, in dieſer Verlegenheit, indem ſie nicht ſobald eine Erzieherin wieder erhalten dürfte, nur zu ihm fahren, und ihm unter der Zuſicherung eines gewiſſen Etwas, (denn ſo ganz um Gotteswillen, betrügt, verläumdet und verläſtert er wohl nicht gerne —) ihre Noth klagen, und um nachdrückliche Hülfe bitten. Alsdann iſt er ſogleich bereit, ohne den Bräutigam zu kennen — und obgleich er der Braut zuvor wohl hundertmahl ſeine zärtliche Brunſt wie auch ſeinen verwachſenen Körper zum Beſitz und Eigenthum angetragen — an die Aeltern der Braut zu ſchreiben; den Character der Tochter äußerſt verdächtig zu machen; ſich das Anſehen zu geben, als ob dieſer ſein Schritt, aus wahrer Menſchenliebe, und Beſorgniß für die Ruhe der Aeltern, und das Wohl der Tochter geſchehe, und ſogleich dringend zu bitten, wofern man kein Unglück an dem Kinde erleben wolle, daß man die aller

ſchleunigſten Veranſtaltungen treffen möge, um die heilloſen Ideen beyder jungen Leute auf ewig zu zertrümmern.

Dieſe falſche Anklage und Warnung unterſtützt er, nach der allgemeinen Logik der Betrüger, mit den gewöhnlichen verläumderiſchen Gründen, und da muß denn der gute Nahme des Bräutigams herhalten, welchen, wie ich ſchon geſagt, er nicht einmahl kennet. Er beſchuldigt ihn des Saufens, der Liederlichkeit, der Dummheit — daß er ein Landſtreicher, ein Betrüger, ein Treuloſer ſey, der ſchon Frau und Kinder habe ſitzen laſſen, und was dergleichen ſchändliche Dinge mehr ſind. Wobey er aber wohlweiſe bittet, daß man ihn doch ja nicht verrathen möchte, indem dieſe ſeine freundſchaftliche Warnung von der Tochter nur für Liebloſigkeit erklärt werden möchte; welches er doch nicht gern wollte; wobey er den Wunſch äußert, daß man, im Falle man doch einen Ausſager angeben müßte, lieber vorgeben ſollte: Die Nachricht wäre von einem benachbarten Prediger, — um auch dieſen, einen Freund von beyden Brautleuten, in Verlegenheit zu bringen.

Will alles dieſes dennoch nicht helfen, und gehen die Verlobten deſſen ungeachtet dem Ziele ihrer Wünſche entgegen, ſo ſucht er noch andere Wege, um den Prozeß ſeiner Klientin nach Wunſch auszuführen; und hier iſt der nächſte Weg; damit die jungen Leute nicht zuſammen kommen möchten, daß er des jungen Mannes Nahrung, Fortkommen und ganzes Glück zu zertrümmern ſucht. Er verläumdet ihn daher, wo er kann, dichtet ihm alles nur mögliche Böſe an, und verſuchts zuletzt vermittelſt Briefe ohne Nahmen, dort, wo der junge Mann ſein vorzüglichſtes Fortkommen hat, ihn als den dümmſten, ſchlechteſten und niederträchtigſten Menſchen zu ſchildern. — Hilft alles dieſes dennoch nicht, und er ſieht, daß er ganz fruchtlos ge-

arbeitet hat, ſo iſt er — eben er, wieder ſo niederträchtig, den Umgang des jungen Menſchen und deſſen Freundſchaft ſuchen zu wollen, um, da es nun doch zur Hochzeit und zum Brot gehet, vielleicht bey der Einrichtung noch einige Waare zu verkaufen, und ſo für ſeine gehabte Mühe — vielleicht durch Betrug noch etwas zu profitiren.

Vielleicht wird manchem dieſe Beſchreibung eines ſataniſchen Characters, neben der ganz erbärmlichen Perſon, übertrieben vorkommen; allein es iſt nichts Uebertriebenes hierin, denn, ich kann jedem, dem es aus Gründen daran gelegen iſt, hierüber nähere Auskunft zu haben, die Originalbriefe und Schriften vor Augen legen.

Betrachtet man nun dieſes in der Figur 4400 beygelegte Bruſtſtück, welches in Hinſicht der Zeichnung dem Originale ganz ähnlich iſt, ſo iſt man bey allem dem ſchändlich Characteriſtiſchen doch nicht im Stande, jede in ihm ruhende, die Menſchheit herabwürdigende Leidenſchaft, beſonders zu zeigen, noch viel weniger die Eiferſucht, welche ihn in allen Inſtanzen ſeines Characters ganz beherrſcht, deutlich anzugeben. Daß ich, wie es wohl Schwärmer thun, die Linien mit Buchſtaben bezeichnen, und dann der Welt vorſagen ſollte: dies ſey die — und das ſey jene Leidenſchaft — und: dies bezeichnet hier dieſe — und das wieder eine andere Begierde — das kann ich nicht. Die Linien im Geſichte entſtehen davon, daß das Geſicht ſehr oft und mannigfaltig, aber in vielen verſchiedenen Leidenſchaften verzogen worden, wobey ſehr oft viele Verzuckungen des Geſichts, ſelbſt bey verſchiedenen Leidenſchaften ſo übereinkommen, daß man, in Hinſicht der Lineamenten zuweilen verſchiedene Leidenſchaften, immer unter eine Rubrik bringen könnte, die aber bey einem andern wieder anders ausgedrückt werden, und folglich auch unter eine andere Rubrik gebracht wer-

den müſſen. Hier wüßte ich nichts beſonders, auf die Eiferſucht abzielendes anzugeben, als das ſataniſche Auge, welches Falſchheit, Neid, Habſucht, Geilheit und Menſchenhaß zugleich verräth. Es ſteht nicht immer jedem vor dem Kopfe geſchrieben, wes Geiſtes Kind er ſey, woher ſich zuweilen auch die Klügſten unter den Klugen, von ſolchem Geſchmeiße in der menſchlichen Geſellſchaft, zu ihrem Unglücke bethören laſſen, welches oft zu ſpät bereuet wird. Der Schöpfer muß ſeine weiſen Urſachen darunter haben, warum er nicht ſolche ſataniſche Charactere uns in der Art von Natur aus ſchon ſo bekannt macht, wie dem Viehe die Giftpflanzen, durch ein dunkles Vorgefühl ſchon immer kennbar ſind. — Vielleicht ſollen wir den Menſchen noch mehr ſtudieren — vielleicht aber auch ſollen wir dadurch bewogen werden, uns nach allen Kräften zu beſtreben, untadelhaft zu leben, und zu handeln, um uns wider ſolches Ungeziefer dadurch in den beſten Vertheidigungsſtand zu ſetzen, welches allen menſchlichen Urtheilen nach, eigentlich zur Warnung für alle mit einem großen griechiſchen P gekrönet ſeyn müßte.

Es iſt Thorheit über eine Perſon eiferſüchtig zu werden, auf welche man ganz und gar keine Rechte hat, die mit uns in keiner Verbindung ſteht, und die uns ihre Liebe noch nicht zugeſagt hat. Allein, ſo denkt mancher Verliebte nicht. Er haßt einen jeden, den er in dem Verdachte hat, daß er ſich um ſeine Geliebte bewerbe; er haßt ihn um ſo mehr, je mehr er glaubt, daß er von derſelben begünſtiget werde. Er bildet ſich ein, einen gerechten Anſpruch zu haben, weil er ſie liebt; und nun wird er auch wohl unwillig über die Perſon ſelbſt, daß ſie einen andern begünſtigt, oder nur mit ihm umgeht, und ihn nicht von ſich entfernt hält. Dieſe Art der Eiferſucht beruhet auf dem Vorurtheile, daß die bloße Liebe, die wir gegen eine Per-

ſon

ſon hegen, uns einen gerechten Anſpruch auf ſie gebe, welches, wenn ſie ſich nicht verbindlich gegen uns gemacht hat, ungegründet iſt. Dieſe Art von Eiferſucht kann aber auch geheilt werden, wenn die Nichtigkeit des Anſpruchs gehörig eingeſehen wird.

Da aber ſo viele Ehen in der Welt aus unlautern Abſichten geſchloſſen, und oft nur auf äußere Vortheile, aber nicht auf Liebe, nicht auf die Uebereinſtimmung der Gemüther, noch auf Rechtſchaffenheit geſehen, auch manche Ehen gar gezwungen werden; ſo iſt es nicht zu bewundern, daß Zerrüttungen und Vergehungen, und mit dieſen natürlicher Weiſe auch Eiferſucht entſtehen; welche bey mehrerer Behutſamkeit und Klugheit bey der ehelichen Verbindung hätte vermieden werden können.

Hat man alſo einen gegründeten Verdacht, ſo iſt, um den Umgang mit verdächtigen Perſonen zu unterbrechen, die äußerſte Klugheit nöthig. Man muß ſich nicht merken laſſen, daß man ein Mißtrauen in die Treue der geliebten Perſon ſelbſt ſetze, ſondern ganz andere Urſachen vorſchützen, und ſie glaublich zu machen wiſſen. Eben dieſes gilt in dem Falle, wenn man ſie an ihre Pflichten erinnert, und zur Rechtſchaffenheit gewöhnen will. Dieſes muß unvermerkt, nur gelegentlich, nicht zu oft und auch nicht in einem gebieteriſchen Tone geſchehen; noch weniger müſſen Vorwürfe mit eingemiſcht werden. Läßt man ſeine Abſichten zu deutlich merken, ſo verfehlet man ſie gemeiniglich. Eine Perſon, gegen die man unverdienter Weiſe Mißtrauen äußert, wird empfindlich. Sie kommt auf Gedanken, worauf ſie ſelbſt nicht gefallen wäre. Sie hängt ihnen nach, wird vertraut mit ihnen, und findet endlich Luſt, ſie ins Werk zu richten. Schränkt man ſie nun gar noch über die Gebühr ein, ſo ſinnt ſie auf Mittel, ihren Liebhaber, der ſich hiermit klug dünkt, zu überliſten. Dieſes ſchmeichelt ihrer Eigen-

liebe, und — wenn ſie eine reizende Gelegenheit findet, ſo läßt ſie ſich zu Handlungen herab, die ſie anfänglich ſelbſt verabſcheuet hatte.

Ein Verführer, welcher merkt, daß ein Ehegatte die Frau ohne Urſache im Verdacht hat, benutzt dieſes gar bald; er ſchmeichelt ihr, giebt ihr Recht, und findet allmählig Eingang. Endlich entſteht eine neue ſträfliche Liebe, deren letzter Grund in dem Verdruſſe, welchen ihr das unbillige Mißtrauen, oder gar die harte Begegnung ihres Gemahls verurſachet hatte, und in der Freude, ſich dieſer Beleidigung wegen, an ihm rächen zu können, zu ſuchen iſt. — Durch ſolch ein unzeitiges Mißtrauen und unkluges Verfahren, ſind nach dem Zeugniſſe der Erfahrung und der Geſchichte, unzählige Ausſchweifungen veranlaßt worden, welche ſehr leicht hätten verhütet werden können, da der ausſchweifende Theil urſprünglich nicht daran gedacht hatte. Sogar, wenn man gerechte Urſachen hat, argwöhniſch zu ſeyn, muß man ſolches, ſo viel möglich, zu verbergen ſuchen, und indeſſen die nöthigen Maßregeln nehmen, dem Vergehen vorzubeugen. Je mehr man ſich bloß giebt, deſto mehr ermuntert man den Gegentheil zu liſtigen Ränken; und eine Sache, wozu er vielleicht nur einen Grund hatte, nähmlich die Neigung zur Abwechſelung in der Liebe und Wolluſt, wird ihm hernach um ſo angenehmer, weil noch ein anderer Grund, die Begierde den Gegentheil zu betrügen, und an Liſt zu übertreffen, hinzukommt.

Die Grade der Eiferſucht werden mehrentheils von den verſchiedenen Temperamenten beſtimmt. Der Phlegmatiſche wird nicht leicht eiferſüchtig; es macht ihm dieſes, eben wie andere Gemüthsbewegungen, zu viel Mühe, als daß er dem Mißtrauen nachhängen ſollte. Der Sanguiniſche iſt ſchnell in ſeinen Entſchließungen, und fängt ſehr bald Feuer. Aber, die-

ſes verraucht auch eben ſo geſchwinde — wenigſtens läßt er ſich leicht beſänftigen. Und, daher iſt es auch zu erklären, warum zwiſchen Verliebten, die noch in den Jugendjahren ſind, und wo das ſanguiniſche Temperament gemeiniglich die Oberhand hat, ſo leicht Eiferſucht und Zänkereyen entſtehen, die aber eben ſo geſchwinde wieder beygelegt zu werden pflegen. Der Choleriſche iſt ſchon etwas beſtändiger, ob er gleich auch vielleicht noch geſchwinder in ſeinen Entſchließungen, als der Sanguiniſche iſt. Am hartnäckigſten aber iſt der Melancholiſche, welcher ſich erſt nach langer Ueberlegung entſchließt, und daher berechtigt zu ſeyn glaubt, auf ſeiner Meinung zu beharren. Der Bäotiſche, mag wohl nicht allemahl die Klippen merken, woran ſeine Ruhe ſcheitern könnte — wird er ſie aber gewahr, ſo fällt er auch mit der Thür ins Haus. Seine Rache iſt ſeinem Temperamente angemeſſen, und es haben daher die Stöhrer ſeiner Ruhe, ſowohl männlicher als weiblicher Seits Urſache, ſeinen Zorn fühlbar zu fürchten, wie man dergleichen von einem Choleriſchen aber auch eben ſo leicht erwarten kann.

Der Ehrgeitzige hat noch einen Grund weiter, als die bloße Liebe; er achtet die Untreue einer geliebten Perſon für eine Schande, die zugleich auf ihn zurück falle. Bey dem Geitzigen kommt, wenn er noch nicht mit der Perſon verbunden iſt, oft die Beſorgniß hinzu, ein gewiſſes Vermögen zu verlieren, wenn ſie ihre Liebe einen andern zuwenden würde. Und ſo finden ſich in einzelnen Fällen auch manche beſondere Urſachen, welche mitwirken. Bey den meiſten Menſchen iſt die Liebe im Anfange ſehr heftig, und dann entſteht leicht Eiferſucht und Furcht, die geliebte Perſon auf irgend eine Art einzubüßen. Allmählig wird ſie gelaßner, und dieſes iſt die Urſache, warum Eheleute oft in den erſten Jahren ſehr mißvergnügt mit einander leben, und über

die geringſte Kleinigkeit eiferſüchtig werden, nachher aber ganz ruhig und vergnügt ſind. Ein Gut, das man erſt kürzlich in Beſitz bekommen hat, reizt wegen ſeiner Neuheit mehr, und, je größer es ſcheint, deſto leichter entſteht die Beſorgniß, es zu verlieren. Nach und nach lernen ſich auch die Leute beſſer kennen, und ſo werden der Sorgen, Unruhen und Stürme immer weniger.

Wenn die Ehen in Anſehung des Alters zu ungleich ſind, ſo iſt es beynahe unvermeidlich, daß nicht Eiferſucht entſtehen ſollte. Der alte Mann hat eine junge Frau. — Die Natur bringt es mit ſich, daß junge Perſonen ihres Gleichen lieber haben, als alte. Der Alte iſt vielleicht nicht mehr im Stande, die Wünſche der jungen noch feurigen Frau zu befriedigen. Dieſes weiß er ſelbſt; und ſo entſteht die Vermuthung, die Frau werde anderswo ſich ſchadlos zu halten ſuchen. Nun wird er eiferſüchtig, beobachtet alle ihre Tritte, ſchränkt ihren Umgang ein, läßt niemand mehr zu ihr, und begegnet ihr mit Härte. Aus der Ungleichheit des Alters ſind ſchon mancherley Ausſchweifungen entſtanden, und oft der eine Theil bloß durch die Härte des andern dazu veranlaßt worden. Indeß iſt dieſe Ungleichheit an ſich ſelbſt noch kein hinlänglicher Grund des Argwohns; der andere Theil kann rechtſchaffen, er kann auch aus andern Gründen, aus Furcht, vermöge des Temperaments, u. ſ. f. an Ausſchweifungen einen Mißfallen haben. Es bleibt alſo unbillig, ohne anderweitige Urſachen Verdacht zu ſchöpfen, obgleich hier mehr Wachſamkeit, Vorſicht und Klugheit nöthig ſind, als in andern Fällen, wo beyde Theile einander gleich ſind.

Vorzüglich aber iſt wohl niemand mehr zur Eiferſucht geneigt, als Leute, welche ihre beſten Jahre in Ausſchweifungen zugebracht haben, und nachher erſt heyrathen. Sie beurtheilen andere Leute nach

ſich ſelbſt, und trauen ihnen den menſchlichen Hang nach Wollüſten zu, von welchen ſie ſich ehedem haben regieren laſſen. Sie haben wohl gar manche unſchuldige Perſon verführt, und kennen daher alle geheime Gänge der Bosheit; und dies macht ſie, wie es allen Betrügern geht, gegen jedermann mißtrauiſch. Sie fürchten das Recht der Vergeltung, welches ſie auch nicht ſelten trifft. Kommen nun gar Schwächlichkeiten des Körpers von den vorigen Unordnungen dazu, ſo wird ihre Furcht größer, und gewiſſermaßen auch gegründeter. Anſtatt nun ein Schickſal, das ſie verdient haben, ob es gleich den andern Theil nicht entſchuldigt, geduldig zu ertragen, werden ſie eiferſüchtig, und meinen durch Wachſamkeit und Härte, allem Uebel vorzubeugen, welches ſie aber gemeiniglich dadurch am erſten veranlaſſen.

Manche haben den unſeligen Einfall, ihre Ehegatten, wenn ſie argwöhniſch werden, auf die Probe zu ſtellen. Zu dem Ende ſuchen ſie ihnen wohl gar allerley Gelegenheiten zur Untreue zu verſchaffen, wo ſie dann zur rechten Zeit bey der Hand ſind, den wirklichen Ausbruch verhüten, und die Untreue beſchämen wollen. Allein dieſes iſt äußerſt gefährlich. Der zu prüfende Ehegatte kann die Abſicht merken, ſich verſtellen, und uns daher deſto ſicherer betrügen. Eine Frau hat bisher nichts Arges gedacht; nun aber giebt man ihr ſelbſt Gelegenheit dazu — und ſchlägt ihr ihre Abſicht einmahl fehl, ſo ſucht ſie ſolche auf ein ander Mahl zu erreichen. Iſt ſie rechtſchaffen, ſo vermindert ſolches wenigſtens die Liebe zu ihrem Gemahle, der ſie unverdienter Weiſe in Verdacht hatte, und auf die Probe ſtellen wollte. Wird ſie in der Falle gefangen und beſchämt, ſo ſucht ſie ſich auf alle Art zu rächen, und ergreift gerade das Mittel, durch welches ſie ihrem Manne am weheſten thun kann; ſie

überläßt ſich weitern Ausſchweifungen, weil er an ihrer Treue zweifelte, und ſie einer Probe ausſetzte, in welcher ſie nicht bewähret erfunden wurde.

Es giebt Schriftſteller, die in ihren Schauſpielen oder andern Schriften, Eiferſüchtige, ohngeachtet ſie offenbare und gerechte Urſache haben, als lächerliche Menſchen vorſtellen. Zwar könnte es ſeinen Nutzen haben, wenn das Ungereimte und Schädliche einer ungegründeten oder aus den Schranken geſchrittenen Eiferſucht lebhaft geſchildert würde; — allein, gemeiniglich wirft man alles durch einander; man ſucht Eiferſucht überhaupt lächerlich zu machen; alle mögliche Ränke werden angewendet, einen würdigen Ehegatten zu betriegen; die Untreue behält den Sieg, und der beleidigte Theil, der die gerechte Sache hat, wird am Ende ausgelacht. Was will man hiermit anders, als den Leuten den Gedanken einprägen, daß die Untreue, wo nicht gar eine rühmliche, doch wenigſtens eine gleichgültige Handlung ſey? Und da die Untreue zuletzt ſiegt, wie kann es verhütet werden, daß nicht andere Leute ſich dergleichen vorgeſtellte Perſonen zu Muſtern nehmen, und ihnen die Ränke ablernen, womit ſie ihre Ehegatten betrügen? Was kann anders daraus erfolgen, als eine allgemeine Verderbniß der Sitten, Geringſchätzung und Verletzung der ehelichen Treue, Uebertretung der heiligſten Verbindlichkeiten, ohne welche weder das Glück der Familie, noch auch das Wohl des Staats beſtehen kann — anderer Gründe hier nicht zu gedenken.

Es iſt wahr, daß es Oerter, ja wohl gar kultivirt ſeyn wollende Nationen giebt, bey welchen es dahin gekommen, daß die eheliche Treue unter vielen ſogenannten Perſonen von Stande verächtlich geworden iſt; daß man denjenigen, welcher zur Uebertretung ſo wichtiger Pflichten, deren Erfüllung er mit dem vollkommenſten Rechte verlangen kann, nicht großmüthig ſchweigen will

will — für einen Menſchen erklärt, welcher nicht zu leben wiſſe; ſo wie man im Gegentheile einen Ehegatten, der ſich alle Ausſchweifungen des andern Theils gefallen läßt, wenn man ihm nicht gar zumuthet, daß er ſie ſeiner Seits noch ſoll befördern helfen, mit dem Nahmen eines guten Mannes (bon homme) oder einer guten Frau belegt. Diejenigen nun, welche dieſer zugethan ſind, ſind auch gleich mit ihrem Rathe fertig. Sie meinen, man ſolle über die Untreue eines Ehegatten lachen, und ſich dadurch ſchadlos halten, daß man es eben ſo mache; gleich als wenn dieſes einen Ehegatten berechtigen könnte, laſterhaft zu werden, weil es der andere Theil iſt. —

Man lobt ſogar im gemeinen Leben auch diejenigen, welche durchaus nicht eiferſüchtig ſind, wenn ſie auch die gerechteſten Urſachen dazu haben, ohne hinlängliche Gründe. Denn bey vielen iſt es der Hang zur Liederlichkeit; ſie wollen in ihren Ausſchweifungen nicht gebunden ſeyn, und da ſie dieſes nicht erlangen können, wenn ſie dem andern Theile nicht die nähmliche Freyheit verſtatten; ſo ſind ſie auch hierzu bereitwillig, geben wohl ſelbſt Gelegenheit und Aufmunterung dazu, und machen ſich alſo eines zweyfachen Verbrechens theilhaftig, indem ſie den andern Theil mittelbarer Weiſe verführen. Sie ſchweigen zu allem, damit der andere auch ſchweigen ſoll, und ſind höchſtens nur darauf bedacht, daß die Ausſchweifungen nicht allzu ſehr in die Augen fallen, ſondern der äußere Anſtand noch beobachtet und gerettet werde.

Menſchen von dieſer Art können unmöglich eine wahre Liebe gegen einander haben, auf welcher doch das ganze Glück des Eheſtandes beruhet. Mancher Ehegatte denkt zwar anders, allein die Furcht, als ein Eiferſüchtiger gebrandmarkt und verſpottet zu werden, hält ihn ab, die Ausſchweifungen des andern Theils zu mißbilligen und zu verhüten. Viele ſind

auch, vermöge ihres phlegmatiſchen Temperamentes, zu faul, um auf die Bewegungen ihrer Gatten Acht zu haben, und darüber unwillig zu werden. Und noch andere ſind entweder zu einfältig oder zu verliebt, als daß ſie ein Mißtrauen haben könnten; oder wenn es ja einmahl entſteht, ſo laſſen ſie ſich durch Schmeicheleyen die Augen bald wieder verblenden.

Alles was man in dem Falle, wenn die Eiferſucht gegründet wäre, zu thun im Stande iſt, weil man ſie ſich doch weder ausreden noch einbilden kann, daß Untreue eine unbedeutende Kleinigkeit ſey, beſteht in folgendem: Eine jede Untreue iſt ein Bruch des Vertrages, der zwiſchen zwey verliebten, verlobten, oder verehelichten Perſonen errichtet worden; und folglich iſt ſie eine Beleidigung desjenigen Theils, welchem das Verſprechen nicht gehalten wird. Dieſem kommen nun alle die Rechte zu, die ein Beleidigter gegen ſeinen Beleidiger haben kann. Er iſt befugt, eine künftige Beleidigung abzuhalten, wegen einer bereits erfolgten Schadloshaltung, und weil auf eine Beleidigung mehrere erfolgen können, auch Sicherheit auf die Zukunft zu fordern.

Etwas von der Eiferſucht alter Jungfern gegen die Frauen, oder überhaupt gegen diejenigen, welche im Eheſtande leben, muß ich hier noch anführen. Wenn ſie gar keine Hoffnung mehr haben, ihre Wünſche erfüllen zu können, ſo ſchlagen ſie ſich gewöhnlich zu der Parthey der Läſterer, verläumden und verläſtern den Eheſtand, wo ſie nur können, und ſuchen nach allen Kräften alten und jungen Frauenzimmern nicht allein den Eheſtand äußerſt verhaßt zu machen, ſondern ſie auch dahin zu bewegen, einem jeden, der nur um ihre Hand anhalten möchte, die Sache ſo ſchwierig und ſauer, als nur möglich zu machen. Ich finde hierüber eine kurze Abhandlung in dem Hannöverſchen

Ma-

Magazine (*), welche ich zum Schluſſe dieſer Materie noch anführen will.

„Es giebt eine Art Leute, die ſich ſo gern ſelbſt hören, „und ſo von ihrer Einſicht eingenommen ſind, andere hin„gegen, die mit ihnen nicht einerley Meinung hegen, ſo „ſehr verachten, daß es ſchlechterdings unmöglich fällt, „im Umgange etwas bey ihnen auszurichten. Ehe man „fünf Worte geſprochen hat, wiſſen ſie ſchon zuverläſſig, „daß man viel Unvernünftiges ſagen will, und bitten da„her um Vergebung, wenn ſie nicht eben die Weile haben, „es anzuhören. Daher werden ſie inzwiſchen ihres eige„nen Unſinnes nimmer müde, und ſehen es nicht für mög„lich an, daß andere deſſen überdrüſſig werden ſollten.

„Dergleichen Leute habe ich gegenwärtig im Sinne, und „weil ich nicht erwarten kann, daß ſie mich mit Geduld „anhören werden, ſo wünſche ich, daß nachſtehendes ge„druckt werden möge, weil ich weiß, daß eine gewiſſe Per„ſon dieſe Blätter ordentlich lieſet.

„Ich habe ein kleines Mädchen, von ohngefähr 12 Jah„ren, die ſich öfters bey einer alten unverheyratheten „Tante aufhält, weil nahe bey ihrer Wohnung eine gute „Schule iſt. Ungeachtet mir dieſes nun einigermaßen zum „Vortheile gereichet; ſo iſt es mir doch nicht angenehm, „daß ihre Tante und andere Frauensperſonen, die Be„kanntſchaft mit ihr halten, ihr in Abſicht auf ihren künf„tigen Lebenswandel ſolche Lehren geben, die mir bedenk„lich fallen. Ich habe ihr desfalls zuweilen Vorſtellung „gethan; es iſt aber vergeblich. Alles was ich wirke, iſt, „daß ſie ſpricht: Bruder, bekümmert euch um eure Sa„chen; — wie Bruder, haltet ihr mich für eine Thö„rin; — meinet ihr, ich kenne die Welt nicht ſo gut „als ihr? u. dgl.

„Meine Schweſter, und ihre vertrauten Freundinnen re„den gern von den unglücklichen Ehen, die ſie wiſſen, und „daß man im Eheſtande nicht glücklich ſeyn könne. Sie „haben bey dieſer Gelegenheit verſchiedene Grundregeln „unter ſich, deren Richtigkeit man ſo wenig als ihren „Verſtand, und zuverläſſige Einſicht in Zweifel ziehen darf.

„Z. E.

(*) Hannöverſches Magazin, 1763. St. 39. Col. 609. fgg.

„Z. E. daß Mannsperſonen Unmenſchen ſind; daß ſie ſo „wenig Gefühl als Geſchmack haben, als daß man ſie re„gieren könnte; — daß ſie ſich nicht einbilden müſſen, zu „verſtehen, was ihre Frauen beſſer zu verſtehen verſichern, „als ſie; — daß ſie nicht urtheilen können, was ſich für „die Frau ſchicket — was wiſſen die Männer davon? — „daß ſie ſich nur um ihre Pferde und Hunde, um ihre Bü„cher und dergleichen bekümmern können, — was woll„ten die ſonſt wiſſen? — daß eine Frauensperſon, die ei„nen Mann nimmt, der ſich nicht von ihr regieren läßt, „eine Thörin iſt; — daß eine Frau anders nicht glücklich „ſeyn kann, als wenn der Mann ihr Kutſche und Pferde, „oder wenigſtens eine Sänfte hält, und ſie ein gutes Wit„thum erwarten läßt, — — u. dgl.

„Juliane, ſagte meine Schweſter einmahl zu meiner „kleinen Tochter, als wir zuſammen in die Kirche gingen: „ihr müßt euch daran nicht kehren, was Mannsleute ſa„gen, es ſind eiſche, niederträchtige und häßliche Geſchö„pfe, hätten ſie keine beſetzte und geſtickte Kleider, ſo „könnte man ſie nicht ausſtehen. Juliane, ſpricht ſie „ferner, wenn ihr heyrathet, (wiewohl ihr ohne Mann „glücklicher und ruhiger leben könnet, wie eure Tante es „thut, — — — (*), ſo nehmt ja keinen andern Mann, „als

(*) Es iſt ſehr wahrſcheinlich, und, man kann es auch zuverläſſig für gewiß annehmen, daß an dem künftigen Eheglücke die Erzieherin der Frau den meiſten Antheil, dort, wo der Fall exiſtirt, daß die Frau von einer Erzieherin erzogen worden, habe. Eine mürriſche Erzieherinn, die nun ſchon alle Hoffnungen verloren hat, nicht als Gattin abgefordert zu werden —, was wird dieſe wohl dem jungen Mädchen anders beybringen können, als widrige Ideen vom Männergeſchlechte? Häufig glauben ſie ſich betrogen und angeführt, und haſſen daher die Männer, — — oft gewiß ohne wahren Grund, denn, entweder ſie bildeten ſich nur Liebe von der Gegenſeite ein, oder ſie führten ſich auch nicht darnach auf, daß je ein Mann beſtändig gegen ſie ſeyn konnte. — — Mich dünkt daher, wenn man eine Erzieherin bey ſeinen Töchtern zu nehmen gezwungen iſt, daß man lieber ein munteres, artiges Mädchen dazu nehme, und etwas ſelber auf ſie mit Acht gebe. — Man wünſcht immer ein geſetztes Frauenzimmer — — iſt dieſe Geſetztheit ſchon dahin gediehen, daß die Gouvernante nicht mehr Hoffnung haben kann, die Freuden und auch Leiden der Ehe mit irgend einem Manne gemeinſchaftlich zu tragen — und ſie iſt ſchon unzu-

„als der euch Kutſche und Pferde hält, und der euch koſt-
„barer und beſſer herausputzen kann, als andere Frauen,
„denn, je beſſer ihr geputzt, und je reicher ihr ſeyd, (und
„ſo weiter) — deſto mehr Ehre werdet ihr haben, ſeyd
„ihr aber nicht ſo reich und koſtbar gekleidet, ſo beküm-
„mert ſich niemand um euch. Pfuy Schweſter, ſprach ich,
„wie redet ihr ſo wunderlich mit dem Kinde, und noch da-
„zu, da wir auf dem Kirchwege ſind. Ihr verderbet es
„doch immer, Bruder antwortete ſie, wenn man ihr was
„Gutes beybringen will; wiſſet ihr denn nicht, wie bereit-
„willig heutiges Tages junge Leute ſind etwas anzunehmen;
„es iſt gewiß eine ſehr weiſe Einrichtung in katholiſchen
„Ländern, daß man junge Mädchen in Nonnenklöſter ein-
„ſchließet, es verhindert viele tauſend unglückliche Ehen,
„und ich wundere mich, daß es bey uns abgeſchafft iſt.

„So ſprechen meine Schweſter und ihre Freundin be-
„ſtändig mit der größeſten Zuverſichtlichkeit. Und, weil
„ich ſie davon nicht abbringen kann, ſo wäre es doch wohl
„gut, andere junge Frauensperſonen vor dergleichen Leh-
„ren, die am Ende zu ihrem Schaden und Mißvergnügen
„gereichen, zu warnen. Ich hoffe, ſie werden folgendes
„in Erwegung ziehen:

„Zur Zufriedenheit und Glückſeligkeit iſt eine gewiſſe
„Beſchaffenheit des Gemüths eben ſo nothwendig, als eine
„gewiſſe Beſchaffenheit des Leibes zur Geſundheit. Dieſe
„Beſchaffenheit, Einrichtung oder Zuſtand des Gemüths
„beſteht in einer gehörigen, verhältnißmäßigen Einſchrän-
„kung der Begierden und ihrer Unterwürfigkeit unter die
„Vorſchriften der Tugend und der Religion. Zufrieden-
„heit und Glückſeligkeit zu erwarten, ſo lange man eine
„jede unbändige Begierde herrſchen, und heftigen Leiden-
„ſchaften freyen Lauf läßt — das iſt eben ſo unvernünf-
„tig, als daß ein Menſch geſund ſeyn ſollte, ſo lange er
„Verzuckungen, oder Fieberraſerey hat. Das Vergnügen
„ſolcher unmäßigen Begierden kann zwar einige Beruhi-
„gung zu Wege bringen; allein es iſt nicht von Dauer,
und

unzufrieden mit der böſen Welt, ſo möchte ich ihr lieber
ein anderes Brot zu verſchaffen mich bemühen, als ihr
meine Töchter zur Erziehung übergeben, weil ſie die ge-
wiß verderben würde.

F.

„und es verhält ſich eben ſo, als wenn man die Waſſer-„ſucht mit guten Nahrungsmitteln pfleget, oder die Hirn-„wuth im Fieber verſtärkt.

„Hätten meine Schweſter und ihre Freundinnen die „Bibel doch in der Abſicht geleſen, daß ſie die Nothwendig-„keit, ihre Begierden zu beherrſchen und ihre Neigungen zu „zähmen, einſehen, und die Ordnung und Einrichtung, „die der Schöpfer gemacht hat, nicht allein erkennen, ſon-„dern derſelben ſich auch unterwerfen lernen möchten; ſo „würden ſie die Mannsperſonen nicht für ſolche Unmen-„ſchen anſehen, noch die weibliche Herrſchaft zur Ruhe „und zur Wohlfahrt der menſchlichen Geſellſchaft ſo nö-„thig erachten. Hätten ſie ſich nur um die Annehmlich-„keiten bekümmert, die darin angerathen werden, ſo wür-„den ſie den Kopfputz, Edelſteine und andere Kleinodien, „und köſtliche Kleider nicht ſo vorzüglich hoch ſchätzen. „Hätten ſie daraus den wahren Werth der Demuth ge-„lernt, ſo würden ſie ſich nicht einbilden: die wahre Glück-„ſeligkeit beſteht darin, daß man in der Kirche und in Ge-„ſellſchaften oben an ſitze; und kenneten ſie das wahre „Vergnügen des eigentlichen Menſchenglücks, ſo würden „ſie den niedrigen elenden Gedanken verſchmähen, daß „man ſie um Schminkpfläſterchen, Kleinodien und anderes „Putzwerk bewundern ſolle, und das Kutſche und Pferde „zur Glückſeligkeit helfen könnten.

„Meine Schweſter und ihre ältlichen Freundinnen „werden vielleicht die Naſe rümpfen, wenn ſie dies leſen, „wie jene auch that, als an eben dem Sonntage das fünfte „Kapitel des Briefes an die Epheſer in der Kirche vorge-„leſen wurde, ſonderlich, gegen das Ende. Weil ſie in-„deſſen die Anzahl der unglücklichen Ehen wohl nicht ſelbſt „vermehren dürften; ſo kann man nichts weiter von ihnen „verlangen, als daß ſie zu ihrem eignen Beſten ſich beſtreben „möchten, ihren üblen Willen, ihre Mißgunſt und ver-„kehrten Geſinnungen abzulegen. In Abſicht auf ihre Zu-„hörerinnen hingegen wollte ich wünſchen, daß ſie ſich kei-„ne unruhigen Begierden, und ſeltſamen unrichtigen Einbil-„dungen in den Kopf ſetzen, noch ſich zu ihrem, und der „menſchlichen Geſellſchaft Nachtheil davon einnehmen „ließen. Ob die Welt ſchon böſe iſt, ſo iſt ſie doch gegen „die Vorzüge und Annehmlichkeiten der Seele nicht

un-

„unempfindlich noch gleichgültig; und die meiſten un„glücklichen Ehen entſtehen daher, daß man nicht beſſer „darauf ſiehet.“ U. ſ. w.

Dieſe Leidenſchaft der Eiferſucht, die den Menſchen ſinnreich macht, Wahrheiten aller Art zu entdekken — die ihm verderblich ſind, und ihn wie ein ausgebrochener Strom allem nur möglichen Unglücke entgegenreißt, könnte noch füglich von mir viel ausgedehnter beſchrieben werden, wenn es nur Ort und Zeit erlaubte. Ich muß mich aber auf dasjenige nur für jetzt einſchränken, was ich bisher davon geſagt habe, und zeige nur noch bloß an, daß in dem Hannöverſchen Magazine, von 1769, im 20ſten und 21ſten Stücke ſich eine Art von Roman, betitelt: Nancy, oder die traurigen Folgen der Unbeſonnenheit und der Eiferſucht ꝛc., befindet, welcher ſo ziemlich das Unglück, welches ſehr gewöhnlich die Eiferſucht begleitet, mit lebenden Farben ſchildert. Ich könnte hier noch andere ſowohl ältere als neuere Schriften über dieſen Gegenſtand anführen, allein ich will bey dieſem würdigen Werke bleiben, woran ſo lange ſchon die vortrefflichſten Männer zum Theil gearbeitet haben, und noch arbeiten; und in dieſer Hinſicht hoffe ich auch noch künftig dieſes ſchätzbare Werk nutzen zu dürfen.

Die Furcht, oder die Furchtſamkeit iſt im Allgemeinen ſchon in der Encyklopädie, Th. XV, S. 469, fgg. beſchrieben worden. Da dieſelbe aber eine Leidenſchaft iſt, ſo muß hier in dieſer Rückſicht noch etwas nachgetragen werden, und in dieſer Hinſicht will ich zuförderſt anführen, was die Iconologie hierüber ſagt, nähmlich: daß aus der Abnahme der Hitze des Geblüts die Zaghaftigkeit entſtehe; aus dieſer Urſache wird dieſer Gegenſtand durch einen Greis mit blaßgelber Geſichtsfarbe, gekrümmtem Leibe, und kleinen erloſchenen Augen vorgeſtellt, weil dies nach dem Ariſtoteles die äußerlichen Kennzeichen der Furcht ſind.

Sein Gewand iſt gelbſpielend, die ſinnbildliche Farbe der Unentſchloſſenheit. Seine Füße ſind beflügelt, zum Zeichen daß er zur ſchleunigen Flucht bereit iſt. Seine Attribute ſind ein Haſe, den er in ſeinen Armen hält, und ein Hirſch, der ſich hinter ihm ins Gebüſch verſteckt. Man ſehe die Figur 4401.

Die Mahler aber pflegten die Furcht ſo auszudrücken, daß die Augenbraunen gegen die Naſe zu ein wenig in die Höhe gehen; der Augapfel funkelt und läuft unruhig hin und wieder, und befindet ſich gewöhnlich mitten in dem Auge; der Mund ſtehet offen, und ziehet ſich etwas hinterwärts, doch öffnet er ſich auf den Seiten mehr, als in der Mitte. Die untere Lefze ziehet ſich mehr unterwärts und zurück, ſo daß die obere hervor ſtehet. Oft iſt auch die Röthe im Geſichte ziemlich ſtark, doch glaube ich aber, daß ſie den mehreſten Fällen gänzlich fehlet, und an deren Stelle eine ſehr merkliche Bläſſe eingetreten iſt. Iſt aber Röthe vorhanden, ſo fällt ſie ins Bläuliche. Die Figur 4402 ſtellet dieſe Leidenſchaft nach dem le Brun, dar.

Ich habe einen Mann gekannt, der, wenn er auf ſeine Jugendjahre und auf ſeine damahls gemachten Reiſen, zu ſprechen kam, ſo feurig wurde, daß man ſich in Acht nehmen mußte, damit er einen nicht die irdenen Pfeifen vor dem Munde entzwey ſchlug. Ja, es ging ſo weit, da er einſt des Nachmittags beym Kaffee auf eine gehabte Rencontre zu ſprechen kam, daß er in vollem Feuer in die Kammer lief, dort einen verroſteten Degen herholte, und ſo ſchrecklich in der Stube herumfocht, daß ſich die ganze Geſellſchaft in Acht nehmen mußte, wobey er faſt gar nicht wieder zu beſänftigen war. Gegen Abend kamen Zeitungen an. Sie wurden vorgeleſen, und es fand ſich unter andern auch aus Frankreich die Nachricht darin, daß in einer gewiſſen Gegend ſich wilde Thiere ſehen ließen, die

ſchreckliche Verwüſtungen unter Menſchen und Vieh anrichteten. (Mich dünkt, daß es in den Jahren 1775 oder 1776 war, und man nannte beſonders unter den wilden Thieren die Hyäne.) Kaum war dieſe Geſchichte vorgeleſen, und noch etwas darüber geſprochen; ſo mußte dieſer alte tapfere Mann gewiſſer heimlicher Geſchäfte wegen, die Geſellſchaft einen Augenblick verlaſſen, weßhalb er in die Kammer ging. Man hörte ihn dort ängſtlich über ſeine Frau rufen; ſie ging hin, kam aber bald mit Lachen zurück und ſagte: Es iſt doch ein wunderlicher Mann! Nun graut ihm ſchon wieder vor den wilden Thieren in Frankreich. — — — Er kam wieder zurück, und nahm es faſt übel, daß man nicht furchtſam mit geworden war. Eben dieſer, jetzt ſchon verſtorbene Mann, der gewiß über hundert Meilen von den wilden Thieren, wovor er ſich fürchtete, entfernt wohnte, hatte auch einſt den unangenehmen Vorfall, daß ihm Holz geſtohlen wurde, aber er war auch wieder ſo glücklich, den Dieb zu belauern. Er lief alſo mit einem Gewehre in der Hand, und unter Bedeckung von ſeinem ganzen Hausſtande, etwa ſechs Schritte aus der hintern Hausthüre, hielte dem etwa 100 Schritte entfernten Diebe das Gewehr im hellen Mondſcheine hin, und rief: „Dieb ſteh, oder ich „ſchieß!“ Der Dieb, welcher ſehr wahrſcheinlich mit der Tapferkeit ſeines Gegners genau bekannt war, erwiedert: daß er nur zuſchießen möchte. Dieſes will, oder kann er nicht, giebt alſo das Gewehr ſeiner Frau und ſagt: „Da Frau, halt das Gewehr ſo lange, ich „will hinlaufen und mehr Leute hohlen, den verfluchten „Kerl zu arretiren.“ Er lief weg, und unterdeß packte der Dieb noch einige Kloben Holz in ſeinen Kahn, ſtieß denſelben ab, und ſagte: „Adieu auch!“ und fuhr ganz langſam weg.

Bey meinem Aufenthalte in Sachſenlauenburg, hätte ich mich einſt über die Furchtſamkeit eines Men-

ſchen bald zerärgern, und bald zerlachen mögen. Ich hatte ein abſtändiges Pferd, welches ich todtſchießen, und hernach dabey Füchſe ſchießen wollte. Dies erfuhr ein Hauslehrer, den ich öfters zu meinem Vergnügen bey mir hatte, und er bath ſichs aus, das Pferd erſchießen zu dürfen (*). Es wurde ihm zugeſagt; zugleich fragte ich ihn, ob er aber auch wüßte, wie er ein Pferd erſchießen müſſe, und dies bejahete er mit voller Zuverſicht. Das Pferd wurde alſo an einen ſchicklichen Ort am Ufer der Schaalſee geführt, und dort an einen Strauch gebunden, wo es fallen ſollte. Als dieſes geſchah, zitterte er unter erblaßter Geſichtsfarbe an Händen und Füßen, und klimperte währenddeß immer an dem Flintenſchloße. Wir übrigen merkten ſeine Furchtſamkeit, und winkten uns einander zu, daß wir uns retiriren wollten, wenn er allenfalls einen dummen Streich machen möchte, denn er ſtand immer 10 bis 12 Schritte hinter uns von dem Pferde entfernt. Wir gingen alſo alle zurück, und ich ſagte zu ihm: Nun können Sies todtſchießen. Kaum hatte ich dieſes geſagt, ſo lief er wie ein Haſe das bergige Ufer hinan, und als er etwa 30 Schritte von dem Pferde entfernt war, kehrte er ſich furchtſam um, und ſchoß, ohne einmahl zu zielen, dem Pferde alle vier Füße voll Hagel. Das Pferd riß ſich los, aber der Herr Candidat — — hatte keine Zeit; alles was er laufen konnte, lief er immer in eins fort, als ob die erzürnte Beſtie hinter ihm wäre. Keiner hätte ihn einho-

(*) Bekanntlich kann man ein Pferd ſchon mit Hagel erſchießen, wenn man ihm das Gewehr ohngefähr eine Handbreit vom Kopfe entfernt hält, und gerade ſo ſtellt, daß der ganze Schuß in eine der Gruben über die Augen dringt. Der Pulverdampf macht aber, daß die Füchſe nicht eher ſich heran wagen, als bis er ganz verwittert iſt. Läßt man das Pferd nicht abdecken, ſo dauerts noch länger. Am beſten iſts, man läßts vom Abdecker erſtechen, und ordentlich abledern, ſo giebts am eheſten Witterung.

holen können. — Wir griffen alſo das Pferd und banden es wieder an, aber nun fehlte das Gewehr. Zum Glücke hatte ers oben auf dem Berge, da es ſeiner ſchleunigen Flucht hinderlich war, von ſich geworfen. Es ward nun geholt, geladen, und das Pferd erſchoſſen. Den Herrn Candidaten aber ſahen wir nicht eher, als bis wir alle wieder nach Hauſe gingen, da er dann aus ſeinem Schlupfwinkel wieder hervor kam, und ſich noch athemlos zu uns geſellete. Auch dieſer arme Tropf nahm es übel, als er ſeiner Dummheit und Furchtſamkeit wegen ausgelacht und aufgezogen wurde.

Ueberhaupt äußert ſich die Furchtſamkeit bey den Menſchen auf eine ſehr verſchiedene Art; und man merkt ſie auch hauptſächlich, wenn man dazu inclinirende Menſchen in dem Kreiſe ihrer Verrichtungen beobachtet. Eine in dieſer Hinſicht ſehr auffallende Anekdote iſt mir in dieſem Puncte jene aus Paris geweſen (*), welche uns in öffentlichen Blättern mitgetheilt wird. Es heißt:

Einige Journale erzählen aus den Zeiten der Schrekkensregierung folgende, freylich nicht authentiſche, aber doch die Richter jener Zeiten ganz wohl characteriſirende Anekdote. Der Profeſſor Letellier wurde wegen Erklärung einer Rede des Cicero gegen den Catilina vor den Revolutions-Ausſchuß gezogen. Zu ſeiner Vertheidigung überreichte er Ciceros Reden dem Präſidenten. Dieſer konnt nicht leſen, und gab das Buch ſeinem Nachbar, der kein Latein verſtand, und vermuthlich von dem alten Redner nie etwas gehört haben mochte. Er erklärte ihn jedoch für einen Contrerevolutionär, und Letelliers Mitverſchwornen, weil er nur aus böſen Abſichten Latein geſchrieben haben könne, um nicht verſtanden zu werden, und wollte ſeine Collegen überreden, einen Verhaftsbefehl gegen ihn zu decretiren; allein ein anderes Mit-

(*) Berliniſche Zeitungen, im Voſſiſchen Verlage, von dieſem Jahre, 74ſtes Stück. Rubrike, Paris den 9ten Jun.

glied des gelehrten Tribunals verhinderte dies durch die Verſicherung, daß Cicero längſt emigrirt ſey. — — (Bekanntlich wurde er faſt 50 Jahre vor Chriſti Geburt von römiſchen Terroriſten ermordet.

Dieſe Anekdote, ſie mag nun wahr ſeyn, oder nicht, iſt ein Beweis der dummſten Furchtſamkeit; aber wehe dem Staate, und auch dem Volke ſelbſt, wo nur ſolche Leute die Oberhand haben, die eigentlich in die Werkſtätte, in Kramläden oder Scharren gehören. — —

Mit der Furchtſamkeit iſt auch das Grauen, ſehr genau verbunden. Hiervon habe ich aber im LXXIVſten Theil der Encyklopädie, im Art. Leiche, S. 352, fgg. gehandelt, wie auch eben daſelbſt, im Art. Leichenanzeige.

Die Leidenſchaft des Schreckens, oder das Entſetzen, iſt gewöhnlich mit der Furcht verbunden. Beyde Wörter geben eine plötzliche und widrige Gemüthsbewegung zu erkennen, in welcher wir etwas Böſes, oder ein bevorſtehendes Unglück befürchten, und daher auf eine höchſt unangenehme Weiſe gerührt werden. Und, in ſo weit das Entſetzen eine Furcht zum Grunde hat, iſt es mit Schrecken gleichbedeutend. Man will aber, daß der Schrecken mehr die äußerlichen Sinne und den Leib rühre; das Entſetzen aber wieder mehr das Gemüth, und die Kräfte der Seele angreiſe, woher man das Wort Entſetzen auch, einen größeren und heftigern Schrecken auszudrücken, gebraucht.

Man erſchrickt über alles, was uns eine unvermuthete Gefahr oder plötzliches Unglück vor Augen ſtellet, und uns etwas Böſes davon befürchten läſſet. Die Nachricht, daß ein grauſamer Feind unvermuthet ins Land gefallen ſey, und alles mit Feuer und Schwert verwüſte, verurſachet allen Einwohnern ein Schrecken. Man erſchrickt ſich, wenn man plötzlich höret, oder

ſie-

ſiehet, daß ein ſehr nahe gelegenes Haus in Flammen ſtehet. Wer von Natur furchtſam iſt, erſchrecket in der Nacht vor dem geringſten Geräuſche, welches er hö- ret. Bey allem dieſem iſt eine Furcht zum Grun- de, daß uns ſelber ein Unglück bevorſtehen könne.

Man erſchrickt aber auch über ein Unglück, welches andern Menſchen begegnet, an deren Umſtänden man gewiſſermaßen Theil nimmt. Wenn wir unvermu- thet die Nachricht bekommen, daß einer von unſern gu- ten Freunden oder Verwandten abgebrannt ſey, und alles das Seinige in den Flammen verloren habe, ſo erſchrecken wir. Aber ebenfalls auch dann, wenn wir einen Arbeiter vom Thurme, oder von dem Giebel ei- nes Hauſes, oder einen Menſchen ins Waſſer ſtürzen ſehen, weil wir aus Menſchlichkeit an ſeinem Unglücke Theil nehmen. Auch vor ſolchen Dingen, die einen Abſcheu erregen, erſchrickt man zuweilen. Eine Krö- te, eine Spinne und dergleichen, kann manchem Men- ſchen, welcher davor einen Abſcheu hat, einen Schreck verurſachen, wenn ſie unvermuthet vor Augen kom- men; er fürchtet, daß ſie ihm ſchaden möchten.

Zuweilen ſagt man auch wohl, ein angenehmer Schrecken. Wenn z. B. ein Freund einem andern aus Scherz von hinten zu auf den Leib fiele, würde ſich dieſer erſchrecken, und könnte hernach ſagen: Es iſt mir ein angenehmer Schreck geweſen. — Allein, der Schrecken ſelbſt hat doch eine Furcht vor etwas Widrigem zum Grunde, und das Beywort, angenehm, hat nur auf dasjenige, was hernach darauf erfolgt, Bezug. Nicht eigentlich der Schrecken ſelbſt, ſondern dasjenige, was ihn verurſachet, oder, was darauf erfolgt, iſt angenehm.

Weil der Schrecken mehr die äußern Sinne und den Leib rühret, ſo beſchreibt ihn Friſch als eine Furcht, welche den Leib erſchüttert. Er verurſachet ein plötz-

liches Auffahren, ein Blaßwerden, ein Zittern, ein Sträuben der Haare, und es kann ein Menſch wohl gar vor Schreck in Ohnmacht fallen, ja gar ſterben (*). Als der König **Belſazar** die ſchreibende Hand an der Wand erblickte, entfärbte er ſich vor Schrecken, die Lenden ſchütterten, und die Beine zitterten ihm, und er verlor ganz ſeine Geſtalt. (Dan. 4, v. 16.)

Le Brun läßt den Schrecken auf die Verachtung folgen, und ſagt: „Wenn aber das Verachtete Object anſtatt der Verachtung, den Schrecken verurſachet, ſo runzeln ſich die Augenbraunen noch vielmehr, „als bey der Verachtung. Der Augapfel, anſtatt daß er „in der Mitte des Auges ſtehen ſollte, ſteht ganz unten; „der Mund zeiget ſich halb offen, doch in der Mitte nicht „ſo weit, als in den Winkeln, die ſich gleichſam hinter „ſich ziehen müſſen, und wodurch die Balken Falten „bekommen; das Geſicht ſiehet bleich aus, die Augen „aber und die Lefzen, ein wenig bläulich; und dieſe Action „hat einige Gleichheit mit der Entſetzung.“ Einen Contour von ſolcher Phyſiognomie ſieht man in der Figur 4403.

Das Entſetzen ſchildert er aber wieder anders. Ich muß indeſſen ganz aufrichtig geſtehen, wenn auch wirklich zwiſchen beyden Gemüthsbewegungen von den Gelehrten ein weſentlicher Unterſchied gemacht wird, daß ich dennoch mich davon nicht überzeugen kann, daß

(*) Daß Menſchen vor Schrecken ſterben können, davon ſah man vor zwey Jahren in Perleberg ein auffallendes Beyſpiel. Eine dortige Hebamme, die mit einer ihrer Nachbarin in ſtetem Zanke lebte, und aus Rache die Hühner dieſer ihrer Nachbarin kürzlich mit Arſenick vergeben hatte, erhielte, als ſie bey einer Wöchnerin war, plötzlich die Nachricht, daß in dem Hauſe eben ihrer Feindin Feuer ſey. Es verging ihr ſogleich vor Schrecken die Luſt. Sie wollte nach Hauſe eilen, wurde auf dieſem Gange von andern unterſtützt; aber ſie kam dennoch auf dieſem Wege nur halb hin, denn ſie ſtarb ſchon unter Weges.

daß die Wirkung im Geſichte an ſich verſchieden ſeyn ſollte. In der Hinſicht gebe ich die Verſchiedenheit gerne zu, da jede Gemüthsbeſchaffenheit, und jeder Geſichtsbau eine Veränderung macht; — auch vielleicht das Entſetzen, wenn man es als eine bloß innere Empfindung annimmt, nicht ſo merklich und auffallend ſeyn könnte, als der Schreck, der ſich mehr äußerlich zeigen ſoll.

Nach le Brun verurſachet das Entſetzen, wenn es allzugroß iſt, daß der, den es befällt, die Augenbraunen in der Mitte hoch über ſich zieht, und die Muſkeln, welche die Augenbraunen bewegen, auch ſehr ſichtlich, aufgeblaſen aneinander gedrückt und auf die Naſe herabgezogen ſind, welche letztere wieder ſammt den Naſenlöchern ſich in die Höhe zu rümpfen ſcheint. Uebrigens müſſen die Augen völlig offen ſtehen; das obere Augenlied ſich unter die Augenbraunen verſtecken; das Weiße im Auge mit einer Röthe umgeben ſeyn; der Augenapfel wie verwirrt ausſehen, und mehr unten als oben in dem Auge ſtehen. Das untere Augenlied ſcheint geſchwollen und blau zu ſeyn; die Muſkeln an der Naſe ſind aufgetrieben, und die an den Backen überaus ſichtbar. Der Mund ſteht weit offen. Am Halſe ſieht man ſtarke Adern und Muſkeln die aufgeſchwollen ſcheinen. Die Geſichtsfarbe, wie auch die Spitze an der Naſe, die Lefzen, die Ohren und der Umgriff der Augen, ſcheinen bleich und bläulich. Von den Haaren ſagt man, daß ſie gen Berge ſtehen. In dieſer Rückſicht kann man die Figuren 4404, 4405 und 4406 betrachten.

Zu dieſer Beſchreibung gehört noch folgendes Urtheil:

Wenn ſich die Augen bey dieſer Leidenſchaft übermäßig weit öffnen, ſo kommt es daher, daß die Seele die Natur des Objects, welches ſolches fürchterliches Entſetzen verurſacht, anzeigen will. Hingegen die auf einer

Seite unter ſich, und auf der andern über ſich gehenden Augenbraunen geben zu erkennen, daß der über ſich gehende Theil ſich mit dem Gehirne zu vereinigen, und daſſelbe von dem Uebel, welches die Seele wahrnimmt, zu befreyen wünſchet: der unter ſich gehende Theil aber, der auch geſchwollen ſcheint, durch die häufig von dem Gehirne herkommenden Geiſter, die Seele gleichſam bedecken, und wider das beſorgte Unglück ſchützen will. Das weit aufgeſperrte Maul zeigt an, daß das Herz von dem Blute, welches demſelben zuſtrömt, ſtark gedränget werde — es wolle nun anderweitig Luft ſchöpfen, und da ſolches viele Mühe verurſachet, ſo ſiehet man die weite Oeffnung. In Hinſicht der Stimme hat das Schrecken die Folge, daß es undeutliche, verworrene, und zuweilen ganz alberne Töne hervorbringt.

Dieſes eben Geſagte zeigt aber den Schrecken nur doch ſehr unbeſtimmt an, da es allein nur vom Geſichte des Menſchen galt. Der ganze Körper leidet, faſt mit allen Gliedern hierbey auch eine Veränderung, und, wenn der Menſch nicht überhaupt einſam, oder in ſich ſelbſt vertieft iſt, ſo ſind gewöhnlich mit einem eintretenden Schrecken, auch noch mehrere andere Dinge verbunden, die der Sache eine Erklärung geben. **Hogarth** thut auch in dieſem Stücke viel, und **Lichtenberg** macht uns ſolches ſo deutlich, verſtändlich und intereſſant, daß ich mich bewogen finde, eine vorzügliche Schilderung des Schreckens von ihm zu entlehnen. Man ſehe die Figur 4407, und beherzige folgende **Lichtenbergiſche** Schilderungen aus der Heyrath nach der Mode, S. 211, fgg. wie folgt:

Wie deutlich und wie fürchterlich alles auf dieſem Blatte! — Blut, Mord, Todeskampf und Verzweiflung — in der Tiefe der Mitternacht! Wie ſchaudervoll, wenn man ſich hinzudenkt, das Getöſe der hereinbrechenden Wache, das Angſtgewimmer des erwachten Gewiſſens, und der entlarvten Tücke, vermiſcht mit dem gedehnten eintönigen Aechzen der Sterbenden. — — — — — — Da wankt er nun der modiſche Ehemann, durchbohrt von der Hand des Lieblings ſeines treuloſen Weibes. Schon brechen die Kniee unter

ihm; — die einzige Stütze, die ihm noch bleibt, ſein Arm, wird mit jedem kümmerlichen Schlage ſeines durchgerannten Herzens kraftloſer. Noch ſteht er einige Augenblicke und dann — nie wieder. Sein brechendes Auge empfindet nicht mehr das Licht, das hier die Züge des ſich nähernden Todes von der erſchlafften Wange, und dem geſunkenen Kinne für uns zurückſtrahlt. Vergebens ſteigt das Winſeln des verzweifelnden Laſters, und das Flehen des ertappten Verbrechens um Barmherzigkeit von den Lippen ſeines ſchändlichen Weibes zu ihm auf. Sein Ohr vernimmt ſie nicht mehr, und ſein Mund erwiedert ſie nicht mehr! Zwiſchen Ihm und Ihr hat Klage und Vertheidigung hier ein Ende. Die Acten ſind geſchloſſen diesſeit des Grabes. Ferneres Gehör und der Spruch des Richters wartet ihrer in einer andern Welt.

Da knieet ſie nun, das modiſche Eheweib, barfuß im bloßen Hemde, vor dem Gerichtsdiener und der Wache ihr Verbrechen abbittend, und büßend für daſſelbe. Hielte ſie das Licht, das neben ihr ſteht, noch in der Hand, ſo würde ich ſagen: ſie bitte ab und büße, wie ehedem die Königsmörder in Frankreich, als ihrer nur noch ein Paar waren. Wie krampfhaft hält ſie nicht die Hände zuſammengepreßt! Hände, ſo gefaltet, zittern gewiß zugleich mit dem Unterarm, das iſt nicht Mode, — es iſt reine Natur. Ihr Auge ſtarrt auf die ſinkenden Geſichtszüge des Jammerbildes hin, wo Stufenjahre jetzt zu Secunden ſchwinden. Jeder dumpfe Laut des Aechzenden wird zum Donnerſchlage für ihr ſchlafendes Gewiſſen, und ſelbſt ihr verſtorbenes Ehrgefühl, ſcheint jetzt durch die Schande wieder erweckt, die in ſo vielfacher Form über ſie kommt. — Doch genug von dieſem fürchterlichen Duodram. — —

Die Veranlaſſung zu dieſer Begebenheit war folgende: Lady Squanderfield und ihr Herr Procurator Silbermund hatten — einen Termin auf der Maſkerade, und fanden ſich richtig ein. Durch Tanz und vermuthlich Loths Becher erhitzt, erinnern ſie ſich der Wunderthaten des maſkirten Jupiters, die ihnen Giulio Romano und Michael Angelo vorgezeichnet haben, und als treue Zöglinge Crebillons verlaſſen ſie den mit unzähligen Lichtern prangenden Olymp des Tanzſaals, und laſſen ſich in dem ſchmutzigen Winkel eines ſogenannten Bayno's, einer Art Häuſer nieder, die in jeder Stunde

der Nacht jedem Wundertheater offen ſtehen, und vorzüglich ſolchen, die ſo hoch herabgeſtiegen (*). Lord Squanderfield, der Witterung davon hat, ſchleicht ihnen mit dem Degen nach, ſprengt die verriegelte und verſchloſſene Thüre (Schlüſſel und Ringelkolben liegen auf der Erde), und findet, wa er ſieht, völlig demaskirt, ohne Domino und ſelbſt ohne Bekleidung, eine gemeinſchaftliche Matratze ausgenommen, die nicht der Rede werth iſt. Er ſtürzt auf den Procurator los. Dieſer ein juriſtiſch vorſichtiger Fuchs, von groſer Praxi, hat bey einem ſo bedenklichen Termin in ſubſidium Juris, auch einen Degen bey ſich, ſtürzt ſich, ehe es noch zum Ueberfall kommen kann, aus der Matratze, und begegnet ſeinem wüthenden Feinde im Freyen! Es entſteht ein Kampf, und leider einer, in welchem Hörner gerade ſo viel helfen, als gar keine. Die Wuth, eine ſo entſchloſſene und bebende Mörderin ſie auch iſt, iſt bekanntlich die erbärmlichſte Fechterin von der Welt. Kurz, Lord Squanderfield rennt in den Degen des Advokaten, und ſinkt. Nach dieſem Siege wirft ſich der leichtere Theil der Beſatzung unter der Matratze hervor, wie Siege in Bürgerkriegen gewöhnlich gefeyert werden. — Dieſes iſt die Feyer! — Sie verwickelt ſich bey dem Ausfalle in das Bett-Tuch, ſchleift es hinter ſich her — und fällt — vermuthlich. Hier ſteht ihr Character wieder auf der Wage. Sank ſie vorſetzlich auf die Kniee, oder hat ſie bloß vergeſſen aufzuſtehen? —

(Den Liebhaber ſieht man im Hemde auf der Retirade nach der Straße hin, noch im Fenſter ſtecken).

Ueber dieſen Lerm erwacht der **Nachtwächter**, weckt den **Wirth**, und dieſer endlich ſogar die **Polizey**. Da ſtehen ſie ſämmtlich in der Thüre, theils in Perſon, theils repräſentirt, und nach einer Taktik geſtellet, die die natürlichſte von der Welt iſt, nähmlich nach dem Intereſſe der Partheyen. Voran der **Wirth** mit den fünf Exclamations-

(*) Um die nöthige Symmetrie in die Vergleichung dieſes Ebentheuers mit Jupiters Avantüren zu bringen, wird der gütige Leſer gebeten, die handelnden Perſonen durch eine leichte Transpoſition ſo zu ſtellen, daß Lord Squanderfield die Rolle der Juno bekommt.

Anmerk. v. Lichtenberg.

mations - Zeichen in der Linken, und einem Geſichte, daß wenn die Zeiten nicht bald beſſer werden, wohl verdiente, unter die Buchdruckerſtöcke aufgenommen zu werden. Es gilt die Ehre ſeines Hauſes. Hinter ihm ſteht der Conſtabel, der Repräſentant der Polizey mit ſeinem Stabe. Eine herrliche Figur, wie man ſie aber zu Hunderten in England ſieht; ächte derbe Compoſition aus Beef und Pudding, braunroth glühend, unterſetzt und ſtämmig bis zur Zweyſitzigkeit; einen kleinen Schritt voran mit einem Verdauungs - Apparat von der behaglichſten Wölbung, dem wahren Sinnbilde für Nationalſchuld und Taxendruck. — Seine rechte Hand ruhet ermahnend auf des Wirths Schulter. Er ſcheint kaltes Blut und Vorſichtigkeit zu empfehlen. Es iſt nicht gut, zu viel Herz zu haben, zumahl bey Fällen, wie dieſer, wo blanke Degen umher ſpiegeln; wären es Weingläſer oder ihre Scherben, ſo ließe ſich wohl ein Uebriges thun. — Der Nachtwächter, noch vorſichtiger als die Polizey, ſteht an der Spitze des Detaſchements, hinten; er wagt ſich nicht, und will ſich nicht wagen, auch commandirt er nicht einmahl, er leuchtet bloß. Man ſieht an ihm nichts, als die rechte Hand und die Laterne, deren Zuglöcher ſich an der Decke des Zimmers nach den Regeln der Perſpective abbilden, und dort eine Art von Baldachin über einem Throne werden, von dem wir zu ſeiner Zeit reden wollen.

Herr Silbermund, ſeines Sieges zwar gewiß, ergreift dennoch die Flucht des kleinen Detaſchaments wegen. Als Advocat konnte er beſſer als irgend jemand wiſſen, daß der Wohlfahrts - Bauch dort in der Thüre, zu den leichten Truppen eines unüberwindlichen Corps, nähmlich der Engliſchen Crimminal - Juſtitz gehört, und daß dieſes Corps ſelten fern iſt, wenn ſich dergleichen Vortruppen zeigen. Beſonders aber ſcheint er einen gewiſſen Ab - und Zuläufer in jenem Dienſte zu fürchten, einen übrigens ganz unbedeutenden Menſchen, deſſen Umgang aber nicht immer gut vermieden werden kann, und alsdann etwas ſehr Läſtiges hat, den Henkerknecht. Daher die große Eile und die Retirade durch eine Straßenthüre aus der zweyten Etage mit einer ſehr abbrevirten Treppe, deren oberſte Staffel die Thürſchwelle, die unterſte aber die Straße ſelbſt iſt. Obendrein iſt es eine Flucht im Winter, denn die Haupterleuchtung auf dieſem Blatte kommt von dem Caminfeuer,

und eine windige Nacht, denn die Lichtflamme weiſet auf Schnupfenzug vom Fenſter nach der Thüre. Es iſt hart zu einer ſolchen Zeit ſo zurückgedrückt zu werden, zumahl in einem ſolchen Sommerpelz. Leichter bekleidet, als dieſer, hat doch wohl kürzlich kein Sieger die Flucht genommen.

Das Uebrige ſehe man am angeführten Orte, S. 225, fgg.

Nach den Lehren der Mimik vom Herrn von Götz, finden wir in ſeinem Verſuch leidenſchaftlicher Entwürfe (*), nicht allein ſehr viel Wahres, ſondern auch eine ziemlich genaue Schilderung der Grade des Schreckens. Blandine, die Prinzeſſin, wird zuvörderſt von einer ſchaudervollen Nacht umgeben, woher ſie auch ſagt: „Ewiger, wie entſetzlich die Nacht! Lei„chenſchauer im ganzen Geſichtskreiſe, und das hohle „Gewinſel in der Ferne — und das dumpfe Knarren „des Wetterhahns.“ — Indem ſie die Schreckniſſe der Natur mit ſchwärmendem Geiſte und mit bebender Stimme durchgeht, verfällt ſie auf die Erinnerung zufälliger Umſtände, womit ihrer Mutter Tod begleitet ſeyn konnte. Sie ruft daher aus, „ſeit meiner „Mutter Tod war keine Nacht wie dieſe!“ Die Schreckens-Scene vermehrt ſich aber dennoch. Sie wird vom Blitze und Donner geängſtigt; aber übermannt von dem Schauer ſchrecklicher Bilder, welche mit ſchnellem Laufe in ihre Seele dringen, dünkt ſie ſich — vielleicht gewiſſer Ahndungen voll, ihren Geliebten ſchon verloren. Deßhalb ſchreyet ſie: „Entſetzen er„greift mich!“ Doch will ſie ihn ſuchen, und glaubt ihn finden zu müſſen. Sie eilet mit zur Hülfe geſtreckten Armen an die Thüre — — aber ſolche öffnet ſich ſchon zuvor feyerlich. Ein Mann mit langem Flor über-

(*) Man kann hier von S. 165, und folgendes nachleſen, indem ich nur den Inhalt anzeige, und nach den Umſtänden verändere, da ich nicht fürs Theater ſchreibe.

überdeckt, trägt eine mit ſchwarzem Tuche überdeckte Schüſſel. **Blandine** will über den unvermutheten Anblick erſtarren. Ein Gewühl von ſchrecklichen Ahndungen und Erwartungen lähmt ihre Kräfte.

Außer den natürlichen unwillkürlichen Urſachen, wodurch wir in heftigen Schrecken, (vermöge des Blutlaufes Stockung,) unbeweglich werden, kommt noch eine beſondere Gewohnheit ſchüchterner Gemüther hinzu, die in Fällen, wo das Schrecken verurſachende Object ſich unbeweglich zeigt, ſich von ihm weder zu entfernen noch zu nähern getrauet; gleichſam aus Beſorgniß, den ſchädlichen Einfluß des ſchreckenden Gegenſtandes dadurch vorzüglich auf ſich zu ziehen. Zwar langt **Blandine** zitternd darnach — allein bey jedem Schritte, womit der Trauermann ſich ihr langſam und feyerlich nähert, weicht ſie auch zurück. An dem Tiſche erreicht er ſie, und bietet ihr den blutig zerbrochenen Ring (des **Lenardo**) dar; noch hält ſie ſich mit einer Hand an dem Tiſche feſt, und wagt es kaum, mit der andern nach dem ſchrecklichen Vorbedeutungszeichen zu langen. Ihr Auge verſucht durch den Schleyer, welcher den Boden überdeckt, den Sinn dieſer geheimnißvollen Erſcheinung aus ſeinen Augen zu leſen. Man ſehe Figur 4408.

Das Anhalten mit der rechten Hand, gehört unter die unwillkürlichen Bewegungen, die der Furcht, (welche die Gefährtin des Schreckens iſt,) beſonders der weiblichen, in höhern Graden eigen ſind. Man klammert ſich gern an feſte Theile, um ſich gegen Losreißungen zu ſchützen. Bey Annäherung der Gefahr verbergen wir uns hinter die zerſtörbarſten Dinge, und hoffen uns dadurch eine Bruſtwehr verſchafft zu haben, um dem eindringenden Uebel zu wehren. Außer dieſer Veranlaſſung kann dieſes Anhalten im gegenwärtigen Falle, oder in ähnlichen Situationen als eine Folge der Entkräftung, welche bey Furcht und Schrecken auf un-

unſere Glieder wirkt, angeſehen werden. — Ich habs ſogar von neu gebornen Kindern geſehen, daß ſie, um nicht fallen zu wollen, ſchon auf dem Schooße der Hebamme umhergreifen, ſich zu halten. Es iſt Natur.

Ein zweyter Hiobsbote hat ein verſiegeltes Geſchirr, und bringt es. Wieder ermannt ſich ihre Seele, um den Aufſchluß dieſer zweyten Erſcheinung zu erwarten, und verſucht mit angemaßter Geſetztheit den Blick des ſich nähernden Mannes ertragen zu wollen. Indem ſie aber das Geſchirr in die Hand nimmt, (es iſt die Urne mit dem Herzen ihres todten Lenardo) wird ſie von der geglaubten Standhaftigkeit verlaſſen, und mit abgewandtem Blicke, welcher ihre leidensvolle Herzenslage ankündigt, vermag ſie in ſinkender Kraft das Geſchirr nicht zu halten.

In den ſchrecklichſten Situationen, worin unſer Körper Entkräftung und Schmerz empfindet, vermag oft ein leichter Umſtand, wodurch die Seele gerührt wird, uns die Kraft eines unbeſchädigten Körpers wieder zu geben, entweder, um der Freude über gute Zufälle zu genießen, oder, um den neuen Leidenzuwachs auszuhalten. Man wird den Beweis in den Scenen der menſchlichen Verhängniſſe, beſonders aber bey peinlichen Verhören und Züchtigungen vielfältig gewahr.

Zu Erhöhung des Eindruckes ſteht der Ueberbringer dieſes fürchterlichen Gefäßes, mit gefaltenen, ans Geſicht gezognen, Antheil zeigenden Händen ſtille, und verſucht der Unglücklichen Jammer zu ermeſſen. Dies kann man in der Figur 4409 ſehen.

Ein dritter bringt, um ihr Unglück aufs höchſte zu treiben, einen verſiegelten Brief. Ihre Kraft entweicht nun noch mehr, indem ſie den Brief erblickt, und den Aufſchluß der geheimnißvollen Erſcheinung erwartet. Verlaſſenheit und Beben erfüllet ihre Seele, indem ihre Hand ſich öffnet das ſchreckliche Blatt zu er=

ergreifen. Mühſam heften ihre Augen ſich abwärts, und ſcheinen ſchon den Inhalt davon zu errathen. Nachdem ſie das Siegel zerriſſen, ſo ſcheinen, in der betäubten Lage, worein ſie durch die vorgegangenen Auftritte verſetzt worden, ihre Blicke Beyſtand des Himmels und Standhaftigkeit zu erflehen, um die Bedeutung des Inhalts faſſen, und dagegen aushalten zu können. Sie lieſet mit brechender Stimme: „Verworfenſte unter deines Gleichen, — ſteck den Trauring an, und folge dem Verdammten nach.“

Volle Angſt ſchwebt in dieſem Augenblicke auf ihren Lippen; ſchmerzvoll rollen ihre Augen durch die erſten Zeilen des Blattes, deſſen Inhalt ſie mit marternder Ungeduld zu verſchlingen ſcheint; die Stimme iſt bebend, und mit gewaltſam angeſtrengter Bruſt herausgepreßt. Die Wahrſcheinlichkeit dieſer Aeußerung liegt in höheren Graden der aufſteigenden Angſt. Miſſethäter, die ihrer Hinrichtung ſich nähern, werden meiſt mit jedem Schritte, womit ſie an den ſchrecklichen Platz ihrer Vernichtung treten, mit erhöheter, bebender Stimme beten. Dies geſchieht durch Kampf der Kräfte mit dem Willen, ſo daß das durch die Einbildungskraft ſchrecklicher Erwartungen erhitzte Blut, die Fibern zu dem höchſten Umfange ihrer Wirkung ſpannt, und die brauſenden Säfte mit Gewalt nach dem Hirne treibt. Dies könne dasjenige ſeyn, was man im gemeinen Leben Angſt und Schrecken nennt.

Sie lieſet: „Er iſt in der Ewigkeit und ſendet dir „zum Andenken ſein Herz.“ Man ſehe Figur 4410, und bemerke, wie das beym Fortleſen ſichtbare Abſinken des Körpers, und die mit Spannung aufgehobenen Hände, womit ſie das Blatt zitternd hält, mit dieſem Zuſtande verknüpfte Folgen ſind. Indem ſie das Schickſal ihres Geliebten, und die erſchreckliche Zuſendung ſeines Herzens entdeckt, wird der damit ver-

knüpfte heftige Aufruhr ihres Nervenſyſtems zu einem ſo hohen Grade der Betäubung geſpannt, daß der darauf erfolgte Augenblick eine vollkommene Entkräftung ihrer Natur nach ſich zieht. In der Figur 4411, iſt der Moment ausgedrückt, wie der angſtvolle Schrekken aufs Gehirn wirkt, woher ihre Hände ſchnell nach dem ſchmerzenden Theil auffahren. Da dieſer Druck des Gehirns aber auch auf den übrigen Körper Einfluß nimmt, ſo verlaſſen ſie die Kräfte, ſich aufrecht zu erhalten, und die Hände fahren (man ſehe Figur 4412) in heftigen Zuckungen, gleichſam zur Hülfe auffordernd, in die Höhe, indem ihr Körper niederſinkt. Eine ſolche Bewegung geſchieht in dergleichen Momenten, wo noch ein kranker Reſt des Gefühls die Beſinnungskräfte nicht ganz verzehrt hat, unwillkürlich und häufig. In dieſer Lage iſt ihr Auge etwas geöffneter, als in der vorigen Figur, weil daſelbſt hauptſächlich Betäubung und Schlag der Beſinnungskräfte, im gegenwärtigen Falle hingegen ein ſchnell vorüberfliegendes Bewußtſeyn ihres Hinſtürzens vorkommt, wobey auch in der Mitte der heftigſten Erſchütterungen und Ohnmachten die Augen, um ſich einigermaßen im Sturze zu helfen, geöffnet zu werden pflegen.

Die Figur 4413 zeiget die natürlichſte Lage, worein der Körper aus bevorſtehender verſetzt werden kann. Hier erſcheint der Punct, wobey ſich ihr Character, und die Veranlaſſungen zu handeln, verändern, und nach andern Geſetzen fortſchreiten. Ermüdet von den heftigſten Trieben einer bey ihrem zu lebhaft empfindenden Temperamente unheilbar gewordenen Leidenſchaft, erkrankte ihr Herz und Gehirn. Sie vermochten daher um ſo minder gegen den Eindruck der gräßlichen Scene anzuhalten; dennoch haben ihre Blutgefäße die Lebensgeiſter gewaltig nach dem Kopfe geſtoßen, daſelbſt in den Kanälen des Gehirns eine un-

gewöhnliche Stockung und Aufruhr erregt, und dadurch die übrigen Theile ſo entkräftet, daß ſie betäubt und von Sinnen darniederliegt.

Gewöhnlich pflegt der Blutumlauf ſich in ſolchen Situationen etwas zu mindern, und die Perſonen erwachen von ihrer Betäubung wie von einem tiefen Schlafe. Ein Umſtand, welcher meiſt mit dergleichen heftigen Situationen verknüpft iſt, indem die mit Betäubung geſchlagenen Perſonen ſich des heftigſten Paroxismus nur wie träumend errinnern, und den ſchmerzlichen Eindruck erſt nach der Hand bey geſundem Verſtande, und oft durch Bilder der geringſten Imagination ſich empfindlicher werden laſſen, als die Natur des Schadens mit ſich bringt. Solche Situationen ſind häufig gewöhnliche Folgen aller allzu heftig geweſenen Leidenſchaften.

Die Neubegierde, oder (vielleicht beſſer geſprochen), Neugierde, kann unter gewiſſen Umſtänden mit zu den laſterhaften Leidenſchaften gerechnet werden. Man muß ſie nicht mit jener guten Eigenſchaft verwechſeln, die wir Wißbegierde nennen, und durch welche wir uns immer mehrere Seelenvollkommenheiten erwerben. Ein junger Mann, der nicht wißbegierig — dem es einerley iſt, ob er in einer nützlichen Sache, mehrere Erkenntniß erlange oder nicht, der wird es niemahls zu einem hohen Grade in den Wiſſenſchaften bringen, wenigſtens wird er nie eine weitläuftige Kenntniß vieler Dinge erlangen. Es iſt gut, wenn unſere Wißbegierde ſo weit geht, daß wir von allen Dingen eine Erkenntniß zu haben ſuchen, welche uns nur einigermaßen nützen können.

Plutarch rühmt (im Leben **Alexanders**) die Wißbegierde des jungen **Alexanders**, der ſich fleißig mit Leſen beſchäftiget, um ſeine Erkenntniß zu vermehren, und daher auch ſogar etwas von der Arzneywiſſenſchaft gelernet, ſo daß er bisweilen ſeinen Freunden Recepte

 hat

hat verſchreiben können. Er erzählt von ihm, daß, als die perſiſchen Geſandten an den Hof ſeines Vaters gekommen, habe Alexander, welcher damahls noch ein Knabe geweſen, ſich bey ihnen nach der Lage und Entfernung der Oerter, nach der Macht des perſiſchen Königs, nach ſeinem Betragen gegen die Feinde, und dergleichen, erkundigt. Dies iſt Wißbegierde. Wenn wir uns aber um allerley Kleinigkeiten bekümmern, die unter Privatperſonen vorkommen, die uns nicht einmahl geziemen zu wiſſen, ſo iſt dies laſterhafte Neugierde.

Ein neugieriger Menſch kümmert ſich um alles, auch um die geringſten Dinge. Er erkundigt ſich nach des Nachbars Geſinde, und allen deren Handlungen, — was in fremden Küchen, Kellern und Speiſekammern vorgeht, und dergleichen Dinge mehr. Man verſinnlichet die Neugierde durch eine weibliche Figur in einem mit Augen und Ohren beſetzten Gewande, und in der Stellung eines lauſchenden Menſchen, der an den Fingern nachrechnet, was er höret. Die auswärts gerichteten Flügel ſind eine Anſpielung auf die Lebhaftigkeit, womit der Neugierige alles zu erfahren trachtet. Bey den Aegyptern war der Froſch das Sinnbild der Neugierde, vielleicht deswegen, weil ſeine Ohren weit offen ſtehen, oder weil ſein Blick ſtarr und voll Aufmerkſamkeit zu ſeyn ſcheint. Man ſehe die Figur 4414. Was aber übrigens hier noch fehlen möchte, wird in dem beſondern Artikel **Neugierde** nachfolgen.

Vom Hochmuthe, iſt im XXIVſten Th. der Encyklopädie, S. 55, fgg. ſchon gehandelt worden; inſofern derſelbe aber eine Leidenſchaft iſt, wird es nothwendig ſeyn, noch einiges nachzutragen. Die Figur 4415 ſtellet den Hochmuth vor. Das Kleid ſoll von der Farbe des Grünſpans ſeyn; ihre Eſelsohren bedeuten ihre Unwiſſenheit, und, die Art, wie ſie den

Kopf trägt, indem ſie die Hände in die Hüften ſtämmt, beweiſen ihren übel angebrachten Stolz. Der Pfau neben ihr iſt das Sinnbild des Hochmuthes, und die kalekutiſche Henne mit ihrem ausgebreiteten Schweife, iſt das leibhaftige Ebenbild der Dummheit.

Stoſch nimmt alle die Wörter, welche dieſe Leidenſchaft bezeichnen, nähmlich: Einbildung Hoffart, Hochmuth, Stolz, Aufgeblaſenheit, Dünkel, Eigendünkel, zwar zuſammen, allein er macht dennoch verſchiedenen Unterſchied (*). Die Einbildung beſteht in einer allzu guten Meinung, welche ein Menſch von ſich ſelbſt und ſeinen Verdienſten hat. Der Hochmuth iſt eine Begierde ſich über andere zu erheben, und mehr zu ſeyn, als man in der That iſt. Der Stolz beſteht in einer wirklichen Erhebung über andere, welche man gegen ſich ſelber geringe ſchätzt. Die Hoffart hat den Hochmuth zum Grunde, und beſteht in einer äußerlichen Pracht, wodurch man ſich über ſeinen Stand zu erheben, und bey andern ein Anſehen zu erwecken ſucht. Die Aufgeblaſenheit, iſt aus Einbildung, Hochmuth, Stolz und Hoffart zuſammengeſetzt und die höchſte Staffel davon.

Ein eingebildeter, oder von ſich eingenommener Menſch, eignet ſich ſelbſt gewiſſe Eigenſchaften und Vorzüge zu, welche er in der That nicht hat. Ein Hochmüthiger kann wirklich Vorzüge und gute Eigenſchaften beſitzen, aber er will eben deswegen mehr ſeyn, als er iſt, und ſucht ſich über andere zu erheben. Ein Stolzer erhebt ſich wirklich mehr, als er thun ſollte. Weil er einige Vorzüge beſitzet, ſo ſiehet er diejenigen, welche ſolche Vorzüge nicht haben, mit verächtlichen Augen an. Ein Hoffärtiger bezeiget den Hochmuth

(*) Verſuch in richtiger Beſtimmung einiger gleichbedeutenden Wörter in der deutſchen Sprache.

muth in ſeinem ganzen Betragen, er liebet die Pracht, und ſetzet eine Ehre darein, wenn er koſtbarer als andere gekleidet iſt, mehr Bedienten hat — ja ſogar — wenn er auch nur ſeine Stiefeln beſſer als andere wächſen laſſen kann, und dergleichen Dinge mehr. Der Aufgeblaſene iſt ganz unmäßig von ſich ſelber eingenommen; er will allenthalben der vornehmſte ſeyn; er ſiehet andere verächtlich an; er redet mit niemand freundlich, den er nicht für ſeines Gleichen hält; er iſt gebieteriſch gegen Geringere; er treibet die Pracht ſo weit, als er nur immer kann, weil er einfältig genug iſt, daß man ihn darum deſto mehr ehren werde, u. ſ. w.

Ein eingebildeter Menſch ehret ſich ſelbſt; ein Hochmüthiger will von andern geehret ſeyn; ein Stolzer trotzet auf ſeine Vorzüge, und verachtet diejenigen, welche ſie nicht haben. Ein Hoffärtiger ſuchet die Ehre dadurch zu erlangen, daß er ſeine Vorzüge, Reichthümer, (wenn er deren beſitzt,) und dergleichen, allen Menſchen gern vor Augen leget, und ein Aufgeblaſener kann ſeiner Einbildung nach, niemahls genug geehret werden, denn alle Menſchen ſcheinen ihm, gegen ſich ſelbſt geringe zu ſeyn. Die Einbildung und der Hochmuth laſſen ſie bisweilen verbergen, ſie ſtellen ſich ſogar demüthig an, und bewegen uns, andern Ehre zu erzeigen, in der Abſicht, damit uns hernach deſto größere Ehre widerfahren möge. Der Stolz, die Hoffart und die Aufgeblaſenheit, können ſich niemahls verbergen, ſie blicken in allen Handlungen des Menſchen, auch wider ſeinen Willen, hervor.

Auch dasjenige, was man Dünkel und Eigendünkel zu nennen pflegt, gehöret hierher, indem dadurch ebenfalls eine übertriebene gute Meinung zu erkennen gegeben wird, welche jemand von ſich ſelbſt und ſeinen Verdienſten hat, und welche aus der Einbildung und dem Stolze entſtehet. Der Dünkel unterſcheidet ſich

von

von der Einbildung dadurch, daß er mit vielem Stolze und Verachtung anderer verknüpft iſt. Ein eingebildeter Menſch hat eine gar zu gute Meinung von ſich ſelbſt und ſeinen Verdienſten, er eignet ſich auch wohl gewiſſe gute Eigenſchaften und Vorzüge zu, welche er wirklich nicht beſitzet, aber, er verachtet deswegen nicht allemahl andere.

Mancher Junker welcher bloß auf ſeinen Adel ſtolz iſt, und ſich deswegen dünken läßt, aus beſſerm Lehm gemacht zu ſeyn, weil er ſechszehn Ahnen zählen kann, ſo daß, ob er gleich ſonſt gar keine Verdienſte hat, er dennoch alle diejenigen neben ſich verachtet und geringſchätzet, welche nicht von ſeinem Herkommen ſind, hat viel Dünkel, man kann ſagen: er iſt wegen ſeines Adels, von einem unausſtehlichen Dünkel eingenommen. Ein Menſch, welcher wegen einiger guter Eigenſchaften und Fähigkeiten, die er beſitzt, eine gar zu ſtolze Einbildung von ſich ſelber hat, und daher mit Verachtung alles guten Raths, welcher ihm von andern könnte gegeben werden, nur immer noch ſeinem eigenen Gutdünken handeln will, ſich ſelbſt für klüger, als alle andere, und alles was er thut, für beſſer hält, als was andere vernünftige Leute gethan haben, oder auch ſich einbildet, daß er allein alles in einer Sache ausrichten könne, hat einen Eigendünkel.

Der Stolz, mit ſeinen eben beſchriebenen Nebenzweigen ſtehet mit der Ehrliebe, Ehrbegierde, Ehrgeiz, Ehrſucht und der Ruhmbegierde in ſehr naher Verwandtſchaft. Ein Verlangen und eine Bemühung, Ehre und Vorzüge zu erhalten, wird durch dieſe Wörter ausgedrückt, und iſt der Hauptbegriff, welcher ſie mit einander gemein haben. Sie ſteigen aber ſtufenweiſe, ſo daß eins ſtärker, als das andere iſt, und auch andere Nebenbegriffe als das andere giebt. Wie die Liebe überhaupt ein Vergnügen iſt, welches man aus den

Vollkommenheiten einer Sache ſchöpft, und ein Verlangen, dieſelbe zu beſitzen, ſo ſcheint auch das Wort Ehrliebe, beſonders das Vergnügen anzuzeigen, welches man in der Beſitzung ſolcher Dinge, oder ſolcher Vorzüge findet, welche uns Ehre zubringen, und ein Verlangen, derſelben theilhaftig zu werden. Dies wäre alſo noch keine heftige Leidenſchaft.

Die Ehrbegierde geht weiter, ſie beſteht in einem heftigen Verlangen nach ſolchen Dingen, welche uns wirkliche Vorzüge und Ehre bey andern verſchaffen können. Der Ehrgeiz gehet noch weiter, und, wie der Geldgeiz eine zu weit getriebene Begierde nach Reichthum iſt, ſo iſt auch der Ehrgeiz eine zu weit getriebene Begierde nach Ehre, die da macht, daß man nur immer ſich über andere erheben will, und ein Vergnügen darin findet, von ihnen geehrt zu werden, man mag ſolcher Ehre würdig ſeyn, oder nicht.

Das Wort Sucht, kommt her, von Siechen, Seuche, und wird verſchiedenen Krankheiten beygelegt. Ehrſucht ſcheinet alſo der Etymologie nach, gleichſam eine Krankheit der Seele, oder etwas Fehlerhaftes i. der Begierde nach Ehre anzuzeigen; und man nennet Ehrſucht, eine ſolche heftige Begierde nach Ehre, welche dem Menſchen keine Ruhe läßt, ſondern ihn immer antreibt, nach mehrerer Ehre zu trachten, und alle mögliche Mittel dazu zu gebrauchen.

Ehrliebe und Ehrbegierde ſind löblich, und wenn man dieſe Wörter ohne Zuſatz gebraucht, haben ſie allemahl einen guten Verſtand. Im gegenſeitigen Falle, pflegt man es durch ein Beywort, oder Umſchreibung anzuzeigen: eine falſche, eine übertriebene Ehrbegierde oder Ehrliebe, u. dgl. Ehrgeiz und Ehrſucht, haben einen nachtheiligen Verſtand, ſie drücken allemahl etwas Uebertriebenes in der Begierde nach Ehre aus, und das letzte iſt die höchſte Stufe davon.

Der

Der Ehrliebende liebt die Ehre, und ſuchet ſie in rechtmäßigen und guten Dingen. Er findet ein Vergnügen an ſolchen Handlungen, welche ihm eine wahre Ehre verſchaffen können, und hütet ſich vor allem, was ihn derſelben könnte verluſtig machen.

Der Ehrbegierige thut eben das; aber ſein Verlangen nach Ehre iſt ſtärker, es treibet ihn mit mehrerer Heftigkeit zu ſolchen Handlungen, welche ihm Vorzüge zuwege bringen können.

Der Ehrgeizige ſchätzet die Ehre allzu hoch, er ſucht nur ſich zu erheben, und Vorzüge zu erlangen, ohne ſich darum zu bekümmern, ob er ſie verdient habe oder nicht. Alle ſeine Reden und Handlungen, ſind dahin gerichtet, andern eine große Meinung von ſich, ſeinen Verdienſten, Vorzügen, Geſchicklichkeiten u. ſ. w. beyzubringen, und er läßt nicht gern etwas gegen ſich thun, oder von ſich reden, wodurch er die gute Meinung, welche andere Menſchen von ihm haben, bey ihnen verlieren könnte, wenn er gleich überzeugt wäre, daß ſie mit Unrecht ſolche gute Gedanken von ihm haben, und er deſſen nicht werth ſey. Der Ehrſüchtige geht noch weiter, er iſt niemahls zufrieden; die größeſte Ehre beruhigt ihn nicht gänzlich, ſondern er will noch immer mehr geehrt ſeyn, und macht aus der Ehre einen Götzen, welchem er alles aufopfert.

Vielleicht könnte man ſagen: Ariſtides war ehrliebend, denn er fand ein Vergnügen in allen ſolchen guten und rechtmäßigen Handlungen, welche in ſeinem Vaterlande ihm Ehre verſchaffen konnten; ſo wie er denn auch, da die zehn Feldherren der Griechen wechſelsweiſe jeder einen Tag die oberſte Gewalt hatten, der erſte war, welcher ſeinen Tag dem Miltiades abtrat, weil er dieſen für geſchickter als ſich ſelbſt hielte, die Truppen anzuführen. Cimon war ehrbegierig; er hatte ein recht heftiges Verlangen, von allen in ſeinem Vaterlande geehrt zu werden, wovon beſonders

ſeine außerordentliche Freygebigkeit zeuget, wodurch er ſich einen jeden verbindlich zu machen ſuchte. **Perikles** war ehrgeizig, er ſuchte nur ſich ſelbſt zu erheben, und die höchſte Gewalt in Athen zu erlangen. **Alexander** war ehrſüchtig; ſeine Begierde nach Ehre ließ ihm keine Ruhe, ſondern trieb ihn beſtändig an, noch immer nach größerer Ehre zu trachten, daher er auch mehrere Welten wünſchte, damit er ſie erobern könne, und als ein Gott wollte angebetet ſeyn. Er opferte alles ſeiner unbezähmten Ehrbegierde auf, ſogar den guten Nahmen ſeiner Mutter, da er wollte, daß man ihn für einen Sohn Jupiters halten ſolle, und ſeinen Freund **Clitus**, welcher nur in der Trunkenheit ſeine Thaten verkleinert, und den **Philippus** erhoben hatte.

Ruhmbegierde kommt mit der Ehrbegierde ſehr überein, denn alles, was uns Ehre bringet, pflegt uns auch gemeiniglich Ruhm zu erwerben; nur ſiehet dieſes Wort mehr auf das Lob und den Ruhm, welchen uns andere Menſchen beylegen; Ehrbegierde mehr auf die wirkliche Ehre ſelbſt, welche wir zu erlangen ſuchen.

Zu dieſer Leidenſchaft kann auch die Begierde zu gefallen gerechnet werden, denn dieſe gränzet durch eine gewiſſe Begierde zu glänzen, an die vorher genannte Ehr- und Ruhmbegierde. Wenn die Begierde zu gefallen, nicht überall und an ſich Tugend iſt — denn dafür möchte ſie wohl nicht allemahl unterzubringen ſeyn, — ſo kann ſie doch ſo etwas werden, das ihr ſehr ähnlich ſieht, und oft auch ähnliche Wirkungen thut. Sie macht geſellig, artig, verbindlich — auch freundſchaftlich nach dem gewöhnlichen Fuß. Sie wird auf dieſe Art oft das Band der Geſellſchaft, die Würze der geſitteten — und die Nahrung der feinen und großen Welt. Unter allen Wegen ſein Glück zu machen, iſt ſie einer von den vorzüglichſten. Sie führt meh-

mehrentheils ſchneller zum Tempel des Glücks, als das hervorſtechendſte und entſcheidendſte Verdienſt, welches ohne ihre Begleitung oft ſpät, oft gar nicht, wenigſtens immer ſehr beſchwerlich dort anlangt. Kurz, der Nutzen der Begierde zu gefallen, iſt ſo groß und mannigfaltig, daß man ſie billig anpreiſet, und einem jeden, der gemächlich durch die Welt, und in der Welt fort will, wohlmeinend anräth, dieſen Trieb in ſich zu erwecken. Ihn zu affectiren, wäre noch leichter, aber leider! thut ſelten die Nachahmung das zur Hälfte, was reine Natur vermag.

Die Begierde zu glänzen, oder der Stolz gewiſſer Art iſt mehrentheils unangenehm, und bringt gegen ſich auf. Er blendet häufig durch zu ſtarken Schimmer, oder tritt vor das Licht, und beydes weiß man dem Stolzen wenig Dank. In einer ſchiefen Richtung, welche er ſehr leicht annimmt, macht er Eroberer, Großprahler, Controverſiſten, Pedanten, und ſonderlich unerträgliche Egoiſten. Er iſt ein Gift der Freundſchaft, und eine Geißel des Umgangs; — er beleidigt andere noch mehr, als er ſich ſelbſt gefällt. Sein Schatten, den er auf alles wirft, was ſich ihm nähert, iſt drückend und verurſacht eine Kälte, von welcher nur ein kurzer Uebergang zum Unwillen und Haß iſt.

Daher rührt das widrige Verhältniß, in welchem die Glänzſucht mit Freundſchaft und geſellſchaftlicher Verbindung ſtehet. Wer bloß glänzen will, wird allein ſeyn, weil er alles verſcheucht, was nicht zu bleiben genöthigt iſt. Das weſentlichſte Verdienſt wird merklich leiden, wenn es ſeinen Beſitzer zu ſehr geltend machen will. Es wird ſo lange verkannt, wenigſtens nicht gehörig geſchätzt, als dieſer im Geſichte oder nahe iſt. Wenn er entfernt, oder gar nicht mehr iſt, ſo wird man mit Zurückſetzung der Perſönlichkeit vielleicht der Sache Gerechtigkeit widerfahren laſſen —

wenn

wenn ſie ſonſt nicht vergeſſen wird. Die übrigen nachtheiligen Wirkungen der Glänzſucht, wo ſie durch ihre Wendungen falſches, und in ſeltſamer Farbenmiſchung reflectirendes Licht giebet, welches ſtatt des großen Mannes, den es zeigen ſollte, einen kleinen Geck ſehen läßt, wollen wir jetzt übergehen. Fehler welche ſich ſelbſt beſtrafen, und im Grunde niemand mehr als ihrem Urheber ſelbſt ſchaden, rüget man oft nicht hart.

Aber, es würde Ungerechtigkeit ſeyn, nicht auch das Gute von einer Sache zu ſagen, nachdem man das Schlimme geſagt hat. Es nimmt die Anlage zum Stolze, oder der Stolz ſelbſt, oder die Begierde zu glänzen, oder die Ehr- und Ruhmbegierde, nicht immer eine ſchiefe Richtung; ſie wählt auch zu Zeiten eine gerade, und hier iſt ſie ſchätzenswerth, als ſie dort verhaßt war. Sie bildet Helden, Patrioten, große Gelehrte, Philoſophen, Dichter, Künſtler, und überhaupt faſt alles Große und Erhabene, was wir in der Menſchheit antreffen.

Man wird nicht eine Leidenſchaft nennen können, die zugleich ſo gut und ſo ſchlecht, ſo klein und ſo groß, ſo wohlthätig und ſo verderblich in ihren Wirkungen iſt. Sie trieb den **Diogenes** ins Faß, aber ſie lehrte ihn auch die Gnade eines **Alexanders** verachten. Sie ließ den **Plato** viel myſtiſchen Unſinn, aber auch viel Schönes ſagen, ſo wie den **Ariſtoteles** eine Menge von leeren Kunſtwörtern unter einer Miſchung von ſcharfſinnigen Gedanken und nützlichen Wahrheiten. Sie bildete die **Cäſars** und **Brutus**, die **Saturninen** und **Gracchen** die **Marier** und **Decier**. So verſchieden oder vielmehr widerſprechend, war ihre Wirkung, nachdem ſie einen geraden, oder ſchiefen, Gang nahm. Ein Segen und Fluch der halben Erde, oft in einem und eben demſelben Subject. Die Welt würde ohne dieſem Trieb eine Menge von Thorheiten

heiten und Laſtern, aber auch eine gute Anzahl von Weisheit und Tugenden weniger geſehen haben. Die Tugend iſt ihm in der That, von dieſer Seite genommen, nicht wenig ſchuldig, und bey einer genauen Unterſuchung würde ſich zeigen, daß ſie ihm ihre beſten Muſter größtentheils zu verdanken habe. Ob die Ehre der Menſchheit und ihre Tugend dabey gewinnt, das iſt eine andere Frage. Genug, ſie kann, ſo wie die Sachen jetzt ſtehen, bey den mehreſten nicht füglich entbehrt werden. Sie iſt ihrer Tugend, was die Galle der Dauungskraft, und die Schärfe den Nerven iſt, die Reizung und das Mobil, ohne welches ſie unthätig bleiben, oder doch ihre Thätigkeit nur ſchwach beweiſen würde. Nehmet dem Menſchen alle Begierde zu glänzen, und der größeſte Theil der Erdbewohner wird ſchlummern, oder im Staube kriechen.

Die Begierde zu gefallen, kann dieſen Abgang ſo wenig erſetzen, daß ſie vielmehr ſelbſt darunter leidet. Und zwar ſo ſehr, daß ſie mehr als die Hälfte von ihrem Werthe darneben verliert. Sie hat, ſo gut als der Stolz, oder die Begierde zu glänzen, ihre ſchiefen Richtungen, die ſie ſelten zu nehmen ermangelt, ſobald ſie allein geht. Niederträchtigkeit, Zwang, Verſtellung und unzeitige kleine Künſteley, ſind die gewöhnlichen Abwege, worauf ſie verleitet. Hier macht ſie Schmeichler, Betrüger, Unbeſtändige, Modeaffen, und ſonderlich diejenige Gattung von menſchlichen Inſecten, welche alle Farben, wie das Chamäleon, annehmen, und eigentlich nichts ſind, weil ſie alles werden, was man will, um zu gefallen. Dieſe Nullen in der menſchlichen Geſellſchaft, die viele ſo gern haben, weil ſie überall hinpaſſen, und nach Gefallen zu gebrauchen ſind, nur nicht zuverläſſig, verdienen etwas mehr, als unſere Verachtung. Der Character dieſer zweydeutigen Geſchöpfe iſt allemahl ſchlecht,

ſo

ſobald ſie ſich geltend gemacht, und einen eignen angenommen haben. Welche Betrachtung oder Empfindung wird den zurückhalten, welchem ſein eignes Selbſt nicht zu lieb und heilig war, es zum Opfer niederträchtiger Abſichten zu machen? Der übertriebene Gefällige iſt im Grunde immer ein ſchlechter Mann. Ein Thor gewiß, und zwar nicht von der letzten Klaſſe, aber insgemein noch etwas mehr, — ein ſchleichender nnd nichtswürdiger Böſewicht.

Man ſehe die ſchiefe Richtung, welche die Begierde zu gefallen, bald in geringern, bald in größern Abweichungen nimmt, nicht als einen Vorfall an, der ſich nur ſelten ereignet, und als ein mit unterſchleichender Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebt. Er iſt ſehr gewöhnlich, ja alltäglich. Ein Seitenblick, den wir auf unſere Welt werfen, kann uns davon überzeugen. Und, nach der Natur der Sache kann es gar nicht anders ſeyn. Die Begierde zu gefallen kann ſich wegen ihrer Schwäche und Biegſamkeit nicht gerade oder aufrecht halten. Es mangelt ihr an der genugſamen Conſiſtenz und Spannkraft, zu einem für ſich beſtehenden Weſen. Die Begierde zu glänzen, muß dieſen Mangel durch ihre Steifigkeit erſetzen, und ſie unterſtützen, wann ſie ſich halten ſoll. Wenn beyde mit einander verbunden ſind, und in Geſellſchaft gehen, ſo wird die eine den Mangel der andern erſetzen, und beyde werden durch ihre Unterſtützung und Gegengewicht, diejenige Richtung erhalten, die ihnen zukommt, und einen Gang nehmen, der ſie zu guten und nützlichen Zwecken leitet.

Dieſe Verbindung wird ſo viel leichter Statt finden, da beyde Theile bereits durch die Bande der nächſten Verwandtſchaft vereiniget ſind. Sie ſind leibliche Schweſtern, wie bereits geſagt iſt, denn ſie ſind beyde Töchter der Eitelkeit, und ſtammen in gerader Linie von der Eitelkeit ab.

Es

Es iſt mir nicht unbekannt, daß die Genealogen des menſchlichen Herzens hierüber nicht einerley Meinung ſind, indem einige die Begierde zu gefallen in eine andere Nebenlinie ſetzen, und als eine Tochter der Menſchenliebe aufführen. Aber der Irrthum dieſer Herren iſt daher entſtanden, weil die Eitelkeit dieſe ihre älteſte Tochter, ihrer eben erwähnten Verwandtin, welche eine ſchwache Deſcendenz hatte, zur Adoption überlaſſen; die jüngſte aber, für welche ſie immer eine ſtarke Vorliebe geäußert, für ſich behalten hat. Wer ſich die Mühe nehmen will in dem Grund- und Lagerbuche der Natur nachzuſchlagen, wird dieſen Umſtand gleich auf der andern Seite in einer deutlichen Randgloſſe angemerkt finden.

Man gefällt ſchlecht, wenn man nicht ein wenig glänzt, und man wird ſchwerlich glänzen, wenn man mißfällt. Dieſes iſt ſo wahr, daß es ſich durch alle Beobachtungen beſtätiget, wenn wir uns dergleichen zu machen die Mühe nehmen. Es wird uns zwar zuweilen das Gegentheil vorkommen, aber das geſchieht nur, wenn wir die Sache obenhin betrachten. Man darf nur ſcharf hinſehen, ſo verliert ſich der Geſichtsbetrug, welcher uns täuſchte. Es iſt wahr, man gefällt oft am erſten, wenn man gar keinen glänzenden Fleck hat, aber nicht ſonderlich, und gewiß nicht lange. Es iſt die Gewogenheit eines Schloßhundes, die man erhält, welchem jetzt geſchmeichelt, und bald darauf übel begegnet wird. Ein ſolches Spiel iſt nicht jedermanns Sache, und nur die werden es ſich gefallen laſſen, die auf der hohen Schule der großen Welt ſo abgehärtet ſind, daß ſie alles ertragen können. Wir wollen dieſen Herren, welchen nichts zu heiß, oder zu kalt iſt, den Beyfall nicht beneiden, den ſie ſo theuer erkauft haben; das wäre höchſt ungerecht. Vielmehr wollen wir ihnen Glück dazu, und ſonderlich eine recht lange Dauer wünſchen, ob wir gleich dieſem

Wun-

Wunſche keine große Wirkung zutrauen. Selten behält man den Beyfall lange, welchen man als ein Don gratuit, oder als ein erbetteltes Almoſen bekam. Die Welt hat ihre Capricen, die ſich nach dem Maße der Schwäche verdoppeln, die ſie an uns wahrnimmt. Sie verachtet uns, und wird unſerer leicht überdrüſſig, wenn wir alles lediglich von ihrer hohen Gnade haben. Und es kann auch leicht kommen, daß wir bey Zauſereyen, die zu hart ſind, einmahl eine Miene verziehen, oder gar um uns beißen; alsdann iſt die mühſame Acquiſition vieler Jahre in einer böſen Viertelſtunde verloren.

Weit anders verhält es ſich, wenn wir das, was wir ſind, nicht bloß durch fremde Gnade, ſondern durch eignes Verdienſt ſind. Man wird uns ſodann, wenn wir in Ungnade fallen, unſer wohl erworbenes Eigenthum laſſen. Nicht ohne Abzug, wie man denken kann. — Man wird es durch manches Wenn und Aber ſchmählern, aber es doch nicht ganz nehmen können. Eine gewiſſe Achtung kann man auch von einem Feinde erzwingen, aber Beyfall aus bloßer Gunſt iſt ein Anlehn, welches ein jeder nach Gefallen zurücknimmt. Mit einem Menſchen, der ganz und gar von uns abhängt, machen wir wenig Umſtände, dagegen ſchonen wir immer einen ſolchen, der durch ſeine Selbſtſtändigkeit etwas mehr zu bedeuten hat. Gewogenheit auf Achtung gebaut hält am längſten, und wir werden allezeit am dauerhafteſten gefallen, wenn wir etwas glänzen.

Nur etwas, das verſteht ſich. Ja nicht zu viel, ſonſt iſt alles verloren. Lieber zu wenig, als zu viel Verdienſt, wenn eins ſeyn muß, das vergiebt man immer am erſten. Wer andere verdunkelt, der macht ſich auf ihren Tadel und auf ihren Haß gefaßt. Man kann ſeinem Feinde keinen verderblichern Rath geben, als wenn man ihn anreizt, ſich auf einmahl in ſeinem

ganzen Lichte zu zeigen. Aber ein wenig, das iſt nicht nur ohne alle Gefahr zu wagen, ſondern auch zuträglich und nothwendig. Die Welt iſt veränderlich und eigennützig. Ihr Beyfall muß fixirt und gekauft werden, — wenigſtens getäuſcht. Umſonſt giebt keiner gern was weg; Beyfall für Beyfall, und Achtung für Achtung — das iſt der billigſte Handel, worauf man rechnen kann. Dabey wird allerdings einiges Verdienſt von unſerer Seite erfordert, ſonſt wird keiner einen Tauſch mit uns wagen wollen; denn Beyfall und Achtung, welche nicht einiges Verdienſt zum Grunde haben, ſind eben ſo unbedeutend, als das Lächeln einer Statue, oder die Lobſprüche des Echo. Ein Menſch, der keinen weitern Werth als unſern willkührlichen Beyfall hat, beſitzt für uns nicht viel mehr Selbſtſtändigkeit, als jene Weſen.

Die Schranken, worin die Begierde zu glänzen ſich halten muß, ſind nicht ſchwer zu beſtimmen. Ein geſuchter, erborgter und unechter Glanz macht verhaßt und wird verächtlich. Man hüte ſich ſonderlich, mit dem letztern Staat machen zu wollen. Flittergold reizt nur Kinder, und Vergoldung den unwiſſenden Pöbel; und auch dieſen nicht lange. Niemand wird leicht für maſſives Gold kaufen, was nur einen dünnen Ueberzug davon hat, und das ſchlechtere Metall bey leichtem Reiben durchſcheinen läßt. Die Welt iſt zu betrügen, aber durch abgenutzte Kunſtgriffe nicht. Neue zu erfinden iſt nicht für jedermann, und ſelten währet auch dieſe Herrlichkeit lange. Das Sicherſte iſt, man trachtet nicht mehr zu ſcheinen, als man wirklich iſt, oder lieber etwas weniger. Die allerheilſamſte Cautel aber iſt: Man ſuche nicht auf fremde Koſten, oder durch Verdunkelung irgend eines Menſchen zu glänzen. So wie leben und leben laſſen, eine Grundregel der Billigkeit iſt, ſo iſt auch glänzen und glänzen laſſen, eine Haupt = Maxi-

me der Klugheit, welche nie ungeahndet vernachläſſiget wird. Man hat genug zu thun, daß man dem Gedränge und den Rippenſtößen ausweicht, wenn man ſich auch noch ſo ſehr in Acht nimmt, keinem vors Licht zu treten. Wer es aber wagen will, der thue es auf ſeine Gefahr, und laſſe ſich die Waffen nicht verdrießen, womit ihn der Neid trifft, dem er ſich bloß ſtellt.

Der natürliche Stolz hält ſich durch alles beleidigt, was über ihm iſt, und der unnatürliche durch alles, was ihm gleich iſt. Um den letztern hat man ſich weniger zu bekümmern, denn es iſt mit ihm nicht auszukommen, was man auch thun mag. Unterwerfung oder Krieg, und je mehr Unterwerfung, je härterer Druck. Alles, was man thun kann, iſt, daß man zu Zeiten ausweicht, und ihn ſo wenig reizt, als es nur möglich iſt. Der erſtere aber läßt ſich behandeln, wenn man ihn zu behandeln verſteht. Wenn wir uns allmählig und mit guter Art hervor ſchieben, ſo wird er unſern Vorzug anfänglich nicht merken, und hernach ertragen. Sonderlich wenn wir uns hüten, unſern Schatten auf ihn zu werfen, und ihm vielmehr alle Gelegenheit geben, ſich in ſeinem Lichte zu zeigen. Können wir unvermerkt einige Strahlen von dem unſrigen auf ihn zurückfallen laſſen, ſo wird es ſo viel beſſer ſeyn. Die Eigenliebe wird ihm ſeinen Glanz verdoppelt zeigen, und vermittelſt ihrer ſchlauen Sophiſtik ihn glauben machen, daß er, wo nicht beſſer, doch wohl ſo gut als wir ſey.

In ſolcher Ueberzeugung ſtören wir ihn nicht gern wenn wir klug ſind. — Gefälligkeiten von dieſer Art bleiben ſelten unvergolten. Sie gelten für ein Verdienſt, und ſchaffen dem übrigen, das wir haben, zuerſt Duldung, hernach Zuneigung. Sie aber bis auf den Grund zu unterſuchen, wollen wir eben nicht immer rathen. Genug, es iſt etwas, das ſo ausſieht, und

und damit muß man ſich gröſtentheils in dieſer Welt begnügen laſſen. Man wird uns gern in dieſem Verhältniß einiges Verdienſt zugeſtehen, damit man von dem ſeinigen ſo viel mehr überzeugt ſeyn könne.

Man ſieht hieraus, daß die Begierde zu gefallen, und die Begierde zu glänzen, nicht ſo widerſprechend ſind, wie man ſie insgemein anſieht, ſondern ſich gar wohl vereinigen laſſen. Unter dem Schleyer der Beſcheidenheit darf es ein glänzendes Verdienſt wagen, ſich ſehen zu laſſen, und an der Hand der Gefälligkeit wird es gern geſehen werden. Und dieſe erhält wieder, durch ihre Begleiterin unterſtützt, einen feſtern Stand und ſicherern Gang. Sie wird nicht leicht fallen, oder ſich auf Abwege verirren. Man trenne ſie, und beyde werden ihren Zweck verfehlen. Der Glänzende wird verhaßt, und der Gefällige verächtlich werden. Vereinigt aber werden ſie die verlangte Wirkung thun, und machen, daß wir unſern Preis gelten.

Und, das können wir auch, wenn wir es darnach anfangen, und mit einander eins ſind. Gelten wollen wir doch alle, ein jeglicher nach ſeiner Art, und werden es auch, wenn wir uns darnach einrichten. Die Welt iſt groß genug, für uns und unſere kleinen Schwachheiten, wenn wir ſie nicht unnöthig gegen einander ſperren, ſondern fein zuſammen ſchichten. Auf dieſe Art nehmen ſie keinen großen Raum ein, und wir können uns alsdann mit guter Art auf unſerer Schaubühne ein wenig brüſten und zieren, bis unſere Rolle geendiget iſt, wo wir abgehen, und — dann auch vergeſſen werden.

Von der Freude iſt in der Encyklopädie, Th. XV, S. 20, fgg. gehandelt worden; und wie dieſe durch das Lachen Krankheiten heilen könne, findet man im LVIII Th. S. 169, fgg. ſo wie man aber auch eben daſelbſt in der Folge, S. 173, findet, daß ſie, wenn

ſie allzuſtark iſt, durch das Lachen dem Menſchen ſchädlich ſey. Sie wird als eine junge Bachantin gemahlt, die in einer Hand Caſtagnetten, und in der andern eine biscaiſche Trommel hält. Neben ihr ſitzt die Liebe, und ſpielet ein antikes Inſtrument. Sie hält auch auf alten Münzen einen Oelzweig, das glückliche Zeichen des Friedens, in der Hand. Zuweilen läßt ſie auch verſchiedene Kränze von Blumen austheilen, weil es bey den Alten üblich war, an Feſttagen dergleichen zu geben.

Lavater (*), nennt nach dem **Watelet** die Freude die zweyte Hauptleidenſchaft deſſen Syſtems, und giebt ihr folgende Unterabtheilungen, als: Zufriedenheit, Lächeln, Fröhlichkeit, Ausdruck der Freude durch körperliche Bewegungen, lautes Gelächter, Freudengeſchrey, Freudenthränen (**), Entzücken und Wahnwitz.

Von

(*) Anleitung zur anatomiſchen Kenntniß des menſchlichen Körpers, für Zeichner und Bildhauer, von Johann Heinrich Lavater, Zürich, 1790.

(**) Die Freude iſt ſehr häufig auch eine Urſache des Weinens. Als Eſau und Jacob zuſammen kamen, weinten ſie, (1 Moſ. 33, 4.) und als Joſeph ſich ſeinen Brüdern zu erkennen gab, weinte er laut. (1 Moſ. 45, 2.) Joſephus, Buch 12, Cap. 2, (antiquitat. judaicor.) berichtet, daß, als Ptolomäus Philadelphus die griechiſche Ueberſetzung der heiligen Schrift geſehen, ſo habe er geweinet. Curtius, lib. 7, cap. 8. n. 4. 5. erzählet ein gleiches Beyſpiel von den Soldaten des Alexanders. Terenz, adelph. 3, 4, 46. ſagt: lacrima e gaudio; bey dem Vellejo Paterculo aber, lib. 2, cap. 104, §. 5. ſtehet: elicitae gaudio lacrimae. Man ſehe auch: *Caſaubonum* ad Suetonium, p. 92. *Barthium* ad Claudian. pag. 359. *Lambinum* ad Horatium, lib. 1, ep. 18.

Man möchte aber doch bey genauerer Unterſuchung dieſer Beyſpiele vielleicht finden, daß irgend eine Traurigkeit dabey im Spiele geweſen. Ich will annehmen, ich hätte meinen Vater in langer Zeit nicht geſehen, ſo würde ich gewiß bey der erſten Umarmung weinen. — Ich geſtehe es aber offenherzig, wenn ich vor Freuden geweint habe, daß dann in meinem Herzen die größeſte Rührung vorging, und

diese

Von dem Lachen findet man in der Encyklopädie, Th. LVIII, S. 161, fgg. eine befriedigende Abhandlung. Für den Künſtler will ich aber nach dem le Brun noch anführen, daß dieſe Bewegung, falls ſie auf die Freude folget, durch die Augenbraunen ausgedrückt werde, die gegen die Mitte des Auges ſich in die Höhe, bey der Naſe aber herunter ziehen. Hierbey ſchließen ſich die Augen mehr oder weniger, nach Maßgabe des Nervenbaues; der Mund ſtehet halb offen, und läßt die Zähne ſehen; ſeine Winkel aber gehen hinter ſich, und zugleich in die Höhe, wodurch dann geſchieht, daß die Backen Falten bekommen, und dabey alſo aufgeblaſen ſcheinen, als ob ſie über die Augen hinauf ſteigen wollten. Die Geſichtsfarbe röthet, und die Naſenlöcher erweitern ſich; die Augen werden naß oder laſſen gar Thränen fallen; dieſe aber,

dieſe war, meinem Gefühle nach nichts anders, als eine ſehr ſchnelle Vorſtellung aller vorher gehabten widrigen Gefühle, die bisher noch immer in der Seele ruheten, aber nun mit einem Mahle aufgehoben — losgeriſſen — und fortgeſchafft werden ſollten. Es kämpften nun Freude und Schmerz; — jede Leidenſchaft brauchte ihre Gewalt — und der Körper wurde von den kriegführenden Theilen ohngefähr ſo mitgenommen, als eine Provinz, wenn feindliche Partheyen ſich in derſelben begegnen. — So ging mirs auch, als ſchlechte Menſchen ſich zwiſchen meine Verbindung mit meinem jetzigen guten Weibe geſteckt, und unſere Zuſammenkunft über ein Jahr verhindert hatten. Wir liebten uns innigſt, aber weineten bey der erſten Umarmung, und hernach vor dem Trautiſche, als Kinder. Dies Weinen war nicht von der Freude unmittelbar ſelbſt, die wir jetzt fühlten, ſondern nur — da der Schmerz abzog, von der bloßen Vorſtellung des Vergangenen, oder des geweſenen Schmerzes, der nun noch zuletzt ſeine Gewalt ausübte.

Hieraus ließe ſich allenfalls jene Stelle des Seneca (ep. 99.) erklären, wenn er ſchreibt: hae lacrimae per eliſionem cadunt, nolentibus nobis. Aliae ſunt, quibus exitum damus, quum memoria eorum, quos amiſimus, retractatur: Et ineſt quiddam dulce triſtitiae, quum occurrunt ſermones eorum jucundi, conſervatio hilaris, officioſa pietas: tunc oculi velut in gaudio relaxantur.

weil ſie an der Bewegung des Geſichts nichts verändern, ſind von den Thränen der Traurigkeit ſehr unterſchieden. Man ſehe die Figuren 4416 und 4417.

Werden Thränen durch den Schmerz ausgepreßt, ſo entſteht das Weinen. Hierbey wirkt nach dem Camper das fünfte Paar Nerven. Nach dem le Brun ziehet alsdann der, welcher weinet, die Augenbraunen auf die Mitte der Stirn herab, ſeine Augen ſind faſt ganz zugedrückt, auch ſehr naß, und gehen auf der Seite der Backen abwärts; die Naſenlöcher blähen ſich auf; und alle Muſkeln und Adern der Stirn laſſen ſich deutlich ſehen; der Mund ſtehet halb offen, und ſeine Winkel unter ſich, wodurch an den Backen Falten verurſacht werden; die untere Lefze ſtülpet ſich über, und gehet heraus; das ganze Geſicht iſt runzlicht und gefalten; und die Farbe roth, beſonders bey den Augenbraunen, Augen, Naſenflügel und Backen. Solche Geſichter zeigen die Figuren 4418, 4419 und 4420.

Eigentlich iſt aber das Weinen diejenige natürliche Bewegung, da durch das Drücken und Zuſammenziehen der Muſkeln, Waſſer aus den Augen fließet, welche Sache man phyſiſch und moraliſch betrachten kann.

Erwägt man das Weinen phyſiſch, was deſſen Weſen und natürliche Beſchaffenheit betrifft, ſo merkt man insgemein an, wenn das Geblüt auf eine oder die andere Weiſe in Bewegung gebracht, ſo laſſe es die enthaltenen wäſſerigen Theile ſtärker als gewöhnlich, von ſich, welche alsdann durch gewiſſe Augendrüschen ausbrechen. Dieſe nennet man Thränendrüſen, und es ſind deren in jedem Auge zwey, davon die eine in dem großen, die andere in dem kleinen Augenwinkel liegen. Sie ziehen die wäſſerige Feuchtigkeit aus dem Geblüte an ſich, und laſſen ſie in den Augenliedern wieder aus, den Augapfel zu befeuchten.

Wenn

Wenn aber ſolche Feuchtigkeit gar zu ſehr zuflieſst, ſo wird das übrige durch die aus dem groſsen Augenwinkel zu der Naſe ſich erſtreckende Gänge abgeführet, oder in Thränen ergoſſen.

Das eigentliche Weinen ſetzet allezeit eine Traurigkeit des Gemüths voraus, daher iſt ſelten ein wahres Weinen ohne Traurigkeit, wohl aber oft Traurigkeit ohne Weinen. Es iſt zuweilen die Traurigkeit nicht gar groſs, oft auch mit einem betäubenden Schmerz oder Schrecken verbunden, wodurch man in gewiſſer Hinſicht erſtarret, und nicht die geringſten Thränen vergieſsen kann — welche aber hernach erſt folgen, wenn die Heftigkeit der Erſchütterung etwas vorüber iſt.

Eben ſo hänget auch die Beſchaffenheit des Weinens gröſsten Theils von der Dispoſition des Gemüths, und auch des Geblütes ab. Wollüſtige, und diejenigen von feuchter Natur, können mehr weinen, als ein Menſch von trockner Complexion; kleine Kinder weinen ehe, als Erwachſene, und Weiber mehr, als Männer. Wenn daher ehemahls Sprenger in ſeinem malleo maleficarum, und Bodinus in daemonolog. lib. 4. c. 1, auch dieſes mit unter die Kennzeichen einer Hexe gerechnet, wenn ſie vor dem Richter geſtellet wurden, und nicht weineten — ſo läſst ſich daraus abnehmen, wie wenig Kenntniſſe die Weiſen damahliger finſterer Zeit von dem Menſchen ſowohl, als von dem vermeinten Satan der alten Weiber gehabt. —

Iſt das Weinen eine Wirkung der Traurigkeit, ſo giebt uns dieſe Wahrheit weiter zu erkennen: Erſtlich, warum man weine? Da alle diejenigen Sachen Statt finden, welche als Objecte einer beſondern Traurigkeit angeſehen werden können; wie aber dieſe entweder von ſinnlichen Phantaſien, oder einer, den Begriffen gemäſsen Vorſtellung abhängen, folglich es Sachen ſind, die entweder nicht trauerenswürdig, oder eine Traurig-

keit verdienen; ſo befindet man in Anſehung deſſen einen großen Unterſchied bey dem Weinen, nachdem die Vorſtellungskraft theils mit einer Beurtheilungskraft, oder ohne dieſelbe iſt; theils aber eine gewiſſe Gemüthsbeſchaffenheit zum Grunde hat, und etwa durch einen oder den andern Affect gereizt und unterhalten, auch verringert wird.

Aus dieſem können wir nun leicht erkennen, warum kleine Kinder wohl über die geringſten Sachen weinen können, da andere hingegen darüber lachen; warum, wenn zwey Perſonen ein gleiches Unglück trifft, z. B. zweyen Brüdern ſtirbt ein Vater, der eine weint, der andere aber ganz vergnügt iſt, welcher letzterer ſich nicht gehörig richtig vorſtellet, was der Todesfall mit ſich bringet, dergleichen von denen geſchieht, die den Gebrauch ihrer geſunden Vernunft noch nicht erlanget; ferner, wie es komme, daß einige länger, als andere, weinen können, u. ſ. w. Ob nun ſchon dieſes größtentheils von der Beſchaffenheit der Vorſtellungen abhängt, ſo iſt doch die Diſpoſition des Leibes nicht auszuſchließen.

Zweytens, iſt das Weinen eine Wirkung der Traurigkeit, ſo fließet auch daraus, wem daſſelbe eigentlich zukomme? Der Menſch allein, der eine Vernunft allein hat, kann weinen; und daß er dieſes Vermögen hat, iſt wohl aus beſonderer Vorſehung des Schöpfers geſchehen. Denn, da er zur Geſellſchaft und Verbindung mit ſeines Gleichen erſchaffen, ſo ſoll er andern durch das Weinen zum Mitleiden; durch das Lachen aber zur theilnehmenden Freude bewegen, und dadurch Gelegenheit geben, daß die Liebe unter einander geſtärket, mithin das Band der Geſellſchaft feſter werde. Legen einige das Weinen unvernünftigen Thieren bey; ſo geſchieht ſolches im uneigentlichen Verſtande, und was man von dem der Statuen und Bilder vorgiebt, — beruhet auf falſchen Erzählungen

und

und Betrügereyen. Man ſehe den Artikel Leichtgläubigkeit.

Was die Moralität des Weinens betrifft, ſo fragt ſichs, was man davon zu halten? — Ob es recht, oder unrecht ſey, wenn man weine? Das Weinen an ſich ſelbſt iſt eine natürliche Wirkung, die in keines Menſchen Gewalt ſteht, ob er weinen, oder nicht weinen will. Was die ehemahligen Klageweiber (Th. XXXIX, der Encykl. S. 313, fgg.) ſich für Mittel bedient haben mögen, um ſogleich für Geld weinen zu können, iſt wohl noch nicht völlig ausgemacht. Sie mögen aber auch wohl wenig wirklich geweinet, ſondern nur klägliche Geſchreye, wie es bey den Morgenländern ſehr üblich war, erhoben haben, welche ſich zuletzt in Trauerlieder verwandelten — und woraus endlich die Mode entſtanden ſeyn mag, wie es noch an vielen Orten geſchieht, daß man die Schule bey der Leiche ſingen läßt, womit denn zuletzt der chriſtlich = mythologiſche Zweck verbunden wurde, daß dadurch der Teufel, von der Leiche und deren Begleiter verjagt werden ſollte. —

Vernünftig iſt das Weinen, wenn man Urſache hat, über ein Unglück zu trauern. Ob aber **Heraklit**, der ſtets geweinet haben ſoll, weil er ſich das menſchliche Elend, und die große Unwiſſenheit ſo vieler Menſchen lebhaft vorgeſtellet (*), vernünftig geweinet habe, laſſe ich dahin geſtellet ſeyn. Iſt es wahr, ſo kann er darunter auch die Befriedigung einer gewiſſen Leidenſchaft geſucht haben.

Die Stoiker hielten bey einem weiſen Manne das Weinen für unanſtändig, und dieſe Grundſätze exiſtiren auch noch hin und wieder. Daß dieſe Grundſätze aber völlig richtig ſeyn ſollten, getraue ich mir nicht

(*) Man kann hiervon *Lucian.* Tom. I. oper. p. 378, nachſehen.

zu behaupten, denn wir wiſſen, daß David, Petrus, ja ſelbſt Chriſtus, geweinet habe.

Das unvernünftige Weinen, beſtehet theils darin, wenn man etwas, ohne Urſache zu haben, beweinet — wenn kein wahrer Grund der Traurigkeit vorhanden iſt, theils aber auch, wenn man im Weinen keine Maße beobachtet. Unter den ältern Schriftſtellern können in Hinſicht dieſer Materie nachgeleſen werden:

Joh. Manelſi, de monte rotundo Sabinae, tr. de fletu et lacrimis. Rom. 1618.

Joſſius, de riſu et fletu.

Voſſius, de origene et progreſſu idololatriae, lib. 3, cap. 47, p. 977.

Johann Andreas Schmidt, in faſcicul. miſcell. phyſicor. p. 130. (in einer beſondern Diſputation, de lacrymis.)

Voetius, in aſceticis, cap. 4. p. 222, ſeqq.

Buddeus, in inſtitut. theol. moral. part. 1, cap. 1, ſect. 6, §. 20. und zur Erläuterung kann

Chiffletii, tr. de ritu lacrymarum profuſarum, dienen; ſo wie überhaupt

D. Ernſt Anton Nicolai, Abhandlung vom Weinen, geleſen zu werden verdienet.

Das Mitleiden iſt diejenige Beſchaffenheit des Gemüths, wenn ein Menſch, der die widrigen Zufälle anderer, beſonders ſeiner Freunde, betrachtet, durch ſolche Betrachtung gerühret, und darnach gereizet wird, den guten Muth und das Vergnügen des Leidenden wieder herzuſtellen. Man theilet ſolches in das vernünftige und tugendhafte, oder unvernünftige Mitleiden. Das vernünftige und tugendhafte Mitleiden, fließt aus der vernünftigen Liebe des Nächſten, welche nach den Grundſätzen der Vernunft und der Religion die vernünftige Liebe ſeiner ſelbſt nicht auf-

aufhebet — woher denn folgt, daß ein tugendhaftes Mitleiden in Gegeneinanderhaltung unſerers eignen Nutzens, und des Nutzens unſers Nächſten, gar wohl beſtehen könne, aber auch durch die Klugheit geleitet werden müſſe.

Gracian ſagt deswegen (in ſeinem Orac. Max. 64.) folgendes:

„Es iſt auch dieſes eine nicht gar kluge Regel, ſein „Leben beglückt und vergnügt zu erhalten, daß man „ſich einen Verdruß, den man wohl in ſeinem ganzen „Leben nicht überwinden dürfte, auf den Hals laden „ſollte, um einem andern ein kurzes Vergnügen auf „heute zu machen, ſollte es auch der nächſte und beſte „Freund ſeyn. Ein Menſch muß ſich nie an ſeinem eig„nen Glück verſündigen, um einem andern zu Gefallen „zu leben, der durch eigennützige Rathſchläge ihn dazu „zu verleiten trachtet, und doch hernach nur von ferne „zuſiehet. So oft die Zufriedenheit der Menſchen ſich „dergeſtalt collidiret, daß ein Menſch das Vergnügen „eines andern auf keine andere Weiſe befördern kann, „als daß er an ſeiner Statt ſich ſelbſt mißvergnügt ma„chen müßte, iſt dies eine vernunftmäßige Regel, daß „man lieber den andern heute mißvergnügt werden „laſſe, als daß man es morgen ſelbſt werden müſſe, „und zwar, ohne Mittel, ſich ſelbſt helfen zu können.“

Das unvernünftige Mitleiden iſt das eigentlich ſanguiniſche — wohl auch wollüſtige, da man die widrigen Zufälle nicht nach den Regeln der Vernunft, ſondern nach den innern Trieben zur Wohlbehaglichkeit, betrachtet, und mit Zurückſetzung aller Klugheit den guten Muth, und das Vergnügen ſeines Freundes wieder herzuſtellen ſucht. Ein ſolches Mitleiden iſt theils unbillig, theils thörigt. Unbillig iſt es, indem das Mitleiden eines wollüſtigen Menſchen auf unwürdige Leute fällt, nähmlich auf diejenigen, mit denen er, in Anſehung der Wolluſt, die genaueſte Gemüthsverbindung, oder Sympathie hat, wenn es nähmlich ihnen in der Wolluſt ſelbſt, (ſie beſtehe, wor-

in ſie wolle,) in ihren geſuchten Eitelkeiten und Scheingütern zuwider gehet; — da hingegen er zu vernünftiger Beurtheilung einer wahrhaften Nothdurft rechtſchaffener Leute mehrentheils unfähig, und zu kaltſinnig iſt, ihnen beyzuſtehen. Thöricht aber iſt ein wollüſtiges Mitleiden, weil ein gutherziger Narr, durch Antrieb eines ſolchen Mitleidens, bald ſich ſelbſt, mit den übrigen zugleich, unglücklich macht; — bald auch das Glück, und oft nur ein kleinliches Vergnügen anderer, mit ſeinem großen Schaden und Mißvergnügen erkauft, welches beydes den Regeln einer geſunden Moral zuwiderläuft.

Hierüber kann man Müllers Anm. über Gracians Orac. Cent. 1. S. 508, ſo wie auch die Scribenten der Moral, nachleſen.

Gemeiniglich iſt das Mitleiden mit der Barmherzigkeit verknüpft, und das erſte führet zu der letzten. Wenn wir an dem Elende eines andern Theil nehmen, und darüber eine Traurigkeit empfinden, ſo daß wir gleichſam mit ihm leiden, ſo ſagen wir: Wir haben Mitleiden mit ihm. Wenn uns ſein Elend dergeſtalt zu Herzen geht, daß wir uns bemühen, ihm alle mögliche Hülfe zu leiſten, ſo ſagen wir: Wir ſind barmherzig gegen ihn, oder, wir thun an ihm Barmherzigkeit.

Ein mitleidiger Menſch iſt der, welcher leicht durch das Elend eines andern gerührt wird, und es gleichſam mit ihm empfindet.

Es iſt eine bekannte Sache, daß man durchgängig der Meinung zu ſeyn pflegt, als wenn nur diejenigen des Mitleidens würdig wären, welche ohne ihre Schuld in Noth und Elend gerathen, und als wenn diejenigen, welche an ihrer Noth ſelber Schuld ſind, entweder viel weniger Mitleiden verdienten, oder wohl gar keines Erbarmens würdig wären. Wenn ein Menſch, der das Seinige wohl zu Rathe hält, und gut gewirth-

ſchaf-

ſchaftet, durch Feuersbrünſte und andere Unglücksfälle arm wird, und in Schulden geräth; ſo beklagt ihn jedermann, welcher barmherzig iſt. Sogar diejenigen, denen er ſchuldig iſt, und die durch ſein Unglück um das Ihrige gebracht werden, hält man für unvernünftige und unbarmherzige Leute, wenn ſie kein Mitleid mit ihrem Schuldner tragen.

Wenn im Gegentheile ein Menſch durch ſeine Verſchwendung und liederliche Wirthſchaft an den Bettelſtab gebracht wird, ſo hält man ihn keines Mitleidens werth. Hat ers doch nicht beſſer haben wollen, ſagt man; ſo mag er die Strafe ſeiner Thorheit tragen. Man geht gar ſo weit, daß man diejenigen tadelt, welche ſich eines ſolchen Menſchen erbarmen. Ich bin gewiſſermaßen anderer Meinung, und ich will es wagen, mich wider allgemeine Geſinnungen des menſchlichen Geſchlechts öffentlich zu erklären, indem ich behaupte, daß diejenigen, welche durch ihre Thorheiten, Laſter und eigene Schuld, ſich in eine Schuld geſtürzt haben, deſſen ungeachtet nicht nur Mitleiden verdienen, ſondern gewiſſermaßen noch mehr, als diejenigen, welche ohne ihre Schuld unglücklich ſind.

Das Mitleiden beſteht, wie es im Vorigen auch ſchon einigermaßen ſo angegeben, in der Betrübniß über die Noth und Unvollkommenheit anderer Mitgeſchöpfe, beſonders der Menſchen, und, hier liegt eine gewiſſe allgemeine Liebe zum Grunde. Wer einen andern liebt, der ſchöpft ein Vergnügen aus der Vollkommenheit deſſelben. Er ſieht es demnach gern, wenn die geliebte Perſon vollkommen iſt. Er wünſcht ihr alles Gute, und er beſtrebt ſich, dieſelbe vollkommener zu machen. Dieſes Beſtreben erfordert nothwendig, daß er ihre Unvollkommenheiten verhindere, und aus dem Wege räume. Er wird demnach Mißvergnügen und Betrübniß, über die Unvollkommenheiten einer geliebten Perſon empfinden; — er wird alſo Mitleiden

leiden mit ihr tragen, und ſich ihrer erbarmen, indem er ſich auf alle ihm mögliche Art beſtrebt, ſie aus ihrer Noth zu reißen, und ſie von ihren Unvollkommenheiten zu befreyen.

Ein wahrer Menſch liebt alle Menſchen; das heißt, er iſt ein wahrer Menſchenfreund. Der Nebenmenſch hört nicht auf, Menſch zu ſeyn, wenn er gleich thöricht und laſterhaft behandelt, und ſich alſo durch ſeine eigne Schuld in Noth und Elend geſtürzt hat. Und auch ein ſolcher verdient geliebt zu werden, folglich verdient er auch das Mitleiden anderer menſchlich-geſinnten Menſchen. Der Mangel des Mitleidens gegen ſolche Perſonen, kann nicht anders, als aus Liebloſigkeit entſtehen. Alle Liebloſigkeit aber trägt das Gepräge eines Characters, der unmöglich unter die guten gezählet werden kann.

Das Mitleiden kann in gewiſſer Hinſicht auch eine Art von Wolluſt ſeyn. Das Wort Wolluſt bezieht ſich allezeit auf ſolche Dinge, welche den Sinnen eine angenehme Empfindung erwecken, und wird ſowohl in einem guten, als böſen Verſtande genommen. In dem erſten bedeutet es die höchſte Stufe der Luſt und des Vergnügens; in dem zweyten aber, nimmt man es oft mit Ueppigkeit gleichbedeutend, und dieſe Begriffe beziehen ſich auf die Ausſchweifungen, welche man in dem Gebrauche des Eſſens und Trinkens und der Liebe macht. In der Mythologie war Wolluſt der eigne Nahme einer Göttin, die den Vergnügungen vorſtand. Man ſtellet ſie auf einem Throne ſitzend vor; ſie hat aber ein bleiches Geſicht, und tritt die Tugenden mit Füßen (*).

In dem weitläuftigen Sinne, in welchem ſonderlich das lateiniſche Wort voluptas pflegte gebraucht zu wer-

(*) Gottſcheds Handlexicon ꝛc. Art. Wolluſt. Frauenzimmerlexicon, Col. 3879.

werden, begreift die Wolluſt verſchiedenes, daß ſie entweder das Vergnügen und die angenehme Empfindung über den Genuß eines gewiſſen Gutes, oder auch die Begierde nach ihnen bedeutet; welche letztere auch von einigen im Lateiniſchen cupiditas voluptatis genennet wird; erſteres aber nennet man im Deutſchen beſſer die Luſt, oder die Beluſtigung. **Epikur** ſetzte das höchſte Glück des Menſchen in der Wolluſt. **Seneka** hat, nachdem er zuvor viel über die epikuriſche Wolluſt geſtritten, uns in ſeiner Abhandlung: de vita beata, cap. 13. eine merkwürdige Stelle hinterlaſſen: „Hoc eſt, cur iſta voluptatis laudatio pernicioſa ſit, „quia honeſta precepta intra latent: quod corrumpit, apparet. Mea quidem ſententia iſta eſt, (invitis hoc noſtris popularibus dicam,) ſancta Epicurum „et recta praecipere, et ſi propius acceſſeris, triſtia. „Voluptas enim illa ad parvum, et exile revocatur; „et quam nos virtuti legem dicimus, eam ille dicit „voluptati. Jubet illam parere naturae. Parum eſt „autem luxuriae, quod naturae ſatis eſt. — Itaque non „dico, quod plerique noſtrorum, ſectam Epicuri „flagitiorum magiſtram eſſe, ſed illud dico: male audit, infamis eſt, et immerito. Nec hoc ſcire quisquam poteſt, niſi interius fuerit admiſſus.“

Die Wolluſt, in ſo fern ſie als eine Begierde betrachtet wird, kann phyſiſch und moraliſch unterſucht werden. Die phyſiſche Wolluſt, beſteht bloß in einer animaliſchen Empfindlichkeit, ohne Abſicht auf die Moral; die moraliſche aber hat der Menſch in ſofern in ſeiner Gewalt, als ſie von ſeinen Gedanken, oder Urtheilen und Meinungen, die er von dem Guten und Böſen heget, abhänget. In Anſehung deſſen iſt ſie entweder eine vernünftige, oder unvernünftige, nachdem die Gemüthsvorſtellungen, in wie fern man ſich eine Sache als etwas Gutes gefallen läßt, vernünftig, oder unvernünftig ſind. Diejenige Gemüthsvor-

vorſtellung iſt hierin vernünftig, welche dem Gemüthe ein wahres und reelles Gut vorſtellet, daß ſolches in eine Begierde, zu demſelben geſetzt wird, welches denn hernach eine vernünftige Wolluſt genannt werden kann.

Wofern aber die Gemüthsvorſtellungen nur mit Scheingütern beſchäftigt ſind, ſo wird die Wolluſt unvernünftig. Dieſe iſt entweder eine allgemeine, welche überhaupt auf die Scheingüter als auf die Ehre, Geld, und auf die ſinnliche Ergötzlichkeit geht; oder eine beſondere, die auf eine beſondere Art auf ſolchen Gütern, und zwar auf den angenehmen Reiz der Sinne gerichtet, welche nun die im eigentlichen und genauen Verſtande genommene Wolluſt iſt.

Was überhaupt die Beſchaffenheit dieſer Wolluſt betrifft, ſo kann man ſie eine unordentliche, unerſättliche und habituelle Begierde, die Sinne zu beluſtigen, nennen. In dieſer Erklärung wird ſowohl ihr gemeines, als ihr beſondereß Weſen gezeigt. Jenes hat ſie mit den gemeinen andern verderblichen Neigungen des menſchlichen Gemüths, als mit dem Ehrgeiz und Geldgeiz, gemein. Denn, nachdem das Gemüth des Menſchen durch die Eigenliebe verdorben worden, ſo entſpringen daraus drey böſe Neigungen, als der Ehrgeiz, (der niedrige,) der Geldgeiz und die Wolluſt, welche alle dieſes unter ſich gemein haben, daß ſie unordentliche, unerſättliche und habituelle Begierden ſind; in dem Objecte aber, worauf ſie gerichtet, ſind ſie von einander unterſchieden.

Bey ſolchem gemeinen Weſen der Wolluſt legen wir ihr drey Eigenſchaften bey. Denn wir nennen ſie eine unordentliche Begierde, ſofern ſie nicht nach der Regel der geſunden Vernunft eingerichtet, mithin der Wille bey ſolcher Bewegung aus der Ordnung, welche die wahre Beſchaffenheit der Güter verlanget, und zur wahren Glückſeligkeit des Menſchen abzielet, geſetzet,

ſetzet iſt. Ein Wollüſtiger liebt oft das geringere Gut mehr, als das größere, indem er alle ihm nur bloß behagende Empfindungen, ſie mögen indeſſen ſeyn wie ſie wollen, ſeiner wahren Glückſeligkeit vorziehet. Er ſtrebt nach Scheingütern, welche zwar manches Mahl eine ſinnliche angenehme Empfindung erwecken — in der That aber ihn nicht glücklich machen — worüber er alles wahre Wohl fahren läßt, und dadurch eine große Unordnung in ſeinem Willen zeigt.

Der Wollüſtige iſt in ſeinen Begierden unerſättlich, indem alle dieſer Leidenſchaft ergebene, mit demjenigen, was ſie gegenwärtig haben und genießen, nicht zufrieden ſind, ſondern immer noch etwas anderes verlangen, worin ſich zwiſchen ihr und dem Ehrgeiz auch Geldgeiz, einiger Unterſcheid zeiget. Denn, wenn gleich Ehrgeizige und Geldgeizige auch unerſättlich ſind, ſo bleiben ſie doch bey einerley Object, und wollen nur mehr haben, als ſie gegenwärtig beſitzen; daß alſo ihr Bemühen nur auf die Quantität gerichtet; — der Wollüſtige iſt aber in der Art unerſättlich, daß er immer neue Freuden, und zwar von anderer Art ſuchet. Denn, hat er z. E. eine Zeitlang von einer gewiſſen Art Speiſe gegeſſen, ſo wird er deren, ſo ſehr ſie auch ſeinen Gaumen kitzelte, doch überdrüßig, und verlangt etwas anderes; — heute ſucht er dies Vergnügen, morgen jenes. Solche Unerſättlichkeit mag eigentlich daher kommen, daß dem Menſchen eine Begierde zur höchſten Glückſeligkeit eingepflanzt iſt; wenn nun die Begierde durch dasjenige, was man gegenwärtig hat, nicht geſtillet werden kann, ſo wird, in der Hoffnung, den Punct der beſtändigen Zufriedenheit zu erlangen, etwas anderes, vermeintlich Beſſeres und Höheres, geſucht.

Gewiſſermaßen hat die Wolluſt in der Natur ihren Grund, in ſofern ſie bloß auf angenehme Empfindungen abzielet, und alſo dadurch ſondert ſie ſich von Ehr = und Geldgeiz ab. So viel Fähigkeiten der Menſch hat, ſo viele beſondere Arten von Glückſeligkeit, die auf Empfindung beruhen, kann er auch erlangen; und, damit der Menſch zu Erlangung dieſer Glückſeligkeiten deſto eher angetrieben würde, legte der Schöpfer in deſſen Natur gewiſſe natürliche Begierden, welche auf etwas angenehmes abzielen ſollten; dergleichen ſind der Appetit, die Luſt zum Beyſchlafe, der Ekel vor dem Beſchwerlichen, die Liebe zur Wahrheit, die Neigung zum äußerlichen Gottesdienſte — die geſellige Liebe, und mehrere andere. Solchem Triebe ſind zwar die Menſchen gefolget, aber häufig auf eine unvernünftige Art, indem ſie den eigentlichen Zweck ihres Daſeyns aus den Augen geſetzet, woher ſie ſich zur Beförderung ihrer wahren Glückſeligkeit nicht antreiben ließen, ſondern ſie ſuchten dabey nur eine ſinnliche bloß angenehme Empfindung. Hierin erhielt der Menſch eine Fertigkeit, und es entſtand daraus die Wolluſt.

Es ſind nicht alle Wollüſtlinge von einerley Art. Denn, man weiß ſchon aus der Erfahrung, daß manche ihr Vergnügen an einer wohlbeſetzten Tafel — und in dem Umgange mit galanten Damen ſuchen; andere hingegen machen ſich hieraus eben nicht viel, ſondern ergötzen ſich vielmehr an einer ſtillen und ehrbaren Geſellſchaft; oder bleiben auch zu Hauſe, und vertreiben ihre Zeit beym Leſen ſie hinreißender Bücher. Wieder andere ſuchen ihre höchſte Glückſeligkeit in andern Dingen, ſo daß man eine unendliche Verſchiedenheit in Hinſicht des Objects antreffen würde, wenn es möglich wäre, die Herzen aller Menſchen einzeln ſtudieren zu können.

Aeltere, ſyſtematiſche Philoſophen theilen die Wolluſt in ſechs Abtheilungen (*), als: in die bacchiſche, veneriſche, delicate, curieuſe, phariſäiſche, und in die Freundſchaftswolluſt. Wenn es nicht mehrere Arten von Wolluſt gäbe, ſo wäre dieſe gute Eintheilung auch ganz richtig. Ich glaube aber, daß wir nicht im Staude ſind, unter dieſen Arten alle zu begreifen, man möchte ſie denn mit vielen Demonſtrationen begleitet, in dies Geſpann bringen.

Damit ich aber mich der Kürze befleißige, ſo will ich aus dem Walch (**), dasjenige, was in dieſer Hinſicht über die Wolluſt geſagt worden, wörtlich einrücken:

„Den Grund dieſer Eintheilung nimmt er (Rüdiger) „her von den unterſchiedenen Arten des Angenehmen, ſo „Gott mit den natürlichen Begierden verknüpfet: und „weil die Wolluſt die Sinne zu kitzeln ſuchet, die Sinne „aber entweder äußerliche, oder innerliche ſind, ſo gehöret „zu jenen die delicate, die bacchiſche und veneriſche; zu „dieſen aber die curieuſe phariſäiſche und Freundſchafts„wolluſt. Es iſt auch unter ihnen noch dieſer Unterſchied, „daß man einige Arten, als die delicaten, curieuſen und „phariſäiſchen, nicht für anſtändig hält, noch ſelbige vor „den Leuten verſtellet; etliche aber, als die veneriſche und „bacchiſche; imgleichen, wenn man durch die Freund„ſchaftswolluſt immer in Compagnien lieget, hält man „für unanſtändig. Wir wollen jede Art insbeſondere „durchgehen. Erſtlich iſt die delicate Wolluſt, welches „diejenige Art iſt, da man geneigt iſt, alles, was einem „nach der ſinnlichen Imagination den äußerlichen Sinnen „beſchwerlich und unangenehm ſcheinet, zu meiden und „wegzuſchaffen. In der Natur hat ſie dieſen Grund. „Gott hat dem Menſchen einen natürlichen Ekel vor allem „demjenigen, was ſeiner Geſundheit und Leben ſchadet, „eingepflanzet, welchem Ekel ſolche Wollüſtige zwar fol„gen,

(*) Rüdiger, in inſtitut. erud. p. 615.

(**) Philoſophiſches Lexion Th. 2, Art. Wolluſt, Col. 1605.

„zen, aber nicht in der Abſicht, wie es Gott haben will. „Denn hier hat man vor manchem einen Abſcheu; z. E. „etwas Hitze oder Kälte, einige geringe Schmerzen des „Leibes aus ſtehen, nicht deswegen, weil man befürchtet, „es möchte der Geſundheit nachtheilig ſeyn, die gleichwohl „dadurch keinen Schaden leidet; ſondern weil man eine „unangenehme Empfindung davon hat. Sie hat bey al„len äußerlichen Sinnen ſtatt. Denn bald hat man eine „delicate Naſe, und kann nicht den geringſten üblen Ge„ruch vertragen; bald ein delicates Ohr, wenn es immer „ſtill um einen ſeyn ſoll; bald delicate Augen, wenn man „nur dasjenige anſehen will, was ſchön und lieblich iſt; „bald eine delicate Zunge und ein delicates Gefühl, daß „man die Hände nicht in kaltes Waſſer tauchen, an das „Geſicht nicht die geringſte Luft gehen laſſen will. Viele „halten ihre delicate Wolluſt für was Löbliches, und pfle„gen ſie eine Zärtlichkeit zu nennen; die aber mehr für ei„nen Fehler, als für eine Geſchicklichkeit anzuſehen, wel„ches man daher erkennen kann, daß ſolche Leute ihre „Geſundheit mehr ſchwächen, als erhalten. Fürs andre „iſt die **bacchiſche Wolluſt**, bey welcher man ſolche Be„gierde nach Eſſen und Trinken hat, daß man eine ange„nehme Empfindung des Geſchmacks haben möge. Der „Appetit an ſich ſelbſt iſt eine natürliche Begierde, welcher „man nach der göttlichen Abſicht zu dem Ende folgen muß, „daß man ſeine Geſundheit und Leben erhalte, wodurch „die Begierde, wenn man ſie alſo einrichtet, vernünftig „wird. Wollüſtige ſetzen ſolche Abſicht aus den Augen; „ſehen nicht auf ihre Geſundheit, ſondern nur auf die an„genehme Empfindung des Geſchmacks, es mag dieſes „der Geſundheit zuträglich ſeyn, oder nicht, daher ſie „auch pflegen zu ſagen: ich eſſe und trinke, was mir „ſchmeckt, und leide, was ich kann. Nehmen wir hier „die Benennung der bacchiſchen Wolluſt in weitläuftigem „Verſtande, ſo ſind die Wollüſtigen aus dieſer Claſſe wie„der dreyerley. Einige ſehen beym Eſſen und Trinken auf „die Quantität, welche ihren Magen oftmahls ſo überla„den, daß ſie ſich dabey nicht menſchlich, ſondern viehiſch, „ja zuweilen ſchlimmer als viehiſch, betragen. Denn das „unvernünftige Vieh frißt und ſäuft nicht mehr, als es „vertragen kann; viele aber, die Menſchen heißen wollen, „wenn ſie gleich von der Natur ſelbſt erinnert werden, es

„ſey

„ſey genug, wollen ſie gleichwohl bezwingen. Andere ha„ben nicht ſowohl an der Menge, als an der Delicateſſe „der Speiſen und des Getränkes, wie ſie es nennen, ihr „Vergnügen, welche ſüß, ſauer, anziehend, was neues „ſeyn, und dabey in ihren mannigfaltigen Veränderun„gen vorhanden ſeyn müſſen. Noch andere ſehen auf „beydes, das iſt, ſie eſſen und trinken gerne was „gutes, es ſoll aber auch viel ſeyn. Drittens folgt die „veneriſche **Wolluſt**, welche auf die geile Vermiſchung „beyderley Geſchlechts, oder auf den geilen Beyſchlaf zie„let, um die fleiſchliche Luſt zu ſtillen, und eine angenehme „Empfindung zu haben. Unter die natürlichen Begierden „gehört auch die Luſt des Beyſchlafs, welchen Gott in das „menſchliche Gemüth deswegen gelegt, damit die Men„ſchen deſto eher ihr Geſchlecht fortzupflanzen angetriben „würden. Solche Abſicht haben vermiſchte Wollüſtige „nicht, ſondern ſuchen nur ihre geile Luſt zu ſtillen, und „ihr Fleiſch zu kitzeln, welches ſowohl in, als außer der „Ehe geſchehen kann. Denn, wenn Eheleute bey ihrer „fleiſchlichen Vermiſchung die Dämpfung der geilen Luſt „zum Hauptziele ſetzen, ſo kommt dieſes eben aus der ve„neriſchen Wolluſt her. Viertens iſt die curieuſe **Wolluſt**, „welche darinnen beſteht, daß man nach ſolchen Dingen „eine Begierde hat, welche in Anſehung des Verſtandes, „das Gemüth beluſtigen; aber zur Unterſuchung der Wahr„heit nichts beytragen. Ein ſolcher Wollüſtiger hat z. E. „ſein einziges Vergnügen an Romanen, Comödien, Opern „und andern ingenieuſen Schriften, und iſt ihm ſehr ver„drießlich, wenn er was ernſthaftes und tiefſinniges leſen, „oder eine Sache meditiren ſoll, da ſagt man: Es iſt „ein ſehr curieuſer Mann, er lieſet alle Zeitungen, be„kümmert ſich um die Neuigkeiten, und wenn etwas von „curieuſen Sachen gedruckt wird, darin ſonderlich eine „angenehme und luſtige Schreibart iſt, das muß er haben. „Man bleibt nicht allein bey den Schriften; ſondern fällt, „auch auf andere curieuſe Sachen, mit ſeiner Wolluſt, „als auf Naturalienkammern, Münzkabinette, Schilde„reyen, Bibliotheken, daß wenn ſolche Wollüſtige ſich Bü„cher anſchaffen, ſo thun ſie dieſes nicht zu dem Ende, daß „ſie daraus gelehrt und weiſe werden, und Gott und dem „Nächſten dienen wollen; ſondern ſie haben nur daran „ihre Luſt, wenn ſie die Bücher äußerlich in ſchöner Ord-

„nung anſehen können. Dieſe Art der Wolluſt hat in der „Natur des Menſchen den Grund, daß uns Gott einen „Trieb der Wahrheit eingepflanzet, welchem Triebe, et„was zu erkennen, dieſe Wolluſtige zwar nachgehen, aber „nicht zu dem Ende, daß ſie durch die Erkenntniß der „Wahrheit andern dienen mögen, ſondern ſie ſuchen nur „ihre eigene ſinnliche Vergnügung. Fünftens hat man „eine phariſäiſche Wolluſt, wenn man an den äußerli„chen Stücken des Gottesdienſtes, die mit einer ange„nehmen Empfindung der Sinne verknüpft, ein Vergnü„gen hat, weswegen ſolche Leute gern in die Kirche gehen, „damit ſie eine ſchöne Muſik hören; lieber ſolche Lieder, „deren Melodie luſtig klingt, als diejenigen, bey denen „weder die Poeſie künſtlich, noch die Melodie angenehm, „ſingen; und von den Predigern urtheilen ſie nach dem „Aeußerlichen, daß, wenn einer eine derbe Stimme hat, „kurz prediget, allerhand weltliche Hiſtorien mit einmi„ſchet, ſinnreiche Vorſtellungen machet, ſo hält man ihn „für einen ſehr geſchickten Mann. Sechſtens iſt noch die „Freundſchaftswolluſt, da man ſein Vergnügen an gu„ten Freunden, und an dem Umgange mit ihnen, ſuchet, „welche ihren Grund auch in der Natur hat, da Gott al„len Menſchen einen Trieb zur Geſellſchaft eingepflanzet, „damit der Nutzen der Menſchen deſto mehr befördert „werde. Solchem Triebe folgen zwar dieſe Wollüſtige, „und ſind beſtändig in Geſellſchaft; aber nicht zu dem En„de, wie es Gott haben will, indem ſie nur einen Zeitver„treib, und bloß ihr eigenes Vergnügen ſuchen. Dieſen „Leuten kommts faſt unleidlich vor, wenn ſie allein blei„ben ſollen, und wo ſie ſich an eine gewiſſe Stunde zu „converſiren gewöhnet, ſo wird ihnen Zeit und Weile lang, „bis ſie können ausgehen, oder jemand zu ihnen kommt.“

Dieſes eben Angeführte, welches nach Rüdigers und Walchs Grundſätzen, — und vielleicht auch zur damahligen Zeit ganz im modiſchen Gewande vorgetragen, würde in unſern nunmehrigen Tagen noch nicht belehrend genug ſeyn, und vielleicht noch manchen Zweifel zurücklaſſen, da ſich Wiſſenſchaften, Sitten, und ſo manche andere Dinge verändert haben — deren Veränderung man eben nicht ſo ganz verachten kann

kann — wenn auch gleich die Ueppigkeit und der Luxus auch wohl noch mehr mit ins Spiel gekommen ſeyn mag. Man hielt vor etwa funfzig — auch frühern und ſpätern Jahren manche Dinge für unerlaubte Wolluſt, die wir jetzt als eine nothwendige Eigenſchaft eines Mannes von Welt anſehen müſſen; es würde aber zu viel ſeyn, alles dieſes der Reihe nach aufzuführen, und deshalb will ich mich nur auf wenige Beyſpiele einſchränken. Z. B. wurde nicht häufig wider Muſik und Tanz eben ſo heftig von den Predigern geeifert, als wider den leidigen Satan ſelbſt? — Verachteten und verfolgten die Prieſter ihre Amtsbrüder nicht bis ins Cabinet der Regenten, und von dort wieder bis in die einſamſte Kammer ihrer Wohnung, wenn ſie ſo üppig — waren, auf einer Hochzeit nur etwas zu verweilen, ſobald die Muſik und der Tanz ſich erhoben, — oder wenn ſie nur einen Augenblick am Spieltiſche Platz nahmen? — Wenn ſie ihren Frauen und Kindern erlaubten, nur irgend etwas nach der Mode gekleidet zu gehen, — u. dgl. mehr? Es iſt wahr, es kann alles zur Leidenſchaft und alſo auch zur Wolluſt werden, und man kann in allen Stücken eine Sache übertreiben, ſo daß ſie nicht allein allen Vernünftigen, lächerlich, verächtlich — ſondern auch überhaupt ein Laſter im höchſten Grade wird.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es unmöglich ſey, alle mögliche Leidenſchaften, weil ſie ſo unzählige Mahl — ja unendlich mit einander verwickelt ſind, in ein ganz richtiges Syſtem, und alſo auch ganz richtige und beſondere Claſſen bringen zu können, und dieſes findet um ſo mehr bey der Wolluſt ſtatt, weil dieſe, wenn man ſie genau betrachtet, faſt bey einer jeden Leidenſchaft — bey einer jeden Tugend und jedem Laſter zum Grunde liegt, wovon wir nur irgend auf eine angenehme Art gerührt zu werden

glauben, oder wirklich gerührt werden. In dem Haſſe, in dem Abſcheu, der Furcht und dem Schrecken, liegt zwar keine Wolluſt; dieſe ſind aber auch keine angenehme Leidenſchaften; deſto mehr Wolluſt findet ſich aber in den laſterhaften Leidenſchaften und Begierden zum Zanke, zur Verleumdung, zur Rache, u, ſ. w. weil dieſe und ähnliche für den Zänker, Verleumder und Rächer ſchon immer etwas Angenehmes mit ſich führen.

Es können alſo in dieſem Stücke Menſchen höchſt wollüſtig ſeyn, und kennen doch die Wolluſt vieler tauſend anderer Menſchen nicht. Man vergleiche ein zänkiſches Fiſchweib mit einem ſittſamen züchtigen Mädchen; — oder einen rohen Fleiſchhauer mit einem fanatiſch betenden Bruder; oder die Wolluſt eines Naturforſchers mit der eines Holzhackers — und man wird zwiſchen den einander entgegengeſtellten Perſonen einen unbeſchreiblichen Unterſcheid finden.

Alles dieſes kann man aber die allgemeine Wolluſt nennen, und, ich müßte ein beſonderes weitläuftiges Werk verfaſſen, wenn ich die Wolluſt in jeder menſchlichen Handlung ſchildern wollte; ich begnüge mich damit, ſie nur noch in einigen Stücken beſonders zu zeigen, wo ſie auf der höchſten Stufe ſinnlicher Reize thront.

Cleopatra, Königin von Aegypten, war beym erſten Anblicke keine blendende Schönheit. Aber bey näherem Umgange, wenn die Grazie ihrer Manier, und ihre reizende Stimme den Reizen ihres Geſichts und ihrer ganzen Figur zu Hülfe kamen, war ſie unwiderſtehlich. Sie beſaß die ſeltene Kunſt, durch ihre Blicke den Worten die Herzen zu öffnen; ſie war von einer blühenden Geſundheit, und hatte eine ſo zauberiſche Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen, daß auch die, welche Alters, oder Temperaments halber, fühllos gegen die Liebe waren, gegen ſolche Reize ſich nicht geſichert achten durften.

Eigent=

Eigentlich bewog ſie zwar die Politik, zum **Antonius**, damahls faſt dem vornehmſten Römer, zu kommen; aber, ſie hatte auch die Abſicht, ſein Herz zu erobern, und die Art, wie ſie die Zuſammenkunft einrichtete, hatte alles, was ihren Zweck — die Wolluſt, befördern konnte. Ihre größte Sorge war, ſich ſolchen Schmuck auszuſinnen, der ihre natürlichen Reize erheben konnte. Es iſt ſchon ſchwer, (wenigſtens für einen Mann,) die Wunder der Erfindſamkeit zu beſchreiben, mit welcher ein jedes andere Frauenzimmer uns in Erſtaunen ſetzt, wenn ſie auf Sieg ausgehet, oder die feinen Hülfsmittel und Künſte anzugeben, wodurch ſie ihre Geſtalt und Züge verſchönert: aber, wenn eine Königin, die Geſchmack hat, den Geiſt aller ihrer Helferinnen aufbiethet, auszuſinnen, was ſie ſchmücken könnte, und ihrer Reichthümer nicht ſchonet, alles dazu herzuſchaffen; ſo ſehen wir ſie im Glanze einer Göttin.

Natur und Kunſt wetteiferten in **Cleopatra's** Anzuge, und in allem was ſie umgab. Köſtliche Leinewand aus Aegypten, reicher Stoff von Tyrus, aſſyriſche Wohlgerüche, indiſcher Balſam, und Edelgeſteine vom Oriente, alles war verbunden ihre Erſcheinung glänzend, ihre Atmoſphäre angenehm zu machen, und ihr mit ihrem Gefolge das Anſehen überirdiſcher Weſen zu geben.

Tarſus, die Hauptſtadt von Cilicien, war der Ort, der für dieſe berühmte Zuſammenkunft beſtimmt war, und hier erwartete ſie **Antonius**. Auf ſechs beſondern Schiffen wurde ihr Hofſtaat, ihre Küche, ihre Bäder, ihre Garderobe und der nöthige Hausrath für einen Pallaſt, dahin gebracht. Das Schiff, auf welchem ſie ſelbſt kam, war eine Art Galeere, ein Schiff, desgleichen die Wellen nimmer getragen haben. Die Segel waren Purpur, das Thauwerk Seide, die Maſten und Ruder mit Silber, und das Vordertheil mit Gold über=

überlegt; es blendete, wenn die Sonne dagegen ſchien. Eine Art von Verdeck auf dem Hintertheile, war ein vollkommenes Meiſterſtück, es war vom reichſten Stoffe, an allen Seiten offen, und ruhete auf zwölf ſchön gearbeiteten Pfeilern. Hierunter ſtand ein Ruhebett von purem Golde mit koſtbaren Teppichen bedeckt, auf welchem die Königin ausgeſtreckt lag, in dem Anzuge der Göttin der Liebe. In dieſer Lage war ſie, als das Schiff in die Mündung des Cydnus lief, eines Fluſſes, der durch Tarſus geht. Kleine Knaben, die wie Liebesgötter angezogen, ſpielten um die Königin, und ihre Jungfrauen, die wie Seenymphen gekleidet waren, wickelten die Segel und arbeiteten mit den Thauen, und ſchienen das Steuerruder zu regieren. Die angenehmſten Gerüche verbreiteten ſich weit um das Schiff her, und durch Muſik, die im Schiffe verſteckt war, wurde der Tact zum Rudern gegeben.

Antonius, um der Königin ſeine beſondere Achtung zu bezeigen, (denn es wartete mancher König in ſeinem Vorzimmer,) ſchickte ſogleich zu ihr, und ließ ſie einladen, mit ihm zu Mittage zu eſſen; allein, ſie ließ ihm antworten, es werde anſtändiger ſeyn, wenn er ein Frauenzimmer zuerſt beſuche. Er folgte, und zu zeigen, daß er zu leben wiſſe, kam er zum Gaſtmahle. Er erſtaunte über die Pracht und Ordnung, die er fand, inſonderheit ergötzte ihn, da es Abend war, eine Menge Lichter, die plötzlich ſichtbar wurden, und die in Kreiſe, Vierecke und allerley andere Figuren, geſtellt waren, und einen ſchönen Anblick gaben. Aber alles wurde durch die Königin ſelbſt übertroffen. **Cleopatra** hatte außer den Reizen ihrer Perſon, große Talente, ſie war witzig, beſaß Geſchmack, war voller Fröhlichkeit und immer heitern Sinnes, und unerſchöpflich in Erfindungen zum Beſten ihrer Liebesangelegenheiten. Sie konnte jeden Character annehmen, von

dem einer Königin, einer galanten Dame, bis herunter zu dem einer Matroſen- oder einer Handwerksfrau; und als ſie des **Antonius** Geſchmack aus einigen Feldſpäßen — hatte kennen gelernt, ſo nahm ſie ſeine Manier an, und übertraf ihn wirklich in der wilden Luſtigkeit eines rohen Soldaten.

Antonius machte den Schönen den Sieg niemahls ſchwer; **Cleopatra** rührte ihn beym erſten Anblicke, und Politik wurde vor Liebe vergeſſen. —

Man weiß nicht eigentlich, wie lange ſie ſich zuſammen zu Tarſus aufhielten. Wir finden ſie hernach zu Alexandrien, der Hauptſtadt von **Cleopatra's** Reiche, wieder. Luſtbarkeiten, Feſte, Liebe und Freuden vieler Art Wolluſt waren ihre einzige Beſchäftigung. Die Königin und **Antonius** forderten ſich heraus, wer von beyden das koſtbarſte Mahl geben könnte. Sie hielt ſich immer über ſeine Feſte auf, und fand ſie knickerig, und es kam endlich unter beyden zu einer ordentlichen Wette, daß ſie in einer Mahlzeit ohngefähr ſo viel, als drittehalb Tonnen Goldes aufwenden wollte, und, daß ſie alles das anzuordnen, nicht länger, als bis an den folgenden Tag, Zeit verlange. Sie ließ wirklich ein herrliches Mahl bereiten, aber es übertraf des **Antonius** gewöhnliche Tafel nicht, und weil er bey guter Laune war, ſo fragte er ſie zuweilen etwas höhniſch nach dem Preiſe dieſes oder jenes Gerichts. Die Königin verwies ihn zur Geduld, und ſagte: ſie habe ſich vorgeſetzt, die beſtimmte Summe allein beym Nachtiſche zu verzehren. Dieſer Nachtiſch beſtand aus einem kleinen Becher mit Eſſig, der vor der Königin hingeſetzt wurde, ſie nahm ſodann eine Perle, von unſchätzbarem Werthe die an ihrem Ohre hing, warf ſie in den Eſſig, und als ſie ſich darin aufgelöſet hatte, trank ſie ihn mit einem Zuge aus. Sie war im Begriffe, mit dem andern Ohrgehänge eben ſo zu verfahren, als der, über dieſe Wette

be-

beſtellte Richter ſeine Hand darauf legte, und den Antonius überwunden erklärte, alſo das noch übrige Kleinod rettete. Dieſe Perlen wurden für Wunder der Natur gehalten, und waren durch die Hände der reichſten Könige des Orients gegangen.

Als Antonius mit ſeinen Legionen zu Felde lag, fand ſie es für gut, ihn zu beſuchen. Sie lud die Officier deſſelben ein, mit ihr in ihrem Zelte zu ſpeiſen, und ſetzte ſie durch ihre Pracht in Erſtaunen. Das Gezelt hatte zwölf Zimmer, alles war mit Purpur ausgeſchlagen, alle Gefäße waren von Gold, und deren Werth war theils durch koſtbare Steine, theils durch die ſchöne Arbeit noch erhoben; Antonius ſelbſt konnte ſeine Verwunderung über ſolchen Aufwand nicht verbergen. Die Königin lächelte, und fragte ihn, ob er denn die Bedienung des Abends ſo außerordentlich finde? Er ſagte, er glaube es ſey alles ſehr außerordentlich. Sie antwortete ihm darauf, wenn das ſey, ſo mache ſie ihm ein Geſchenk von allem was er geſehen habe, und bitte ihn des folgenden Tages um dieſelbe Stunde, mit ſeinen Freunden wieder zu ihr zu kommen. Sie verfehlten nicht, und fanden die Pracht des vorigen Tages noch weit übertroffen.

Als die Geſellſchaft die höchſte Stufe der Fröhlichkeit erreicht hatte, erklärte die Königin, daß ſie einem jeden ihrer Gäſte mit dem goldenen Bettchen, worauf er zu Tiſche gelegen, und mit allem übrigen Geräthe, deſſen er ſich beym Eſſen bedient, beſchenkte. Und, als die Geſellſchaft aufbrach, wurden die Vornehmſten in prächtigen Seſſeln, und von wohlgekleideten Trägern nach Hauſe gebracht; die meiſten erhielten aber ſchön geputzte Pferde und Knechte zu ihrer Bedienung, und jeder Gaſt ohne Ausnahme wurde durch einen Mohrenknaben mit Fackeln heimgeleuchtet; und alles dieſes behielten ſie als Geſchenke der Cleopatra.

Ohne

Ohne daß ich dieſes Gemählde zergliedere, wird man in allen Zügen des Characters dieſer ägyptiſchen Königin, die höchſte Wolluſt wahrnehmen. Sie ſuchte in allen Stücken alle Gefühle und alle Reize aufs höchſte zu treiben, war die größeſte Verſchwenderin, die bezauberndſte Liebhaberin, vielleicht auch — könnte ſie die ſüßeſte Buhldirne abgeben; — aber, gewiß wäre ſie die allerſchlechteſte Frau und die verworfenſte Familienmutter geweſen. In ſofern die Wolluſt diejenige Leidenſchaft iſt, nur immer nach dem Genuſſe der ſüßeſten und angenehmſten Empfindungen zu ſtreben, ſo beſtätigte die Cleopatra auch ſolches in der Wahl ihrer Todesart. Sie ſuchte auch hierin noch Wolluſt. Denn, als das Glück die Waffen des Antonius verließ, und es ſchien, daß er dem Octavius unterliegen werde, ſo ließ er ſich mit Cleoparta, die zuletzt eine etwas ernſtlichere Neigung zu ihm getragen zu haben ſcheint, und mit ſeinen Freunden in eine Verbindung ein, die ſie nannten: die Verpflichtung zuſammen zu ſterben. Jedes Mitglied dieſer Geſellſchaft ſchrieb ſeinen Nahmen auf ein Pergament; und ſie bereiteten ſich zum Tode, durch alle nur mögliche Zerſtreuungen, die den Gedanken davon aus ihrem Sinne entfernen konnten — durch alle nur mögliche Ergötzungen — durch den ausſchweifendſten Aufwand, und durch jede Art von Unmäßigkeit.

Cleopatra aber, eben indem ſie ſich den Zerſtreuungen überließ, dachte ernſtlich darauf, ſich eine Todesart auszuſinnen, die ihr geſchwinde und leicht vom Leben helfen möchte; denn ſie ſahe wohl, daß ſie zuletzt zum Selbſtmorde ihre Zuflucht werde nehmen müſſen. Sie machte zu dem Ende an Verbrechern mit allen Arten von Giften und giftigen Thieren Verſuche. Sie bemerkte, (denn ſie war allemahl bey dieſen Verſuchen gegenwärtig,) daß diejenigen Arten von Giften, die ſchnell tödten, grauſame Schmerzen machen; die hingegen,

gen, von welchen man ſanfter ſtirbt, langſam wirken. Zuletzt erwählte ſie bekanntlich eine Schlange, deren Biß ſogleich eine die Sinne betäubende Schläfrigkeit bewirkte, und der, ohne große Angſt, bald tödtete, um auch noch dieſe Wolluſt, am ſanfteſten zu ſterben, am Ende zu haben.

Der unbändige Hang zur albernen Empfindeley, er entſtehe aus Modeſucht, oder aus innern Anlagen, kann ſehr füglich als eine Art von Wolluſt angeſehen werden. So gut, ſo vortrefflich, ja, ſo göttlich auch die wahre Empfindſamkeit iſt, ſo ſchädlich iſt auch im Gegentheile die noch in manchen Häuſern — Familien — und Geſellſchaften herumſchleichende elende Empfindeley, welche ſo viel tauſend andere Laſter erzeuget. Ich getraue mir es nicht, ſie ſo lebhaft zu ſchildern, ſo männlich anzufaſſen, und ſo herzhaft zu bekämpfen, als es der gute Tode gethan (*). Indeſſen, ehe ich ſeine Grundſätze anführe, ſo ſehe man die Figur 4421 an, und man würde, ohne Erläuterung, aus derſelben ſchon wahrnehmen, daß eine empfindelnde Dame bey einem ſehr zweydeutigen Geſchäfte eines wirklich nur ganz kalten Jünglings, vor all der lieben Empfindeley — nicht im Stande iſt — einer wirklichen Niederträchtigkeit auszuweichen. — Sie kann eben ſo wenig widerſtehen, als vernünftig ihrem Feinde begegnen. Alles, was ſie thut, beſteht in Declamation — und — in herzlicher Sünde, — denn, ſie vermag den Frechen nicht von ſich zu ſtoßen, da ſie ihm leicht eine Contuſion verurſachen könnte. — —

Einen

(*) Der unterhaltende Arzt, über Geſundheitspflege, Schönheit, Medicinalweſen, Religion und Sitten, von D. Joh. Clem. Tode, Königl. Hofmedicus und Profeſſor an der Univerſität zu Kopenhagen. Kopenhagen und Leipzig, 1785. Erſtes Bändchen, S. 216, flg.

Einen empfindelnden Herrn, zu deutſch, einen ſüßen Herrn, zeigt die Figur 4422. Bey dieſem will ich nichts weiter anmerken, als daß er es mit ſeelenvollem Bedauern vernimmt, daß das ſittſame Mamſelchen, Figur 4423, ein von ihm am Abend vorher erhaltenes Vergißmeinnicht — entweder verloren, oder vertrocknen laſſen habe. — — Jezt will ich den Herrn Hofmedicus Tode von der Empfindeley reden laſſen.

Wie bald hat dies Uebel ſich nicht aus der Mitte Deutſchlands gegen Norden verbreitet? Nicht nur die Söhne jener tapfern Cherusker, die Herzog Herrmanns Fahne folgten; die Brüder jener Löwen, die Gibraltar ſchützten; ſondern auch die Abkömmlinge jener Gothen und Cimbern, deren Muth ſie bis ans Morgenland und in das heiße Afrika führte, ſind von dieſem Gifte ſchon angeſteckt worden, fangen ſchon an mit dem Monde zu liebäugeln und von Gefühlen zu ſchmelzen. Schon haben wir empfindſame Schauſpielchen auf der Bühne, und weggewertherte Narren auf der Baare geſehen; ſchon kaufen edle Müßiggänger gefangene Schmetterlinge los, als die Väter Trinitarier Sklaven; ſchon regt und bewegt es ſich bey den großen Jungen und Dirnen von Siegwartsdrang und Lottenhang; ſchon ſchmazt es in Gottes Mondſchein von heiligen Küſſen — Cetera quis neſcit?

Jeder Schriftſteller, der einige Hoffnung hat, geleſen zu werden, iſt verpflichtet, zur Tilgung dieſer Peſt das ſeinige beyzutragen. Alle ſeine Kräfte muß er wider dies Ungeheuer aufbieten: er muß nicht müde werden, es zu verfolgen, bis daß keine Spur mehr davon zu ſehen iſt.

Auch ich will alle Pfeile aus dem Köcher meiner Satyre an dieſer Sirene verſchießen. Mein Sir Arthur (*) hat hier im Lande einige Wirkung gethan; meine Geſundheitszeitung noch mehr; der unterhaltende Arzt ſoll den Angriff erneuern Und gelingt es mir, der Beſtie einen recht gefährlichen Hieb beyzubringen, wenigſtens die

(*) In dem Schauſpiele: die Seeofficiere.

die Wunden, die ein Campe u. a. m. ſchon geſchlagen haben, wieder aufzureißen; ſo werde ich ſtolzer ſeyn, als wenn ich ein neues zuverläſſiges Mittel wider die Viehſeuche erfunden hätte. Denn was iſt die Viehſeuche gegen Empfindeley?

Sollte noch ein Leſer fragen: „Was iſt Empfindeley?“ ſo wünſche ich ihm Glück zu dieſer ſeligen Unwiſſenheit, zu dieſem Zeichen einer unverderbten Seele. Und zu ſeiner Belehrung ſage ich ihm, daß die Empfindſamkeit, die jetzt wie eine Seuche im Schwange geht, und die man, um ſie von geſunden Gefühlen und von der edeln, ächten Zärtlichkeit, die eine Tugend, eine Gabe Gottes iſt, zu unterſcheiden, Empfindeley nennt; daß die, ſage ich, eine Art von wiſſentlichen und gefliſſentlichem Wahnwitz iſt, in wellchen man ſich hineinſtudiert, dem man ſich ganz überläßt, worin man mit offnen Augen träumt, und ſich an Seele und Gemüth kaſtrirt, ſo daß man zuletzt in dem Zuſtande bleiben muß, und zu nichts anderm auf dieſer Welt mehr taugt; welcher Wahnwitz ſich von ſeinen Geſchwiſtern, Kraftmannſchaft, Geniemannſchaft, Goldmacherey und Pietiſterey, dadurch unterſcheidet, daß er mit eitel Gefühlen und Empfindungen zu thun hat.

Dies iſt die rechte wahre Empfindeley, worin der Kranke wirklich nicht recht bey Sinnen iſt. Von einer vorgeblichen, die man als eine Schauſpielrolle auf der Bühne des Lebens ſpielt, werde ich nachher reden.

Und was für Gefühle hat denn der Empfindler? Fühlt er den Trieb und die Kraft der Ehre und Tugend, mehr als Natur und Vernunft gut heißen? Kann er, als ein Don Quixote, das moraliſche Arge, worin die Welt liegt, das Unrecht, die Verfolgung, die Liſt und den Trug, dem das Menſchengeſchlecht unterworfen iſt, nicht ſehen und hören, ohne für den Leidenden zu fühlen, ohne von dem innigſten Mitleiden gerührt, und von dem feurigen Wunſch, ſo vielen Uebeln zu wehren, belebt zu werden?

O nein! Tugend und Ehre, Religion und Rechtſchaffenheit, bewegen den Empfindler nicht ſo viel zum Jammern, als elende Kleinigkeiten. Die Barmherzigkeit eines alten Weibes, die Liebe eines verzogenen Kindes, die Fratzen eines Müßiggängers, die Geſichter eines Träumers, die Ideen eines Blödſinnigen ſind es vorzüglich,

lich, die ſeine Seele beſchäftigen und ſeine Gefühle ſpannen.

Ein mitleidiges, zärtliches, wohlwollendes Gemüth, iſt unläugbar das edelſte in der Natur. Theilnehmung an dem Leiden eines Nebengeſchöpfes, iſt das was den Menſchen adelt, was ihn am meiſten über die Thiere erhebt. Barmherzigkeit ſtammt vom Himmel, von dem ewigen Vater und Erbarmer. Der Schöpfer iſt barmherzig, gnädig, gütig, und von großer Gnade und Treue. Der Gott Iſraels gelobt ſeinem Volke noch mehr Liebe, als eine Mutter zu der Frucht ihres Leibes trägt. Auch die Heiden haben dieſe liebenswürdigſte Eigenſchaft des göttlichen Weſens gekannt, gefühlt und geprieſen. Der Elende, ſagt Homerus, iſt den Göttern heilig.

Es müßte alſo eine harte, fühlloſe oder wilde Seele ſeyn, die nicht geſtehen wollte, daß das Mitleiden dem Menſchen eine heilige Pflicht iſt; daß es eine von ſeinen ſchönſten Tugenden iſt; daß es ihn veredelt und erhöht; daß es ihm die reinſte, ſeligſte Luſt gewährt; daß es ihn zu ſeinem Schöpfer erhebt, und ſeinem Gotte und Vater Wohlgefallen erwecken muß.

Aber ſoll das Mitleiden und Erbarmen eine Tugend, ein Schmuck, eine Quelle unſchuldiger Luſt, und Gott gefällig ſeyn; ſo muß die Vernunft es leiten, und Nutzen muß daraus erwachſen. Man muß es nicht entheiligen, indem man es unwürdigen Gegenſtänden ſchenkt. Es muß uns nicht Mannes Muth und Mannes Kraft rauben, muß uns nicht zu Weibern, nicht zu moraliſchen Kaſtraten machen. Es muß ſich nicht in einem Strom von Klagen, in unſinnigen Reimen, in hyſteriſchem Zittern und Beben, in kindiſchem Wimmern, ſondern in männlicher Anſtrengung aller Kräfte zum Nutzen des Leidenden offenbaren.

Das ſehen wir aber nicht bey den Empfindlern unſerer Zeit. Bey ihnen bringt Mitleiden und Erbarmen keine andern Früchte, als müßiges Stöhnen, Wehklagen, Winſeln und Heulen.

Wenn ein ſolcher Mondling ſich müde geſtöhnt und heiſer gejammert hat, ſo glaubt er alles gethan zu haben, was er ſeinem leidenden Nebenmenſchen ſchuldig war. Er vergißt, verſäumt, ja verachtet zu handlen; denn er hat ja gefühlt, — er iſt ja in Wehmuth zerſchmolzen, in Ohn-

Ohnmacht zerfloſſen, in Thränen zeronnen, in Seufzern und Klagen verflogen!

Die arme Seele iſt immer in Bwegung. Bald wird ſie geſpannt wie Tuch im Rahmen. Bald dreht ſie ſich hin und her als ein Wetterhahn. Bald wird ſie von Schmerzen durchſtochen, als ein Blumenmuſter. Bald zerſchmilzt ſie als Butter in warmen Semmeln. Bald zirpt ſie als ein Heimchen hinter einem Backofen.

Und für wen leidet ſie? Für die verlaſſene Wittwe, den hülfloſen Waiſen, den Bedrängten und Bedrückten, den elenden Kranken? — Freylich auch wohl für die; doch, wie ich ſchon einmahl geſagt habe, am meiſten und am liebſten für ein Paar Liebende, für Käfer und Fliegen, für Marienblümchen und Vergißmeinnicht.

Von tauſend lächerlichen Beyſpielen will ich auch nur das anführen, das der berühmte Zimmermann im Hannöveriſchen Magazin erzählt, und das ihm ſchon mehrere Empfindeleyſtürmer nacherzählt haben. Eine große Pferdefliege war in einen Saal gekommen, wo eine empfindſame Geſellſchaft verſammelt war. Die empfindſame Frau vom Hauſe befahl einem Bedienten, das arme unſchuldige Geſchöpf Gottes wieder in Gottes freye Luft zu ſchaffen. Der Bediente öffnete ein Fenſter, wandte ſich aber um und ſagte: es wäre Sünde, das arme Geſchöpf hinaus zu thun, denn es regnete ſo ſtark.

Nichts iſt verabſcheuungswürdiger, als Grauſamkeit gegen Thiere. Ja, wer ein lebloſes Geſchöpf, worin der Schöpfer ſeine Allmacht, Weisheit und Güte offenbart hat, geringſchätzen und verwerfen kann, zeigt daß er ſelbſt eine verächtliche Kreatur iſt. Aber Thieren und Blumen mehr Aufmerkſamkeit ſchenken, mehr Weſen aus ihnen machen, als ſie werth ſind; über die Beſchauung und Pflege derſelben die weſentlicheren Pflichten hinten an ſetzen; das Mitleiden, die Zuneigung, wozu der Schöpfer den Keim zu einer weit edlern Anwendung ins Herz gelegt hat, an ihnen verſchwenden; den Verluſt unvernünftiger Geſchöpfe beklagen und bejammern, als wenn man die liebſten Freunde, die hochachtungswürdigſten Mitbürger verloren hätte; die Thiere, die uns oder den beſſern Geſchöpfen Schaden thun, die uns die Nahrung rauben oder die Geſundheit in Gefahr ſetzen, ſchonen oder gar retten, das iſt Thorheit.

Das

Das höchſte Weſen will nicht, daß wir müßige Beſchauer, lobſingende Tagediebe ſeyn ſollen; wir ſollen arbeiten, unſern Nebenmenſchen nützen, zum Bedürfniß des Staats, zum Wohl des Ganzen das unſrige beytragen.

Nichts in der Welt kann den Mann, das Frauenzimmer, ſo ſich an den Schönheiten der Natur weidet, die Blümlein auf dem Felde beſchauet, und die lieben Vögelein füttert, von nützlicheren Beſchäftigungen und weſentlicheren Pflichten freyſprechen. Ein Zeitvertreib mag jenes ſeyn; aber ein Geſchäft muß es nimahls werden.

Das iſt aber der Fall mit vielen Empfindlern beyderley Geſchlechts, die gewiß nicht mit Titus klagen werden, daß ſie einen Tag verloren haben, wenn ſie nur mit dem Bewußtſeyn, im Siegwart oder Carl von Burgheim geleſen, oder Maaßlieben und Vergißmeinnicht gepflückt, oder dem lieben Mond eine Douceur geſagt zu haben, zu Bette gehen können.

So auch mit den Schriftſtellern. Wie nützlich, wie ſchätzbar iſt nicht derjenige, der Verſtand und Gaben dazu anwendet, Kenntniſſe auszubreiten, Wahrheiten zu vertheidigen, die Schönheit der Tugend zu ſchildern, die Sitten zu beſſern und Vorurtheile zu zerſtreuen? Aber wie viele von denen, die das könnten, verſchleudern jetzt nicht Zeit und Mühe, mit den nuzloſeſten Poſſen, predigen Minnefratzen, weibiſche Weichlichkeit verderbliche Unthätigkeit, müßige Gefühle, **Wertherey und Siegwartherey**?

Haben wir ein zärtliches theilnehmendes Herz; können wir ſchmecken, welche Süßigkeit in Mitleiden und Erbarmen liegt; wollen wir unſere Seele den edelſten Empfindungen überlaſſen; o! ſo laſſet uns nicht an Blumen und Thieren dieſe Gefühle verſchwenden. Es giebt der würdigeren Gegenſtände nur gar zu viel. **Wir haben leidende Mitbürger, Wittwen und Waiſen, Kranke und Elende, arme und Dürftige in Menge. Laſſet uns Nothleidende und Hülfloſe aufſuchen, und keine Blümelein und Schmetterlinge.** Der Sieche, der Hungrige iſt das wahre **Vergißmeinnicht** für die ächte Empfindſamkeit.

Die Thränen des Mitleidens ſind ein gar zu koſtbares Geſchenk, als daß man ſie wegwerfen, daß man ſie dem

unvernünftigen Vieh weihen ſollte. Nur unſerm Nebenmenſchen gehören ſie.

Jedoch ihm gehört noch mehr als Thränen. Wir ſind ihm nicht allein ein zärtliches Beklagen ſchuldig, ſondern auch thätigen Beyſtand. Die Hand oder den Mund müſſen wir aufthun; reichlich geben oder freymüthig reden. Wir müſſen nicht lediglich an dem Leiden, dem Unrecht des Nächſten Theil nehmen; wir müſſen uns ſeiner an nehmen.

Das iſt nun freylich des Mondlings Sache nicht. Wenn die Rede vom Helfen iſt; ſo iſt ſeine Empfindſamkeit ſtumm oder lahm. Handeln, nutzen, alle Kräfte anſtrengen um zu nutzen, zu unterſtützen, zu vertheidigen, zu retten iſt gänzlich wider die Natur und das Weſen der Empfindeley. Die kann nichts weiter als ſeufzen, jammern, weinen, winſeln, heulen. Sie gleicht der Sackpfeiſe. Die iſt auch in ihrer Herrlichkeit wenn ſie voller Wind iſt; und Wind von ſich geben, tönen, dudeln, iſt alles, was die Empfindeley kann.

Wenn man den Empfindler über einen Queerſtrich in der Liebe eines bethörten jungen Paars wehmüthig ſeufzen, über den todten Eſel in Y o r i c k s Reiſen zärtlich trauern, über einen zertretenen Schmetterling Thränen vergießen ſieht, ſo ſollte man denken, daß der Mann, der ſo warm für ein Paar Verliebte, für einen Eſel, für ein Inſekt fühlt, für den Elenden, der Millionenmahl mehr Recht an ſeinem Mitleiden hat, bis zur Ohnmacht, zu Zuckungen, zum Sterben leiden wird; daß er ſich, wenn er am Leben bleibt, aufraffen, und zu ſeiner Rettung Wunder der Liebe und Barmherzigkeit thun wird —

Das letztere aber geſchieht gewiß nicht. Er kann das nicht, vor lauter Mitleiden, Theilnehmung und Erbarmen. Denn indem er ſeine verächtliche Rolle ſo oft ſpielt; indem er ſich gewöhnt, bey den elendeſten Kleinigkeiten zu fühlen, durch Mark und Bein zu fühlen, wird er zuletzt ein Weib. Ein Säuſeln im Buſch erregt bey ihm Herzklopfen; ein Schuß, Beben; ein Geſchrey, Ohnmachten. Er wird bey dem geringſten Vorfalle erſchüttert, weiß ſich in Verlegenheit nicht zu rathen, verliert in Gefahren alle Gegenwart des Geiſtes, und im Unglück allen Muth. Er ſtolpert und ſtürzt wo er wie ein Thurm ſtehen; kriecht, wo er wie ein Rieſe einher tre-

ten

ten; ſchweigt, wo er wie ein Mann reden; und weint, wo er wie ein Held ſtreiten ſollte. Bey allen Gelegenheiten beweiſet er ſich ſo ganz unmännlich, daß man ſchier zweifeln möchte, ob ſeine Kinder die Kraft der Lenden eines ſolchen Kaſtraten ſeyn.

Dies geht ganz natürlich zu. Mannes Muth und Mannes Stärke in Leib und Seele muß durch Uebung erhalten werden; ſonſt verliert man ſie, wie man Muſik und Tanz und andere Geſchicklichkeiten verlernen kann. Die Seelenkräfte müſſen eben ſowohl als die Glieder des Leibes abgerichtet und abgehärtet werden. Ein Vater, der ſeinen Sohn zu einem nützlichen Bürger bilden, und ſeine künftige Glückſeligkeit ſichern will, muß ihn bey Zeiten gewöhnen, einen Schmerz zu verbeißen, Beſchwerden zu ertragen, Gefahren zu trotzen, mit einem Worte: Fleiſch und Blut zu überwinden. Weichlichkeit, weibiſche Zärtlichkeit, muß er ihm verhaßt machen; niedrige Eigenliebe und Selbſteley, muß er ihm auspredigen, und allenfalls ausprügeln. Denn ſonſt wird der Knabe der unglücklichſte, bedauernswürdigſte, und zu gleicher Zeit der verächtlichſte Menſch von der Welt, der ſich und andern zu nichts nutzt, ſondern vielmehr ſich und andern zur Laſt und Plage lebt.

Hätten unſere guten und frommen Väter nicht ihre Söhne zum Fleiß, zur Tugend und Tapferkeit gezogen und gehärtet, ſo würden wir nicht von ſo vielen großen Männern leſen.

Aber wie wird jetzt die hoffnungsvolle Jugend erzogen? Man erlaubt ihnen früh ſchon die Werke der Empfindſamkeitsapoſtel zu leſen. Da ſitzen nun Jünglinge und **Mädchen** von Morgen bis in den Abend über dem **Werther**, dem Siegwart, dem Burgheim, der Stella, u. ſ. w. (*) Da laſſen ſie Bücher und Nähnadel liegen, um ſich ja in der edeln Kunſt zu fühlen zu üben. Empfindſamkeit iſt ihr Studium, ihre Beſchäftigung, ihre Luſt, ihr Verdienſt, ihr Ruhm.]

 Die

(* Die eigentliche Epoche der Werther- und Siegwarts-Empfindeleyen iſt ſchon nicht ganz mehr im Schwange.— Die Ritterromane verdrängten ſolche; allein, noch erkranken viele Individuen an dieſer Seuche, —— die andere anſteckende Schriften ins Publikum bringen. S.

Die jungen Herren können kein vernünftiges Wort, ja manches Mahl kaum ihren Nahmen ſchreiben, man kann ſie zu nichts brauchen; aber ſie haben den jungen **Werther** geleſen; ſie können fühlen; ſie wiſſen Lieder an den Mond; ſie können von Gefühlen und Menſchenliebe ſchwatzen, und allenfalls können ſie ſich todtſchießen, wie **Lottens** Geliebter, womit denn freylich dem Vaterlande zuweilen ein wahrer Dienſt geſchieht. —

Die jungen Heldinnen können weder Nähen noch Stricken, brühen den Haſen und ziehen dem Ferkel das Fell ab; aber ſie können ein wenig auf dem Klavier klimpern, und dazu eine Mondlitaney ſingen, und wiſſen auf den Fingern wie viel heilige Küſſe **Siegwart** von ſeiner **Mariane** in Gottes Mondſchein bekam (*).

Was iſt die Folge von dieſen Thorheiten? — Verluſt der Geſundheit, Untauglichkeit zu Geſchäften und Pflichten, lebenslanges Elend.

Wir wollen die giftigſte Frucht der Empfindeley-Lectüre, das **Moraliſche** Uebel, das aus ihr entſpringt zuerſt betrachten.

Wenn eine junge, noch nicht genug geſetzte und erfahrne Perſon, an dieſe gefährlichen Bücher geräth; ſo bleibt ſie nur gar zu leicht im Netze hangen.

In dem kritiſchen Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren, iſt das Herz in beyden Geſchlechtern unruhig, geſchäftig, will etwas zu thun haben, fühlt ein gewiſſes Leeres, einen gewiſſen Trieb, einen Hang, ein Sehnen, man weiß ſelbſt nicht recht wonach. Man befindet ſich ſo wohl, man iſt ſo vergnügt in Geſellſchaft mit einer andern jungen Perſon vom entgegengeſetzten Geſchlecht. — Doch wer weiß nicht aus eigener Erfahrung, welche Revolutionen in der ganzen Gemüthsverfaſſung das geheimnißvolle funfzehnte Jahr mit ſich führt?

Verſtändige Aeltern wiſſen das, geben in dieſer kritiſchen Periode dem jungen girrenden Täubchen etwas anders zu thun, und tragen Sorge, daß nicht der Täuber es girren höre. Aber alle Vorſicht iſt unnütz, wenn Empfind-

(*) Wollten wir hier auch gerade nicht den jetzt ſchon ſo ziemlich vergeſſenen **Siegwart** nehmen, ſo läßt ſich dieſes Geſagte, auch auf viele andere Verbindungen dennoch recht wohl reimen. F.

pfindſamkeitshiſtörchen dem Bedürfniß fühlenden Mädchen in die Hände fallen. Virzehen Tage reißen alles nieder, was vierzehen Jahre aufgebauet haben. Ermahnungen und Bitten, Lehren und Exempel, verſinken in den aufwallenden Gefühlen; und wo die Tugend ihr Paradies hatte, ſteigt ein heißer unfruchtbarer Fels hervor.

Denn was lernt das liebe Kind aus ſolchen Romanen? — Daß die Liebe die ſeligſte Freude unter dem Monde, das höchſte Gut auf Erden iſt; der Zweck, auf den unſer Daſeyn abzielt; die heiligſte Pflicht, die wir zu erfüllen haben; ein Geſetz, das alle andere aufhebt; ein Trieb, dem wir uns als einem unwiderſtehlichen Verhängniſſe überlaſſen müſſen; eine Art Gottesdienſt, wodurch wir uns dem höchſten Weſen gefällig machen. Sie lernen daraus, daß der liebe Gott und ſeine heiligen Engel ihre Freude daran haben, wenn ein junger Laffe und ſeine Gans ſich im Mondſchein lieben; daß ſie ſich ihrer annehmen, ja ſie gar zuletzt, wie ein Paar treue Märtyrer, in den Himmel hinauf hohlen, wenn ſie hier auf Erden nicht haben Hochzeit halten können.

Kann ein unerfahrnes, unausgebildetes Mädchen, ſich wohl in ſolche Geſchichten vertiefen, ohne daran als an einem heute mir, morgen dir, den lebhafteſten Antheil zu nehmen, und ſich ganz in den Roman hinein zu träumen? Muß ihr nicht bey jeder veſtohlnen Zuſammenkunft, wovon ſie lieſt, das Herz klopfen? bey jedem heiligen Kuß der Mund wäſſern? Muß ſie nicht, wenn ſie das Buch hinlegt, ſich auch dieſe ſüßen Leiden wünſchen, und rufen: eine ſolche Lotte, eine ſolche Emilie würde ich auch ſeyn, wenn ich einen Werther, einen Siegwart fände?

Und dann fehlt nur noch, daß einer von den empfindſamen Papageyen, der von edlen Seelen, und Mondſchein, und Gefühlen, u. ſ. w. plappern kann, dazu kommt, mit ihr die heilige Sprache der Liebe redet, ihr Stellen aus dem Meſſias vorlieſt, und ihr zuletzt einbildet, er ſey der Mann, den der Himmel ihr beſtimmt hat; ſeine Seele ſey mit der ihrigen uniſon; ihre Verbindung ſey im Monde beſchloſſen; die heilige Natur gebiete ihnen, in einander zu ſchmelzen; mißgünſtigen Tyrannen von Aeltern oder Vormündern zum Trotz, müſſen ſie ſich lieben,

ben, ſich heimlich ſehen, ſich ewige ſeraphiſche Liebe zu⸗ſchwören; ſie können den väterlichen Segen, Erbgut und Lebensunterhalt entbehren, wenn ſie Gefühle haben; Empfindſamkeit ſey der größte Reichthum; der herrliche Anblick von einem Paar küſſenden Tauben, gewähre ih⸗nen ein Feſt, u. ſ. w.

Die einfältige, von Empfindſamkeit berauſchte När⸗rin, glaubt alles dies als Evangelien, wirft ſich der hei⸗ligen Natur, der heiligen Liebe im heiligen Mondſcheine in die Arme; achtet nicht mehr der Aeltern Warnung und Flehen; hört nicht mehr die Stimme der Vernunft, der Tugend, der Ehre, der Religion; überläßt ſich dem Man⸗ne ihrer Seele; er raubt heilige Küſſe auf ihrem Munde, trinkt Seligkeiten aus ihren Lippen; ihre verkörperten Seelen begegnen ſich, ſchließen, ergießen, zerfließen in einander, und —

Dergeſtalt kann das ſchönſte, unſchuldigſte, würdig⸗ſte Mädchen von der Welt, von dem häßlichſten Wald⸗teufel ins Garn gelockt, und um alles was ihr lieb, theuer und heilig war, gebracht werden. Empfindſamkeit iſt är⸗ger als berauſchende Getränke; der Taumel, den dieſe er⸗regen, läßt ſich ausſchlafen; aber die Trunkenheit der Empfindeley hält immer an, nimmt zu, ſteigt bis zum Wahnwitz. Man unterhält und nährt dies verzehrende Feuer mit Fleiß, man entzieht ſich allen Beſchäftigungen, die den Rauſch zerſtreuen könnten; man ſucht die Ein⸗ſamkeit und beſtiehlt den Schlaf, um ſich der ſüßen Schwärmerey ganz zu überlaſſen. Wenn der Verſtand dadurch einmahl verwirrt, die Einbildungskraft einmahl erhitzt iſt; ſo ſieht das arme Mädchen Dinge, die kein Sterblicher ſehen kann. Sie erblickt einen Seraph in jedem Pavian, jedem Satyr, jedem Rothkopf mit einem Fratzengeſicht, der nur wie ein Siegwart ſchwatzt. Und will ſie nicht ſchmelzen, ſo nimmt der Verführer ein Pi⸗ſtol und droht zu werthern; das Aeffchen bebt vor dem grauſamen Paff, und ergiebt ſich auf Gnade und Ungnade.

Manches Mahl iſt zwar kein ſolcher empfindſamer Jungfernſchänder gleich bey der Hand. Zum Glück kön⸗nen dieſe Geyer nicht jeden Raub wittern. Aber darum iſt ein Mädchen nicht geſichert, wenn es ſich einmahl in den empfindſamen Romanen verſtrickt hat.

Die

Die nun einmal angeſteckte Seele will und muß die Theorie zur Praxis bringen, das Geleſene nachmachen, das geprieſene Süße ſelbſt ſchmecken, ſollte es auch nur quansweiſe ſeyn. Sie ſucht ſich einen empfindſamen Korreſpondenten, ſchreibt empfindſame Briefe, ſchmiert empfindſame Verſe, und flicht ſich einen heiligen Empfindſamkeitsknoten, den ſie auflöſen will, ehe das Ding zu weit geht.

Aber da hat ſie die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Was zum Scherze, zum Zeitvertreib, zur Probe angefangen worden, wird in ganzem Ernſt vollendet. Mit der Liebe iſt nicht zu ſpaßen. Es iſt nichts gefährlicher, als den Liebenden ſpielen zu wollen: man bleibt an der Rolle hangen. Einbildung und Gewohnheit ſind zwey große Meiſter. Sie machen den vorgeblichen Anbeter zum wahren Sklaven ſeiner ſelbſtgewählten Göttin. Sie geben einer erdichteten Zuneigung Wirklichkeit und Stärke, ſo daß keine Vernunft, keine Veränderung im Leben, keine Abweſenheit, keine Zeit ſie tilgen kann; nur der Beſitz der Geliebten öfnet dem Thoren die Augen.

Tauſend junge Leute haben ſich in eine ſolche Liebes-Intrigue zum Spaß eingelaſſen; ſie haben ſich amuſiren, auch wohl exerciren wollen; ſie haben auch geglaubt, den Roman abbrechen zu können, wenn es ihnen beliebte. Aber ſie ſind das Opfer ihres Vorwitzes geworden; der Roman iſt mit ihrer Vernunft, und nicht ſelten mit ihrer zeitlichen Wohlfahrt davongelaufen.

Wegen dieſer traurigen Folgen der Empfindſamkeits-Lectüre, ſollten die Aeltern ein wachſames Auge auf ihre heranwachſenden Kinder haben, ihre Bücher nachſehen, ja zuweilen alle Winkel und Schränke, und Betten durchſuchen, ob da vielleicht ein ſolches giftiges Werklein verborgen läge.

Giftig nenne ich ſie ohne Scheu: denn ſie thun Schaden, unerſetzlichen Schaden; ſie richten Unglück an; ſie bringen Hunderte um Geſundheit, um zeitliche und ewige Wohlfahrt. In Dännemark iſt der junge **Werther** ſchon bey mehrern die Aufmunterung zu ehebrecheriſcher Liebe, und überdem, dem Buhlen Lottens nachäffendem Selbſtmorde geweſen, anderer noch nicht geendigter Trauergeſchichten, die dadurch veranlaſſet worden, zu geſchweigen.

Gott verhüte, daß ich einem La Fontaine, einem Grecourt, einem überſetzten Petronius, und andern moraliſchen Mordbrennern dieſer Art, das Wort reden ſollte. Aber ich bin überzeugt, daß ſie der Jugend kaum gefährlicher ſind, als die Empfindſamkeitsromane. Jene verführen die Sinne, aber nicht das Herz, wenigſtens nicht den Verſtand. Aller Begierde, die in einem jungen Buſen bey ſolchen Scenen aufſteigt, arbeitet immer ein inneres Gefühl entgegen. Von den Empfindeleyhiſtörchen aber wird die Seele ſelbſt angeſteckt, die Liebe zur wahren thätigen, nutzenden Tugend erſtickt, die Denkungsart verderbt; Verſtand, Herz und Sinne verſchwören ſich mit einander, zu lieben und zu fühlen, dieſem Lieben und Fühlen alles andere nachzuſetzen oder gar aufzuopfern.

Ich komme zu den höchſtnachtheiligen Wirkungen, die das Empfindeleywesen auf Geſundheit und Wohlbefinden hat.

Die Unglücklichen, die von dieſer Thorheit angeſteckt ſind, denken und ſtudieren auf lauter Gefühle. Sie ſtrengen die Einbildungskraft an, um noch mehr zu empfinden, als den Sinnen gegeben iſt. Sie üben ſich recht, jeden Eindruck zu einem Leiden, jeden Gedanken zu einem Affect, zu erhöhen. Sie erſchaffen ſich idealiſche Trübſale, damit es ihnen nie an Stoff zum Fühlen mangle.

Zuletzt geht es dem Körper wie dem vorhin erwähnten Empfindſamkeitsroman. Es wird Ernſt aus dem Spiel. Man träumte ſich Gefühle; jetzt hat man ſie wachend. Die eingebildeten Leiden erhalten Wirklichkeit, gewinnen Stärke, wachſen mehr, als der Gauch nun gerne wünſchte.

Nun werden die Kräfte geſchwächt, die Faſern erſchlafft, die Nerven verzärtelt; die ganze natürliche Haushaltung im Körper geräth in Unordnung, Verwirrung, Zerrüttung; die geringſten Eindrücke erregen Schauder, Fröſteln, Kälte, fliegende Hitze, Herzklopfen, Angſtſchweiß, Beklemmungen, Ohnmachten, Zittern, Krämpfe, Zuckungen, Faſeln, und den ganzen Schwarm hyſteriſcher Zufälle. Empfindſamkeit beut der Mutterbeſchwerde die Hand, und dieſe wieder der Nervengicht.

Ja, den raſchen Sohn des Harzes, rank und hoch und ſtark als ſeine Tannen, macht Empfindeley zu einem Siechling, und den Rieſen in der Marſch zum Küchlein. Mit dem Muthe eines Elliots braucht man nur Empfindſamkeitsapoſtel predigen zu hören, ſo wird man bald vor ſeinem eignen Schatten zittern; und mit den Kräften eines Scanderbegs wird man Herzklopfen und Ohnmachten bekommen, ohne einmahl zu wiſſen wovon.

Und wenn ſie das bey Männern thun kann, wie muß es denn nicht unſern Miniaturmännchen gehen, diesen Kerlchen, die einen Körper haben, wie eine Pariſer Papierlaterne, und eine Geſichtsfarbe, wie eine todte Auſter? Wenn dieſe Knaben ſich aus der Mutter Schooß der Empfindeley in die Arme werfen, ſo müſſen ſie wohl zu Heimchen werden.

Wenn das Privatleben dieſer Heimchen allein in Betrachtung käme, ſo wäre es freylich einiger Schade für den Staat, daß ſo viele Nummern von der Volkszahl, von der wirklichen Stärke des Landes, abgerechnet werden müſſen, und daß er ſo viele unnütze Bürger füttern muß. Aber das Unglück iſt um ſo viel größer, da das Heimchen doch auch einmahl Vater werden, und Kinder erziehen ſoll.

Aus Liebe zum Vaterlande möchte man wünſchen, daß ein Empfindler niemahls ſelbſt Autor zu den Kindern ſeiner Frau würde, ſondern die Arbeit einem guten, unempfindſamen Kutſcher, in Commiſſion gäbe. Denn ſo erhielte das Land doch noch geſunde Bürger.

Doch wenn ſie nun auch nicht die Kraft ſeiner eignen empfindſamen Lenden wären; ſo ſoll er ihnen ja doch eine Erziehung geben. Und kann er das? Kann ein Empfindler, ein Geck, ein Heimchen. Kinder ſo bilden, als ſie zum Heil des Vaterlandes gebildet werden ſollten?

Nein. Wer ein nützlicher und achtungswürdiger Bürger im Staat werden, und dem Vaterlande Nutzen und Ehre ſchaffen ſoll, muß kein Heimchen ſeyn. Es giebt keinen Stand, kein Amt, worin die Empfindeley nicht dem Publikum zum Schaden gereichte. Alle öffentliche Verrichtungen fordern Vernunft, Ernſt, Muth und Stärke; eine jede öffentliche Perſon muß ein Mann ſeyn.

Daß nur derjenige edle Gefühle, ein mitleidiges Gemüth und Menſchenliebe haben könne, der ſie mit Seufzen, Stöhnen, Jammern, Weinen und Heulen an den Tag legt, das iſt eben ſo falſch, als daß es keine Armuth giebt, wo nicht gebettelt wird. Der Nothleidende, der am meiſten zu unſerm Bedauern und Beyſtand berechtigt iſt, pflegt am wenigſten zu klagen; und wer wahres Erbarmen fühlt, pflegt nicht Empfindungen auszukramen, ſondern zu ſchweigen und zu helfen.

Der Bettelbube, der im Hinterhertraben ſein Formular mechaniſch wegplappert; findet bey vernünftigen Leuten keinen Glauben; und der Empfindler, der unaufhörlich von ſeinen Gefühlen, von ſüßen Schmerzen und brechenden Herzen ſchwatzt, erregt bey verſtändigen Perſonen Ekel oder Verdacht; ſie müſſen ihn entweder für einen Gecken oder für einen Heuchler halten.

Das Mitleiden verträgt, ſo wie alle andere Tugenden, keinen Selbſtruhm, keine Prahlerey. Es iſt ſtumm und thätig, wenn es ächt iſt. Die jetzt raſende Empfindſamkeit iſt kein Mitleiden; ſie iſt die Karrikatur des Mitleidens, ſie iſt ihm entgegengeſetzt. Das wahre Erbarmen bewegt zum Helfen; die Empfindſamkeit macht ſchwatzen.

Ja, Geſchwätze, Marktſchreyerey, anders nichts, iſt die Empfindſamkeit, die jetzt gepredigt wird.

Geſetzt, daß dies Fühlen eine Tugend wäre, daß ſtilles, thätiges Mitleiden, und lautes, fruchtloſes Empfinden, einerley wäre, brauchte es denn erſt eines Sterne, um uns zu lehren, daß es ſchön, edel, ſüß, gottgefällig iſt, für ſeinen Nächſten zu empfinden? Darf man uns, die Söhne des achtzehnten Jahrhunderts, noch mit jenen alten Teutonen, die eben ſo grauſam als unaufgeklärt waren, in gleichen Rang ſetzen? Was haben wir geſündiget, daß Empfindſamkeitsapoſtel kommen mußten, uns Menſchenliebe zu predigen? Sind wir denn keine Chriſten, und gebeut uns nicht der Gott, den wir anbeten, daß wir unſern Nächſten lieben, daß wir der ſtummen Kreatur ſchonen ſollen? Lehrt uns die Religion nicht auch, die Weisheit, Allmacht und Güte des Schöpfers, in jeder Kreatur zu verehren?

Für unſern leidenden Nächſten zu fühlen, von ſeinem Elende gerührt zu werden, ſeine Laſt zu erleichtern, ſeinen

nen Schmerz zu lindern, das haben wir nicht nöthig aus Romanen zu lernen. Das liegt ſchon im Herzen, und dieſen Keim haben unſere Aeltern ſchon entwickelt, haben uns zu dem Zwecke Lehre und Beyſpiel genug gegeben.

Unſere Väter ſind auch warme, wohlthätige Menſchenfreunde geweſen, ohne viel Rühmens und Aufhebens davon zu machen. Aber ſie haben geglaubt, daß man nicht bey dem Gefühle müßte ſtehen bleiben, ſondern handeln, helfen, wohlthun. Das zeigen ihre vielen herrlichen Stiftungen. Ihr Mitleiden erſtreckte ſich auf die unvernünftigen Geſchöpfe; doch nicht auf Käfer und Raupen. Ihre Menſchenliebe fing bey Menſchen an, nicht bey Butterfliegen. Bey allen ihren Empfindungen und den daraus fließenden Wirkungen, blieben ſie Männer. Das haben die Feinde des Vaterlandes empfunden.

Zu bewundern iſt es, daß das Abgeſchmackte und Ungereimte, das Lächerliche und Alberne, in dem Empfindſamkeitsſyſtem nicht jedem Menſchen, der noch ſeine fünf Sinne gehabt, wider Anſteckung bewahrt hat. Kann man ſich etwas Unſinnigeres denken, als die Gefühle, die der Mond den Empfindlern einflößt?

Dieſer gute alte Planet iſt ihr Vertrauter und Kuppler. Dem klagen ſie ihr Leiden, dem geben ſie ihre Seufzer zu beſtellen; in dem halten ihre Seelen ein Rendezvous. Für alle dieſe Dienſte, die er ihnen thut, überhäufen ſie ihn auch mit Komplimenten und Kareſſen, und begegnen ihm ſo freundlich, als der Adeliche dem Bürgerlichen, wenn er ihn nöthig hat. Ja ſie treiben die Liebkoſungen bisweilen bis zur Abgötterey.

Wenn ein Miller ſeinen Siegwart in ganzem Ernſt ſingen läßt:

„Heiliger, keuſcher Mond,
Sieh herab auf meine Leiden,
Habe Mitleiden und erbarme dich meiner!“

ſo muß man erſtaunen. Wenn das auch nur Minnefratzen eines Jünglings vorſtellen ſoll; ſo iſt es doch nicht zu entſchuldigen. Denn auch der Wahnwitz, den man ſeinen Romanhelden in den Mund legt, muß kein Aerger-

gerniß geben. Es ſteht ja bey dem Verfaſſer, den Raſenden ſagen zu laſſen, was er will. Aber das Allererſtaunlichſte iſt, daß dieſe Litaney in ganzem Ernſt iſt ausgeheckt, in ganzem Ernſt in die Muſik geſetzt, und von Hunderten in ganzem Ernſt auswendig gelernt worden; daß man ſie in ganzem Ernſt, mit Rührung und Andacht, als wenn es ein Kirchengeſang wäre, abſingt, und daß das Imitatorum pecus ſeitdem Deutſchland mit Mondchoralen überſchwemmt hat.

Dahin gehört ein wahres lyriſches Ungeheuer, das im Nürnbergiſchen Muſenalmanach für 1782 zu ſehen iſt. Ein Quidam, (den Nahmen habe ich, Gott Lob! vergeſſen,) ſpricht zum Monde:

„Wärſt du unſterblich auch wie ich,
Dereinſt im Himmel würd ich dich
Mit Menſch- und Engelſeelen
Zu meinem Freunde wählen.“

Lächerlich iſt es, ſich eine Seele des Mondes zu denken, und zwar eine Seele des Mondes, die ſich im Himmel ganz beſcheiden zurück hält, bis daß die Seele eines oberdeutſchen Dichters ſie aufſucht, ſeinen Freunden vorſtellt und Brüderſchaft mit ihr macht.

Bisher habe ich von der wahren Empfindeley geredet, die bey dem Patienten nur gar zu wirklich iſt, und worin ſeine Gefühle in der That zu weit gehen. Jetzt komme ich zu der vorgeblichen Empfindſamkeit, die von vielen aus Eitelkeit oder Abſichten angenommen wird.

Man erkennt ſie leicht. Der falſche Empfindler kopirt den wahren, übertreibt aber den Charakter, iſt weit mehr geſchwätzig, hat mehr Egoismus, und verräth, wenn es zur Probe kömmt, wirkliche Fühlloſigkeit.

Der wahre Empfindſame iſt immer als ein Kranker, als ein Wahnwitziger anzuſehen. Als ein Patient verdient er Mitleiden; um ihn aber zurecht zu bringen, muß man ihn nicht ſchonen; die Geißel der Satyre muß er fühlen; es gereicht ihm zum Heil. Zudem iſt man ihm auch nicht ſo gar viele Barmherzigkeit ſchuldig, denn das Uebel iſt ſein eigenes Werk; er hat es ſich durch eine Lectüre zugezogen, die ſeinem Verſtande keine Ehre macht.

Der

Der falſche Empfindler hingegen iſt ganz und gar keiner Schonung werth. Er verdient die ſchärfſte Züchtigung; denn er braucht entweder dieſe Schwachheit zum Schanddeckel ſeiner Härte, ſeines Geizes; oder er will ſich mit einer falſchen Tugend zieren, will die Beurtheilung der Welt hintergehen, will ſich die Achtung des Publikums zuſtehlen.

Die falſche Empfindeley zerfällt alſo wieder in zwo Arten: die närriſche, und die heuchleriſche.

Die erſtere iſt ſehr gemein. Sie nimmt ihren Urſprung aus einer ſchlechten Beurtheilungskraft. Man hält einen Fehler für eine Schönheit, man findet in einer Schwachheit eine Größe. Man glaubt, daß das Fühlen der gute Ton iſt, weil man ſo viel davon hört, und weil die Empfindſamkeitsſächelchen ſo viel geleſen werden. Man hat ſo ſchöne Gelegenheit, von ſich ſelbſt zu reden, und ſich ein Anſehen von Wichtigkeit zu geben. Urſachen genug, warum ſo mancher Geck dieſen Ton annimmt, ohne einmahl recht zu wiſſen, was Empfindſamkeit iſt.

Der heuchleriſche Empfindler ſpricht immer von einem gefühlvollen Herzen; entweder um bey andern eine gute Meinung von ſich zu erregen; ſich ohne alle Koſten das Anſehen eines guten Characters zu geben; oder gar das Zutrauen der Unerfahrnen, und dadurch Vortheile, verkaufbare Geheimniſſe, u. a. m. zu erjagen; oder wenigſtens durch reichliche Anwendung des Seufzens, der Thränen, des Bedauerns und Bejammerns ein thätigeres Mitleiden zu ſparen.

Von dieſen verſchiedenen Arten der falſchen Empfindſamkeit kenne ich lebende Beyſpiele: und ich darf mich nicht in eine nähere Betrachtung der Rollen einlaſſen, ohne die Perſonen, die ſie ſpielen, meinen hieſigen Leſern kennbar zu machen.

Ueberhaupt habe ich vieles geſagt, das von andern mag beſſer geſagt worden ſeyn; doch hoffe ich immer den bekannten Dingen eine Wendung gegeben zu haben, die den Leſer reitzen kann, den Aufſatz ſeiner Aufmerkſamkeit zu würdigen.

Die freyen Ausdrücke und der Spott, den ich mir auch gegen die wahren Empfindler erlaube, mögen einigen zu hart und beledigend ſcheinen. Allein, wenn man einen Fehler rügen, eine Thorheit in ihr rechtes Licht ſetzen

ſetzen will, ſo muß man es ſo thun, daß es Eindruck macht.

Dieſe eben beſchriebene traurige Verfaſſung des menſchlichen Gemüths, führt unter anhaltender Leidenſchaft den nächſten Weg zu jener unglücklichen Frauenzimmerkrankheit, welche uns unter den Nahmen Nymphomanie oder Mutterwuth bekannt iſt, worunter man eine unrichtige Bewegung der Faſern, in den weiblichen organiſchen Theilen verſteht. So wie Ohnmacht, Raſerey, Verzweiflung, und mehrere andere, Extremen vieler beſondern Leidenſchaften ſind, ſo iſt auch häufig die Mutterwuth die höchſte Stufe der immer gereizten verliebten Wolluſt. Es überfällt zuweilen dieſe Krankheit die jungen mannbaren Mädchen, deren zur Liebe vorzeitiges Herz für einen jungen Menſchen gänzlich eingenommen iſt, in welchen ſie leidenſchaftlich verliebt ſind, aber, zu deſſen Genuſſe ſie unüberſteigliche Hinderniſſe finden.

Man ſieht auch von verführten Mädchen, die einige Zeit in der Unordnung eines wollüſtigen Lebens zugebracht haben, daß ſie ſchnell von dieſem Uebel überfallen werden, wenn eine gezwungene Einſamkeit, ſie von allen Gelegenheiten entfernet, der Wolluſt in der Art als ſonſt, Opfer bringen zu können. Verheirathete Weiber ſind davon nicht frey, vornehmlich jene, welche Männer von einem ſchwachen Temperamente, die Mäßigung in den Lüſten erfordert, oder von einem kalten Geblüte, haben, die zu den Ergötzungen des Genuſſes wenig aufgelegt ſind.

Endlich ſind auch oft junge Wittwen dieſem Unglücke ausgeſetzt, beſonders wenn ihnen der Tod einen jungen und ſtarken Mann geraubt hat, in deſſen Umgange ſie ſich durch öfters lebhaft wiederholten Beyſchlaf die Luſtgewohnheit zugezogen haben. Die wollüſtige Erinnerung daran erweckt in ihnen zuletzt einen bittern Schmerz, welcher unmerkbar Verwirrungen,

Beunruhigungen und Bewegungen, dem erſten Anfalle nach, wider Willen hervorbringen, deſſen Folgen aber die Seele alſobald in den elendeſten Zuſtand verſetzen. Kurz, alle, die einmahl von dieſem Uebel überfallen werden, beſchäftigen ſich ſo heftig als lebhaft, und ohne Unterlaß mit Gegenſtänden, die ihre Leidenſchaften immer mehr, zum höchſten Verderben, anfachen; hauptſächlich, wenn die natürliche Heftigkeit ihres Temperamentes ſie dazu anſpornt.

Sie vergrößern auch dieſe natürliche Heftigkeit, wenn ſie ſich mit Leſen verworfener Liebesſchriften unterhalten, welche mit Zubereitung des Herzens, zu zärtlichen Empfindungen anfangen, und mit Eingebung und der Lehre der handgreiflichſten Wolluſt aufhören. In dem beſondern Umgange mit ihren Geſpielinnen trachten ſie, die Rede gleich auf ihre ſchmeichelnden Gegenſtände zu lenken, anſtatt daß ſie ſich ſtets beſtreben ſollten, dieſelbe aus ihrer Einbildung zu verſcheuchen. Wenn ſie ohngeachtet aller ihrer Geſchicklichkeit die Geſellſchaft dennoch nicht abhalten können, auf andere, ihren Neigungen nicht anſtändige Geſpräche zu verfallen; ſo werden ſie niedergeſchlagen, und in den äußerſten Verdruß verſenket, den ſie nicht verhehlen können.

Sie verunehren ſich ſtets ins geheim durch angewöhnte Selbſtbefleckungen; wovon ſie ſelbſt die unglückſeligen Thäterinnen ſind, wenn ſie die Schranken der Schamhaftigkeit noch nicht öffentlich überſchritten haben. Fängt aber die Unverſchämtheit an, ſich an die Seite zu ſetzen; dann ſcheuen ſie ſich nicht mehr, ſich dieſe gräuliche und entſetzliche Luſt auch durch eine fremde Hülfe zu verſchaffen.

Immer bereit, den ſchmeichleriſchen und verführeriſchen Höflichkeiten der ſie unterhaltenden Mannsperſonen, Gehör zu geben, fürchten ſie die geringſten Beſchäftigungen, wenn dieſe ſie einen Augenblick von

den wollüſtigen Gegenſtänden, die ihre Einbildung inniaſt liebet, abzuwenden vermögen. — Vom Spazierengehen, wo die unſchuldigſten Spiele der Natur in ihrer verdorbenen Seele die lebhafteſten Reize zur Wolluſt abgeben müſſen, gehen ſie zu den köſtlichen Tafeln, deren ſcharfe, beißende und vergiftende Gerichte das Geblüt gar in eine gewaltige Unordnung bringen. Die ſtarken Weine, womit ſie ſtets befeuchtet ſind; die geiſtreichen Getränke, die ſie wie Waſſer zu ſich nehmen; der Mißbrauch, den ſie im Kaffee- und Chocolatetrinken begehen; endlich alles, wovon eines allein die thieriſche Harmonie zu verderben im Stande iſt, mit einander vereinigt, aber das Feuer, welches ſie verzehrt, auf das höchſte verſtärket; alles dieſes iſt den Leidenſchaften das, was Oel dem Feuer iſt.

Dieſe verdrießlichen Uebel, deren Schilderung man nicht fürchterlich genug machen kann, ſind zwar anfangs zuweilen leidlich; allein die traurigen Folgen, die ſie nach ſich ziehen, werden bald von der größten Wichtigkeit, wenn man nicht auf das ſchleunigſte mit dem größeſten Vertrauen die geſchickteſte Mittel ergreift, um ſie in ihrem Laufe aufzuhalten. Das Frauenzimmer hingegen, welches die Kraft nicht hat, zurück zu weichen, wenn es einmahl den erſten Schritt in dieſen ſchreckvollen Irrgarten gewagt hat, fällt allmählig, und faſt ohne es wahrzunehmen, in Ausſchweifungen, die, nachdem ſie die Ehre genommen haben, endlich das Leben ſelbſt auch nehmen.

Man ſieht ſie beſtändig in den nähmlichen Gedanken; und ihre größte Furcht iſt, einen einzigen Augenblick davon zerſtreut zu werden. Sie träumen nichts, als von ihrem Lieblingsgegenſtande, der die Urſache ihrer Krankheit iſt. Sie ſehen nichts, als ihn. Alle Kräfte ihrer Seele ſind von ihm gleichſam unbeweglich. Sie bemerken und verſtehen nichts mehr von dem, was um ſie geſchieht. — Dieſes iſt ihre Hauptbeſchäftigung.

gung. Sie vernachläſſigen alle andere gänzlich, ſogar jene, wovon die gute Ordnung ihres Hauſes und ihres Glückes abhängt. Traurig und melancholiſch lieben ſie die Ruhe und das Stillſchweigen. Unterbrechen ſie dies, ſo geſchieht es nur, um mit ſich ſelbſt zu reden. Aber, Unglück jenem, oder jener, der ſich unterfängt, dieſes ſüße Stillſchweigen zu ſtören! Die Gewalt, die ſie ſich anthun, das abſcheuliche ſie verzehrende Feuer zu verbergen, treibt ihre Uebel aber eben bis aufs höchſte.

Ein ſchöner Jüngling ſtellt ſich ihren Augen dar; — doch — nur ein Mannsbild, was es immer für eins ſey. Denn, in dem Flammenwirbel, der ihren Dunſtkreis ausmacht, können die aus ihren Augen ausgehenden Feuerſtrahlen den Gegenſtand wohl verſchönern, er mag ſo häßlich ſeyn, als er wolle; und dies bis zur Umſchmelzung eines Cyklopen in einen Adonis. Dieſes Mannsbild dann, es ſey wer es wolle, wird an der Stelle der Gegenſtand ihrer Begierde. Ihr Ohr leihen ſie den mindeſten Schmeicheleyen, die man ihnen ſagt, begierig. Selbſt die gewöhnlichen Höflichkeiten werden ihren Sinnen die ausgeſuchteſten Verführungen. Sie antworten demſelben mit einer Stimme und Geberden welche ſchon eine lebhafte Leidenſchaft verrathen. Die ſonſt üblichen Scherze, die man ihnen ſagt, nehmen ſie in vollem Ernſte auf. Nicht allein ergeben ſie ſich ſehr leicht dem Verlangen, daß ſie glauben erweckt zu haben; ſie erfrechen ſich ſogar öfters mit einer ſchändlichen Unverſchämtheit demſelben zuvor zu kommen.

Dieſe ſchon ziemlich heftige Krankheit iſt noch nicht an der letzten Stufe. Man ſieht den Zuwachs ſich von Tag zu Tage vermehren, mit Wahrnehmung der ſchrecklichſten Bösartigkeit. Die wirkliche Empfindung der Luſt, vereinigt mit jener, wovon die Einbildungskraft verſchiedene Vorſtellungen unaufhörlich wiederholet,

holet, macht die Kranken in kurzer Zeit raſend und unbändig. Dann überſpringen ſie ohne Scheu die Gränzen der Eingezogenheit; verrathen das abſcheuliche Geheimniß ihrer beflecken Seele durch Reden, die auch unkeuſche Ohren mit Erſtauen und Schrekken anfüllen; und nachdem die Unmäßigkeit ihrer wolluſtigen Begierde, alle ihre Kräfte bald erſchöpft hat, werfen ſie das drückende und ruhmvolle Joch der Scham von ſich und fordern mit offenbar frecher Stirn, mit ſo niederträchtiger als laſterhafter Stimme, den nächſten beſten zur Einwilligung in ihre unerſättliche Begierde heraus. Finden ſie Widerſtand, ſo ſchmeicheln ſie ſich, dieſen durch Verführung zu überwinden. Was für Kunſtgriffe wenden ſie nicht deswegen an, in ihren Reden und Geberden? Und werden ihre Verſuche mit gerechter Verachtung bezahlet; ſo ſieht man dieſe unglücklicher Weiſe mit einer Menſchengeſtalt vermummten Abentheurerinnen in unmäßige Wuth verfallen, deſſen Folgen ſind, die ungerechteſten Vorwürfe frey wider den Verräther auszuſtoßen. Sie verleumden dann durch erdichtete Ehrabſchneidung. Sie verfolgen mit ſo viel Ungeſtüm, als Halsſtarrigkeit; und nachdem ſie tauſend vergebliche Streiche wider die Ruhe und den Ruhm ihres Feindes geführt haben, überlaſſen ſie ſich mit Gewalt, ja oft ohne Behutſamkeit allem, was die Rache Grauſames und Trauriges einzublaſen vermag.

Da ich noch in einem beſondern Artikel die **Mutterwuth** abhandeln muß, ſo würde es hier zu weitläuftig ſeyn, mich in der Entſtehung, im Fortgange, und in der Kur derſelben zu vertiefen. Man ſehe aber unterdeß, bis ich dahin komme, vorläufig nur unter andern, des bekannten Tiſſots Onanie und die Nymphomanie, oder Abhandlung von der Mutterwuth, von Dr. M. D. T. **von Bienville.** Aus dem Fran-

Franzöſiſchen überſetzt von A. Hiltenbrand. Wien, 1782, 8.

Die Gefräßigkeit, iſt ſowohl Leidenſchaft, als Wolluſt, ſie iſt die Eigenſchaft gewiſſer Thiere, die andere Thiere auffreſſen; und von einem Vielfraße ſagt man, er habe einen heißhungerigen Magen, der ſehr viel Nahrung bedarf. So wie der Strauß das Sinnbild von der Unmäßigkeit im Freſſen iſt, ſo iſt er es auch in dieſem Gegenſtande; da aber die Gefräßigkeit eine große Freßbegierde anzeigt, ſo giebt man ihr einen magern und ausgehungerten Wolf zum Attribut. Man ſehe die Figur 4424. Das Gewand des Vielfraßes iſt von der Farbe des Eiſenroſtes, der die Zerſtörung andeutet.

Eben ſo iſt die Schwatzhaftigkeit für den Schwätzer oder die Schwätzerin ſowohl Leidenſchaft als Wolluſt. Sie erſcheinen häufig im Umgange, und in der menſchlichen Geſellſchaft, und, manche Narren — manche ſeichte Köpfe — manche — was ſoll ich ſagen? — — manche Leute von beſtimmtem Range, von — wenigſtens vermutheter Cultur, nennen ſie gute Geſellſchafter, weil ſie viel ſprechen. Begünſtigt man ſie um deswillen, weil man gern einen Haus- oder Stubennarren hat, ſo wie große Herren Hofnarren und Affen halten, ſo hab ich nichts geſagt. — Aber, wenn es im vollen Ernſte heißt: Es ſind doch gute Leute, denn ſie wiſſen aufzumuntern, zu unterhalten — Einfälle, Urtheile, und alles zum angenehmen Gehör der Stillen zu bringen — dann muß ich auf meinem Puncte bleiben, und ſie von vernünftigen Menſchen abſondern.

Sie reden ſehr viel, über alles nur Mögliche, und dies heißt bey ihnen: witzig ſeyn. — Verſtand haben — Genie beſitzen — viel ſprechen können, oder beredt ſeyn — viele Lectüre haben — von vieler Erfahrung und Kenntniſſen ſeyn, u. ſ. w. — Wer

viel ſpreche, wiſſe viel, und dieſes müßten andere wohl laſſen — daher unterſcheiden ſie ſich von dem Dumkopfe, weil ſie ein Talent haben, das andern von der Natur verſagt ſey. — Solches hieße wahre Unterhaltung und wahre Converſation — und man ſey deßhalb bey einander, um ſich etwas vorzuſchwazen. — Nur zur feinen Welt gehöre ſolches, ſo fein Wort machen zu können, daß man der ganzen Geſellſchaft Aufmunterung und wahres Vergnügen verſchaffe.

Dieſe ungebildeten und verdorreten Grundſätze bringen die Schwazhaften mit ſich in jede Geſellſchaft hinein. Wo man ſie ſieht, da reden ſie, und ſollt es auch nur bloß von einem Holzhacker ſeyn; immer in Bewegung, auch kaum ſo lange ſtill, als ſie etwas genießen. — Die Menge von verworrenen Ideen, die ſie bey ſich haben, und die Begierde nur recht viel zu ſagen, um nicht für Kopfhänger oder Hypochondriſten — Nahmen, die ſie ärger als die Peſt ſcheuen — gehalten zu werden, macht, daß ſie alles frey herausſagen, was ſie denken; und dies oft noch ehe, als ſie es recht denken, und wenn ſie es geſagt haben, denken ſie erſt nach, was es war. So in Uebung, in Fertigkeit und Gewohnheit, erzählen ſie oft falſche oder unrecht gehörte Dinge; oder Sachen aus der Geſchichte, die ſie aus Mangel gehöriger Kenntniſſe, verkehrt und unwahr vortragen; — alles aber in einem Tone der Wahrheit, und mit einer ſelbſtſüchtigen Miene, die um Wahrheit wirbt. Wie viel Leeres, Mattes, Läppiſches, und oft mehr als Kindiſches iſt daher nicht häufig der Gegenſtand, oder der Ausdruck ihrer Geſpräche und Erzählungen!

Hat man ſo viel Faſſung, einen Schwätzer mit ſcheinbarer Aufmerkſamkeit anzuhören, ſo hat ſein Stolz wollüſtig Labſal, und er iſt ſo unklug, ſein Geſchwätz nicht allein noch mehr auszudehnen, ſondern auch

wohl

wohl gar in der nächſten Viertelſtunde zu wieder-holen.

Im Disputiren müſſen ſie Recht haben, wenn es auch nie wahr werden kann; denn ſie halten es für ſchimpflich, das letzte Wort nicht zu haben — ſie betäuben deßhalb andere lieber — und bey ihnen iſts ausgemacht, wer das letzte Wort behält, daß der der Einſichtsvollſte, der Gelehrteſte ſey; daß ſie hierdurch für ſinnreich, witzig und weiſe in der Geſellſchaft gehalten werden, weßhalb ſie ihren Gegner mit einer ſtärkern Stimme nicht allein übertäuben, ſondern auch vermöge eines Wortſchwalles zu ermüden ſuchen.

Giebt es einige wahrhaftig Geſellige, die dann nachgeben, wenn ſie ſehen, daß alles doch nicht hilft, und Declamation und Uebertäubung die Stelle des Wahren erſetzen muß; — giebt es Beſcheidene, die aus vielen weiſen Urſachen dann von der Sache abbrechen, um nicht Zeit und Geſpräch weiter unnütz zu verwenden, ſo wiederholen ſie ihnen doch, aus Ehrgeiz und Streitſucht, im falſchen Triumphe, lange hinterher, noch bey vielen geſuchten Gelegenheiten in wiederkäuenden Reden immer das alte wieder, von dem ſie ſo gern nun nichts mehr hören wollten. — Wiſſen ſie gar nichts mehr, ſo legen ſie ſich aufs Fragen; ſie fragen bis auf die Wurzel, und nehmen daher Stoff zu weitern, bis zum Eckel gedehnten Geſprächen.

Mit dieſen ihrem Leichtſinne verbinden ſie nur gar zu oft ein niedriges, ſchwarzes Herz. Werden ihre Fragen nicht befriedigt; ſind die Antworten ihnen nicht beſtimmt genug, oder wurden ſie gar nicht mehr beantwortet, weil es vorwitzig und gefährlich zu ſeyn ſchien — ſo werden ſie dadurch nun ſchon ihre geheimen Feinde. — Sie zeigen ihnen, daß ſie auch eine giftige Zunge haben, und daß man ja ihre Freundſchaft zu ſuchen, und ihren Beyfall zu erhalten nöthig habe. Sie beurtheilen daher andere Menſchen auf

das ſtrengſte und ärgſte. Sich ſelbſt halten ſie für vollkommen, gar keiner Ausbildung mehr fähig; und da ſie ſich für beſſer als andere halten, ſo können und dürfen ſie auch mit dem größeſten Rechte andere überſehen und beurtheilen. —

Die entſcheidendſten Tugenden anderer verkleinern ſie, und das ſicherſte Lob, das viele lebende oder verſtorbene Schriftſteller haben, wird von ihnen verachtet, oder verſpottet. Können ſie etwas auf ſie finden, mit welchem Eifer bringen ſie es nicht hervor! Sie lächeln ſchon vor Freuden im voraus, ehe ſie es einmahl geſagt haben, und der laute Beyfall ihrer Umgänger reizt ſie deſto ſtärker dazu.

Von vielen, aber auch nicht achtungswerthen Perſonen, werden ſie ſchon darum geachtet, weil ſie alle Perſonen ſo natürlich vorſtellen können, daß der, welcher Gefallen daran hat, ſich herzlich vergnüget. Sie horchen andere Leute aus, um nur durch ſie böſe Neuigkeiten zu erfahren, oder ſchicken auch ihre beſondere Abgeſandten dazu aus. Werden ſie erinnert, es ſey Liebloſigkeit ſo von andern zu urtheilen — ſo ſträuben ſich alle ihre Geſichtszüge dagegen, und in dieſem Eifer muß auf ihrer Zunge dann der gute Nahme eines jeden ſterben, der nur im geringſten einen Beweis wider ſie führen möchte.

Werden ihre Abſichten hintertrieben, ihre Vorſätze zurückgehalten, ihre gottloſen Plane von andern zerſtört; ſo iſt nicht ihre Unbeſonnenheit Schuld daran, ſondern nur die ganze Welt, weil ſie falch ſey. — Was ſie hier oder dort, ſo eben Heimliches gehört haben — wenn es auch hieß: „ich ſage das ſonſt kei„nem; es ſoll unter uns ſeyn; — im Vertrauen „alſo;" — das plaudern ſie in der nächſten Geſellſchaft, aus Vertrauen, alſo wieder aus. Was ihnen der vornehme Mann oft in einer glücklichen Viertelſtunde, da er ſie nicht kannte, von ſeinen oder andern großen

Ge-

Gelegenheiten entdeckte, oder zu ihrem Vortheile ſagte oder verſprach, damit kommen ſie, ohne es zu wollen — von ohngefähr wider bey andern heraus. Sie bereuen es dann oft auf kurze Zeit, — oder machen ſich es auch zur Ehre, daß andere doch ihre Verbindungen mit dem angeſehenen Manne, und deſſen Achtung für ſie daraus erkennten, — denn die Ehre ſey ja der vortheilhafte Begriff anderer von unſern Vollkommenheiten und Vorzügen! — Das mache ihnen alſo Anſehen und andern große Begriffe von ihnen! Ihr Herz erhält Luft, wenn ſie alles heraus geſagt haben, und viele, die ſie kennen, ſehen es ihnen im voraus an, daß ſie was ſagen wollten, weil ſie ehe eine glühende Kohle noch, als etwas Unoffenbartes bey ſich laſſen können.

Das ſind Schwätzer, in ihrem Leichtſinne, in ihrem oft ſo böſen Herzen, und in ihren Vortheilen!

Nie werden ſie den, der wahre Freundſchaft zu ſchätzen weiß und kennet, für ſich einnehmen; ſchaden aber werden ſie ſich durch dieſe ihre Schwatzhaftigkeit, die ihnen zur andern Natur wurde, auf allerley Art. Unwürdig ſind ſie des Umganges der Tugendhaften, und ihres Vertrauens. Gefährlich ſind ſie dem Aufrichtigen, der ſie als eine Klippe ſeines Unglücks ſorgfältig vermeiden, und mit Geduld und Nachſicht, und Wachſamkeit auf ſich ertragen muß. Ihre freye Zunge wiegelt alle, die ſie niedrig beurtheilten, zu ihren Feinden auf — — ihr Character wird durch den Gleichgültigen, der nie mit ihnen zu thun hatte, ein Bild des Abſcheues werden. Der Menſchenfreund wird ſich ſegnen, wo ſie erſcheinen, und Sympathie und Wärme des Herzens werden ihm für ſie ganz unbekannte und unnatürliche Empfindungen. Sie ſind ſich im Grunde, wo ſie ſind, ſelbſt zur Laſt, und werden endlich, durch ihre eigene Schuld, zur höchſten Stufe des Unſinnes und deſſen Folgen gebracht. —

Bey den bildenden Künſten wird die Schwatzhaftigkeit in der Poſitur einer Perſon, die das Siegel an einem Briefe verſtohlner Weiſe aufbricht, vorgeſtellt. Ihr Kleid iſt mit Heuſchrecken und Menſchenzungen beſetzt. Die Krähe auf dem Kopfe iſt ihr Attribut, weil ſie ihres übermäßigen Geſchwätzes halber von der Göttin Minerva aus Athen verjagt wurde. Dieſes ſiehet man aus der Figur 4425. Will man aber die Schwatzhaftigkeit phyſiognomiſch betrachten, und ſich ſolche in dem Geſichte eines alten Weibes vorſtellen, ſo habe ich in dieſer Hinſicht zwey Köpfe beygelegt. Die Figur 4426 ſtellet ein dergleichen Geſicht vor, (wenn das Original auch allenfalls keinen Zahn mehr hätte,) wo die Oberzähne über die der untern Kinnlade faſſen; Fig. 4427 aber ein ſolches ſchwatzhaftes Geſicht, bey welchem die untern Zähne über die obern faſſen.

Stoſch nimmt in ſeinem öfters angeführten Verſuch in richtiger Beſtimmung ꝛc. die Begriffe der Wörter Plaudern, Schwatzen, Plappern, Klatſchen und Waſchen, Th. 2, S. 444, zuſammen, wo man darüber weiter nachleſen kann. Vom Klatſchen iſt in der Encyklopädie Th. XXXIX, S. 377, fgg. ſchon vorgekommen.

Mit vorhergehender Leidenſchaft laſſen ſich folgende zwey eckelhafte Leidenſchaften ſehr füglich verbinden, nähmlich, die Schmähſucht und die Läſterſucht. Erſtere ſtellten die Alten unter dem Bilde des Momus, des Gottes der Satyre und des Tadels vor. Dieſen ſchilderten ſie als einen Greis, in redender Stellung, indem er zugleich mit einem Stabe zur Erde ſtoßet. Sein Kleid iſt mit Ohren, Augen und Zungen beſäet. Man ſehe Figur 4428. Letztere aber, die Läſterſucht, eine der größeſten aller laſterhaften Leidenſchaften, wird anders gebildet. Kein Laſter hat für das geſellige Leben ſchädlichere Folgen, als dieſes. Die Treuloſigkeit ſteht auf ihrem erzürnten Geſichte

ſichte abgemahlt; in der Hand hat ſie eine brennende Fackel, und ſchleppet ohne einiges Mitleiden einen nackten Jüngling bey den Haaren herum, der mit gefalteten Händen zum Himmel blickt; **Baptiſt Rouſſeau** hat in ſeiner Zuſchrift an die Muſen, dieſes Bild von **Appeles** Erfindung meiſterhaft nachgeahmet. Dieſes zeigt die Figur 4429.

So wie die Gefräßigkeit, der Hang zum unordentlichen Beyſchlafe, zur Klatſcherey, zum Beſaufen, zum Spiel, Tanz und vielen andern Laſtern, eine wahre böſe Leidenſchaft iſt — eben ſo wird die Betrügerey, und ſelbſt der Diebſtahl, bey manchen verworfenen Menſchen zur Leidenſchaft. Es iſt in der Encyklopädie, Th. IX. S. 229. fgg. im Art. Dieb, ſchon hinlänglich vom Diebſtahle gehandelt worden; nur, in ſofern die Dieberey eine Leidenſchaft iſt, ſehe ich mich genöthiget noch etwas nachzutragen.

Es iſt ein Trieb und eine Leidenſchaft, die zur Betrügerey ſowohl, als zum Diebſtahle führt; von erſterer iſt in der Encyklopädie, (wenigſtens an ſeinem eigentlichen Orte) nicht geredet worden, denn, es ſollte dieſer Artikel Th. IV, S. 316, zwiſchen **Betrageſtift** und **Bette** kommen.

Vor dem Betruge gehet die Verſtellung her. Daß dieſe allemahl Leidenſchaft an und für ſich ſey, iſt nicht zu behaupten, denn, nicht allein der Betrüger, ſondern auch andere Laſterhafte ſind zum öftern nach Beſchaffenheit der Sache, zur Verſtelung gezwungen, um nicht verrathen zu werden, und in dieſem Betrachte wäre die Verſtellung nur ein beygeſelltes Laſter. Z. B. ein Freudenmädchen, wenn ihre natürlichen Reize nichts mehr gelten, und keine Männer mehr anziehen, ſo iſt ſie, da ſie nichts weiter gelernt, oder auch alle Arbeit ſchon vergeſſen hat, um nicht ganz zu verderben, ihrer Politik nach, ſchon zu allen möglichen Verſtellungen gezwungen, um einer gewiſ-

ſen

ſen Klaſſe von Leuten, die gern vorlieb nehmen — ihre abgenutzte Waare noch immerfort zu verkaufen. Eine ähnliche Politik beſitzen mehrere andere Menſchen in andern Verhältniſſen, und, man hat auch ſelbſt im Umgange Urſache ſich in Acht zu nehmen, daß man nicht durch Verſtellung betrogen werde. Die Verſtellung iſt alſo die Gehülfin der Betrügerey, ja des Diebſtahls ſelbſt. Zwiſchen einem Diebe und einem Betrüger finde ich nur den Unterſchied, daß letzterem es an Muth fehlet, ſeine Begierden ſo gröblich auszulaſſen, als es der Dieb wirklich thut; er bleibt daher immer nach Maßgabe ſeines Verſtandes, verdeckt, und ſucht die Sache ſo zu wenden, daß man dem betrogenen Theile, bey offenbar gewordenen Betruge, noch immer vorwerfen kann, daß er freyen Willen gehabt, folglich eine Sache, wenn ſie Nachtheil geweſen, nicht hätte eingehen ſollen.

Die Verſtellung wird von den Künſtlern in Geſtalt einer weiblichen Figur, in einem Gewande von veränderlichen Farben vorgeſtellt. Der Schild der Göttin Minerva, den ſie auf der Bruſt trägt, bedeutet, daß ein verſtelltes Gemüth undurchdringlich ſey. Sie bedeckt ihr Geſicht mit einer Larve, dem Sinnbilde der Falſchheit. Ihr Attribut iſt eine Aelſter; dieſer Vogel hat ſchwarze und weiße Federn; ſeine Schmeicheleyen ſind betrüglich und mit einem Schnabelpicken verbunden. Solches zeiget die Figur 4430.

Die betrügeriſche Feinheit hingegen, welche mit dem Laſter der Heucheley Aehnlichkeit hat, wird nach der Beſchreibung des Ariſtoteles mit einer lebhaften und glühenden Leibesfarbe abgemahlt. Dieſer Weltweiſe ſagt, die Aufwallung des Geblüts erzeuge neue Ungeheuer im Herzen. Die Feinheit hält ihre Augen niedergeſchlagen, und legt die Hand auf die Bruſt, um dadurch ihre Aufrichtigkeit anzudeuten; aber hinter ihrem langen Kleide verbirgt ſie einen Fuchs, der die ſym-

ſymboliſche Vorſtellung des Betruges iſt. Dieſes wird die Figur 4431 noch mehr erläutern.

Der Betrug iſt die höchſt laſterhafte Bemühung, da man von einer Sache einem andern etwas zu deſſen Schaden zu bereden ſucht, daß er es für wahr hält, bis die Zeit ein anderes und zugleich den daraus erwachſenen Schaden lehrt. Es iſt derſelbe in unſern Tagen ſchon ſehr eingeriſſen, und beſonders auch bey den zu einer Haushaltung gehörigen Perſonen ſo gemein, daß man ſich nicht genug davor hüten kann. Es iſt alſo nöthig, daß ein Hauswirth durch andere und eigne Erfahrung nachfrage, Unterſuchung, Aufmerkſamkeit und ſchlaue Augen, die Menge der Betrugſtückchen bey allen Arbeiten und Waaren ſelbſt lerne, und ſich davor hüte. Dieſes ſind **Zinkens** Worte in deſſen allgemeinen ökonomiſchen Lexicon: übrigens kann man auch noch **Walchs** philoſophiſches Lexicon, und die vortreffliche deutſche Encyklopädie, 3 B. S. 489, fgg. im Artikel Betrug nachſchlagen.

Der Künſtler aber ſtellet die Betrügerey als eine Leidenſchaft und Laſter mit einem doppelten Herzen auf der Bruſt, und mit zweyen Geſichtern, einem freundlichen, und einem verdrießlichen, mürriſchen, vor. In der einen Hand hat ſie eine Larve, in der andern eine Angelſchnur, mit einem daran hängenden Fiſche, den ſie gefangen hat; ihre Beine endigen ſich in die Klauen eines Geyers, eines bekannten Raubvogels. Sie hat einen Scorpionenſchweif, um dadurch das beſtändige Brüten ihres Giftes anzuzeigen. Neben ihr kriecht eine Schlange mit einem menſchlichen Geſichte. Dieſes alles wird man deutlicher in der Figur 4432 wahrnehmen.

Der Hang zur Dieberey, ſobald er im menſchlichen Herzen Wurzel gefaßt, iſt ein faſt unauslöſchliches Laſter. Er entſpringt hauptſächlich aus dem

Geize — und wollen wir weiter hinaufgehen, aus der Begierde ſeinen Zuſtand zu vervollkommnen. Es giebt Menſchen, die ſich in den beſten Vermögensumſtänden befinden, die ſonſtige gute Erziehung und einſchmeichelndes Weſen beſitzen, es aber durchaus nicht laſſen können, bey jeder Gelegenheit, wäre es auch nur die unbeträchtlichſte Kleinigkeit, zu nehmen, und zu ſich zu ſtecken. Ja man hat Beyſpiele von einer Dame, die aller ihrer angewandten Bemühungen ohnerachtet, ſich von dieſer traurigen Leidenſchaft nicht befreyen konnte — ſie hat von jedem Gaſtmahle einen Löffel, ein Meſſer, oder ſonſt etwas mitnehmen müſſen, aber bey kälter gewordner Begierde am andern Tage, hat ſie das Mitgenommene wieder zurückgeſchickt, und um Verzeihung bitten laſſen, da ſolches in Gedanken geſchehen. Eben ſo giebt es auch Herren, die man in keinen Buchladen, in keine Bibliothek und in kein Naturalienkabinet ohne die ſtrengſte Aufſicht gehen laſſen kann, ohnerachtet ihre Vermögungsumſtände übrigens ganz gut ſind, und ſie nicht aus Noth dazu gezwungen werden. Solche Charactere giebt es auch unter Leuten von niedriger Extraction. Es giebt auf dem Lande häufig Perſonen, vor welche die umliegenden Dörfer ſich ſchon warnen, die kein Dorf zu Einwohner haben will — die über keinen Hof durch kein Haus, und durch keinen Garten gehen können, ohne etwas mitnehmen zu müſſen, die alles mögliche, was ſie nur erhaſchen können, zuſammen ſtehlen, wenn ſie auch nie einen Gebrauch von der Sache machen können. Von alten Weibern aus dieſem Stande weiß man Beyſpiele genug, daß ſie keine reine Hand halten. Wieder andere in allen Ständen ſind immer ſo glücklich im Finden; alle Augenblick haben ſie etwas gefunden — aber man hört ſelten, daß es wieder abgegeben, noch viel weniger, daß es bekannt gemacht wird.

Wenn dieſe Art Gemüther mit ſchon dreiſt gewordenen, in Banden ſtehenden größern Dieben in nähere Verbindung kommen, wenn ſie ſehen, daß allmählich ein immer anſehnlicherer Diebſtahl glückt, ſo können daraus die verwegenſten Spitzbuben werden. So wie bey vielen andern Leidenſchaften auch die Furcht oft die Begleiterin der Hauptleidenſchaft iſt — z. B. wenn ein Wollüſtling zu einem Mädche ins Fenſter geſtiegen — ſo befürchtet er dabey ertappt zu werden — oder wenn ein zänkiſches Weib ſchon einige Mahl ihrer Zänkereyen wegen derbe beſtraft worden, u. dgl. mehr; eben ſo iſt die Furchtſamkeit auch ſehr häufig in der Phyſionogmie eines Diebes erkennbar. Dieſerhalb ſchildert man den Diebſtahl durch einen Mann, der bey der Nacht mit einer Blendlaterne, und einen Beutel in der Hand einhergehet. Seine Haſenohren, und die Wolfshaut auf ſeinem Leibe, bedeuten, daß die Furcht der Dieberey immer auf dem Fuße nachgehet. Die Flügel an ſeinen Füßen beweiſen ſeine Geſchwindigkeit im Fliehen, und ſeine einzige Furcht gefangen zu werden. Solches ſtellet die Figur 4333 vor.

Wenn es nun zwar außerordentlich viele Mittel giebt, ſich wider die Diebereyen zu hüten, wovon in der Encyklopädie auch in dem Art. **Dieb** verſchiedene angeführt worden, ſo will ich hier noch zwey anführen, die nach Befinden der Umſtände anzuwenden ſind. Das erſte beſteht darin, daß ein jedes Haus in einem Dorfe, oben auf dem Dache oder am Giebel, eine hell klingende Glocke hat, woran die Schnur zum Ziehen nach dem Bette des Hausvaters gehet, und alle im Dorfe verbinden ſich, ſobald eine Glocke gezogen wird, dem Hauſe in der größten Geſchwindigkeit zu Hülfe zu eilen. Das zweyte Mittel, ſicher wider Diebſtähle und Einbrüche zu ſeyn, hat der Herr Ernſt Chriſtian Auguſt Behrens, Herzogl. Mecklenb. Schwer. Bau-

Inſpector, erfunden und unter dem Titel: Beſchreibung eines erprobten Inſtruments, wodurch ein Dieb, er mag durchs Fenſter einſteigen, oder durch eine Wand brechen, allemahl entdeckt, wenigſtens aber ſicher verſcheucht wird ꝛc. Schwerin 1797, bekannt gemacht. Ich will ihn ſelbſt reden laſſen.

Die Sicherheit des Eigenthums iſt unſtreitig eine der vorzüglichſten Glückſeligkeiten, worauf die Wohlfahrt ſo vieler Menſchen beruhet. Wenn dieſe in einem Staate mangelt, und ausgeartete Menſchen ungeſtört morden und rauben können, ſo ſiehet es mit der Sicherheit des Perſönlichen und des Eigenthums, ſehr gefährlich aus. Zwar iſt es in unſerm Vaterlande, Gott Lob! noch nicht ſo arg — man hat ſich des obrigkeitlichen Schutzes und ihrer Hülfe noch zu getröſten — dennoch aber beginnen die nächtlichen Einbrüche und Diebſtähle, aller obrigkeitlichen Wachſamkeit ungeachtet, dergeſtalt überhand zu nehmen, daß man bey herannahender finſtern Nacht, ohne Furcht und Unruhe, ſich kaum ſchlafen legen kann. Jedoch iſt es der Obrigkeit nicht möglich, eine ſolche Sicherheit zu veranſtalten, von der ſich ſagen ließe, daß ſie ganz vollkommen wäre. So wenig dies nun möglich iſt, eben ſo ſehr würde man ſich irren, wenn man die Einbrüche und Diebſtähle allemahl dem im Lande herumziehenden loſen Geſindel zuſchreiben wollte. Oft und größtentheils hält ſich der Dieb im Orte oder in der Nachbarſchaft auf, und dann iſt es ſchon ſchwerer ihn auszuforſchen und ſich ſeiner Perſon zu verſichern, wenn er bey der That nicht wirklich ertappt wird.

Ein Menſch, dem einmahl das Diebshandwerk zur Gewohnheit geworden, und der ſchon ſo weit herabgeſunken iſt, daß er von Ehre und Schande keinen Begriff mehr hat, fürchtet weder Beſtrafung noch Tod. Daher kommt es denn, daß dieſe Böſewichter oft eine That mit ſo großer Dreiſtigkeit und Frechheit ausführen, welche allgemeines Erſtaunen erreget. Die große Fertigkeit, zu der ein Dieb aus den zum Theil ihm gelungenen, zum Theil aber nicht gelungenen Diebſtählen mit der Zeit gelanget, macht ihn der kühnſten Unternehmungen fähig, und es fehlt ihm dabey nicht an Hülfsmitteln, Schloß und Riegel zu zerſtören, und wohlverwahrte Wände zu durch-

durchbrechen. Selbſt die Zimmer im zweyten Stockwerke ſind gegenwärtig nicht mehr ſicher, und zwey Beyſpiele — wovon ſich eins hier im Orte, das andere in der Nachbarſchaft auf einem adelichen Hofe zugetragen hat — beweiſen es, wie irrig es ſey, ſich darauf verlaſſen zu wollen.

Unter dieſen Umſtänden, und da faſt eine gänzliche Unſicherheit eingetreten zu ſeyn ſcheint, fordert die Erhaltung und Sicherſtellung des Eigenthums jeden Hausbewohner auf, zweckdienliche Vorkehrungen zu treffen, um Habe und Vermögen gegen Diebe und Räuber zu ſichern. Was helfen aber Schießgewehre; was helfen Degen und Dolche, wenn der Menſch im erſten Schlafe liegt, und alſo unfähig iſt, ſich ihrer zur Gegenwehr zu bedienen! Und da der Dieb durch Recognoſcirungen genau die Zeit abwartet, wenn die Perſonen im Hauſe im erſten und tiefſten Schlafe liegen, und dieſe Zeit dann gewöhnlich zu ſeinem Unternehmen nützt — ſo iſt es bloß einem glücklichen Ohngefähr zuzuſchreiben, wenn er bemerkt und von ſeinem Vorhaben verſcheucht wird.

Aus Erfahrung weiß ich es aber auch, was der ſonſt beherzte und von allen Vorurtheilen befreyte Mann iſt, wenn er unbekleidet, den Dieb ihm ſehr nahe glaubt, und die Dunkelheit der Nacht dem Auge keine Gegenſtände darbietet. In dem Augenblicke des plötzlichen Erwachens aus dem erſten und tiefſten Schlafe, tritt gewöhnlich eine Verwirrung der Sinne ein, daß man kaum weiß, was man thut, und wozu man greifen ſoll. Dann fühlt man es, wie viele Schwierigkeiten bey Anwendung eines Schießgewehrs, eines Degens oder Dolchs ſich in dunkler Nacht darſtellen, beſonders wenn der Dieb bereits im Schlafzimmer iſt, und man ſein Leben durch Hülferufen in Gefahr zu ſeyn glaubt. Nicht allemahl ſucht der Dieb ſich durch die Flucht zu retten, denn ſobald er entdeckt oder ſich verrathen zu ſeyn glaubt, und man ihm die Rückkehr abgeſchnitten, widerſetzt er ſich, und greift zu gewaltſamen Mitteln, um diejenigen aus dem Wege zu räumen, die ihn entdeckt haben.

Da er auf alle Fälle mit den nöthigen Waffen ſich verſiehet, um ſich erforderlichen Falls dadurch zu retten, ſo kann das Leben eines Hausbewohners oder einer andern Perſon, bey einem etwanigen Angriff um ſo mehr in die

äuſſerſte Gefahr kommen, da die Dunkelheit der Nacht einen intendirten Mord ſehr begünſtiget. Freilich gehöret dieſer Fall gegenwärtig zu den Seltenheiten, allein wer kann dafür bürgen, daß er nicht wieder eintreten könnte; da die Diebe noch mit ähnlicher Dreiſtigkeit zu Werke gehen, und gleich den vorigen Zeiten, alles um ſich her morden könnten. Der Vorfall mit dem Baumwärter Maak in der Hagenower Heide, im verwichenen Jahre, iſt noch viel zu neu, als daß dergleichen ganz zu widerſprechen wäre. Die Böſewichter lockten den Mann aus dem Hauſe hinaus, ſchlugen ihn beynahe todt, banden und warfen ihn in einen Graben, und ſtellten eine Wache bey ihm, welche den Befehl hatte: ſobald er ſich im geringſten noch rühren würde, ihn gleich todt zu ſchlagen oder zu ſchieſſen. Hierauf durchſuchten ſie Kiſten und Kaſten, warfen zwo alte Leute in eine Kammer hinein, mißhandelten ſie, und nachdem ſie zum Bekenntniß gezwungen worden, wo ſie das Geld hätten, wurden ſie in der Kammer verſchloſſen, die Beute eingepackt, womit denn die Räuber in der Dunkelheit entflohen.

Zwar gebe ich gerne zu, daß ſolche offenbare Gewaltthätigkeiten nicht ſo leicht in einer Stadt, oder an einem andern Orte, wo mehrere Leute beyſammen wohnen, und wo man die Nachbarn zu Hülfe rufen kann, ſondern nur da ausgeübet werden können, wo ein Haus ganz allein und von andern entfernt liegt. Indeſſen geräth doch allemahl derjenige in Lebensgefahr, in deſſen Schlafzimmer der Dieb aufräumen will, es mag in der Stadt oder auf dem Lande ſeyn. Mehrere Schüchternheit hingegen, und mehreren Trieb zum Entfliehen, zeigt der Dieb, wenn er an ſolchen Oertern ſtiehlt, oder einbricht, wo er ſich leicht übermannt und gefangen zu ſeyn glaubt. Eine jede unerwartete und ungewöhnliche Vorkommenheit ſchreckt und nöthiget ihn zur Flucht. Dieſer Umſtand brachte mich auf den Gedanken, ob es nicht möglich wäre, Mittel zu erfinden, wodurch eine außerordentliche Erſcheinung hervor gebracht werden könnte. Dieſe Mittel würden um ſo mehr von Nutzen ſeyn, wenn der Dieb ſelbſt, vermittelſt eines angebrachten Mechanismi, die Finſterniß ſchnell in Licht verwandeln müßte, ſo oft er im Begriff wäre, in ein Zimmer einzuſteigen.

Ich verfiel daher auf eine Electriſir-Maſchine; da ich aber bey genauer Betrachtung derſelben, zu viele Schwierigkeiten, zu viel Mechanismus und zu viele Koſtbarkeit in der Ausführung fand: ſo verließ ich dieſe, und ging zu einer andern weniger koſtbaren und künſtlichen Maſchine über.

Dieſes Inſtrument, welches ich in der Folge genau beſchreiben werde, leiſtet alles, was man nur von einem Inſtrumente dieſer Art erwarten kann. Es iſt für den Dieb äußerſt ſchreckhaft, ſo wie für den Bewohner eines Hauſes deſto beruhigender, da es auf die Annäherung des Diebes ſchnell ein Licht anzündet; den Schlafenden nicht allein hierdurch, ſondern auch durch eine, nahe beym Bette angebrachte Glocke und ſtarken Knall aufwecket, und durch dieſe unerwartete Vorkommenheit, den beym Einſteigen begriffenen Dieb verſcheucht. Der aus dem Schlafe Erwachende genießet hierbey das Angenehme, daß er gleich alles überſehen und erforderlichen Falls zur Noth- und Gegenwehr ſich zubereiten, auch ohne Zuthun des Diebes, das Licht zu jeder Zeit ſelbſt brennend machen kann, welches nichts weiter erfordert, als daß nur eine Saite mit einem Finger berühret wird.

Bey dieſem Inſtrumente hat man überdem noch die Wahl: ob man das Geklingel der Glocke; das Anzünden des Lichtes; oder nur den Knall allein; oder ob man alle vorbenannte Anzeigen, welche die Gegenwart des Diebes verkündigen — vereinigt haben will? — Dieſes läßt ſich gar füglich und bequem bewerkſtelligen, da dieſes Inſtrument ganz dazu eingerichtet iſt. Um nun dem Leſer dieſes Inſtrument gehörig zu erklären, habe ich zu mehrerer Deutlichkeit dieſer Beſchreibung, ein accurates Kupfer beygefüget, und ich zweifle nicht, mich ſo verſtändlich ausgedrückt zu haben, daß mich nicht allein jedermann wird verſtehen, ſondern auch das Inſtrument darnach machen laſſen können.

Von Verfertigung dieſes Inſtruments.

Ein Flintenſchloß iſt bey dieſem Inſtrumente das Organ, welches alles das hervorbringet, was vorhero ſchon bemerkt worden iſt. Es iſt ſehr gleichgültig, ob es ein Schloß von einer Flinte, Büchſel, oder Piſtol ſey, es

kommt nur darauf an: daß die Pfanne wohl verſtählt, Schlag- und Pfannenfeder vollkommen ſtark, und der Hahn mit einem guten Stein verſehen ſey, damit es niemahls fehlſchlage, und die abſpringenden Funken das auf der Pfanne geſchüttete Pulver entzünden. Dieſes Flintenſchloß, welches auf der anliegenden Kupfertafel bey Fig. 4434 zu erſehen, und mit a bezeichnet iſt — wird an das Geſtelle b durch Schrauben befeſtiget, wozu die Schrauben gebraucht werden können, wenn man das Schloß von einer Flinte oder Büchſe nimmt; dahingegen ſind die Schrauben von einer Piſtole etwas zu kurz. Das Geſtelle b zur Befeſtigung des Schloſſes und des übrigen, wird aus einem Stücke — gleichviel aus welcher Art Holz — verfertiget, wozu das Büchſenholz vorzüglich brauchbar iſt. Dieſes Geſtelle iſt 8 Zoll lang, 4½ Zoll hoch; und da an der linken Seite ein Falz und Abſatz kommt, mithin oben ſchmäler, unten am Fuße aber breiter iſt, ſo läßt ſich die Breite dieſes Geſtelles am beſten aus Fig. 4435 beurtheilen. Dieſe Figur zeiget die Geſtalt des vorerwähnten Geſtelles vor Ende in der Breite. Bevor der Falz gemacht wird, hat das ausgearbeitete Holz von a nach e eine dreyzöllige Breite, und von a nach f, oder von e nach g, eine 4½zöllige Höhe. Hiernächſt wird das Stück a b c d herausgenommen, und das Geſtell bleibt oben von b bis e 1¾ Zoll, von f bis g 3 Zoll breit, und von c bis f 1½ Zoll hoch. Wozu der Abſatz c d dienet, wird man bey Erklärung Fig. 4440 weiter hören. Oben bey dem Schloſſe a, Fig. 4434, ſtehet das Rohr c aufgerichtet, welches den Knall verurſachet, und eine Verbindung mit dem Feuerkanal hat, welche von der Pfanne des Schloſſes herkommt. Dieſes Rohr kann man ſich von einem Schloſſer verfertigen laſſen, und hat nichts Künſtliches in der Zubereitung. Nur dahin muß geſehen werden, daß der Boden im Pulverſack ½ Zoll dick gemacht, und die Röhre gut und dicht verlöthet wird. Durch Fig. 4436 iſt dieſe Röhre beſonders abgebildet; ſie hat von a nach b eine Länge von 5 Zollen, und im Durchmeſſer von c nach b 7 Linien, in der Mündung aber nur 5 Linien (*). Bey d kommt das Zündloch, welches etwas tief

(*) Ein Zoll hat bekanntlich 12 Linien.

tief in den Boden des Rohrs eingeſenkt wird. Dieſes Verfahren, welches bey Verbohrung der Zündlöcher in den Gewehren jederzeit beobachtet werden muß, wird jedem Schlöſſer, der ſich damit abgegeben hat, bekannt ſeyn. Litt. e iſt eine runde Stange, $3\frac{1}{2}$ Zoll lang, und $\frac{1}{4}$ Zoll im Durchmeſſer, woran von unten auf eine Holzſchraube mit tiefen Gängen, 2 Zoll lang angeſchnitten, und womit die Röhre in dem Geſtelle feſtgeſchroben wird. Fig. 4434, Litt. d, iſt ein Brett oder Bord, worauf das Inſtrument befeſtiget wird. Die Länge iſt ſehr gleichgültig, würde man den Bord aber wegen des Anſehens ſehr einſchränken wollen, ſo kann die Länge deſſelben doch nur bis zu 8 Zollen herunter geſezet werden. Die Breite muß aber genau 10 Zoll halten, weil ſonſt das Inſtrument darauf nicht angebracht werden kann. Durch dieſen Bord gehen die Zapfen e, welche in dem Geſtelle b befeſtiget ſind, und unten bey f Löcher haben, worinnen zur Befeſtigung des Inſtrumentes hölzerne Pflöcke oder Nägel geſteckt werden. Die Länge der Zapfen, und die Entfernung der Löcher von dem Geſtelle, richtet ſich ganz nach der Dicke des Bords. Inzwiſchen können die Zapfen auch ganz wegbleiben, wenn es einem Liebhaber beſſer gefiele, dagegen Holzſchrauben anzuordnen, womit denn das Inſtrument von unten zu auf den Bord geſchroben wird. g iſt der Abdrücker, welcher ebenfalls vermittelſt einer Oeffnung durch den Bord gehet. Dieſer Abdrücker hat eine 7zöllige Länge, und ſtehet unter dem Borde auf 3 Zoll heraus. h iſt eine Schnur von ſehr feinem aber feſten Bindfaden, welche nach dem Bette geleitet, an dem einen Ende an den Abdrücker, mit dem andern aber am Bettgeſtell befeſtiget, und ſo ſtark angeſpannet wird, daß nur das Schloß nicht losſchlägt.

Wird nun dieſe Schnur mit einem Finger nur etwas niedergedrückt, ſo ſchlägt das Schloß los, und das Licht brennet ſogleich. i iſt der Hebel, womit der Abdrücker g verbunden, und in der Gegend m befeſtiget wird. Durch dieſen Hebel gehet der hölzerne Nagel k, welcher unten mit einem Kopfe verſehen, oben aber durch den Bord gehet, und mit dem Pflock l befeſtiget wird. Das Loch durch den Hebel, und der hölzerne Nagel, muß ſehr glatt gearbeitet, und vor der Aufſtellung mit Waſſerbley beſtrichen werden, auch der Nagel im Loche genugſamen Spielraum

raum haben, damit der Hebel ſich ſehr leicht bewegen laſſe.

Durch Fig. 4437 iſt dieſer Hebel beſonders abgebildet: a iſt das Loch, wodurch der vorerwähnte hölzerne Nagel gehet; b iſt die Verbindung des Hebels mit dem Abdrükker in Geſtalt einer Gabel, doch ſo, daß die zwey übereinander liegende meſſingene Plättchen c nicht wie eine Gabel rund und ſpitz, ſondern ſtumpf und ½ Zoll breit ſind, welche durch ein Nieth am Hebel befeſtiget werden. Beyde Plättchen c haben ein rundes Loch, wodurch ein eben ſo dicker wohl polirter Dorn gehet.

Wird nun die meſſingene Zunge, welche am Abdrücker befeſtiget iſt, in die Gabel des Hebels geſchoben, und der Dorn durchgeſteckt: ſo wird dadurch der Abdrücker mit dem Hebel verbunden, und das Schloß ſchlägt los, ſobald man nur die Schnur n, Fig. 4434, berühret. An dieſen Hebel, Fig. 4437, wird weiter am andern Ende ein Ring d befeſtiget, worinnen die Leitungsſaite vermittelſt eines angebrachten Hackens von ſtarkem Drabt, eingehackt und befeſtiget wird. Durch dieſe Leitungsſaite drückt der Dieb das Schloß ab, ſobald er ſie beym Einſteigen nur berühret.

Das Verhältniß in Abſicht des Mittelpuncts a, zu den beyden Enden b, und d, richtet ſich beſonders darnach, ob mehrere oder nur ein Zimmer mit der Leitung bezogen, und vor Dieben ſicher geſtellet werden ſollen. Wenn das Schloß nur einigermaßen etwas feſt ſtehet, auch nur zwey Zimmer bezogen werden ſollen, ſo richtet man den Hebel ſo ein, daß von dem Mittelpunct a — Fig. 4437 — bis zu dem Ringe d, 3½ Zoll, und wieder von a bis an die Gabel b, 5 Zoll Länge herauskommen.

Der Abdrücker, in Verbindung des Hebels, muß zwar ſehr leichte ſtehen, aber nicht von ſelbſt, und durch die eigne Schwere der Leitung losgehen können; derowegen beruhet die Einrichtung des Hebels größtentheils auf Verſuchen, und es laſſen ſich keine beſtimmte Vorſchriften davon geben, da ohnehin auch nicht jedes Schloß gleich leicht abzudrücken iſt. Inzwiſchen läßt ſich das Verhältniß des Hebels a d, zu a b, am leichteſten bewerkſtelligen, wenn man den Ring a, Fig. 4448, an einen andern b, welcher auf den Hebel geſchoben, und durch eine Stellſchraube c befeſtiget wird — anbringet.

Würde es ſich finden, daß das Schloß von ſelbſt, und durch die Schwere der Leitungen losſchlüge, ſo wird der Ring d, Fig. 4437, mehr nach dem Mittelpuncte a geſchoben, und ſo wird wiederum derſelbe weiter geg'n das Ende des Hebels gerückt, wenn das Schloß zu feſt ſtände.

Das Schloß muß übrigens ſo leichte ſtehen, daß, wenn man die aufgeſtellten Leitungen nur einen Zoll in die Höhe hebt oder niederziehet, das Schloß allemahl losſchlägt.

Fig. 4434, Litt. o, iſt ein, durch die beyden aufrecht ſtehenden Stützen p beweglicher Steg. Er iſt $\frac{1}{2}$ Zoll breit, $\frac{1}{6}$ Zoll dick, und 6 Zoll lang. Dieſer Steg hat vor der erſten Stütze beym Hahn einen Abſatz, damit er von der Feder der Glocke nicht weiter zurückſpringen könne, als die Beſtimmung gemacht worden. Bey q hat der Steg eine runde Biegung, wogegen der Hahn ſchlägt, den Steg ſchnell fortreißt, und die Glocke bewegt. Dieſe Biegung muß genau nach dem Zirkel eingerichtet werden, den der Hahn beſchreibt, wenn er abſchlägt, weil ſonſt das Klingeln nicht erfolgt, der Hahn an dem Stege ſich ſtemmet, und überhaupt alles ohne Erfolg bleibt. Auch muß der Hahn, wenn er aufgezogen iſt, noch wenigſtens $\frac{1}{4}$ Zoll von der Krümmung des Steges entfernt ſeyn, welche Einrichtung viel zum anhaltenden Klingeln beyträgt. Die Stützen p können durch Schrauben an der rechten Seite des Geſtelles b angeſchroben werden, ſo wie auch überhaupt der Steg ſowohl als die Stützen aus hartem ſehr glatt poliertem Holze verfertiget, und durch Holzſchrauben an dem Geſtelle angeſchroben werden können, wenn man die Koſten zu einem eiſernen Stege und Stützen nicht verwenden wollte. Auf dem Ende durch den Steg bey r wird ein Loch gemacht, worinnen die Schnur befeſtiget wird, welche die Glocke s in Bewegung ſezet. Die Glocke wird an einer dünnen ſehr geſchmeidigen Stahlfeder, welche von a nach b 18 Zoll lang iſt, befeſtiget, und oben an die Wand genagelt oder mit Schrauben angebracht. Sie kann nahe, oder wer es lieber will, auch im Bette angebracht werden, welches alles von dem Gutfinden eines Liebhabers abhängt.

Fig. 4438, iſt die Ausſicht des Juſtrnments von der linken Seite. a Der Hahn; b der Steg zur Klingel;

c der Stahl und der Pfannendeckel; d die Knallröhre; e das Licht, welches auf dem Abſatze f in gerader Linie vor dem Feuerkanal, — welcher von der Pfanne des Schloſſes herkommt — ſtehet. Da nun ſowohl das Licht, als die Knallröhre, einen Kanal zur Verbindung mit der Pfanne des Schloſſes haben muß; ſo wird nach der Tiefe des Bodens in der Pfanne a, — man ſehe Fig. 4439, — eine Hohlkehle b, ½ Zoll breit in gerader Linie durch die Oberfläche des Geſtelles, und eine andere c, von jener ab, nach der Knallröhre d, geſtoßen. Beyde Hohlkehlen oder Feuerkanäle werden mit Meſſing ausgefuttert, welches dicht an der Pfanne des Schloſſes und dicht an der Knallröhre anſchließen muß. e Der Hahn mit dem Steine, f der aufgeſchlagene Stahl und Pfannendeckel, g der Punct auf dem Abſatze des Geſtelles, wo das Licht aufgeſtellet wird. Das Licht kann entweder in einer blechernen Hülſe, welche auf den Abſatz befeſtiget wird, aufgeſtellet werden; oder man bohret auch nur ein Loch nach der Dicke des Lichts ein. Beyde Vorrichtungen ſind gleichgültig und werden dem Liebhaber überlaſſen.

Fig. 4440, iſt der Durchſchnitt des Inſtruments in der Breite durch die Pfanne, den Feuerkanal und das Licht. a Der Stahl und der aufgeſchlagene Pfannendeckel; b die Pfanne des Schloſſes; c der mit Meſſing ausgefütterte Feuerkanal, welcher das Feuer von der Pfanne, zum Anzünden, nach dem Lichte, und zum Losbrennen, nach der Knallröhre führet; d das Licht, welches auf ¾ Zoll von dem Feuerkanal entfernet ſeyn muß; e die Knallröhre; f der Bord, worauf das Inſtrument, vermittelſt der Zapfen g, und Pflöcke h, befeſtiget wird, i der Abdrücker, welcher nach dem Schloſſe gehet; k der Hebel, welcher vorhin ſchon umſtändlich beſchrieben iſt: l der hölzerne Nagel, welcher unten mit einem Kopfe verſehen, oben aber durch den Bord gehet, und durch einen Pflock m, befeſtiget wird.

Von Zubereitung der Leitung.

Da nach dem angenommenen Grundſatze — der Dieb möge durchs Fenſter, oder durch eine gemachte Oeffnung in der Wand, einſteigen — die Leitung ſo angebracht und ſo geordnet ſeyn müſſe, daß er ſie nicht allein unfehlbar

bar treffe, ſondern auch bey geringſter Berührung derſelben, das Inſtrument losſchlage, Licht und Knall errege und klingele; ſo will ich nun auch noch umſtändlich darthun, wie man dabey zu verfahren habe.

Aus der Erfahrung iſt es bekannt, daß der Dieb zwey Methoden oder Handgriffe hat, die Fenſter zu eröffnen: Die Fenſter mit Sproſſenrahmen und eingekitteten Scheiben öffnet er auf eine andere Art, als diejenigen, welche deutſche Rahmen haben, und deren Scheiben in Bley eingeſetzet ſind. An eingekitteten Scheiben wagt er ſich nicht gern, ſo wenig ſie auszunehmen, als einzuſtoßen, weil einmahl eine ſolche Scheibe äußerſt ſchwer, und ohne zu zerbrechen nicht wohl herauszunehmen iſt, anderntheils das Einſtoßen der Scheibe zu vieles Geräuſch macht. Er bohret dahero in der Fuge, welche der Rahm mit dem aufrecht ſtehenden Pfoſten macht — in der Gegend, unter dem inwendig ſitzenden Anwurf, ein Loch, ſteckt eine Brechſtange, und hebt damit die kleine Krampe, wodurch der Anwurf in den Rahm befeſtiget iſt, heraus, wodurch denn das Fenſter geöffnet iſt. Würden aber die Fenſter nach der gegenwärtigen neuen Art, nicht durch Anwürfe, ſondern durch ſogenannte Spangenettſtangen befeſtiget ſeyn; ſo iſt das Aufbrechen mit der Brechſtange auf vorbeſchriebene Art, ohne offenbare Gewalt oder Einſtoßen der großen Scheiben, überall nicht möglich.

Bey Eröffnung der Fenſter, deren Scheiben in Bley eingeſetzet ſind, gebraucht der Dieb keine Brechſtange, wenn anders die Rahmen beweglich ſind; er nimmt gewöhnlich eine Scheibe, welche zunächſt am Rahmen und dem Anwurf ſitzet, aus, oder drücket ſie ein, öffnet hiernächſt das Fenſter, nachdem er zuvor die Anwürfe aufgemacht hat.

Damit nun der Dieb erkannt werde, wenn er im Begriffe iſt, das Fenſter aufzumachen, ſo iſt nöthig, dieſe durch eine Leitung mit dem Abdrücker des Inſtruments zu verbinden. Dieſes geſchiehet folgendergeſtalt: Man ſchlägt in jedes untere Rahmſtück, nahe am Pfoſten, eine kleine Krampe von ſtarkem Drahte ein, in dieſe Krampe wird die Leitung, welche von ſehr feinem, dabey aber feſtem Bindfaden und durch Fig. 4443 beſonders abgebildet iſt, und aus dem Puncte d zwey gedoppelte Schnüre hat, mit den Hacken a und b befeſtiget, dergeſtalt und alſo, daß wenn zwey Fenſterluchten neben einander ſind, der längere

a in den äußern, und der kürzere b in den inneren Rahm, das Ende c aber in die Hauptleitung gehackt wird. Man ſehe Fig. 4445 und zwar die Luchten 1, 2, 3 und 5.

Die Leitung nach den Fenſterluchten 4 und 6 weicht aber von der Luchte No. 2 dadurch ab, daß wo dort der Hacken b in dem innern Rahm, hier der Hacken a, und wo dort der Hacken a in dem äußern Rahm, hier der Hacken b angebracht wird. Dieſes kann wegen der ſchiefen Leitung der Nebenſchnüre D nach der Hauptſchnur A nicht anders eingerichtet werden.

In dem Puncte e, Fig. 4443, wo die Hauptleitung E, Fig. 4445, dieſe Schnur kreuzt, wird ein kleiner Ring befeſtiget wodurch die vorgenannte Hauptleitung E gezogen wird, um ſie dadurch empfindlicher, und zum leichten Losdrücken des Schloſſes tüchtiger zu machen. Dies wäre alſo die Einrichtung der Leitungen c, d, f, g, k, und l. — Man ſehe Fig. 4445, — zur Verbindung der Fenſter mit dem Abdrücker des Inſtruments.

Eine andere Vorrichtung der Leitung muß gemacht werden, wenn der Dieb durch eine Wand brechen würde. Dieſe Leitung muß ſo genau geſtellet werden, daß wenn der Dieb durch das, in der Wand gemachte Loch gekrochen, und ſich kaum halb aufgerichtet hat, die Leitung ihm dann gerade in dem Nacken liegt. Dieſes iſt gerade die fatalſte und gezwungenſte Stellung eines Körpers, die der Dieb annehmen muß, wenn er durch das, in der Wand gemachte Loch gekrochen und im Begriffe iſt, von dem Boden des Zimmers ſich ganz aufzurichten; in welcher Stellung er die, ihm im Nacken liegende Leitung auch am wenigſten fühlt oder bemerkt.

Um die Leitung nun ſo genau zu beſtimmen, daß ſie dem Diebe gerade im Nacken liege: ſo muß man wiſſen, daß der Dieb in allen Fällen erſt ganz im Zimmer hinein und mit den Füßen über die Sohle — Schwelle — ſeyn müſſe, bevor er ſich aufrichten kann. Hieraus wird der Abſtand der Leitung von der Wand beſtimmt. Ferner muß man die Höhe wiſſen, zu welcher der Dieb ſich aufrichten muß, wenn er im Begriffe iſt, die Hände von der Erde an ſich zu ziehen; woraus dann die Entfernung der Leitung von der Erde beſtimmet wird. Nach vielen Verſuchen, welche ich deshalb angeſtellet habe, habe ich gefunden; daß wenn der Abſtand der Leitung von der Wand

auf

auf 3 Fuß 6 Zoll, und die Entfernung der Leitung von der Erde 3 Fuß genommen worden, es niemahls fehlgeſchlagen hat, die Leitung mit dem Nacken zu treffen, und das Inſtrument loszuſchlagen. Nach dieſer Beſtimmung werden nun alle Zimmer mit der Leitung bezogen.

Durch Fig. 4445 habe ich zwey Zimmer abgebildet, als eine Stube und eine Kammer, welche mit der Leitung bezogen worden. Zuförderſt macht man die Hauptleitung A, welche mit einem Ende, woran ein kleiner Hacken von ſtarkem Drahte iſt, in den Ring am Hebel des Inſtruments B feſt. In der Wand bey C ſitzet eine kleine Krampe von ſtarkem Drahte, 3 Fuß von der Erde entfernet, worinnen das andere Ende der Hauptleitung A eingehackt wird. Hierauf wird die Schnur zur Verbindung der Nebenleitungen D, abgeleitet; und in den Puncten c, d, e, f, g, h, i, k und l, werden kleine Ringe befeſtiget, wozu man kleine Gardinen-Ringe gebrauchen kann. Die Puncte müſſen aber ſo beſtimmt und die Ringe ſo angebracht werden, daß die Nebenleitungen D, ſo viel möglich iſt, gegen die Hauptleitung A, in ſpitzigen Winkeln zuſchießen — wie ſolches auch aus dieſer Zeichnung zu erſehen iſt — wodurch das leichte und ſichere Abdrücken des Inſtruments außerordentlich vermehret wird. Hierauf werden die Nebenleitungen aus den Puncten d, e, h und i vorgerichtet. Dieſe bekommen auf jedem Ende einen Hacken von ſtarkem Drahte — Fig. 4446, a und b, und einen Ring c, welcher 3 Fuß 6 Zoll von dem Hacken a entfernet iſt, wodurch die zwote Hauptleitung E, Fig. 4445, gezogen wird. Hierauf werden ſie mit dem einen Ende a, in den, in der Wand ſitzenden Krampen 1, 2, 3 und 4, und mit dem andern Ende in den Ringen der Hauptleitung d, e, h und i eingehackt. Die Einrichtung der übrigen Leitungen c, d, f, g, k und l, zur Verbindung der Fenſter 1, 2, 3, 4, 5 und 6, mit der Hauptleitung A, iſt bereits bey Erklärung Fig. 4443 beſchrieben worden. Es iſt alſo nun weiter nichts übrig, als die Verfertigung und Anordnung der zwoten Hauptleitung E, Fig. 4445 zu beſchreiben. Damit nun dieſe Leitung gerade in dem Nacken liege, wenn der Dieb durch die, in der Wand gemachte Oeffnung gekrochen, und im Begriffe iſt, ſich völlig von der Erde aufzurichten; ſo wird bey No. 5, eine kleine Krampe in die innere Wand

F ge-

F geſchlagen, welche 3 Fuß 6 Zoll von der äußeren Wand G entfernet iſt. An der Leitung E, von 5 nach 8, werden auf beyden Enden kleine Hacken von Draht befeſtiget, womit ſie in die Krampe 5, und in den Ring 8 eingehackt, und durch die Ringe 6 und 7 gezogen wird. Die Leitung von 8 nach 12, hat ebenfalls auf beyden Enden kleine Hacken, womit ſie in den Ring 8 und 12 eingehackt, und durch die Ringe 9, 10 und 11 gezogen wird.

Damit nun die Leitung eine vollkommene Verbindung mit dem Abdrücker des Inſtruments habe, ſo bohret man mit einem feinen Bohrer ein Loch in der nähmlichen Richtung der vorhergehenden Leitung, und dem Abſtande von 3 Fuß 6 Zoll von der äußern Wand G, durch die inwendige Wand F. Man ziehet durch das Loch einen abgeglübeten Draht von Meſſing, welcher die Dicke einer ſtarken Klavier-Saite haben muß. An beyden Enden dieſes Drahts werden Oeſen oder kleine Ringe befeſtiget, worin die Leitungen eingehackt werden. Die Oeſen oder Ringe in dem Drahte müſſen aber wenigſtens 7 Zoll weiter von einander entfernt ſeyn, als die Dicke der Wand F beträgt, weil ſonſt die Oeſen ſich vor das Loch ſtemmen und die Leitung unbeweglich wird. Vielmehr müſſen die Oeſen, wenn die Leitung aufgeſtellet iſt, auf jeder Seite noch 3 Zoll von der Wand abſtehen.

Hierauf wird die Leitung in der Kammer, nachdem ſie durch die Ringe 14 und 15 gezogen worden, mit dem einem Ende in die Oeſe 13, und mit dem andern in den Schenkel des beweglichen Winkels 16, eingehackt.

Nun iſt noch die Anbringung der letzten Leitung übrig. Dieſe wird vermittelſt der angebrachten Hacken, in den einen Schenkel des beweglichen Winkels 17, und in den Schenkel des unter dem Borde des Inſtruments angebrachten Winkels 18 eingehackt, womit denn, in Verbindung der vorhergehenden Leitungen, zwey Zimmer bezogen ſind.

Da aber dieſe Zeichnung zu ſehr ins Kleine fällt, ſo habe ich eine andere, in größerem Verhältniß entworfen, welche Fig. 4444 zu ſehen iſt, und wodurch man die zuletzt beſchriebene Leitung, Fig. 4445, von No. 8. bis 16, und von No. 17 bis 18, zuſammt den beweglichen Winkeln, beſſer urtheilen kann. a iſt der Hacken, welcher in den Ring 8, Fig. 4445 — eingehackt wird, b der Hacken zu der Oeſe

12,

12, c der Hacken, welcher in die Oeſe 13, und d der Hacken, welcher in den Schenkel e eingehackt wird. Zwiſchen den Hacken b und c, iſt der Draht mit ſeinen Oeſen, welche durch die Scheerwand F, Fig. 4445, gehen. Der bewegliche Winkel d, f, hat eine Achſe mit dem Punct h, welche in dem Eiſen i angebracht iſt, und da nun dieſes Eiſen auf dem andern Ende ſpitz iſt, ſo kann dieſer Winkel in einer Wand damit befeſtiget werden. Der zwote Winkel k und l, iſt eben ſo geſtaltet, wie der zuletzt beſchriebene, außer daß das Eiſen n, womit der Winkel unter dem Borde des Inſtruments befeſtigt wird, nicht wie das Eiſen i gerade, ſondern aufwärts gebogen iſt. Man ſehe Fig. 4447, Littr. n. In den Schenkeln der beyden Winkel f und k, ſind kleine Löcher, worinnen die letzte Leitung o eingehackt wird. Der Schenkel des letzten Winkels l, wird eben ſo mit dem Abdrücker m verbunden, wie der vorhin gedachte Hebel, Fig. 4437.

Da man zwar aus Fig. 4445 hinlänglich erſehen haben wird, wie die Leitungen nach dem Inſtrumente gemacht werden müſſen, ſo könnte aber doch der mögliche Fall eintreten — da die Einrichtung und die Lage der Häuſer ſehr verſchieden iſt — daß man nicht allemahl nach der Vorſchrift verfahren könnte. Ich will mich darüber noch in folgendem äußern, wenn ich bemerke: daß

1. der Leitung eine merkliche Veränderung bevorſtehet, wenn das Haus maßiv gebauet wäre. Der Dieb wagt es nicht, ſtarke Mauern durchzubrechen, er nimmt vielmehr ſeine Zuflucht zu den Fenſtern, und da dieſe nur in Sicherheit geſetzt werden müſſen, ſo fallen die Leitungen, Fig. 4445, aus den Puncten von 4 nach e; von 3 nach d; von 2 nach h; und von 1 nach i; nebſt der zwoten Hauptleitung E ganz weg.

   Auch die Fenſterladen können mit der Leitung verbunden werden, wenn man durch den aufrechtſtehenden Fenſterpfoſten ein Loch bohret, und darinnen vom Zimmer zu, eine Schraube hineinſchraubt, welche auf dem einen Ende einen kleinen Hacken hat, woran die Leitung befeſtiget wird. Dieſe Schraube, welche durch Fig. 4448 abgebildet iſt, muß in dem Loche einigen Spielraum haben, damit, wenn der Dieb die Fenſterlade aufmachen will, ſich ſolche bewe-

gen,

gen, und vermittelſt der daran befeſtigten Leitung, das Inſtrument abdrücken könne. Daß es
A. nicht nothwendig ſey, daß das Inſtrument ſehr nahe beym Bette angebracht werde, man kann es, entweder oberhalb der Kammerthür, oder auch in dem Wohn- oder Arbeitszimmer aufſtellen, und mit einer Holzſchraube auf einen Tiſch feſtſchrauben, wodurch die Leitungen i, k, l und ein Theil von A und E ganz wegfallen. Nur würden die Winkel 16, 17 und 18 beybehalten, und in dem Punct 12, und in der Richtung der Hauptleitung A — in der Stube — befeſtiget werden müſſen.

Da der Dieb mit vieler Vorſicht zu Werke geht, und ſich in Zukunft vor demjenigen ſehr ſorgfältig hütet, wodurch ſein Vorhaben mißlungen iſt, ſo könnte es leicht ſeyn, daß wenn er einmahl durch dieſes Inſtrument verrathen wäre, und die Leitung im Zimmer erkannt hätte, auf ein andermahl vor derſelben ſich hütete. In dieſem Falle bleibt anders nichts übrig, als die Leitung zu masquiren, welches folgendermaßen dadurch bewerkſtelliget wird, wenn man die äußeren Wände eines Zimmers ganz dichte mit Stühlen beſetzet, — welches aber keine große Lehnſtühle ſeyn müſſen — und durch die Rückenlehne die Leitung E, Fig. 4445, ziehet. Da nun der Dieb nicht unter die Stühle durchkriechen kann, ſo wird er genöthiget, ſie vorwärts wegzuſchieben, und in dem Augenblicke da dieſes geſchiehet, wird zugleich die Leitung mit angezogen, das Inſtrument ſchlägt ab, und die darauf erfolgende Erſcheinung des Lichtes, zuſammt dem Knall, ſcheuchen ihn wieder zurück, und der Dieb kömmt gar nicht ins Zimmer. Dahingegen bey der vorhergehenden Einrichtung mit der Leitung E, der Dieb erſt allemahl durch das, in der Wand gemachte Loch und ganz im Zimmer herein ſeyn muß, bevor das Inſtrument losſchlägt. Man kann dahero bey einer etwanigen Furcht vor dem Diebe, ihn nicht im Zimmer heben zu wollen, auch ſogleich die masquirte Leitung anbringen.

Daß die Leitung E — bey dieſer Vorrichtung mit den Stühlen — nicht weiter als nur 3 Zoll von den Wänden entfernet ſeyn darf, läßt ſich leicht einſehen,

ſehen, und derowegen müſſen auch die Winkel ſo nahe daran befeſtiget werden.

Die Leitungen A und D, fallen bey dieſer masquirten Einrichtung ganz weg, nur die Leitung E bleibt, welche, wie vorhin ſchon bemerkt iſt, auf 3 Zoll von den äußern Wänden abſtehet. Mit dieſer Leitung werden die Fenſter durch andere Verbindungsſchnüre verbunden, dieſe haben auf beyden Enden Hacken, und werden um die Leitung E geſchlungen, und alsdann in die kleinen Krampen der Fenſter gehakt. Statt des Ringes 8, wird ein beweglicher Winkel in der nächſten Wand befeſtiget, ſo wie derjenige iſt, welcher No. 16 und 17 — in der Kammer — angebracht iſt. Durch dieſe Winkel werden die Leitungen E verbunden und empfindlich gemacht.

Uebrigens ſiehet man, daß bey dieſer masquirten Leitung, die Zubereitung ſowohl als Aufſtellung, weniger Mühe erfordert, als bey der erſteren, und es dahero in eines Liebhabers freyen Wahl ſtehet, welche von beyden er anzubringen Belieben finden möchte. Nur muß ich es noch einmahl erinnern, daß die Leitungen ſo ſtark angeſpannt werden müſſen, daß nur der Hahn nicht von ſelbſt losſchlägt.

Ueberhaupt iſt noch zu merken: daß die Leitungen, wenn ſie aufgeſtellet ſind, alle gleich ſtark angezogen werden müſſen, damit keine vor der anderen, mehr oder weniger Ausſpannung habe. Daß ferner die Winkel in ihren beweglichen Achſen, wohl und fleißig gearbeitet werden müſſen, damit ſie ſehr leichte und ſicher ſich bewegen laſſen, weßhalb man ſie mit Oel einſchmieren kann. Daß durch die Winkel ſich gar viele Ableitungen machen laſſen, und mehrere Zimmer bezogen und vor Einbrüchen geſichert werden können, wenn man nur die Vorſicht gebraucht, daß die Leitungen, wenn ſie weit vom Inſtrumente entfernt ſind, — ſtark genug angeſpannt werden, welches ſich um ſo leichter bewerkſtelligen läßt, wenn man in dem Hebel, Fig. 4437, — ſtatt des angebrachten Ringes d, — eine Stellſchraube, wie vorhin ſchon bemerkt worden iſt — wodurch die Leitung gezogen und dadurch nach und nach angeſpannet wird — anordnet. So lange nun der Hahn

nicht

nicht abſchlägt, ſo lange kann man die Leitung immer ſtärker anſpannen, auch zuletzt den Punct treffen, wo die Ausſpannung den äußerſten Grad erreicht hat.

So künſtlich und mühſam die Aufſtellung und Wegnahme der Leitungen vielleicht manchen vorkommen möchte, der dieſe Beſchreibung lieſet, und die Zeichnung Fig. 4445, betrachtet, ſo wenig umſtändlich iſt ſie doch, und geſchwinde genug an- und wegzubringen, wenn ſie einmahl zubereitet iſt. Nie habe ich zu deren Aufſtellung und Wegbringung mehr, als jedesmahl 6 Minuten Zeit nöthig gehabt, und wer wird nicht gern dieſe kurze Zeit daran verwenden, wenn man ſich dadurch Ruhe und Sicherheit verſchaffen kann.

Von Hervorbringung des Knalles, dem Anzünden des Lichts und dem Klingeln.

Der Knall.

Die Röhre, welche den Knall verurſachet, und vorhin ſchon mehrmahls durch Zeichnung erklärt iſt, wird mit ſo viel Schießpulver geladen, als das halbe Maß einer Flintenladung beträgt. Zum Pfropfen auf der Ladung nimmt man Leder von einem Handſchuhe, gleichviel, ob es alt oder neu iſt, wickelt ſolches feſt zuſammen und ſtößet es etwas feſt auf das Pulver. Hiernächſt ſchüttet man auf die Pfanne des Schloſſes und in den Feuerkanal c Schießpulver, womit denn die Röhre zum Knallen zubereitet iſt.

Hierbey iſt aber beſonders noch zu bemerken, daß das Schießpulver in dem Feuerkanal c, nur ſo dünne geſchüttet werden müſſe, daß ſich die Körner nur gut berühren, weil ſonſt bey zu vielem eingeſchüttetem Schießpulver, die Feuerleitung nebſt dem Tochte des Lichts, aus dem Feuerkanal b — Fig. 4439, — herausgeworfen, und oftmahls nicht angezündet wird. Dieſerwegen wird auch das Zündloch zur Knallröhre nach der Richtung b angebracht, um die Feuerleitung vor der aus dem Zündloche fahrenden Gewalt des Schießpulvers in Sicherheit zu ſtellen.

Das Anzünden des Lichtes.

Das Licht, welches hierzu tauglich ſeyn ſoll, muß einen dicken Tocht — Dacht — von Baumwolle haben, und muß noch ein halb Mahl ſtärker ſeyn, als der Tocht eines ordentlichen Lichts. Es muß ein Talglicht ſeyn, weil ein anderes von Wachs hierzu nicht brauchbar iſt. Man bringet auf 2½ Zoll in die Länge, allen Talg vom Tochte herunter, man macht auf einem Kohlenfeuer den Tocht warm, und ſtreichet mit Löſchpapier auf 1½ Zoll in die Länge — ohngefähr von a bis c, — Fig. 4441, — die Fettigkeiten ſo viel thunlich iſt, heraus; man drehet die Fäden des Tochtes auf; man ſchabet mit dem Rücken und zuletzt mit der Schärfe eines Meſſers oder eines feinen Kamms, den Tocht unter bſtändigem Umwenden in fein geſtoßenes Geigenharz, ſo lange mit Behutſamkeit, daß er auf 1½ Zoll in die Länge ganz wolligt ausſiehet. Dieſes Schaben muß dergeſtalt geſchehen, daß das Ende des Tochtes a, — Fig 4441, — am mehreſten; nach dem Lichte und nach b, c und d hin aber, nach und nach weniger geſchabet wird, damit das Ende a, ſich ſchnell entzünden könne, weiter nach dem Lichte b, c und d hin, müſſen aber nach und nach mehrere Fettigkeiten bleiben, damit das Feuer ſolche im Anfange ſchnell auflöſen könne, weiterhin aber auch hinreichende Nahrung bleibe, als zum Auflodern des Lichtes erforderlich iſt.

Wenn nun der Tocht vorbeſchriebenermaßen alſo zubereitet iſt; ſo nimmt man

2 Theile fein geſtoßenen Schwefel, und

1 Theil fein geſtoßenes Geigenharz;

miſcht dieſe Theile durcheinander, ſchüttet ſie auf ein reines Papier und breitet ſie aus; man legt den Tocht hinein, und reibt dieſes Pulver mit einem Stecken von abgeſchabtem trockenen Holze, ſo lange in den Tocht hinein, bis ſich das Pulver wie Puder an den Fäden angeſetzet hat. Da aber die Fäden des Tochtes von dem Einreiben des Pulvers gern zuſammenkleben; ſo nimmt man einen feinen Kamm, und kämmet ſolche ſo lange, bis ſie wieder wolligt werden. Hiernächſt ſchneidet man das Licht in der erforderlichen Länge, aber nur genau ſo lang ab, daß, wenn es in der Hülſe o geſtellet iſt, nicht höher als der Boden des Feuerkanals c, und von da ab an, der Tocht p, aus dem

Lichte b, erſt hervorſtehe. Man ſehe Fig. 4440. Iſt das Licht alſo zubereitet und aufgeſtellet, ſo ſchmelzt man unter beſtändigem Umrühren

3 Theile geſtoßenen Schwefel,
$\frac{1}{2}$ Theil Harz und
1 Theil Kampfer,

auf gelindem Kohlenfeuer zuſammen, jedoch daß man den Kampfer zuletzt einſchüttet, wenn ſchon der Schwefel und das Harz zergangen iſt. Durch dieſe Maſſe ziehet man Fäden von feiner Baumwolle, oder in deren Ermangelung und im Nothfalle Fäden von feinem weichen Zwirn — etwas geſchwinde durch, damit nicht zuviel anklebt. Dieſe Fäden werden ohngefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll lang in lauter kurze Enden geſchnitten. Dann legt man zuerſt auf den Boden der Pfanne und des Feuerkanals etwas weniges wohl getrocknetes Flachs, welches bis a, Fig. 4442, hinausreichen muß; man beſtreuet dieſe Flachslage mit dem oben beſchriebenen Pulver, jedoch nicht weiter als bis vor die Pfanne des Schloſſes, man giebt darauf dem Tochte die Biegung nach den Buchſtaben b c und d; man drücket den Theil c d ganz behende auf die erſte Lage und das aufgeſtreuete Pulver; man ſtreuet auf das Ende des Tochtes c d abermahl etwas weniges von dem Pulver. Hiernächſt werden auf dem Tochte von b nach c, etwa 6 bis 8 von den vorhin beſchriebenen, durch das geſchmelzte Zeug gezogenen Fäden geleget, welche allenfalls auch durch die Fäden des Tochtes zum Theil durchgeſchlungen werden können, welche Vorrichtung beſonders viel zum ſchnellen und ſichern Entzünden des Lichtes beyträgt; — worauf denn die letzte Flachslage geleget wird, welche von der Pfanne des Schloſſes bis zu der Bewegung b hinauf reichen muß. Dieſe Lage wird wiederum behende niedergedrückt, und mit dem oben benannten Pulver abermahls ganz dünne beſtreuet. Dann wird die Pfanne des Schloſſes mit Schießpulver gefüllet, und von da an auf die letzte Flachslage, und auf das aufgeſtreuete Pulver, überall Schießpulver, aber nur ſo dünne geſchüttet, daß die Körner ſich gut berühren. Wird nun weiter in dem Feuerkanal c, nach der Knallröhre d, Schießpulver gegeben, die Pfanne zugemacht, und der Hahn aufgezogen, ſo iſt das Inſtrument zum Knalle und Anzünden des Lichts zubereitet.

Da

Da bey der Zubereitung der Feuerleitung nach dem Lichte ſchon einige Accurateſſe erfordert wird, wenn ſie gelingen ſoll, ſo will ich zum Ueberfluß noch bemerken, daß die Flachslagen, beſonders in der Gegend von c bis d, äußerſt locker und hohl liegen, mithin nicht ſtark zuſammengedrückt werden müſſen, weil ſonſt das Feuer nicht ſchnell genug die Fäden des Tochtes erhitzet und an denſelben hinauf läuft, mithin in dieſem Falle wohl 4 bis 6 Secunden nach erfolgtem Knalle verfließen können, bevor das Licht von der Feuerleitung wirklich angezündet wird. Iſt aber alles nach dieſer Vorſchrift zubereitet worden, ſo muß in der nähmlichen Secunde, in welcher der Knall erfolget, auch zugleich das Licht brennen.

Beſonders viel trägt auch das zum ſchnellen Anzünden des Lichtes bey, wenn in der Gegend c, — Fig. 4442, — auf der letzten Flachslage, eine ziemliche Portion Schießpulver — ohngefähr ſo viel, als 2 Erbſen an Größe ausmachen — aufgeſchüttet wird. Von dieſer Stelle bis zur Pfanne aber wird nur ſo viel Schießpulver geſchüttet, daß die Körner ſich nur gut berühren. Uebrigens iſt dieſe Zubereitung überall nicht ſchwer, und ein paarmahlige Verſuche ſind ſchon hinreichend, hierin eine Fertigkeit zu erlangen.

Die Einrichtung der Klingel.

Da alles, was zur Bewegung der Glocke erforderlich iſt, ſchon vorhin erkläret worden; ſo hat man zur Bewerkſtelligung des Klingelns weiter nichts nöthig — wenn der Hahn abgeſchlagen — als daß man den Steg vorwärts ſchiebet, den Hahn aufziehet, und den Steg vor denſelben vorſpringen läſſet; womit denn auch dieſes bewerkſtelliget iſt. Aus der Zeichnung, Fig. 4434, kann man den Stand des aufgezogenen Hahns t, und die Lage des vorgeſprungenen Stegs o, auf das deutlichſte ſehen. Die Saite s zur Verbindung des Steges o, mit der Feder zur Glocke, darf nicht zu ſehr angeſpannet werden, weil ſonſt der Hahn die Kräfte dadurch verlieret, genugſame Funken abzuſchlagen.

Nachdem nun dieſes alles ſo zubereitet, wie in dem Vorhergehenden gezeigt worden iſt, ſo erfolget bey der geringſten Berührung der Leitung ſofort der Knall, das

Klingeln, und das Licht wird in eben dem Augenblicke brennend gemacht.

Von ſelbſt verſtehet es ſich, daß man den aufgezogenen Hahn am Schloſſe, des Morgens in Ruhe ſetzen, und zuweilen friſches Pulver auf die Pfanne ſchütten müſſe, beſonders wenn das Inſtrument in einem feuchten Zimmer aufgeſtellet wäre. Nicht weniger muß der Stahl zur Pfanne vom Staube rein gehalten, auch zuweilen mit einem Stück Schwefel beſtrichen werden. Vor dem Staube verwahrt man die Inſtrumente am beſten, wenn man ſich ein Kapſel von Pappe machen läſſet, und dieſelben am Tage damit bedecket.

Hiermit beſchließe ich nun dieſe Beſchreibung, und mir bleibt nur noch der Wunſch übrig, daß dieſe geringe Arbeit zum Wohl und Sicherheit meiner Mitbürger gereichen möge.

Ich habe noch lange nicht alle Leidenſchaften des menſchlichen Herzens abgehandelt — das weiß ich ſehr wohl; aber es iſt auch in dieſer Lage, und nach Beſchaffenheit der Encyklopädie nicht möglich, woher ich mir eine vollſtändige Abhandlung einſt darüber zu liefern noch vorbehalte. Ich werde daher jetzt den Schluß mit der Liebe machen, und das Uebrige, was man von den Leidenſchaften ſagen möchte, nur noch kürzlich anführen.

Alle Moraliſten in der Welt — nicht eben finſtre, abgelebte, alle Menſchenfreuden haſſende Moraliſten — nein wackere, brave, vernünftige und gefühlvolle Männer, ſo wie ein ſeliger **Gellert**, ein **Miller**, **Leß** und mehrere andere, warnen vor der Liebe, ſtellen ſie als die Quelle vieler traurigen Vorfälle — vieler Laſter — und anderer Ausſchweifungen vor, und ſuchen aus Liebe zur Glückſeligkeit ihrer Mitbrüder, ſie davon abzuhalten. Nicht die abgelebten Koketten allein, die aus der großen Welt, die ſie nicht mehr gelten laſſen wollte — ſich hinter ihr Schmolkens Gebetbuch, **Ahrends** wahres Chriſtenthum, und **Bogatzky** Schatzkäſtlein retiriret haben — und aus

Rache

Rache wegen der erlittenen Verachtung, der Welt ſo viel Bürgerinnen zu entziehen ſuchen, als in ihren Kräften ſteht; — nicht dieſe allein mahlen den jungen Frauenzimmern die Liebe, wie eine häßliche giftige Schlange; — ſondern jede gute Mutter giebt ihren Töchtern, die noch gerade die Gegenſtände der Aufmerkſamkeit irgend einer Mannsperſon werden können, Verhaltungsregeln, und warnet ſie vor der Liebe.

Die hochwertheſten Romane — ſo ſüß oder ſauer ſie auch alle ſind, beſchreiben den unglücklichen, unſeligen, verzweiflungsvollen Zuſtand, den Unſinn, die Raſerey, Selbſtmord, Blutvergießen, Verzweiflungen ſelbſt, und ein Heer von Thorheiten, und erſchrecklichen Laſtern, gegen welche ſich die Natur jedes Menſchen empören muß, als Folgen der Liebe. Nach allem dieſen könnte beynahe kein vernünftiger Menſch etwas anders glauben, als daß es die größte Thorheit ſey, zu lieben, und daß es keinen gefährlicheren Zuſtand in der Welt gebe, als wenn man einmahl anfängt zu fühlen, daß ſo eine Sache, ſo ein Zuſtand, wie die Liebe, ſich in einem befindet.

Aber, nun wieder im Gegentheile — wem ſollte nicht angſt werden, wer nicht alle Kräfte anſtrengen, wer nicht alles ſtehen und liegen laſſen, und herumlaufen, einen Gegenſtand ſuchen, und ſich prüfen, ob er lieben könne, oder nicht, — — wenn er hört, daß es kein größer Unglück in der Welt giebt, als wenn man nie geliebt hat — nicht lieben kann — daß man in dieſem Falle Aehnlichkeit mit jenem verſtoßenen Satanas habe, der ſo unnennbar boshaft war, durch das göttliche Gnadenmittel, das dem Menſchen ſo nothwendig iſt, und ihren Seelen göttliche Kraft und Stärke ertheilen ſoll, vielen Hunderten mit einem Mahle den Tod zuzubereiten, und deſſen unnachdenkliche Argliſt der Seelen zu gefährlich für ſich ſelbſt halten dürfte — daß man, ohne Anlage zur Liebe zu haben,

zu allem möglichen Schädlichen, und Abſcheulichen aufgeleget ſey? — —

Hieraus wird man erſehen, daß das Wort Liebe in verſchiedenem Sinne und in verſchiedener Bedeutung genommen werde. In den Compendien wird ein Unterſchied zwiſchen tugendhafter und laſterhafter Liebe gemacht; und von der erſtern wird geſagt: Sie ſey die zärtliche Zuneigung zweyer Perſonen verſchiedenen Geſchlechts gegeneinander, die durch chriſtliche Grundſätze ſowohl, als nach den Geſetzen chriſtlicher Staaten gerechtfertiget werden könne. Die laſterhafte Liebe hingegen ſey: der wollüſtige Hang und das Beſtreben, dem Geſchlechtstriebe zu genügen, auf eine Art, die ſo wie den Geſetzen des Chriſtenthums, ſo auch den abſoluten und hypothetiſchen Naturgeſetzen, und den Einrichtungen des Staats zuwider ſey.

Das Wahre, das Characteriſtiſche dieſer zärtlichen Zuneigung, wonach ſie von einer andern Art zärtlicher Zuneigung — die eben ſo gut, wie jene, nach dem Chriſtenthume gerechtfertiget werden kann, und mit welcher keine politiſche Einrichtung in irgend einem Staate etwas zu thun hat, unterſchieden werden könne, wird man an vielen Orten, wo man es eigentlich ſuchen müßte, nicht finden. Auch dürfte es ſelbſt in dem ehelichen Zuſtande, in welchem die Liebe rechtmäßig und tugendhaft ſeyn ſoll, manche Art von Zuneigungen, Bewegungen, und Trieben einer Perſon gegen die andere geben, die nichts weniger als tugendhafte Liebe iſt — ſondern — wenn man nach Religion und Vernunft entſcheidet, mit allem Rechte laſterhaft zu nennen ſeyn würde, weil ſie nicht zärtliche, ſondern bloß ſinnliche, wolluſtige Liebe iſt.

Hieraus iſt klar, daß der Moraliſten Erklärung von der tugendhaften Liebe, den ganzen Begriff ſo wenig ausholen, noch ausfüllen kann. Die laſterhafte

Liebe

Liebe aber, ſo wie ſie eben erklärt worden, kann eigentlich gar keine Liebe ſeyn; denn da iſt weiter nichts als ein Gefühl, das jedes Thier, jede Gattung von lebenden Geſchöpfen, und ein Geſchlecht zu dem andern hat, welchen allen man doch wohl keine Liebe zuſchreiben kann, wovon aber jene laſterhafte Liebe nicht anders unterſchieden iſt, als allenfalls und zuweilen durch gewiſſe beſondere Reizungen, und durch die Annehmlichkeiten der wollüſtigen Erfindungen, — der Hinderniſſe, die ſchlau gelegt werden, um den Trieb noch mehr zu erregen — noch mehr zu erhitzen, und durch alle die nahmenloſen Veränderungen, welche die von der thieriſchen Wolluſt hingeriſſene Vernunft erfinden kann.

Ueberhaupt glaube ich nicht, daß der Geſchlechtstrieb Liebe zu nennen iſt, wenn er auch gleich mit der Liebe ſich oft vergeſellſchaftet. Neuere Phyſiologen fangen zum Theil jetzt ſchon an, eben deieſen Geſchlechtstrieb, der, wenn er außer ſeinen Schranken tritt, von den Moraliſten die laſterhafte Liebe genennet wird, für den ſechsten Sinn der thieriſchen Natur zu halten. Hätten dieſe Recht, welches ich beynahe glaube, und worüber ich mich im Art. Sinn weitläuftiger erklären werde, ſo müßten viele Moraliſten ihr Syſtem von der Liebe ganz umwerfen, und ein anderes erbauen, um mit der fortrückenden Aufklärung der Vernunft in Geſellſchaft zu bleiben.

Wenn man die Menſchenherzen etwas durchſchauet, ſo wird man finden, daß zuweilen ein verheirathetes Frauenzimmer ihren Schoßhund, ihren Canarienvogel, eine fremde Mannsperſon, einen Freund ihres Mannes, und ihren Mann ſelbſt liebet. Alle dieſe Dinge paſſiren unter dem Nahmen Liebe, da ſie doch alle ſehr weſentlich von einander unterſchieden ſind. Wahrſcheinlich wird weder die eine Parthey, die vor der Liebe warnet, noch die andere, welche

Menſchen ohne Liebe für Ungeheuer hält, etwas für oder wider die Liebe zu einem Schoßhunde oder Canarienvogel, ſo fern ſie in der bloßen Zuneigung zu ihnen beſtehet, einzuwenden haben. Denn die gefährlichen Folgen einer ſolchen Liebe, müßten wenigſtens mit ſehr ſtarken Fackeln erſt aufgeſucht und gefunden werden; und — aber wer wirds einem Menſchen verargen können, wenn er auf den Spatziergängen bey den luſtigen Sprüngen eines Schoßhundes, und im Zimmer bey dem Geſange eines Vogels gar nichts fühlt — hingegen auf einen Spitz, einen Ziegenbock, und das Krähen eines Hahns mehr hält.

Freylich wird man einem ſolchen Menſchen allen Geſchmack abſprechen — aber deßhalb kann er doch ein rechtſchaffener, menſchenfreundlicher Mann ſeyn, und ein wahres, redliches, wohlwollendes Herz haben.

Um aber von dem vorigen Beyſpiele nicht abzukommen, ſo nehme ich hier wieder die Liebe jenes angeführten Frauenzimmers zum Vorwurf; ſie liebt eine fremde Mannsperſon, und einen Freund ihres Mannes. — Sollte man dagegen nichts einzuwenden haben, da doch ein verheirathetes Frauenzimmer keinen Menſchen anders lieben ſoll und darf, als ihren Mann? — Und doch hält oft die Welt dies Frauenzimmer bey all ihrer Liebe, für ein Muſter tugendhafter Weiber, — wenn gleich eben dieſe Welt, die auf einer Seite auch im Argen liegen ſoll, jedem, ſobald es nur möglich iſt, einen üblen Fleck anzuhängen ſucht. — — Ihre Liebe zu der fremden Mannsperſon, die ſie höchſtens ein Mahl in jedem Vierteljahre ſehen mag, —gegen den Freund ihres Mannes, den ſie allenthalben beſonders diſtinguiret — und zu ihrem Manne ſelbſt, muß alſo gewiß ſehr und weſentlich von einander unterſchieden ſeyn. Wo findet man nun hier die eigentliche Liebe heraus.? — =

Ich habe in meiner Jugend einen alten aber vornehemen Officier gekannt, der zuverläſſig in ſeinem Leben nie ein Frauenzimmer in der Art geliebt hatte, daß er eine Vereinigung mit demſelben hätte wünſchen ſollen, weil er allen Zwang des Herzens haßte, und alles was nur immer Zärtlichkeit ſeyn konnte, ſchwülſtig nannte, woher er von Romanen, worin die Liebe auch noch ſo gut geſchildert war, ſagte, ſie wären immerfort ſchwüllſtige Bücher. Diejenigen Handlungen gegen ſeine Nebenmenſchen, welche andere aus Liebe begehen, oder welche gewiß dafür würden angeſehen werden, geſchahen bloß aus Grundſätzen. Der Geſchlechtstrieb mochte freylich bey ihm wohl nicht unterdrückt worden ſeyn, allein alles dieſes band ihn nicht. Sollte er aber je Liebe zu Dingen in der Welt gehabt haben, ſo war es zu ſeinen Pferden, ſeinem Gewehrkabinette, und zu einigen Hammeln, die er ſtets im Pferdeſtalle gehen hatte. So ſehr er ſeine Hammel auch liebte, ſo vielen Neckereyen waren ſie von ſeiner Seite auch ausgeſetzt, worunter ſich auch das beſondere Vergnügen befand, eine Piſtole mit Erbſen zu laden, und die Hammel damit zu ſchießen; ſprangen ſie dann mit allen möglichen Hammelmanieren, ſo lachte der alte Mann, daß er ſich den Bauch halten mußte, und er amüſirte ſich ſo herrlich dabey, als mancher Süßling es in einer ſeligen Stunde beym Mädchen thut.

Wollen wir aber bey den Frauenzimmern noch etwas ſtehen bleiben, ſo können wir ein Beyſpiel anderer Art annehmen: Wenn ein Frauenzimmer neben ihrem Manne einen andern herzlich guten Menſchen liebt, der vorher ihr Bräutigam war, ſo wird ſie von der Welt äußerſt getadelt; und wäre ſie von hartherzigen Aeltern, oder gewinnſüchtigen Vormündern zu ſolcher widerſtimmigen Heirath gezwungen — warum ſollte ſolche arme Frau nicht vielmehr den größeſten

Anſpruch auf unſer Mitleid machen können? — Denn Tadel kann wohl nicht eher Statt finden, als bis ſie wirkliche Ehebrecherin wird. Daß ſie ihren erſten Geliebten liebet, kann ihr ſo wenig verdacht als benommen werden; — auch ſie ſelbſt kann ſichs nicht nehmen. Alles was ſie nach den Geſetzen thun kann, und thut, iſt das — daß ſie dieſe Leidenſchaft ſo viel in ihren Kräften ſtehet, unterdrücket, und nicht zum Ausbruche kommen läßt.

Ich bin kein Geſetzgeber, und mein Urtheil mag noch ſo wenig Entſcheidung geben — ſo kann ich mich der Eröffnung eines Gedankens hierüber nicht enthalten; ſollte er nicht ganz reif ſeyn, ſo will ich gern öffentliche, und geheime Belehrung darüber annehmen. Er iſt dieſer: Ein junges Frauenzimmer hat ſich z. B. in ihrer Jugend mit einem Manne ſo genau durch Liebe verbunden, daß ſie und ihr Bräutigam nie eine andere Verbindung eingehen würden. Sie wird aber durch falſche Ueberredung und vermeinte Gewalt dahin vermocht, ihre Hand einem Manne zu geben, den ſie nie ſelbſt würde gewählt haben; — würden vernünftige Menſchen im eigentlichſten Verſtande, denn ich meine keine bloße Politikgelehrte — und Befliſſene des Familien Intereſſes,) dieſes Frauenzimmer wohl tadeln können, wenn ſie dem angezwungenen Herrn Ehegemahl alle Umarmungen ſchnurſtracks verſagte? — — — Ich weiß es ſehr wohl, daß hierüber manche Familien-Mutter, die vielleicht zwar keinen vorher liebte, aber um nur der Strenge der Stiefmutter zu entkommen, — oder unter die Haube zu gelangen — oder auch wirklich ebenfalls, ohne einmahl zu wiſſen, was eigentliche zärtliche Liebe ſey, jagdhundsartig einem Manne angekuppelt wurde, der ihre großen Talente — das ſilberne Vermögen nur brauchte, übrigens ſich um die Perſon wenig kümmerte — hierbey ſagen wird: Ja — aber ſolches

Be-

Betragen der Frau gegen den Mann giebt ſchlechten Vertrag — — u. ſ. w. — Wahr genug liebes Mütterchen! würde ich aus vollem Halſe erwiedern; — aber warum verkuppelſt du dein Kind ohne Vernunft und Gefühl? — Wenn du dergleichen zwar auch nicht haben magſt, ſo kann doch das Kind dergleichen von deinem Manne geerbt haben — — der nur bloß in Verlegenheit war, und aus Noth dich wählte. — — — Aber leider! je einfältiger ein Menſch iſt, deſto ſtolzer pflegt er auf ſeine vermeinte Klugheit zu ſeyn!! —

Ich behalte dies Beyſpiel bey, und will annehmen, daß ein Frauenzimmer von dieſer Art, und in dieſer gezwungenen Lage, noch vor dem Trautiſche, in ihrem Herzen Liebe, Zärtlichkeit und Verlangen zu dem vorigen Geliebten unter tauſend Schmerzen fühlte — daß ſie wüßte, er liebte ſie, er bliebe ihr treu auf Lebenszeit, wenn ſie nur treu wäre — er verheirathe ſich nie, wo er nicht mit ihr verbunden würde, und mehrere andere Dinge mehr — ſo würde ich eben dieſes Frauenzimmer für niederträchtig, liederlich und geil halten, wenn ſie je ihrem ihr angekuppelten Manne nur eine wollüſtige Umarmung erlaubte. Wüßte ichs, daß es geſchehen wäre, (wenn ich der vorherige Bräutigam, das Unglück hätte zu ſeyn,) und wäre es wirklich auch ohne Folgen — ſo würde ich, bey all der Entſchuldigung, daß ſie doch nicht anders gekonnt hätte — — (wie ſolches die gewöhnliche Entſchuldigung in ſolchen Fällen iſt, wo man zwar nicht den Mann ſelbſt hochſchätzt, aber doch von ihm des Wohlbehagens wegen — gern etwas annimmt, da man es nun nicht ſo leicht auf andere Art haben kann,) das Frauenzimmer mit der größeſten Verachtung von mir weiſen.

Einen Mann zu lieben, und mit dem andern Wolluſt zu pflegen — ſind Dinge, worin ich wenigſtens

ſtens auf keine Weiſe verwickelt ſeyn möchte! — Ich halte dafür, daß jeder Mann — auch ſelbſt nach meinem Tode einſt, wenn er dieſes leſen möchte, ſollte er ſich in ſolcher elenden Lage befinden, dann in vollem Ernſt zurückziehe. Er kann ſehr wahrſcheinlich muthmaßen, daß eben dieſes Frauenzimmer — eben dieſe angebetete ſo ſehr gewünſchte ſanfte Gattin, die ſich aus Sanftmuth, (aber eigentlich nur aus milder Schwäche — —) den Begierden eines Aufgedrungenen überläßt — — mit der Zeit, bey kälter gewordner Liebe — oder bey einer anhaltenden Krankheit — einer anhaltenden Abweſenheit — oder bey Mißgeſchicken im Nahrungsſtande, wo das Glänzende beginnt aufzuhören, und ſie es nur erhalten kann, wenn ſie einem Wollüſtlinge Gehör giebt, wobey ſie genießt — und verdient — ſich dann eben ſo entſchuldigen werde, als wenn man ſie einem Manne angekuppelt hätte. — —

Dieſe Materie iſt für das menſchliche Leben noch nicht aufgeklärt. Ich glaube aber, ein Frauenzimmer, welches wider die Grundſätze und Gefühle ihrer Liebe einem andern ihren Leib zur Wolluſt hingeben kann — — und giebt doch vor, ſie liebe den beſchwornen Gegenſtand, der zuerſt alle ihre Gefühle rege gemacht — täuſchet — und der Mann, der ſie vorher liebte, kann auch nie glücklich werden, weil ſein Weib dadurch ſchon einen Hang zur Veränderlichkeit erhalten hat. Man kann alſo ſagen, daß ein ſolches Frauenzimmer an einem männlichen Gegenſtande nicht genug habe. — Ihr Herr Gemahl ſteht freylich groß und bleit in ihrem Herzen, aber, gewiß noch einige haben neben ihm Platz, und nehmen wechſelsweiſe auf eine gewiſſe Zeit, die nächſten Stellen bey demſelben ein.

Eben ſolches Frauenzimmer kann auch fremde Mannsperſonen lieben, und es iſt leicht, daß es in ſol=

ſolcher Lage bald auf den einen — bald wieder auf den andern Gegenſtand verfällt. Aber dieſer Frauen Liebe gegen fremde Mannsperſonen, muß doch gewiß nach dem Urtheile der Welt, ſehr von der eigentlich ſo genannten wahren Liebe unterſchieden ſeyn. Eben ſo iſt es aller Welt bekannt, daß eine ledige Mannsperſon, ein lediges Frauenzimmer liebt, ſie gehen Jahre lang mit einander um, und es kann keinem der Gedanke einmahl von der Unrechtmäßigkeit ihrer Liebe in irgend einer Rückſicht einfallen. Alſo wieder eine Verſchiedenheit — und dieſe Verſchiedenheiten heißen alle Liebe? —

Ein angeſehener Mann hat geheirathet; er hielt ſich vor ſeiner Verheirathung faſt in allen Gaſſen Beyſchläferinnen, ſchaffte ſie aber alle ab, nahm ein halbes Jahr mit ſeiner Frau allein vorlieb, — ſchaffte ſich indeſſen andere Maitreſſen wieder an, und thut zu gewiſſen Zeiten Reiſen, um dem Bedürfniſſe ſeiner Liebe ein Genüge zu leiſten, und nach ſeinem eignen Geſtändniſſe weiß er ſelbſt nicht, was Liebe iſt — kann ſich auch bey aller ſeiner Liebe keinen Begriff von derſelben machen. Ein anderer liebt jedes Frauenzimmer, deſſen Geſicht und Wuchs einigermaßen erträglich iſt, — er wird beym erſten Anblick entzündet, erklärt durch ſeine ganze vorzügliche Aufmerkſamkeit, Dienſtbefliſſenheit, Gefälligkeit, wie ſehr ſie die Gebieterin ſeines Herzens ſey, — ſetzt alles daran, um ihr ſein Geſtändniß abzulegen, und ſchwört alles, was er vermag, daß er ohne ihre Gegenliebe nicht leben könne. Schlägt ſie ihm alles Anſuchen ab, oder — nimmt ſies gar übel, ſo iſt die ganze Liebe und der ganze Gegenſtand wie mit einem Schwamme aus ſeinem Herzen gewiſcht. —

Iſt ſie thörigt genug nun wieder zu lieben — ſo erfährt ſie in einigen Wochen, daß auch tauſend Eide die Liebe nicht zwingen können.

Es

Es giebt noch andere, die ſogar ſo liebevoll ſind, daß ſie keinen Abend ruhig zu Bette gehen können, wenn ſie nicht eine Stunde vorher auf den Gaſſen ſich einen Gegenſtand der Liebe — geſucht, und nun dieſer geſuchten Freude ſich freuen. So ſanft nun überall dieſe Leidenſchaft ſeyn ſoll, ſo ſind eben dieſe Menſchen aber oft wahre Ungeheuer — ſie ſpielen falſch — laſſen ſich für Geld zu allen ſchändlichen Geſchäften brauchen — heucheln — ſuchen das Vertrauen ihrer Nebenmenſchen zu gewinnen, und ſtürzen ſie deſto ſicherer ins Verderben, lachen ſie aus, wenn ſie darin liegen, und ſich nicht helfen können — machen ihnen dann ſpöttiſche Vorwürfe bey ihren Klagen, und führen ſich überhaupt menſchenfeindlich auf.

Von ſolchen Menſchen möchte man ſagen: Gott wolle eine jede Stadt behüten, die ſo unglücklich iſt, dergleichen in ihren Maueren zu haben, daß es ihnen nicht einmahl gar zu ſchlecht gehe; denn alsdann müßten ſie befürchten, daß eben dieſe Menſchen bey all ihrer Liebe auch noch Mordbrenner werden.

Will man alſo die wahre Liebe characteriſiren, ſo muß man alle Arten von viehiſcher Wolluſt, die nach den Compendien und moraliſchen Schriften, eine laſterhafte Liebe genannt wird, und ſich im gemeinen Leben kenntlich genug macht, von der Liebe überhaupt ausſchließen, denn (wie ſchon oben bemerkt worden) iſt dieſelbe im Grunde nichts anders, als das Gefühl und das Beſtreben, was jedes Thier, es ſey männlichen oder weiblichen Geſchlechts, bey ſich fühlt, ſeinen Geſchlechtstrieb zu befriedigen, und wirklich ſchon ſelbſt gegen den dunkeln Begriff, den wir von Liebe haben.

Zu dieſer Sorte gehören nun alle mögliche Arten der Befriedigungen des Geſchlechtstriebes, wo nichts weiter, als das zur Abſicht iſt, ſie mögen nun feinerer oder gröberer Geſtalt ſeyn; nicht allein die Kühlung

der

der Wolluſt an einem dunklen abgelegenen Orte der Stadt, an einem Gegenſtande, der von ohngefähr aufſtößt, nicht allein die, die in öffentlich dazu beſtellten — oder gemeinen Frendenhäuſern mit aller Frechheit vor den Augen der Welt ausgeübt wird, es ſey nach mehreren, oder wenigeren ſo genannten galanten Vorbereitungen, ſondern auch die, die nach allem Genuſſe der wohlſchmeckendſten Speiſen, feinen Näſchereyen, und erhitzenden Getränken, auf einem weichem Sofa, oder einem Pflaumfederbette geübt wird, ja ſelbſt die thieriſche Genügung des Geſchlechtstriebes im Eheſtande, ſelbſt unter Ehegatten, welcher Fall auf eine mehr verſteckte, oder mehr offenbare Art im Durchſchnitte genommen, öfter vorkommen mag, als der, der auf Veranlaſſung einer wirklichen zärtlichen Liebe entſteht. Kurz jede Befriedigung des Geſchlechtstriebs, deſſen Grund allein in einem körperlichen wollüſtigen Gefühle liegt, iſt keine Liebe.

Hiervon iſt die eigentliche, wahre zärtliche Liebe ſehr unterſchieden; ſie beſteht in dem Gewahrnehmen, Erkennen und Empfinden ſolcher geiſtigen Eigenſchaften und Vollkommenheiten, die uns ihren Beyfall abzwingen, und uns daher dem Gegenſtande, der ſie beſitzt, geneigt machen. Je größern Begriff wir nun von ſolchen Eigenſchaften an ſich ſowohl, als auch ihres Werthes in Rückſicht deſſen, was durch ſie bewirkt werden kann, haben, es ſey nun Größe, Ergebenheit, Edelmuth, ſchnelle Entſchließung, Gegenwart des Geiſtes, thätige und nützliche Wirkſamkeit, großer Verſtand, Klugheit, Gelehrſamkeit, Rechtſchaffenheit, Treue, Biederſinn, u. ſ. w., oder Sanftmuth, Menſchenfreundlichkeit, Gefälligkeit, Artigkeit, bequemes, liebreiches Weſen u. ſ. w. — Ferner je näher uns ſolche Eigenſchaften ſind, d. i. je mehr wir mit denſelben übereinſtimmen, und gleiche bey uns gewahr werden, deſto größer wird unſer Beyfall, und

deſto

deſto ſtärker unſere Zuneigung zu dem Beſitzer, oder der Beſitzerin ſolcher Vollkommenheiten, und deſto mehr beſtreben wir uns, eine Art von Antheil an denſelben dadurch zu erlangen, daß wir einem ſolchen Gegenſtande, unſere dem ähnliche oder gleiche Eigenſchaften oder Vollkommenheiten ſehen laſſen, und ihm dadurch gleichfalls ſeinen Beyfall und ſeine Geneigtheit gegen uns abzwingen.

Wird nun unſere Vorſtellung und Empfindung ſolcher Eigenſchaften bis zum höchſten Grade getrieben, ſo ſteigt auch in eben dem Grade unſer Beſtreben, und der Wunſch, dieſen Gegenſtand zu beſitzen; und in dieſem Wunſche liegt dunkeles Gefühl von Hingeben, Ueberlaſſen, Ausſchütten, unumſchränktes Vertrauen, Ruhe und Zufriedenheit in dem Beſitze ſolches Gegenſtandes, ſo wie Leere, Verdrießlichkeit, Unmuth und Unerträglichkeit, in dem Gedanken der Entfernung und Unmöglichkeit liegt.

Dies letztere beſonders ſind die Eigenſchaften der characteriſtiſchen, der zärtlichen Liebe, — und ſind nun beyde Gegenſtände für einander eingenommen, hegen ſie eine ſolche Art Liebe gegen einander, ſo miſcht ſich ein körperliches Gefühl, und ein Enthuſiasmus der Vorſtellung ihres beyderſeitigen glücklichen Zuſtandes mit unter, erregt den Geſchlechtstrieb, dem dann auf eine tugendhafte, der menſchlichen Einrichtung und Beſchaffenheit, und ſeiner Beſtimmung gemäße Art, Genüge geſchehen kann, — und der Enthuſiasmus, die Fülle der Vorſtellungen und Empfindungen, laſſen tiefe Spuren nach, die bey dem bloßen Gewahrwerden des geliebten Gegenſtandes, die ganze Fülle wieder unwillkürlich hervorbringen.

Eine andere Art Liebe, unterſcheidet ſich von dieſer allein dadurch, daß ſie bey dem Beſtreben, die Zuneigung deſſen, dem wir geneigt worden ſind, zu erhalten, ſtehen bleibt. Die Vorſtellungen der Empfindungen und Voll=

Vollkommenheiten des Gegenſtandes ſteigen nicht auf den höchſten Grad, wodurch der dringende Wunſch, wieder geliebt zu werden, nicht verhindert wird, und alſo alle die dunkeln Gefühle, die mit demſelben vermiſcht ſind, nicht Statt finden, und mithin auch das körperliche, (durch die dunkeln vorher beſchriebenen Gefühle,) erregte Gefühl, gar nicht entſtehen kann. Dieſe Art Liebe, die immer ſehr zärtlich ſeyn kann, iſt die eigentliche freundſchaftliche Liebe, dahingegen die andere in der Ehe, wenn ſie glücklich ſeyn ſoll, unentbehrlich iſt.

Mit der zuletzt beſchriebenen Art Liebe, hat nun keine Polizey, kein Geſetz eines Staates, keine bürgerliche Einrichtung, das geringſte zu ſchaffen, ſo wie ſie auch keinem vernünftigen Moraliſten entgegen ſeyn kann, weil ſie ſowohl der geiſtigen Natur des Menſchen, und ſeiner ganzen übrigen, zum geſelligen Leben geſchaffenen Einrichtung, als auch den eigentlichen wörtlichen Geſetzen des Chriſtenthums gemäß iſt. Es kann alſo dieſelbe mit allem Rechte, ſo wie bey einer Mannsperſon gegen die andere, und bey einem Frauenzimmer gegen das andere, ſo auch bey einem männlichen Geſchlechts, gegen eine weiblichen Geſchlechts, und umgekehrt, Statt finden. Aber — kenne ich anders den Menſchen in allen ſeinen Schwachheiten, mit allen ſeinen Nuancen zu gewiſſen Zeiten recht, — ſo hat auch jedes Frauenzimmer ſowohl, als jede Mannsperſon, die größte Urſache, jeder Regung deſſen, was größere Liebe verurſachen, was den Untergang zu der zuerſt beſchriebenen Liebe bewirken könnte, zu unterdrücken, damit eine ſolche freundſchaftliche Liebe nicht ausarten, und in der Folge für beyder Tugend nicht gefährlich werden möge.

Der Menſch aber, der dieſe Art Liebe nie bey ſich geſpürt, aber doch wenigſtens; wenn es nicht klar und deutlich geweſen iſt, doch dunkel, ſich ſelbſt unbe-

wußt nicht gefühlt hat, mag allerdings ein Ungeheuer ſeyn, allerdings alle Anlage zu den ſchrecklichſten Schandthaten haben. Denn ſie giebt den ſicherſten Beweis, daß ein ſolcher keine Art Geiſtesgrößen und Vollkommenheiten kennet, nie weder den innern Werth ſolcher Eigenſchaften, noch den äußern derſelben aufs Wohl der ganzen Menſchheit gefühlt hat; — daß mithin keine dergleichen bey ihm ſelbſt Statt finde. Der aber, der auch nicht die kleinſte gute Eigenſchaft an ſich hat, der auch das, was ihm vor Augen liegt, nicht ſo empfinden kann, daß es ihm daſſelbe geneigt macht, muß entweder gar nichts wirken — und denn iſt er freylich der unglücklichſte Menſch auf dem weiten Erdboden, — oder er kann auch nichts anders, als Böſes, als Unglück hervorbringen, — und dann iſt er ein Abſchaum der Menſchheit; — und verbindet er damit noch Argliſt, noch Feinheit des Verſtandes, ſo hätte wirklich ſelbſt der Teufel alle Urſache, ſich vor einem ſolchen Menſchen in Acht zu nehmen, daß er ihn nicht um die Oberherrſchaft aller ſeiner Geſellen bringe.

Die erſte beſchriebene Art Liebe kann aber, wie man leicht ſehen wird, nur in einem einzigen Falle, wenn ſie wahrlich tugendhaft ſeyn ſoll, Statt finden, nähmlich nur allein bey ſolchen Menſchen, die ſich ehelich verbunden haben, und ſolchen, die durch ein eheliches Band ihre Liebe von der Art rechtmäßig machen können und wollen. In allen übrigen Fällen iſt ſelbſt dieſe — an ſich reine und erhabene Liebe, in Rückſicht der Gegenſtände laſterhaft. Laſterhafte Liebe, wenn eine mit einem Manne verbundene Frau, eine ſolche gegen eine Mannsperſon, und eben ſo ein, mit einer Frau ehelich verbundener Mann, gegen ein anderes Frauenzimmer hat. — Laſterhafte Liebe, wenn ſie unter Perſonen Statt findet, die entweder nicht den Willen haben, noch je nach den Umſtänden,

ſie mögen ſeyn, wie ſie wollen, das Vermögen haben, ſich dieſelbe durch ein eheliches Band rechtmäßig zu machen.

Es iſt leicht möglich, daß viele Menſchen derglei- chen Liebe gar nicht fähig ſind. Z. B. ſolche, deren Seelenfähigkeiten mehr zu kalten Speculationen und klaren Vorſtellungen, als zur Empfindung geneigt ſind, bey welchen dunkle und gehäufte Vorſtellungen nothwendig ſeyn müſſen — auch wohl ſolche, die oh- ne zu abſtrahiren, nichts hören oder ſehen können. Dieſe aber mit jenen beſchriebenen Ungeheuern, die der andern Art Liebe nicht fähig ſind, in eine Claſſe ſetzen, würde ungerecht und falſch ſeyn.

Es haben alſo die Moraliſten Recht, wenn ſie vor dieſer Liebe in ſolchen Umſtänden warnen, denn ſie iſt nicht allein für die Tugend ſolcher Menſchen höchſt gefährlich, ſondern ſie bringt auch ein Heer von Unglück über dieſelben. Klug und chriſtlich handelt alſo d.r — und die, welche mit aller Kraft den erſten Eindrücken entgegen arbeiten, welche auf ſie gemacht werden, und die ſie zu der Liebe führen können — wenn ſie voraus ſehen, daß ſie nie rechtmäßig werden kann. Geſchähe dies durchgängig — es würde der reichhaltige Stoff der Romanen ſo ſehr ſchwinden, daß man bald Romane ohne Liebe leſen würde.

Mein Vorhaben iſt nicht, daß ich hier von allen Unordnungen der Liebe handeln will, und will auch keinesweges dieſe Abhandlung mit dem Blutvergießen, dem Gifte, und der Infamie beſudeln, die ſie über ganze Familien ganze Staaten verbreitet hat, ſo wie nicht mit der Verunehrung der heiligſten Dinge und der Reli- gion. Es wird hinlänglich ſeyn, wenn ich ſage: ſie iſt der gefährlichſte Feind, den die Weisheit haben kann; da unter allen Leidenſchaften, die die Weisheit ſtören, nur allein die Liebe ſo mächtig iſt, gegen die ſie keine Waffen hat. Die Leidenſchaften welche mit

Ungeſtüm und plötzlich in die Seele eindringen, dauern auch faſt nur einen Augenblick in derſelben; und die Vernunft findet immer ihre Entſchuldigungen in der Ueberraſchung. Andere Leidenſchaften aber, die allmählich kommen, die fühlt ſie, ankommen, und kann ihnen den Eintritt verſperren, oder ſie, da ſie ſchwach und ohnmächtig ſind, verjagen.

Die Liebe ſchleicht ſich ſo heimlich ein, daß man unmöglich weder ihren Eintritt, noch ihren Gang bemerken kann. Sie nähert ſich als ein maskirter Feind, und bemächtiget ſich aller vornehmſten Theile der Seele, (wenn man ſo ſagen dürfte,) ehe man ſie einmahl erkennen kann, und dann giebt es kein Mittel mehr, ſie auszutreiben. Sie muß ſiegen, und Vernunft und Weisheit werden von ihr bezwungen, und beugen ſich vor ihr.

Und das mag es vielleicht geweſen ſeyn, was die Alten ſagen wollten, wenn ſie dichteten, bald: daß die Liebe die Beherrſcherin der Götter wäre; bald, daß ſie ein Dämon wäre, den die Götter vom Himmel auf die Erde ſteigen ließen, weil es doch gewiß iſt, daß ſich dieſe Leidenſchaft zum Herrn über die meiſten Menſchen der ganzen Welt macht; — und daß ſich die Lais ehemahls nicht ohne Grund rühmte, daß ſie mehr Philoſophen bey ſich ſähe, als andere ehrliche Leute, — welcher Fall hin und wieder bey mancher deutſchen Lais auch noch Statt finden mag.

Es giebt keine Leidenſchaft, die ſo verſchiedene Handlungen hervorbringt, noch, die ſo viele Ausſchweifungen macht, als die Liebe; und daher würde es eine langweilige Sache ſeyn, alle Handlungen zu unterſuchen; ja, es würde dies vergebens ſeyn, da die meiſten Handlungen noch auch von andern Leidenſchaften herkommen, von denen beſonders in Bezug hierauf geredet werden müßte. Ich will daher hier nur etwas berühren, welches ungemeinen Einfluß auf

die

die Urſachen und Kennzeichen der Liebe hat; dieſe können ſeyn: Die beſtändigen Gedanken eines Verliebten an den verliebten Gegenſtand; der hohe Werth den er auf denſelben ſetzt; die Mittel, die er anwendet, denſelben zu beſitzen; die ausſchweifenden Reden, die er führt, wenn er von ſeiner Leidenſchaft redet; — denn in der Liebe giebt es faſt keine Handlung, die nicht auf eine von dieſen vier Handlungen könnte gebracht werden.

Was die erſte betrifft, ſo iſt doch, ob es gleich etwas allgemeines bey den Leidenſchaften iſt, daß ſie beſonders den Geiſt beſchäftigen, und denſelben nach dem Gegenſtände richten, der die Leidenſchaft unterhält, keine Leidenſchaft, die dies länger und ſtärker thut, als die Liebe. Denn entweder ſind die Leidenſchaften ungeſtüm und ſtürmend, oder ſie ſind langſam und laſſen ſich lenken. Jene verſchwinden ſogleich; dieſe aber kann man beſänftigen, oder durch nachdrückliche Vorſtellung, ja zuweilen durch andere Leidenſchaften, lenken. Daher laſſen ſich die verdrießlichen Leidenſchaften durch Vergnügen mildern; — die angenehmen Leidenſchaften verlieren hingegen durch Betrübniß; und ſie alle können ſich in ſtärkere umändern, wenn ſich Gegenſtände darbieten, die ſtärker ſind als die, welche Leidenſchaften erregt hatten; denn ein großer Schmerz läßt uns einen geringern vergeſſen, und eine übergroße Freude hebt das Andenken an eine geringere auf.

Bey der Liebe pflegt es aber doch nicht immer ſo zu gehen. Sie hat das Eigene: daß ſie heftig iſt und lange anhalten kann; — daß ſie keine Gründe anhöret, und daß man ſie ſelten, wenn ſie einmahl feſten Fuß gefaßt, durch Antrieb einer andern Leidenſchaft, die ſey nun, welche ſie wolle, ändern und verringern kann. Daher wird die Einbildungskraft ſo ſehr beleidiget, und achtet es nicht, ob es noch ein größeres

Gut gäbe, das ſie beſitzen, und das ihr mehr Vergnügen als der verliebte Gegenſtand machen könnte. Sie erkennet daher auch kein anderes Gut, es ſey auch noch ſo vortrefflich, das ihre Neigung abwenden, und auf ſich ziehen könnte; weil die Seele nie ein größeres Gut verläßt, um ein geringeres zu ſuchen.

Eben ſo iſt es mit dem Mißvergnügen; denn, wenn man geliebt wird, ſo giebt es keinen Schmerz, keine Mühe, die ſich nicht durch das Vergnügen, welches man empfängt, zerſtreuen ſollte. Und, wenn man nicht geliebt wird, ſo iſt, da die Seele kein größeres Uebel, als eben dieſes kennt, jedes andere Uebel nur zu ſchwach, um das Andenken an dieſes aufzuheben. Daher ziehet die Seele immer das Gute, das man ihr geraubt hat, in Erwägung, wünſchet es unaufhörlich, und ſetzet in deſſen Beſitz, das einzige Mittel, welches ihr Mißvergnügen heilen kann.

Der erſte Urſprung aber von allen dieſen Wirkungen, iſt der heftige Eindruck, den die Schönheit auf die Seele macht; daß wir alſo, wenn wir zeigen, warum die Gegenſtände der andern Leidenſchaft den Eindruck nicht ſo ſtark und ſo tief machen können, zugleich zeigen müſſen, warum der Eindruck länger dauert, und ſie den Geiſt mehr dabey aufhält, als keine andere Leidenſchaft thut.

Es iſt eine ausgemachte Wahrheit, daß wir eine geheime Kenntniß der Dinge, die zu unſerer Erhaltung dienen, in uns haben; und es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Kenntniß vermöge einiger Ideen entſteht, die die Natur tief in die Seele gelegt hat, und die in derſelben gleichſam verborgen und begraben liegen, und bey dem Eintritte der Ideen, die die Sinne derſelben zuführen, rege werden, und aufwachen, und nachgehends in dem Begehrungsvermögen, entweder Liebe oder Haß, Verlangen oder Abſcheu erregen.

Da

Da es aber nur zwey Stücke giebt, die zu unſerer Erhaltung dienen, nähmlich das Trachten nach dem Guten, und die Entfernung von dem Uebel, ſo iſt es auch gewiß, daß die Natur mehr an Erhaltung des Guten, als an Entfernung von dem Uebel, denkt. Und, da es Güter giebt, die vortrefflicher und nützlicher als andere ſind, ſo muß ſie auch mehr auf dieſe, als auf jene, die nicht ſo nützlich ſind, bedacht ſeyn; ſie muß ſich eine vollſtändige Idee davon machen, und auch der Eindruck, den ſie machen, muß ſtärker und tiefer ſeyn.

Demnach darf man nicht zweifeln, daß die Erhaltung der Species, die ein generelleres und vortrefflicheres Gut iſt, als alle andere Güter, die nur das Beſondere angehen, die Natur nicht ſollte genöthiget haben, der Seele hiervon eine wirkſamere Kenntniß, und ein heftigeres Verlangen nach demſelben, als nach etwas anderem, was es auch ſeyn möchte, zu geben. Und eben ſo wenig darf man zweifeln, daß ſie auch derſelben nicht ſollte die Idee der Schönheit recht kräftig eingeprägt haben; da dies das Kennzeichen iſt, das ihr jenes Gut und die Reize, die deſſen Beſitz wünſchen laſſen, zu erkennen giebt. Daß alſo die äußere Schönheit, wenn ſie in die Einbildung tritt, und jene allgemeine Idee, die die Natur hineingelegt hat, antrifft, ſich mit derſelben vereingt, und das geheime und mächtige Verlangen, daß ſie begleitet, rege macht, und es auf den Gegenſtand anwendet, den ſie der Seele darſtellet. Daher kommt die ſtarke Aufmerkſamkeit, die den Geiſt eines Liebhabers beſtändig an die geliebte Perſon bindet, und ihm hernach Hang zur Einſamkeit und Stille, Eckel an allen Vergnügungen, die ihm ſonſt ſo lieb und werth waren, und alle Erſcheinungen verurſachet, die ein Einſiedlerleben, einer von Furcht und Hoffnung gequälten Seele,

daß ichs kurz ſage, einer von der grauſamſten Leidenſchaft gedrängten Seele einflößen kann.

Was die Quelle betrifft, aus der die hohe Meinung herfließt, die man für den geliebten Gegenſtand hat — aus welcher der Reſpect, die Unterwürfigkeit, die Dienſtgefliſſenheit und die meiſten Redensarten herfließen, der ſich die Verliebten bedienen; ſo iſt dies gewiß auffallend und befremdend — und es würde unglaublich ſeyn, wenn man nicht noch täglich ſähe, daß ein König Krone und Macht einer Sclavin unterwirft; daß die Weiſeſten eine laſterhafte Perſon anbeten, und die Beherzteſten ſich unter ſchwache, niederträchtige und verachtungswürdige Kreaturen ſchmiegen. Woher kann der mächtige Reiz kommen, der einen das, was man iſt, und was man liebt, verkennen läßt, und uns eine ſo üble Meinung von uns ſelbſt, und eine ſo vortheilhafte Meinung von dem, was wir lieben, giebt?

Man darf nicht zweifeln, daß die Einbildung nicht die Haupturſache dieſes Irrthums ſeyn ſollte, da ſie die Macht hat, die Bilder, die ſie bekommt, zu vergrößern, und ſie ſogar mit neuen Phantomen zu beladen, die die Dinge verſtellen, und ſie ganz anders darſtellen, als ſie wirklich ſind; ſie macht es mit dem Bilde der Schönheit, das ihr vorgeſtellet wird, wie ſie es gewöhnlich im Traume macht; oder ſie bauet auf eine leichte Idee, die ſie von den Säften hat, welche ſich bewegen, hunderterley Chimären, welche eine Gleichheit mit jenen Säften haben. Denn, ſobald die Einbildung das Bild des geliebten Gegenſtandes bekommen hat, ſo bildet ſie es nach dem Modelle jener allgemeinen Idee der Schönheit, die ihr die Natur eingedrückt hat; ſie ſchmücket es mit den Annehmlichkeiten die ſie hat; ſie verwechſelt es mit ſich ſelbſt, und repräſentirt ſich alſo die geliebte Perſon weit vollkommner, als ſie wirklich iſt. Und man kann noch hinzuſetzen:

daß

daß es hier ſo gehet, wie in den Krankheiten des Geiſtes, wo der beſondere Irrthum, der den Geiſt in Unordnung hält, alle Gedanken, die eine Beziehung auf denſelben haben, ſtöret und verdirbt, und die, welche von demſelben entfernt ſind, ganz vernünftig bleiben; daher ein Verliebter ſein Urtheil ganz frey erhalten kann, ſobald es nicht die geliebte Perſon betrifft. Sobald die aber dabey intereſſirt iſt, ſo muß er Sclave ſeiner Leidenſchaft ſeyn, und von den Dingen nach Maßgabe ſeines angenehmen Irrthums, den ihm ſeine Leidenſchaft einflößet, urtheilen.

Wirklich iſt es ein Wunder, daß ein häßliches Geſicht, und welches man auch als ein ſolches anſiehet, bald hernach wieder vermeintlich voll Reize erſcheinen kann; eben als wenn die Einbildung es geſchminkt, oder alle Mängel deſſelben ausgelöſcht hätte. Allein die Schminke oder Vollkommenheit, die ſie ihm giebt, kommt von jener Idee, davon ſie ganz voll iſt, und die ihr die Natur gegeben hat, um ſie zu vermögen, das größte Gute zu ſuchen, das ihr wiederfahren kann.

Dem ſey dann, wie ihm wolle, wenn die Seele ſich in dem Urtheile, das ſie von der Schönheit fällt, geirret hat, und dieſelbe für ein vortreffliches Gut hält, deſſen Beſitz ſie vollkommen machen ſoll, ſo unterwirft ſie ſich gänzlich derſelben, und betrachtet ſie nicht anders mehr, als eine Königin, die über ſie herrſchen ſoll. Denn das Gute hat das Eigene, daß es ſich mit Macht communiciret, und ſich zum Herrn über die Dinge macht, von welchen es aufgenommen wird, — daß es alſo eine Vollkommenheit iſt, die als Wirkung und Form, dient, ſo wie die Sache, die das Gut empfängt, ſtatt Kraft und Materie dient. Nun nimmt man aber als einen ausgemachten Satz an, daß ſich die Form zum Herrn über die Materie aufwerfe, ſonſt würde dieſe von jener nicht die Vollkommenheit

haben — man wendet dieſen Satz auf die Schönheit an, welche jene herrſchende Eigenſchaft haben ſoll. Die Seele wird davon gerührt, und unterwirft ſich deren Herrſchaft. Daß dieſer Schluß auf allen ſeinen Füßen, (geſetzt, er brauchte auch noch Krücken daneben,) von Grund auf feſt ſtehe, will ich nicht behaupten, allein, Herr des la Chambre, und vielleicht mit ihm noch mehrere, behaupten, daß daher dann die Unterwerfung, der Reſpect — alle Ausdrücke von Knechtſchaft und Gefangenſchaft, die die Verliebten ſo gewöhnlich gebrauchen, herkämen.

Die Liebe pflegt zweyerley Kennzeichen zu haben; einige, die zu einem gewiſſen Endzwecke geſchehen, andere, die aus bloßer Nothwendigkeit erfolgen. Die erſtern erfolgen aus Antrieb der Seele, die ſie für nöthig hält, um ihre Leidenſchaft auszudrücken, ob ſie ihr gleich manches Mahl ſehr unnütz ſind; die andern ſind bloß natürlich, und erfolgen ohne Abſicht; da ſie nur Wirkung, die aus einer nothwendigen Folge, aus der Unruhe und Bewegung erfolgen, die äußerlich vorgehen.

Von der erſten Art ſind: die Bewegungen der Augen und der Stirne, das Stammeln der Zunge, die Mäßigung und verſchiedene Bewegungen der Stimme, das Lachen und der Anſtand des Körpers, alle andere ſind natürlich, oder fließen wenigſtens aus der bloßen Natur.

Die Bewegung der Augen iſt ſo vielfach, daß es faſt unmöglich iſt, alle Arten derſelben anzugeben: denn ſo wie außerordentlich viele Leidenſchaften aus der Liebe entſtehen, und ſich mit derſelben ſehr wohl vertragen, und eine jede die Augen auf verſchiedene Art in Bewegung ſetzt, ſo geſchieht es auch, daß ſich alle Bewegungen hier einander begegnen, und alſo das Vergnügen die Augen hüpfen läßt — das Verlangen treibt ſie nach außen, die Traurigkeit ſchlägt ſie nieder,

nieder, die Furcht macht ſie unruhig, die Hochachtung ruhig, die Verachtung feurig, und ſo ferner.

Was die Augen betrifft, ſo glauben einige, verliebte Augen wären ſolche, deren Blicke lebhaft und munter ſind, und die in einem Augenblicke bald von dieſer, bald von jener Seite geworfen werden; da beſonders, wenn **Ariſtoteles** von wollüſtigen Augen redet, die er μαργυς nennet, einige Ueberſetzer es durch inſanus, unſinnige, gegeben haben; welches doch eigentlich zerſtreute Augen ſind, die ſich in beſtändiger Bewegung befinden. Allein, außer daß dieſes nicht der Sinn des **Ariſtoteles** iſt, und er damit ſolche Augen bezeichnen wollte, die man ſchmachtende Augen nennet; ſo iſt es gewiß, daß die zerſtreuten Augen nicht auf die Liebe, ſondern mehr auf Zorn, Unruhe und Flüchtigkeit des Geiſtes paſſen. —

Andere glauben, ſie wären ſolche Augen, deren Augapfel ſich in die Höhe hebet, und zur Hälfte unter den Augenliedern verbirget, wie auch **le Brun** die Liebe zeichnet, welches man unter gewiſſen Umſtänden auch ſterbende Augen nennen könnte; weil die Sterbenden, wie auch ſchon **Ariſtoteles** in ſeinen Problemen bemerkt hat, gewöhnlich ſolche Augen haben. Wobey er auch noch hinzu ſetzt, daß dieſes auch in einigen Handlungen der Liebe zu geſchehen pflegte; allein alsdann hat die Liebe nicht die Abſicht, dieſe Bewegung zu bewirken, ſondern es iſt ein bloß natürlicher Effect — eine Art von Krampf, der dem Uebermaße des Vergnügens folget, wie hiervon weiterhin in andern Artikeln noch mehr abgehandelt werden ſoll. Außerdem aber kann dieſe Art Blicke ein Zeichen des Schmerzes — ſey es auch nur des ſüßen Schmerzes, und der Schwermuth ſeyn.

Daß die Augen, wovon hier die Rede iſt, ſolche ſind, die die Lateiner paetos nennen, und die ſie der Venus beylegten, iſt wahrſcheinlicher. Denn, ſie ſind

lächelnd,

lächelnd, und laſſen ihre Blicke gleichſam verſtohlner Weiſe ſchießen, wobey ſich die Augenlieder ganz gelinde niederlaſſen, und halb zuſchließen. Mich dünkt, es ſtimmen mit der Natur der Liebe keine Augen ſo ſehr überein, als eben dieſe, beſonders, da ſie durch einen einzigen Blick alle die vornehmſten Bewegungen zu erkennen geben, die bey dieſer Leidenſchaft Statt haben. Denn, nachdem was ich oben als Grundſatz angenommen, daß die Liebe in der innern Vereinigung des Begehrungsvermögens mit dem geliebten Gegenſtande beſtehe — daß das Vergnügen ſie immer begleite — daß die Schönheit Unterwerfung, und eine Art von Demuth einflöße — daß Lieben nichts anders, als ein Streben ſey — und daß, wenn ein Liebender die geliebte Perſon nicht beſitzet, das Verlangen ihn beſtändig dahin treibt; — ſo läßt ſich denken, daß die Augen der Liebenden nicht allein verſchiedene Geſtalten, ſondern auch ſelbſt verſchiedenes Feuer haben können, welches alles ein Mahler in einer Figur nie auszudrücken im Stande iſt.

Die Stirne iſt immer lächelnd und heiter in der Liebe, und es hat das Anſehen, als wenn ſie ſich öffnete und ausdehnte, welches ein Zeichen der Schmeicheley iſt. Solche Aeußerung der Schmeicheley liegt ſchon in der Natur überhaupt; man ſehe einen liebkoſenden Hund, wie glatt er ſeine Stirne macht — man ſehe unter dem Gefieder die Tauben, wie ſie alle Federn dicht an den Kopf legen, wenn ſie ſich ſchnäbeln, und viele andere Thiere, die ſich alsdann glatt machen — ſo wie ſie im Gegentheile, eben als auch der Menſch, die Stirne kräuſen, ſobald die entgegengeſetzten Leidenſchaften, als Haß Zorn u. dgl. aufſteigen.

Die Zunge pflegt bey der Liebe zu ſtocken — manches Mahl kitzelt ſie — manches Mahl zittert ſie zwiſchen den Lippen; die Hitze des Körpers macht den

Mund, alſo auch Zunge und Lippen trocken. Doch — vielleicht gränzt dieſes ſchon zu nahe an die Wolluſt. Das Stammeln in der Rede rühret gröſtentheils von der Verwirrung ſelbſt, oder auch von dem allzuſtarken Blutdrang zu den Gefäßen der Zunge her. Eine gewiſſe Art von angenehmer Furchtſamkeit mäßiget den Ton der Stimme, und zeiget Unterwürfigkeit an. Ueberhaupt aber giebt es noch ſehr viele andere Kennzeichen, die Liebe im hohen Grade verrathen können. Sie ſind aber zu allgemein, finden ſich nicht bey allen Temperamenten, und ſind auch mit vielen andern Leidenſchaften ſo verwickelt, daß man ſie ſchwerlich abſondern kann. Daher breche ich hiervon ab.

Herr des la Chambre (*) hat ſehr weitläuftig (Th. 1, S. 18 bis 107.) von der Liebe geſchrieben; allein, es iſt meiner Meinung nach in dieſer Abhandlung, nicht allein die Liebe mit der Wolluſt gänzlich verwechſelt, ſondern, die uns gelieferte deutſche Ueberſetzung auch ſehr ſteif und ſchlecht gerathen.

Die unſchuldige Liebe, dünkt mich, könnte man unter der Figur 4449, ſich vorſtellen.

Das Vergnügen der Liebe, wird aber nach der ſchon zum öftern angeführten Iconologie, durch einen reizenden, zierlich gekleideten, und mit Myrthen bekränzten Jüngling vorgeſtellt. Er kniet vor einem Herzen, das ſich der Mitte eines blühenden Roſenſtrauches befindet, deſſen Roſen und Dornen, auf die Schmerzen und Süßigkeiten der Liebe anſpielen. Die Verzierungen dieſes Herzens mit einer Kette von friſchen Blumen, die er eben vornimmt, iſt das Bild von der Freude eines Liebenden, der ſein Wohlgefallen daran findet, den geliebten Gegenſtand zu verſchönern. Dieſes wird man in der Figur 4450 ſehen.

Dieſe

(*) Von den Kennzeichen der Leidenſchaften des Menſchen. Münſter, 1789.

Dieſe Materie könnte unendlich verlängert, verdeutlichet, und mit unzähligen Erfahrungen vermehret werden, allein die Zeit und der Raum erlauben es nicht. Auch möchte mancher Leſer glauben, das Kapitel von der Leidenſchaft gehöre nicht in die Encyklopädie. Ich hoffe aber Verzeihung, wenn ich das Gegentheil behaupte: Zur klugen Haus- Staats- Stadt- und Landwirthſchaft, wohin vorzüglich auch die Polizey zu rechnen iſt, gehöret meinem Bedünken nach, ganz beſonders auch, nicht allein die Kenntniß von den menſchlichen Leidenſchaften im Allgemeinen, ſondern auch von den Folgen die ſie als gute oder böſe Leidenſchaften haben können; folglich ſind nicht allein die Leidenſchaften ſelbſt, ſondern auch ihr Einfluß nothwendig zu erwegen, weßhalb in allen Schriften, die von der Polizey handeln, auch die Leidenſchaften der Menſchen nicht überſehen werden.

Man findet auch in verſchiedenen andern Schriften von der Liebe, zerſtreuete Abhandlungen; z. B. in den nützlichen Sammlungen, von 1756, Col. 1177, fgg. — im Arzt von **Unzer**, Th. 3, S. 227, fgg. — und eben daſelbſt, Th. 2, S. 553, und Th. 5, S. 64, ſind Mittel wider die Liebe angegeben. In dem Verſuche einer zahlreichen Folge leidenſchaftlicher Entwürfe, ꝛc. von **J. F. von Götz**, iſt die Liebe vielfach beſchrieben. Von den Unannehmlichkeiten der Liebe findet man in den hannöveriſchen Anzeigen, 1765, Col. 323, fgg. einen Aufſatz. Ueberhaupt aber giebt faſt jeder Roman eine Schilderung von Leidenſchaften überhaupt, und von der Liebe beſonders.

Zum Schluß dieſer Materie, will ich noch etwas Phyſiognomiſches für die Künſtler aus **Köremons** Natur und Kunſt in Gemählden, Bildhauereyen, Gebäuden, und Kupferſtichen, zum Unterricht der Schüler und Vergnügen der Kenner, Leipzig und Wien, 1770, 8. einrücken. Der vortreffliche Ver-

faſſer ſagt ſchon Th. 1, S. 266, fgg. im 20ſten Kapitel viel Gutes, allein, ich muß bloß dahin weiſen, und mich damit begnügen, nach ſeinen Grundſätzen, von den Wirkungen welche die Gemüthsbewegungen im Geſichte verurſachen, ſeine Meinung weiter bekannt zu machen:

Es hat das Anſehen, daß der Kopf dem Ausdrucke der Leidenſchaften am meiſten das Leben und die Stärke mittheile. Die Züge des Angeſichts ſcheinen die geheimen Bewegungen der Seele äußerlich zu offenbaren, und wenn ſie das Angeſicht lebhaft mahlt; ſo ſcheinen die Augen, welche es einrichten, die Ausleger oder Dolmetſcher ſolcher Bewegungen zu ſeyn. Ihre verſchiedenen Bewegungen geben aber auch verſchiedene Leidenſchaften des Herzens zu erkennen. Man ſollte faſt glauben, als wenn wir die Augen von der Natur dazu bekommen hätten, daß ſie unſre Empfindungen erklären ſollten. Sie vervielfältigen ihre Blicke nach unſern verſchiedenen Leidenſchaften. Bald entdecken ſie das Vergnügen und die Freude; bald die Traurigkeit und die Schwermuth; bald die Verwunderung, den Verdruß, die Ernſthaftigkeit, den Zorn, die Verzweifelung, die Wuth, und kurz, alle Leidenſchaften. Weil aber alle Theile des Angeſichts ſich verändern und rege gemacht werden, wenn die Seele bewegt wird, ſo müſſen wir nun auch die verſchiedenen Leidenſchaften und ihre Wirkungen, die durch jene entſtehen, unterſuchen.

Alle Handlungen der ſinnlichen Begierden werden Leidenſchaften genennet, in ſofern ſie die Seele dermaßen erregen, daß der Körper dadurch leidet und ſich merklich verändert. Dieſe Regungen und verſchiedenen Abwechſelungen, welche die Begierde, oder das Verlangen des Guten, und die Furcht vor dem Uebel verurſachen, müſſen der Hauptgegenſtand eines Mahlers ſeyn, welcher andre übertreffen will. Denn, da er ſich allezeit nach der Natur richtet, ſo muß er durch dieſe Richtigkeit und durch die Wirkungen, ſo die Leidenſchaften im Körper hervorbringen, allen Theilen ſeines Gemähldes ein Leben einflößen, welches, da es ein lebhaftes und begeiſtertes Ganzes ausmacht, den Zuſchauer aufhalte, ihm ans Herz greife, und ſeine Erſtaunung ſo ſtark erwecke, daß es

ſcheine,

ſcheine, als bemächtigte es ſich ſeines Herzens. Weil nun aber der Mahler die Leidenſchaften, ohne ſie zu kennen, nicht auszudrücken weiß, ihre Anzahl aber faſt unendlich iſt; ſo wird es dienlich ſeyn, wenigſtens die vornehmſten davon zu unterſuchen.

Alle Leidenſchaften wie ich ſchon geſagt habe, entſtehen aus dem Verlangen des Guten, und aus der Furcht, oder aus dem Begriffe des Uebels. Aus dieſem Grunde könnte man alſo den Schluß machen, daß man nur zwey Gegenſtände, nähmlich das Vergnügen und den Schmerz zu beobachten hätte. Allein man macht gemeiniglich folgende Eintheilung der Leidenſchaften, und nennet ſie: Die Liebe, den Haß, die Begierde, die Flucht, die Hoffnung, die Verzweiflung, die Luſt, den Schmerz, die Furcht, den Muth, und den Zorn. Andere kennen nur eine einzige, welche alle andere in ſich begreift, nähmlich die Liebe. Ich aber meines Orts bin zuweilen ſehr geneigt zu glauben, daß es keine andere Leidenſchaft giebt, als die Selbſt- oder Eigenliebe. Wir haſſen und lieben in Anſehung unſerer ſelbſt; wir ſtreben nach nichts, als was uns nützlich ſcheint, oder was uns zu unſerm Vergnügen gereicht; wir haſſen, was uns zuwider iſt; die Hoffnung des Guten ſchmeichelt unſerm Verlangen. Damit man aber durch ihre große Menge ſich nicht gar zu viel zu ſchaffen mache; ſo kann man einräumen, daß nur ſechs Hauptleidenſchaften ſind, aus welchen die übrigen ihren Urſprung nehmen; nähmlich: Die Verwunderung, die Liebe, der Haß, die Begierde, die Freude und die Traurigkeit.

Ehe wir nun aber jedes Gewitter, wodurch die Leidenſchaften Leib und Seele beſtürmen, inſonderheit beſchreiben; ſo müſſen wir bemerken, daß, wenn die Seele in ihrer Ruhe iſt, im Angeſicht ein natürliches und heiteres Anſehen herrſcht; die Geſichtsbildung und die Farbe bleibt in unveränderter Stille; alle Theile, die ſich verändern, ſie mögen ſich bewegen oder ruhen, verlieren von ihrer regelmäßigen Uebereinſtimmung nichts; und eben dieſes iſt es, was man die Seelenruhe nennet, welche der Character der Weisheit, der Standhaftigkeit und aller erhabenen Tugenden iſt, welche die ungeſtümſten und gewaltſamſten Leidenſchaften anzugreifen und zu ſtören niemahls eine Macht haben.

Wir

Wir wollen alſo die Charactere der Leidenſchaften nach einander betrachten, und den Anfang bey der **Verwunderung** machen. Wenn die Seele durch den erſten Anblick eines Gegenſtandes, der ihr neu, ſeltſam, beſonders, außerordentlich, mithin betrachtungswürdig ſcheint, unverſehens überraſchet wird; ſo ſcheinet es, als wenn die Regungen der Lebensgeiſter ſich in der Gegend des Gehirns, wo ein ſolcher Eindruck ſich formiret hat, verſammelten, und dieſelbe Gegend an gewiſſen Theilen angriffen, wo ſie nicht gewohnt iſt, erregt zu werden; und dieſes nennt man die **Verwunderung**. Die geſchwinde Bewegung, welche dieſe Leidenſchaft verurſacht, ſcheint im Augenblicke ihrer Entſtehung alle ihre Kraft zu haben, weil die Ueberraſchung und der unvermuthete Eindruck die Bewegungen der Lebensgeiſter verändern; und da ihr inſonderheit dieſes eigen iſt, daß ihre Stärke durch die Neuigkeit entſprungen iſt, und augenblicklich weder was Gutes, noch was Uebels, ſondern nur die Kenntniß der bewunderten Sache zum Gegenſtande hat; ſo empfindet das Herz dabey weniger Bewegung, als bey andern Leidenſchaften. Obſchon die Verwunderung die erſte und der Urſprung aller andern Leidenſchaften zu ſeyn ſcheinet, ſo iſt ſie doch die mäßigſte; das Angeſicht ſcheinet dabey keine merklichen Veränderungen zu empfinden; der Mund iſt dabey nur halb geöffnet. Die Augen ſind ebenfalls nur ein wenig mehr als ſonſt offen; der Augapfel zwiſchen den Augenliedern bleibet ſteif, die Augenbraunen erhöhen ſich ein wenig, und die Naſenlöcher erweitern ſich nicht ſehr.

Indeſſen muß der große Künſtler, welcher den Unterſchied der Charaktere niemahls genug vor Augen haben kann, dieſelben in der Verwunderung ſelbſt auch wahrnehmen; denn der blöde und ſchwache oder ſtumpfe Kopf verwundert ſich ganz anders, als Leute von Verſtande. Der Thor iſt gemeiniglich nicht recht fähig, ſich zu verwundern. Diejenigen, welche ſich mit einem hohen Anſehn brüſten, und für geſchickte Leute wollen gehalten werden, meinen, es ſey wohlanſtändig und eine gute Art, wenn man ſich über nichts verwundert; ſie geben ſich ſogar die größte Mühe, ganz gleichgültig zu ſcheinen, wenn ſie auch die allerſchönſten Sachen ſehen, welches aber von nichts anders herrühren kann, als von ihrem närriſchen

auf welcher eine angefangene Figur mit einem nackenden Knie im Lichte ſtand; auf dieſes Knie mahlte er in Eil eine lebhafte Mücke hin. (Dieſes Gemählde habe ich zu Antwerpen geſehen.) Der Vater kam nach Hauſe zu ſeinem Gemählde, wehete und jagte die Fliege vergebens weg; endlich ſprang er von ſeinem Sitze auf, um zu wiſſen, wer die Fliege gemahlt hätte; er erfuhr es, und gab ſeine Tochter dieſem Mahler, dem er ſie vor kurzer Zeit als einem Schmiede verſagt hatte; weswegen man noch heute auf deſſen Grabmahl folgenden Vers lieſt:

Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem.

Die ehliche Liebe vermocht den Schmidt zum Mahler zu machen.

Bey dergleichen glücklichen Wirkungen der Liebe muß man aber geſtehen, daß ſie vom guten Character desjenigen abhangen, der liebt, und deſſen, was geliebt wird. Denn ſo ſehr die Schönheit, welche Feſſeln anlegt, zum Guten leiten kann; ſo ſehr kann ſie auch in die verdammlichſten Umſtände und gefährlichſten Abwege verführen.

Man kann noch dieſes hinzufügen, daß, wenn die Liebe in ihrem Anfange nichts, als lauter Liebreiz zu haben ſcheint, ſie nach dem Maße ihres Wachsthums, und ihrer Vergrößerung, die Kräfte mißbraucht, und nicht nur als ein ſtolzer Tyrann in den Herzen regieret, ſondern auch geheime und erſchreckliche Verwirrungen und Kriege unterhält. Ihre raſende Verblendung verurſachet die Zerſtörung ihres eigenen Reichs. Alle Leidenſchaften, welche in ihrem Gefolge ſind, und ſie umgeben, die unruhigen Begierden, die Furcht, der Argwohn, die traurige Wuth der Eiferſucht, der Haß, der Zorn, den der Nebenbuhler einflößet, und unzählige andere, ſind ihre treuen Gefährten.

Die Liebe iſt um ſo viel gefährlicher, als ſie unter dem Schein der größeſten Liebenswürdigkeit, ſobald ſie angreift, zu überwinden weiß, und wenn ſie die mächtigſten Herzen, ja die Beſitzer der Erde beſiegt, ganze Staaten ins Verderben ſtürzet, blutige Kriege verurſacht, oftmahls ein ganzes Volk einem einzigen Menſchen als ein Schlachtopfer hinſchleppt, deſſen blinde Leidenſchaft daſſelbe ſowohl, als ihn ſelbſt, in die erſchrecklichſten Unglücksfälle fortreißet.

Die

Die groſe Feuersbrunſt zu Troja iſt unmittelbar und nahe auf das unerlaubte Feuer gefolgt, welches die Liebe im Herzen des Paris angefacht hat. Je mehr die Tugend der Liebe widerſteht, jemehr thut dieſe ſich Gewalt an, jene zu überwinden. Kann ſie aber die Tugend ſchlechterdings nicht überwältigen, und ſie ins Verderben ſtürzen, ſo gelingt es ihr doch, ſie zu ſchwächen; und man kann ſagen, daß dieſe Leidenſchaft der Liebe, welche die Mahler und Dichter unter der Figur eines Kindes vorgeſtellt haben, kein Kind, ſondern die Mutter, die grauſamſte Urheberin aller Leidenſchaften ſey, deren Stärke noch durch die Schwachheit der Menſchen vergrößert wird.

Es iſt nicht leicht, den Mahlern beſondere Regeln zu geben, auf was für eine Art und Weiſe ſie dieſe Leidenſchaft ausdrücken ſollen, weil ſie alle andre in ſich ſchließt. Indeſſen ſcheint es doch, daß mit dieſer Unruhe der Seele alle Bewegungen der Augen übereinkommen: das Vergnügen macht, daß ſie mit einer Art von Begierde glänzet; die Traurigkeit ſchlägt ſie nieder; das Verlangen treibt ſie heraus, die Ehrfurcht und Verehrung erniedriget ſie; der Widerwille erhitzet ſie; die Furcht macht ſie unruhig; zuweilen laſſen gleichgültige oder auch lachende Augen gleichſam heimlich oder ſchalkhaft einen Blick ſchießen; die Augenlieder gehn ſanft abwärts, und ſchließen ſich halb zu, und in der glücklichen Verfaſſung, worin die mit Luſt erfüllte Seele ſich befindet, iſt ſie mit nichts anders beſchäftiget, als mit angenehmen Ideen und Bildern, die ſie bezaubern. Die Stirn iſt jederzeit munter: es ſcheint, als wenn ſie lachete, ſich eröffnete und erweiterte, und die Röthe läßt ſich oft auf ihr ſowohl, als auf den Wangen und Lippen wahrnehmen. Der Mahler muß auch die Augenblicke zu erforſchen trachten, in welchen die Liebe, wenn ſie ſich mit der Traurigkeit vergeſellſchaftet, zuweilen eine liebreiche Verdroſſenheit oder Unruhe verurſacht. Sie entſteht manches Mahl durch das Verlangen des Guten, das man erwartet, und deſſen Beſitz noch ungewiß zu ſeyn ſcheint. Da läßt ſich die Seele in Langmuth nieder; der Leib wird unbeweglich; die Sinne vergeſſen ihre Verrichtungen; die Blicke werden ſteif; alle thieriſchen Kräfte gerathen gleichſam in eine allgemeine Unthätigkeit und Stille; die ſanfte Niedergeſchlagenheit, welche nicht durch Ueberraſchung, ſondern durch die Zeit ver-

folgen, wodurch der Haß ſeine unſeligen traurigen Ausbrüche ſpüren läſſet, ſcheint er augenblicklich aus dieſer Art eines Schlafes aufzuwachen; er bricht in die ungeſäumſten Bewegungen aus, man ſtampfet, man droht, man beißet ſich in die Lippen, die Augen ſind weit aufgeſperrt, grauſam, und die Augenbraunen ſteigen gegen die Schläfe. Wenn der Gegenſtand des Haſſes erſcheint, ſo wird man blaß, man zittert, man ſchauert, man verwendet den Kopf, und läſſt die Blicke ſeitwärts auf denſelbigen ſchießen. Bald geht man mit ſtarken Schritten, bald ſteht man plötzlich ſtille, und da dieſe verſchiedenen Bewegungen bis zum Zorn auf einander folgen, ſo werden die Augen roth, ſie funkeln, das Angeſicht entzündet ſich, die Lippen beben, und dieſe drohenden Geſichtszüge bedeuten oftmahls das Verlangen nach einer ungerechten und faſt jederzeit kläglichen Rache.

Obſchon das Verlangen eine Leidenſchaft iſt, welche der Liebe nachzufolgen ſcheint; ſo folgt es doch auf den Haß, da es ihm auszuweichen, und unter dem Schein des Guten ſich davon retten will. Was iſt es nicht für ein Vergnügen für einen Nachgierigen, der ſich für beleidiget hält, wenn er ſich mit dem Verlangen zur Rache beſchäftigen und gleichſam darinnen berauſchen kann? In dieſer Verwirrung ſieht die Seele für das Zukünftige nichts, als Dinge, welche ſie ihren gegenwärtigen Umſtänden gemäß zu ſeyn glaubet, und dieſelben ſich alſo vorſtellt, ſie mag nun entweder lieben oder haſſen. Der Zorn, ein Zögling und ein Kind des Haſſes, jederzeit ungeſtüm, unruhig, durch boshafte Geſinnungen herumgetrieben, läſſet dem Haſſe die klägliche Luſt, ſich zu rächen, als etwas Gutes anſehen. Jedoch, wir wollen dieſe ſchwarzen unſeligen Bilder verlaſſen. Die Abſchilderung des Haſſes hat mich unvermerkt bis zur Leidenſchaft des Verlangens fortgeriſſen.

Es giebt aber noch mehrere Gattungen des Verlangens. Eine, wenn die Seele ſich zu beflügeln ſcheinet, um ſich aller Orten hinzuſchwingen, wo es am meiſten von Tugenden glänzet, ſo gar bis in den Himmel; und andre, wo die Seele faſt augenblicklich niedergeſchlagen ſcheinet, ſich unterwirft, und ſich allem, was das Verwerflichſte und Laſterhafteſte iſt, überliefert. Es giebt Verlangen und Begierden, welche die Frömmigkeit ſelbſt ent-

entzündet; andere, welche die Ruhmſucht, der Geiz und die Lüſternheit erwecket.

Ein Mahler muß ſchlechterdings alle dieſe Charactere beobachten; er muß das Verlangen, welches Gott in einer Seele anfachet, nicht wie das Verlangen einer irdiſchen Liebe mahlen. Der Ausdruck des Characters der heiligen Thereſia würde ſehr unanſtändig vorgeſtellt ſeyn, wenn ſie mit dem Antlitz der berühmten Helena des Zeuris eine Aehnlichkeit hätte. Man beſtrebe ſich, daß der Character und die Geſichtszüge einander allezeit gemäß ſind; denn ohne dieſe richtige Uebereinſtimmung wird der Mahler allezeit im Irrthum ſtecken bleiben.

Die Blicke ſind die wahre Abbildung des Verlangens: zuweilen ſind die Augen an einen Gegenſtand ſteif angeheftet; zuweilen betrachtet man, und wirft alle ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſtark auf das abweſende Gute, welches man ſich vorſtellt, daß die Augen ſich verfinſtern und gleichſam vertiefen; man fällt in eine Mattigkeit, man iſt niedergeſchlagen und faſt unbeweglich. Der Schmerz, welchen man wegen des entzogenen und verlangten Guten empfindet, macht, daß man Thränen vergießet. Wenn uns ein ſchmeichelhafter und angenehmer Gedanke deſſelben Beſitz zuweilen hoffen läßt, ſo iſt der Leib ganz in Bewegung, das Angeſicht entzündet ſich, und die Augen ſcheinen voller Begierde zu ſeyn. Sie laſſen ein Verlangen, und eine vordringende Lebhaftigkeit blicken; die Ungeduld, die Unruhe und die Unentſchloſſenheit, vereinigen ſich damit; öfters kommt die Herzhaftigkeit, die Frechheit, ſelbſt auch die Verwegenheit dazu. Kurz: die Begierden mengen ſich unter alle Leidenſchaften. Sie können ſich nicht einſchränken; ſie fangen an, und haben kein Ende; man verlangt ein Anſehn durch die Ehrſucht, den Reichthum und den Geiz zu erlangen. Je größer man iſt, deſto größer will man ſeyn. Je mehr man beſitzt, deſto mehr verlangt man, ohne es zu genießen, und meiſtens in einem Alter, in welchem man es bald verlaſſen muß. Man verlangt alles, was man nicht hat; da man indeſſen mit dem, was man beſitzt, und welches andre verlangen, ganz gleichgültig iſt. Woher kommt es, Mecänas! ſagt Horaz, daß niemand mit ſeinem Stande zufrieden iſt, und der nicht lieber in einem andern wäre, als in dem er ſich befindet, er mag ihn nun

nur traurige Wolken waren, verlieren ſich augenblicklich, um nur der Heiterkeit Platz zu machen. Seine muntern und funkelnden Augen werden plötzlich ſo unruhig und beweglich, wie alle Theile ſeines Leibes, die ohne Unterlaß in voller Bewegung ſind.

Eine dergleichen Freude herrſcht auch bey dem Geizigen, wenn er ſeine verborgenen Schätze, die abentheuerlichen Haufen von Säcken voll Silber und Gold erblickt, auf denen er einſchläft. Er verſchlinget ſie durch ſeine Augen mit unausſprechlicher Begierde; ſein Angeſicht, ſo blaß es iſt, befindet ſich faſt in allen ähnlichen Bewegungen eines entzückten Liebhabers bey ſeiner Geliebten, die er anbetet, und zugleich in Furcht iſt, er möchte ſie verlieren.

Man würde kein Ende finden, wenn man alle verſchiedene Freuden und ihre Urſachen auseinanderſetzen wollte. Man verfiele vielleicht gar in allzukleine Umſtände, wenn man die Freude eines Spielers beſchriebe, den entweder ein Paſch Würfel, oder die unverſehene Erſcheinung einer guten Karte auf einmahl reich macht; da hingegen ein Widerſacher voll Schmerz und Wuth in eben dem Augenblicke ſich in dem kläglichſten und grauſamſten Elende befindet. Was für eine Freude iſt es nicht für einen hitzigen, ſtolzen und verwegenen Schriftſteller, wenn ihm ein witziger und glänzender Einfall aus der Feder fließt? Was für eine Luſt empfindet nicht ein ermüdeter Jäger, wenn er einen Hirſch antrifft, und nachdem er ihn lange genug verfolgt hat, macht, daß er Thränen darüber vergießen muß? Was könnte man nicht von jenen Bacchanalen oder Faſtnachtsluſtbarkeiten ſagen, denen ſich die Seele ganz überliefert, und ſich darin zu verſenken ſcheint? Die Seele, welche voller Entzückungen und ungeſtümen Regungen iſt, wird alsdann zuweilen beredtſam, oder wenigſtens eine Plauderin. Man ſchreyet mit heller Stimme, man ſtreitet ſich, ohne einander zu verſtehen; man grüßet, man überhäufet einander mit Höflichkeiten, mit Liebe, mit Umarmungen, ja wohl gar mit Thränen; man frohlocket; man überhauft einander mit Lobeserhebungen; man bewundert ſich, und dieſe Luſt nebſt der Verwunderung bricht endlich in ein lautes Gelächter aus, daß es ſcheint, die Seele werde ſchalkhaft hintergangen, und von einer unvermutheten Annehmlichkeit überraſcht.

Die jungen Leute laſſen ſich insgemein viel leichter, als die Alten, durch die Luſtbarkeiten dahinreißen; ſie ſind nicht ſo oft mit verdrießlichen und traurigen Gedanken beſchäftiget: ihre Einbildung iſt ſchnell, und fliegt, ohne ſich aufzuhalten. Jedoch verſchafft ihnen dieſer Fehler eine Art von Verdienſt und Werth, der ſie zur Ermunterung und Zierde der Geſellſchaft geſchickt macht. Was einem anſteht, ſchickt ſich nicht für den andern allemahl. Das gezwungene und ernſthafte Weſen eines jungen Menſchen kann eben ſo lächerlich ſeyn, als der Flattergeiſt, oder das ſcherzhafte Weſen eines Mannes von hohem Alter.

Gleichwie es aber oft geſchieht, daß man die Traurigkeit mit der Freude verwechſelt; ſo verfällt man auch aus der Freude oft in Betrübniß; und wenn das Vergnügen von der ſchmeichelhaften Einbildung, etwas Gutes zu beſitzen, herrührt; ſo entſteht die Traurigkeit von der Meinung, daß man etwas Uebles zu gewarten habe. Die Traurigkeit rührt vom Schmerzen her, und der Schmerz von der Traurigkeit. Das Temperament verurſacht oftmahls Traurigkeit, ohne die Urſache davon genau zu wiſſen. Es giebt auch Leute, welche ſelbſt an ihrer Melancholie eine Luſt finden. Dieſes iſt ſo gewiß, daß man natürlich ein Vergnügen empfindet, ſich durch allerhand Leidenſchaften in Bewegung bringen zu laſſen. Indeſſen ſtürzet die Traurigkeit die Seele in eine nicht nur abſcheuliche, ſondern auch in eine klägliche Schwermuth, weil die unendlichen Schmerzen das Herz erregen, daſſelbe gleichſam wie Zwangriemen zuſammenklemmen, und wie Eisklumpen einen Schauer machen, auch dem Körper, der ſich plötzlich ändert und nach und nach abmattet, die Geſundheit gänzlich raubet. Er ſchmachtet, und wird ſo geſchwächt, wie der Geiſt, der aufhört Kräfte genug zu beſitzen, ihm nur im geringſten zu helfen. Was andern ein Vergnügen verurſachet, wird uns oft verdrießlich und unerträglich. Man flieht den munterſten Umgang, und alles, was einer Freude ähnlich ſieht. Man vernachläſſiget ſeine Pflichten, ſeine Freunde und ſeine Geſchäfte; man wird wunderlich, wankelmüthig, unempfindlich und wild. Das Andenken des Vergangenen, die gegenwärtige und zukünftige Zeit, alles betrübet zugleich; und gleichwie die Freude gleichſam wiederum jung zu machen

tritte von der Schaubühne abtreten ſah! Vor allen Dingen muß man ſich vor trockenen und dürren Künſteleyen, und falſchen Annehmlichkeiten hüten. Dieſe ſind der edlen Einfalt und der ungezwungenen Art der Natur ſo zuwider, daß derſelben Stärke und Lebhaftigkeit dadurch vermindert wird. Wie oft nimmt man nicht den Schein für die Wahrheit? die einfältigſten Ausdrücke ſind die ſchwerſten und gefallen doch am meiſten. Dieſe ſind natürliche Schönheiten, welche ihre Anmuth mit ſich bringen, und keiner Schminke nöthig haben. Man beſorget zuweilen, der Ausdruck ſey allzuſchwach; er läſſet ſich aber bis zur ausſchweifenden Stärke fortreißen, ohne zu bedenken, daß das Ueberflüſſige gemeiniglich mehr mißfalle, als das zu Wenige. Es giebt einen Punct der Genauigkeit, der ſo unkenntlich iſt, daß man hiervon keine Regel beſtimmen kann. Er hängt völlig von dem Erhabenen des Geſchmackes und des Genies ab, ſcheint auch nur großen Meiſtern der Kunſt vorbehalten zu ſeyn, welche die Natur niemahls verlaſſen, und, nach dem Ausſpruch des Horaz, niemahls Gemählde verfertigen, welche mit der Natur nicht übereinſtimmen.

Man muß alſo darauf bedacht ſeyn, daß ein vollkommenes Gemählde in den Verſtand dringen, das Herz rühren, und nicht in einer Menge von Farben beſtehn müſſe, welche aufs höchſte weiter nichts thun, als die Augen nur obenhin unterhalten können.

Es geſchieht oft, ſagt Horaz, daß ein Kunſtſtück, worin die Empfindungen und Sitten natürlich ausgedrückt ſind, ob ſie ſchon weder mit Anmuth oder Kunſt, noch mit Kraft geziert ſind, den Zuſchauer anders ergötzet und an ſich zieht, als der falſche Schimmer und die wohlklingenden Verſe, welche nichts bedeuten.

Der große Mahler muß nicht nur gefallen, ſondern auch bewegen, und, wie die großen Dichter und Redner, einnehmen, rühren und entzücken. Er muß, wie jene beym Alterthum ſo ſehr beliebte Tonkünſtler, bald Traurigkeit bis zum Weinen einflößen, bald ein Gelächter erwecken, Zorn verurſachen, und die Zuſchauer zur Verwunderung und zum Erſtaunen zwingen; er muß alſo die Leidenſchaften nicht nur ausdrücken, ſondern auch erwecken.

Dieſes iſt in der That das Erhabene der Gemählde, und das gröſseſte Verdienſt eines Mahlers; und wenn er in dieſer heftigen Begeiſterung oder Entzückung zuweilen geringere, oder Sachen von ſchlechter Wichtigkeit vernachläſſiget; ſo muſs man es ihm verzeihen, und nicht glauben, als wenn er ſie auszudrücken unfähig geweſen wäre

Glaubeſt du, ſagt Cicero, daſs Polyklet, als er die Figur des Hercules gebildet hatte, unruhig und zweifelhaft geweſen ſey; die Löwenhaut und die vielköpfige Schlange auszudrücken? Es mag, ſagt Cicero ferner, die Statüe der Minerva gemacht haben wer da will, ſo wird er keinesweges, und ſo wenig in Sorgen ſtehn, als jener berühmte Bildhäuer, wie er die kleinen Figuren im Schilde dieſer Göttin vorſtellen ſoll.

Polyklet hat zwo Statüen verfertiget, und das Publicum dadurch in die Schule geführt. Eine machte er in geheim, die andere lieſs er jedermann ſehen; er nahm von jedem Tadler an, was er ihm daran ausſetzte, und machte alles, was jeder für gut befand. Beyde Statüen kamen endlich zugleich vor die Augen des Volkes; die ſeinige wurde mit Verwunderung angeſehen, die verbeſſerte aber verachtet und ausgeziſchet, bey welcher Gelegenheit Polyklet ſich vernehmen lieſs: Dieſe iſt eure Arbeit, jene aber meine eigene; denn ſie iſt nach meiner gewöhnlichen Art und Kunſt verfertiget worden, jene aber nach eurem Gutachten.

Schlieſslich glaube ich, daſs man nicht auſser Acht zu laſſen habe, was jederzeit zu bemerken nothwendig iſt: daſs nähmlich, je gröſser und erhabener die Kunſt iſt, die Leidenſchaften in den Gemählden vorzuſtellen, und eben dieſelben auch beym Zuſchauer in Regung zu bringen, dieſelbe deſto gefährlicher ſeyn würde, wenn man ſie nicht mit einer Klugheit, Vorſichtigkeit und mit einer ſittlichen Geſinnung oder Probität anwendete, und dieſes um ſo viel mehr, als die Gegenſtände, welche unmittelbar vor Augen ſtehen, weit mehr in das Gemüth eindringen, als alle Sachen, welche nur durch Worte und Erzählungen bekannt werden. Die Augen ſind weit getreuer, als die Ohren, ſagt Horaz. Denn man glaubt lieber, was man ſieht, als was man hört. Die Römer lieſsen, um ihre Richter mitleidig und empfindlich zu machen, Ge-

mählde verfertigen, welche die Martern vorſtellten, die ſie haben ausſtehn müſſen, damit ſie ihnen gleichſam lebendig vor Augen wären. Das Gemählde alſo, welches das Thun und Laſſen der Menſchen vorbildet, welche entweder gut oder böſe ſind, muß vom Mahler mit ſolcher Klugheit verfertiget werden, daß er jederzeit die guten Menſchen den böſen, das Geſittete dem Ungeſitteten, und die Tugend dem Laſter vorziehe. Denn die Nachahmung der klugen Handlungen, ſie mag nun durch das Mahlen oder durch das Dichten geſchehen, ermuntert die Seele edelmüthig zu großen Sachen und zur Tugend, entweder durch das Beyſpiel, oder durch den Nacheifer, den ſie einflößet. Polignot ſtellte die Menſchen, wie Ariſtoteles erwähnet, allezeit geſitteter vor, als ſie in der That waren. Pauſon machte ſie ſchlimmer, Dionyſius aber ihnen ſelbſt ähnlich. Allein, ſowohl der Mahler, als der Dichter, pflegen hierin gemeiniglich faſt nur ihren eigenen Sitten, ihrer eigenen Gemüths- und Denkungsart, und ihrem eigenen Temperament nachzuarbeiten.

Zu Theben wurde durch ein öffentliches Geſetz anbefohlen, daß die Mahler und Dichter die Menſchen allezeit wohlgeſittet vorſtellen ſollten, weil man im Gegentheil die Uebertreter dieſes Gebotes zu einer empfindlichen Züchtigung verdammen würde.

Eja agite, atque animis ingentem ingentibus artem
Exercete alacres, dum ſtrenua corda juventus
Viribus extimulat vegetis, patiorisque laborum eſt.

Freſnoy.

In unſerm preußiſchen Landrechte wird verſchiedentlich von den Leidenſchaften gehandelt, und zwar: wenn ſie den Menſchen ſchon aller ſeiner Vernunft beraubt, ſo wird derſelbe Th. I, Tit. IV, §. 29, einem Wahnſinnigen gleichgeſchätzt. Indeſſen, vermuthet man einen ſo hohen Grad der Leidenſchaft nicht; eben daſelbſt §. 30. Veranlaßt aber die Erregung heftiger Leidenſchaften etwa Willenserklärungen, ſo treten die Vorſchriften §. 91 und 92 ein. In wie fern aber Leidenſchaften bey letztwilligen Verfügungen in Betracht gezogen werden können, findet man Th. I,

Tit. XII, §. 23, fgg. In wie fern ſie aber die Zurechnung der Verbrechen hindern, ſehe man Th. II, Tit. XX, §. 22, verglichen §. XVIII. Wie Pflichtwidrigkeiten der Juſtizbedienten, wozu Leidenſchaft Veranlaſſung gab, zu beſtrafen ſind, ſteht Th. II, Tit. XX, §. 371.

Nicht allein hieraus, ſondern auch aus andern wichtigen Schriften, unter welchen ich nur **Franks** Syſtem einer vollſtändigen mediciniſchen Polizey, und **Hußty** Diskurs über die mediciniſche Polizey, nennen will, iſt es klar, daß auch die Leidenſchaften der Menſchen — des Volks in einem Staate, als ein Vorwurf der Polizey angeſehen werden müſſen. Ein ganzes Volk läßt ſich in ſeinen Handlungen betrachten, wie der einzelne Menſch; und, ſo wie ehemahls die Aerzte nach ihrer Hypotheſe von dieſem ſagten, daß er von einem der vier Temperamente beherrſcht werde; ſo ſehen wir noch weit beſtimmter auch im Großen aller vorgegangenen Vermiſchung der verſchiedenſten Racen ohngeachtet, noch Spanier ernſthaft und grauſam, in blutigen Thiergefechten; — den Engländer ſelbſtgenügſam, und unter Geringſchätzung anderer Nationen, in philoſophiſchem Tiefſinne; — den Franzoſen hüpfend in Werken des Witzes und Vergnügens; den Italiäner rachſüchtig, mißtrauiſch und ſchlau, in Benutzung fremder Schwäche und Sicherheit; — den Holländer kaltblütig, in ruhiger Berechnung künftigen Gewinnes; — und den Deutſchen — jetzt mehr ohne eignen beſtimmten Character, in Nachahmung aller übrigen Nationen, — ſein Leben durchwandeln, und ſein Vergnügen ſetzen. Alle Wünſche und Handlungen der ſo verſchiedenen Völker werden nähmlich in ihrer urſprünglichen Anlage, von Klima, von Geſetzen und Erziehung ſo beſtimmt, daß auch alle Abweichungen einzelner Naturen, weder des

Volks Temperament ſtören, noch ſeine Neigungen und characteriſtiſchen Züge auslöſchen können.

Eine genaue Kenntniß dieſer natürlichen Anlage eines Volkes, bahnet dem philoſophiſchen Regenten zu Lenkung des großen Körpers, den Weg, und die Geſchichte des menſchlichen Herzens, hilft ihm den wichtigen Plan entwerfen, nach welchem deſſen Leidenſchaften zur erſten Triebfeder ſeiner entſcheidenſten Bewegungen dienen müſſen. Keine, auch noch ſo fehlerhafte Eigenſchaft eines Volkes giebt es, die, wenn ihr die rechte Richtung gegeben wird, nicht große Dinge wirken könne. Keine Leidenſchaft läßt ſich, weder bey einzelnen Menſchen, noch bey dem großen Haufen, denken, welche nicht von einer andern, inzwiſchen ſchlafenden, aber leicht aufzuweckenden Leidenſchaft zu bekämpfen wäre; und das nähmliche Volk, das, bey dem ernſteſten Geſetze, leichtſinnig ſcherzet, läßt ſich oft von der Bühne, durch den Mund einer Schauſpielerin, über den nähmlichen Gegenſtand zum Nachdenken, ja ſelbſt zum Weinen bringen, und die geſuchte Richtung geben. Gewiſſe Schickſale, beſondere Zufälle, verbeſſerter Unterricht, können ſogar in einem Menſchenalter, ein Volk, (freylich immer unter Beybehaltung urſprünglicher Anlagen,) ſich ſelbſt unkennbar machen, und dies muß niemand wundern; denn, von allen zugleich lebenden Menſchen, iſt in jedem Staate, ohngefähr die eine Hälfte eines weiblichen unbeſtändigen Geſchlechtes; zwey Drittheile von allem ſind Kinder, und leicht zu gewinnende Jünglinge, und nur ein Drittel von allem, hat, entweder zum Guten oder zum Böſen, durch Gewohnheit eine ſchwer abzuändernde Richtung genommen.

Die Vorſteher des Staats müſſen daher das Volk nach ſeiner Anlage behandeln, — Leidenſchaft Leidenſchaften entgegen ſetzen, und, wie die Erzieher, den großen Haufen der Kinderſpieler zurechtweiſen. Ein

melancholiſches, mürriſches Volk, gränzet, wie der einzelne Tiefſinnige, oft ohne beſondere Urſache, an Verzweiflung, oder an Aufruhr; und der Volksſpleen hat, in gewiſſen Zeitpuncten, die nähmlichen traurigen Folgen im Großen, als der Lebensüberdruß des entſchloſſenen Selbſtmörders. Müßiggang, Einförmigkeit der Lebensart, häuslicher Verdruß, Witterung, und tauſend andere Urſachen, wiegen, in gewiſſen Augenblicken, den Sterblichen im Großen, wie im Kleinen, ſo unerträglich ſchwer auf, daß es ein Regent an einem großen Stücke der öffentlichen Geſundheitspflege fehlen läßt, wenn er für die natürlichſte und allgemeinſte Krankheit eines jeden Volks, für die lange Weile kein Mittel ausdenket, nicht in einer müßigen Stunde, das Volk durch ein ſchönes Spielwerk — ſchönes Schattenſpiel an der Wand, auf ſich und ſein, wahrhaft übles, oder eingebildetes, Schickſal (denn das gilt im Ganzen gleichviel,) vergeſſen macht.

Die römiſchen Kaiſer verſtanden anfänglich dieſe Kunſt vollkommen, und man muß ihnen, in Rückſicht auf den Character ihres Volks, in der Wahl der, demſelben gegebenen Schauſpiele, etwas zu gute halten.

Man mache mich, ſagt **Franke** (*), die Hälfte meiner Tage hindurch auch mein widrig Schickſal vergeſſen, und ich war nur halb ſo unglücklich, als ich es ohne dies geweſen wäre; meine Geſundheit leidet unter der Laſt der Drangſalen, um ein Großes weniger; und ich bin jezt zu Geſchäften von neuem tauglicher, wenn ich ein Mittel gefunden habe, das meinen Schmerz abſorbiret. Ohne Mohnſaft möcht ich kein Arzt ſeyn! und, ſey es, daß dieſes ſchmerzſtillende Mittel, nicht oft die Urſache, wenigſtens nur die Wir-

 kung

(*) Syſtem der mediciniſchen Polizey. B. 3. S. 787.

kung hebet; daß es zuweilen zur Unzeit angebracht, das Uebel am Ende verſchlimmere! .... In den Händen des erfahrnen, des, jeden Umſtand abwiegenden Mannes, wird es zum größten Heilmittel werden, das die Natur dem Sterblichen in ſeinem Grame noch zu Theil werden ließ. Die Freude und das Vergnügen fliehen, gleich dem Schlafe den Unglücklichen; aber, ein täuſchender Schlummer von wenigen Stunden, gießet ſchon Balſam auf ſeine Wunden; er vergißt auch ſeinen Zuſtand, und findet nach und nach ſeine Heilung.

Die Zerſtreuung ſagt man, macht die Menſchen leichtſinnig, die Gelegenheit ausſchweifend, die Ausſchweifung krank. — So kann ein Vater ſagen, der für ſeinen einzigen Sohn unruhig iſt; aber der Regent, der eine unzählige Familie glücklich zu machen hat, läßt darum, daß ein unvorſichtiger Knabe vom dritten Stocke eines Gebäudes, ſeinen Hals einſtürzet, ſein ganzes Volk nicht unter freyem Himmel ſchlafen. Er weiß, daß der fleißigſte ſeiner Unterthanen, zuweilen ausſchnaufen muß, daß eine immerwährende Anſpannung des Bogens die Sehne zerſetzet, und daß frühe Entſchöpfung, das Loos allzufeuriger Arbeiter iſt. Er ordnet alſo Volksergötzlichkeiten an, weiſet einer jeden derſelben ihr Maß und Ziel an; läßt einen jeden Stand ſein beſtimmtes Antheil daran nehmen, wachet für Sicherheit und Wohlſtand, und fürchtet mehr die im Dunkeln getriebenen Laſter, als die Schwachheiten, welche nur mittelbar aus öffentlichen Luſtbarkeiten entſtehen, und welche eben darum, weil die Glegenheitsurſache bekannt iſt, einer geſchwinderen Hülfe empfänglich ſind.

In Frankreich mußten ſonſt alle Officiere der Garniſonen ſich bey der Schaubühne abbonniren, und dem gemeinen Manne wird Cäſar und Brutus aufgeführt. — Die Urſache iſt leicht zu errathen: es kommt

bey

bey einem muntern aufgeweckten Volke, und bey einem Stande, welchen man keiner Mönchsordnung unterwerfen kann, nicht ſowohl darauf an, daß gar kein Unfug getrieben, als daß, durch minder bedenkliche Zerſtreuungen, verhindert werde, daß keine Abſcheulichkeiten, keine naturwidrige Verbrechen getrieben werden.

Die Anordnung der Volksergötzlichkeiten muß ihren Bezug auf Sittenmäßigkeit und Geſundheit nehmen. Ein ganzes Volk bewegt ſich immer gleich einer daherſtürzenden Fluth; und wo man nicht haben will, daß kein gefährliches Austreten erfolge, da muß jede Bewegung ſtudieret, alle dieſelbe erhöhende Urſachen vorausgeſehen, und mit einem feſten Damme eingeſchränket werden. Ohne Mäßigung genoſſen, ſind alle große Vergnügungen ein Gift für die Geſundheit, und die höchſte Wolluſt kann um keinen Grad mehr verſtärkt werden, ohne Schmerz zu heißen. —

Gewiß am beſten ſorget der Staat für das Vergnügen der Bürger, und übernimmt auf gemeine Koſten, die Sorge für größre Volksbeluſtigungen und Zerſtreuungen; oder, wenn dieſes nicht überall Platz findet, ſo iſt die Polizey wenigſtens der natürlichſte Vorſteher und Maitre des Plaiſirs, des großen Haufens. („Les bonnes Polices,“ ſagt *Michael du Montagne*, „prennent ſoin d'aſſembler les Citoyens, et „les l'allier, comme aux offices ſerieux de la devo„tion, auſſi aux exercices et jeux: la ſocieté et l'ami„tie l'en augmente, et puis on ne leurs ſcauroit con„céder des paſſetemps plus règlez, que ceux qui ſe „ſont en préſence d'un, chaqu'un, et a la Vüe meſme „du *Magiſtrat:* et trouverois raiſonnable que le „prince a ſes deſpens, en gratifiaſt quelquefois la „commúne, d'une affection et bonté comme pater„nelle: et qu'aux villes populeuſes il y euſt des lieux

„deſtinez et diſpoſéz pour ces ſpectacles,“ Eſſais, liv. 1, Chap. XXV.)

Heiſter giebt einen gleichen Vorſchlag: de cura Principis circa ſanitatem ſubditorum, pag. 35, 36.

Wenn die öffentlichen Volksbeluſtigungen vielen Einzelnen im Staate zwar auch zur wirklichen Leidenſchaft werden können, ſo hat auch die Polizey vorzüglich Urſache, auf einige beſondere Leidenſchaften, die viele auch zu allgemeinen Volksergötzlichkeiten rechnen wollen, Rückſicht zu nehmen. Die mehreſten derſelben ſind von der Art, daß ſie leicht mit dem Gewiſſen in Verwickelung gerathen können. Schon die angeborne Stimmung der Nerven macht es, daß wir die Anlage zu gewiſſen Leidenſchaften zeitlebens in unſerm Buſen tragen, welche dann durch jede zufällige oder geſuchte Gelegenheit, und nach Maßgabe der Stimmung in Ausbruch gerathen. Man ſieht dies deutlich an dem Beyſpiele der Liebe, des Haſſes, Neides, der Traurigkeit, des Schreckens und dergleichen mehr.

Dem Zufalle, und der heimlichen Nachſtellung nach den Leidenſchaften kann die Polizey nie mächtig genug ſeyn, um beyden entweder vorzubeugen, oder ſie aus dem Wege zu ſchaffen. Wohl aber kann ſie ſich der öffentlich vorliegenden, und für die allgemeine Geſundheit höchſt gefährlichen Gelegenheitsurſachen bemeiſtern, oder ſie wenigſtens nur ſchwächen. Es iſt daher nöthig, einige von den Leidenſchaften, die wirklich einer öffentlichen Aufſicht nothwendig bedürfen, genauer zu betrachten.

Unter dieſen ſteht die Geſchlechtsluſt — oder der Zeugungs- oder Fortpflanzungstrieb oben an. Er iſt in dem Schoße der reinen Natur ganz Inſtinct, nach welchem alle Individua des Thierreichs zu handeln pflegen, nur der Menſch nicht. — Bey dieſem iſt der Zeugungstrieb mehr als bloßer Inſtinct — man ſucht reine unausgeartete Natur vergebens bey ihm.

ihm. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Verhältniſſe, in welchen ſich das menſchliche Geſchlecht, gleich von ſeiner Entſtehung an, befand; die ihm angeborne Erfindungsfähigkeit, vermöge welcher er jede Gelegenheit ergreift, um nur alles, was den Sinnen ſchmeichelt, ſo ſehr als möglich zu erhöhen, hat auch den Inſtinct, ſeines Gleichen fortzupflanzen, bis zur Leidenſchaft erhöhet. Bey dem bloßen Inſtincte herrſchet Ordnung, wie dies bey allen Thieren beobachtet wird, bey einer Leidenſchaft hingegen um ſo viel mehr Verwirrung, ohngeachtet beyde aus eben derſelben Empfindungsquelle, aber mit ſehr verſchiedener Modification entſtehen, wozu bey den Menſchen eines der vorzüglichſten Beyſpiele der Zeugungstrieb abgiebt. In dieſem Sinne muß ſolcher von Seiten der Polizey betrachtet werden.

Der letzte Zweck des Zeugungstriebes iſt die Fortpflanzung des Geſchlechts, und nur nach dieſem handelt die Natur. Die Vorſteher des Staats müſſen dieſen Zweck immer vor Augen haben, damit ſolcher nach dem erſten Staatsprincip der Bevölkerung nicht widernatürlich ausarte. Es kann der Zeugungstrieb ſowohl unterdrückt, als auch verſchwendet werden. Wo ihn das Temperament nicht aufkeimen läßt, da iſt Polizeyzwang oder Vorſtellung umſonſt.

Es giebt politiſche Verhältniſſe, z. B. den Soldatenſtand, wo dergleichen Unterdrückung aus guten Gründen oft nothwendig wird; es giebt auch Privatverhältniſſe, Nahrungsmangel, Krankheiten, u. dgl. wo der Staat bey aller Befriedigung der Fortpflanzung nie gewinnen kann. — Es giebt aber auch beſondere Verhältniſſe, in welchen die Menſchen mit Gott zu ſtehen glauben, ihm ein Wohlgefallen andichten, das er daran haben ſoll, wenn der Menſch die eben von ſeinem Schöpfer in ihn gelegten Kräfte und Fähigkeiten unbenutzt läßt, und untergräbt. Dies iſt

der Fall bey dem Cölibat ſo mancher Geiſtlichen verſchiedener Religionen; wodurch manche Staaten faſt unglaublichen Abbruch an der ſo nöthigen geſunden Bevölkerung leiden müſſen. —

Der Zeugungstrieb kann aber auch verſchwendet werden. Der öffentlichen Gelegenheitsurſachen giebt es vorzüglich zwey, entweder zu frühe Heirathen, oder die öffentliche Duldung feiler Buhldirnen. Im erſten Falle haben die Fibern noch die gehörige Stärke nicht, um nicht bald erſchlafft werden zu können; und der Mangel an gehöriger Schnellkraft der Nerven, die auf den Samen, wie dieſer wieder auf ſie, wirken ſollen, macht, daß Kräfte und Geiſtigkeit bald erſchöpft werden. Im zweyten Falle haben junge Leute und ſelbſt verheirathete Männer, Gelegenheit, ſich der größten Zügelloſigkeit dieſer ohnehin ſehr reizbaren Leidenſchaft, zu überlaſſen, nach und nach, und oft auch zu ein Par wiederholten Mahlen plötzlich zu entnerven, und künftig für eine geſunde Bevölkerung untüchtig zu machen. Ich übergehe, was die Ausſetzung der Gefahr, mit der Luſtſeuche angeſteckt zu werden, noch nachtheilig ſeyn kann; da ſolche zur Leidenſchaft nicht unmittelbar gehöret.

Eine andere der Polizey wichtige Leidenſchaft iſt die Tollkühnheit. Es ſind zwar die Gelegenheitsurſachen dazu ſelten öffentlich, wenigſtens nicht allgemein. Unterdeſſen dürfte Erziehung und der Eindruck heroiſcher Schauſpiele doch das Ihrige dazu beytragen. Die öffentliche Erziehung muß durch Beyſpiele und Vorſtellungen die Gemüther der Zöglinge ſanfter zu ſtimmen ſuchen, und auf dem Theater ſollten dergleichen Stücke, welche die Tollkühnheit empfehlend vorſtellen, nicht geſtattet werden. Für eine öffentlich begangene Tollkühnheit ſollte eine angemeſſene Strafe Statt finden; und da jenes als der höchſte Grad des Zorns, wo ſich das Bewußtſeyn ſchon verliert,

ſiert, entweder für den, der ſie begeht, oder für andere Menſchen, welche ſie zum Gegenſtande hat, oft mit der größeſten Lebensgefahr verbunden iſt; ſo kann man ſie billig unter die Claſſe der Verbrechen zählen, und als ſolche behandeln, auch wenn ſie nicht öffentlich ausgeübt wird.

Die Andächteley, ſo lange es dabey verbleibt, und der Grad derſelben nicht beträchtlich iſt, dieſes faſt allgemeine Steckenpferd der Blödſinnigen, iſt zwar auch eine Laſt für den Staat, aber doch immer noch erträglich. Gemeiniglich ſind Andächtler zugleich träge, und ihrer vier oder mehr arbeiten kaum ſo viel für den Staat, als ein anderer, weil ſie ihre Zeit meiſt mit Beten, und um dem Teufel zu widerſtehen, zubringen. Nach und nach wird die Einbildungskraft immer lebhafter geſpannt, verdorben, und der Fanatismus fängt ſeine Rolle an zu ſpielen. Das Gehirn wird bald gänzlich verrückt, der Staat hat um ſo viel Wahnwizige mehr, und die öffentliche Sicherheit läuft Gefahr, wenn jene ſich ſelbſt überlaſſen bleiben. Erzieher, Seelſorger, Beyſpiele können die Andächteley ſelbſt da anſpinnen, wo kein Hang dazu da iſt, und um ſo mehr können ſie ſolche in Fanatismus bis zur Raſerey ausarten machen. Vernünftige Paſtoral- und Erziehungsvorſchriften können aber auch gerade das Gegentheil wirken, und wenigſtens den erſten Keim dieſer Leidenſchaft, ehe er noch zur Geburt reiſen kann, erſticken helfen.

Furcht und Schrecken, die nur dem Grade und der Heftigkeit nach verſchieden ſind; machen eine Haupturſache, von welcher die Geſundheit beträchtlich leidet, aus. Ungeachtet der kurzen Dauer des leztern, ſo überwiegt ſeine Heftigkeit und Plözlichkeit alle die Nachtheile, die immer von der mehr ſchleichenden und anhaltenden Furcht hergeleitet werden können. Die erſte Wirkung des Schreckens iſt, ein krampfhaftes

haftes Zuſammenziehen der Haut und aller Gefäße, und eine plötzliche Erſchütterung des ganzen Nervenſyſtems; eine ergiebige Quelle aller Krankheiten der Säfte und Nerven. Durchfälle, Neigung zur Empfänglichkeit des Gifts anſteckender Krankheiten, die Gelbſucht, Convulſionen, die fallende Sucht, der Wahnwitz, Lähmungen, Schlagflüſſe, und eine Menge örtlicher Krankheiten, und dergleichen mehr, ſind die traurigen Folgen. Sollte dem Staate nicht daran gelegen ſeyn, ſeine Unterthanen, ſo viel als möglich, dagegen zu ſichern? Freylich kann die unvorhergeſehene Gelegenheit nicht vermieden oder verhütet werden. Wenn aber epileptiſche Perſonen in Kirchen, Schulen und andern öffentlichen Oertern zum allgemeinen Schrecken dahin fallen (*), wenn man Kinder mit dem Nikolaus oder heiligen Chriſt, durch Erzählungen und Vorſtellungen von Geſpenſtern in alle oben erzählten Gefahren ſtürzet, wenn bellende, und alles, was ihnen in den Weg kommt, anfallende Fleiſcherhunde, oder engliſche Doggen, und dergleichen oft wüthende Hunde mehr, auf öffentlichen Straßen und Plätzen geduldet werden, wenn Trunkenbolde und wahnſinnige Perſonen die Gaſſen unſicher machen, wenn man ganze Gegenden mit erſchrecklichen Nachrichten, von der Peſt z. B. erfüllet (**), wenn Kutſcher nicht unter einer gewiſſen Einſchränkung zu fahren angehalten werden, wodurch man außer dem Schrecken, wovon man wegen der Gefahr, niedergeführt zu werden, befallen wird, das Leben auch wirklich einbüßen kann; wenn dieſe zum Schrecken Gelegenheit gebenden Urſachen, und noch andere dergleichen

(*) So hat Boerhaave zu Haarlem, von einem epileptiſch gefallenen Knaben, viele Schüler, welche ihn geſehen haben, von der fallenden Sucht ergriffen, beobachtet.

(**) Wodurch die Geneigtheit zur Anſteckung befördert wird.

gleichen öffentliche mehr, keiner Polizeyvorſoge anvertrauet ſind; ſo müſſen nothwendig die oben angezeigten Folgen vermehrt werden.

Vor allen andern leiden von öffentlich veranlaßten Schrecken ſchwangere Frauensperſonen durch frühzeitige Geburten, und da die Empfindlichkeit der Frucht mit den Eindrücken, welche die Mutter leidet, immer harmoniſch ſich verhält, ſo iſt's um ſo weniger Wunder, wenn auch zur rechten Zeit geborne Kinder durch vorhergegangene Wirkungen des Schreckens im Mutterleibe kränklich, und weniger dauerhaft werden. In eben dem Falle befinden ſich auch ſäugende Mütter und Ammen mit ihren Säuglingen. Der Staat, dem an einer geſunden Bevölkerung gelegen iſt, hat allerdings die gegründeteſte Urſache, hierauf Rückſicht zu nehmen.

Alle dieſe Wirkungen äußern ſich auch durch die Furcht, nur etwas langſamer und mit weniger Heftigkeit; ungeachtet ſchwächliche Perſonen durch Furcht oft mehr mitgenommen werden, als ſtärkere von einem heftigen Schrecken.

Was hier von Furcht und Schrecken geſagt ward, läßt ſich mit guten Gründen auf das ſogenannte Staunen und Entſetzen anwenden. Es ſind dies Gemüthsbewegungen, die eben auch dem Grade nach verſchieden ſind, wie jene. Es iſt hier der Ort nicht, um das zuſammengeſetzte des Entſetzens, nach welchem ein plötzlicher Anfall des Mitleidens, der Verwunderung, des Abſcheues, u. dgl. den Grundtrieb dazu ausmacht, aus einander zu ſetzen; genug, daß ihre Wirkungen allezeit nach eben den Geſetzen des Eindrucks von dem Schrecken und denen des Widerſtandes oder der Zueignung von Seiten des Menſchen geſchehen. Krüppelhafte, durch Krebsgeſchwüre und dergleichen in ihrem Geſichte ganz verſtellte Perſonen, monſtröſe Masken, Hochgerichte mitten unter der Geſellſchaft,

Aeſer

Aeſer an öffentlichen Wegen, der Vorwitz anatomiſchen Unterſuchungen, chirurgiſchen Operationen beyzuwohnen, oder todte Körper zu beſchauen, ohne daß man Beruf dazu hat, und dergleichen, haben alle oben angezeigte Wirkungen des Schreckens hervorgebracht. Es iſt hier meine Abſicht nicht, um alle öffentliche Gelegenheit dieſer Eindrücke vermieden oder abgeſchafft zu wiſſen; es iſt im gewiſſen Betrachte oft zuträglich, wenn der Menſch nach und nach dazu gewöhnt wird, um ihnen, wenn er ſich ſolchen oft aus Nothwendigkeit ausſetzen, oder durch Zufall ausgeſetzt ſehen muß, deſto leichter widerſtehen zu können; da es aber gewiſſe ſchwächliche, reizbare, kränkliche Perſonen, und Schwangere, gemeiniglich mehr empfindliche, in jeder menſchlichen Geſellſchaft giebt, die ihrer Conſtitution nach, dergleichen Eindrücken zu widerſtehen weniger im Stande ſind, ſo muß man wenigſtens die Scheuſale höherer Claſſe der öffentlichen Begegnung zu verbergen, und vorzüglich Schwangere, Säugende, und ſonſt kränkliche Perſonen davon abzuhalten, oder ſie damit zu verſchonen ſuchen.

Eine vorzügliche Aufmerkſamkeit der Polizey, verdient dann auch die Traurigkeit, nicht ſo wohl an und für ſich, als vielmehr in Anſehung der ſchrecklichſten aller Folgen derſelben, der Verzweiflung. Die mit einer traurigen Idee beſchäftigte Seele, ſagt Tiſſot, ſcheint den Körper ganz zu verlaſſen, alle Faſern werden ſchlaff, die Verrichtung des Herzens wird geſchwächt, der Puls langſamer, matter, kleiner und nicht ſelten intermittirend; es entſteht Herzklopfen, zuweilen auch ein außerordentlicher Froſt, man empfindet Spannen im Herzen, und ſeine gehinderte nicht ſelten unterbrochene Verrichtung veranlaßt Ohnmachten, die oft mit tödtlichen Folgen gänzlich zurückbleiben. Die Lunge wird angefüllt, und bey Leichenöffnungen der Traurigen hat man Herz und Lungen voll Blut

ge-

gefunden, u. ſ. w. — Die Verrichtung des Magens und der Gedärme leiden, man verliert die Eßluſt, die wurmförmige Bewegung ſcheint ganz in Unordnung zu gerathen, die Galle fließt nicht gehörig ein, wird dicke, und macht oft gallichte Verſtopfung und Concretionen, es entſtehen Aufblähungen, anhaltende Hartleibigkeiten, oder das Gegentheil, ſehr hartnäckige Durchfälle, die von einer auf die Därme ſich werfenden unterdrückten Tranſpiration ſtammen, oder auch davon, daß die Milchgefäße ihr Einſaugen nicht mehr verrichten. Der Kreislauf ermattet in allen Gefäßen des Unterleibes, das ſtockende Blut verdirbt, ſein dünnſter Theil verfliegt, der limphatiſche und rothe Theil ſtehen ab und kleben zuſammen, und hieraus entſteht die Verſtopfung, der, nach Anleitung der Alten, der Nahme ſchwarze Galle, gegeben wird, aus welcher oft die ſchwarze Gelbſucht entſteht. Alle Abſonderungen geſchehen nicht in gehöriger Ordnung. Die Sinne, hauptſächlich das Geſicht, nimmt ab, das Gefühl kann ganz verloren gehen, auch folgt oft Starrſucht, Lähmung, Convulſionen. Man verliert den Schlaf: Kacherie, langſame Abzehrung, ſchleichendes Fieber, und alle chroniſche Krankheiten folgen auf dem Fuße nach.

Die ſchrecklichſte Wirkung, welche eine anhaltende Traurigkeit hinter ſich laſſen kann, iſt unſtreitig der ſich endlich fixirende Eindruck auf das ganze Nervenſyſtem. Die natürliche Stimmung deſſelben wird nach und nach faſt unwiederbringlich, der verſtimmende Gegenſtand ſchwebt immer vor den Augen, und der Traurige wird ſo gegen alle andere Eindrücke fühllos, ſeine Leidenſchaft wird ihm zum Abgrunde, wo ihm keine Hoffnung, gerettet zu werden, mehr übrig bleibt, und die Verzweiflung, dieſer ſo gewöhnliche Grundtrieb zum Selbſtmorde, bemeiſtert ſich der ganzen Seele des Unglücklichen.

Kann

Kann nun aber auch die Polizey dieſen Wirkungen der Traurigkeit und des höchſten Grades derſelben, der Verzweiflung, Dämme ſetzen? das hieße freylich eben ſo viel, als über das Gewiſſen gebieten. Armuth, Verfolgung, verunglückte Liebe, aus religiöſer Schwärmerey entſtandene Verzweiflung über die Zukunft, alles das, und noch mehr dergleichen, wenn es ſchon Wurzel gefaßt hat, kann das Werk der Polizey nur in ſo fern ſeyn, in wie fern die darunter leidenden und ſich ſelbſt überlaſſenen Unglücklichen der Aufſicht der Aerzte und Wärter übergeben werden müſſen. Inzwiſchen fehlt es auch nicht an öffentlichen allgemeinen Gelegenheitsurſachen, welche den Hang zur Traurigkeit entweder ſelbſt anſpinnen und befördern, oder dazu in Verbindung anderer mitwirkenden Urſachen vieles beytragen können. Der Unterricht und die Beyſpiele, durch welche wir während der Erziehung, und auch in den mannbaren Jahren, ſelbſt im Alter noch für unſer ganzes folgendes Leben zur leichtern Aufnahme gewiſſer Eindrücke geſtimmt werden, ſind in Anſehung der Stimmung zur Traurigkeit beſonders mächtig; ſo, wie jede Vorſtellung rührender Beyſpiele auf der Bühne durch angedichtete noch mehr rührende Umſtände und Ausdrücke für fühlende Herzen um ſo viel empfänglicher wird. Ich weiß nicht, ſpricht Frank, was man dabey gewonnen habe, daß ein gar zu ſehr verfeinerter Geſchmack, beynahe alles Muntere nach und nach von der Bühne verdränge und das Publikum mit ſo viel Trauerſpielen, mit ſo viel Mord und Tod unterhalte; anſtatt, daß die Schaubühne vormahls das Zwergfell des (in der großen Welt und ſelbſt zu Hauſe mit traurigen Vorſtellungen hinreichend verſehenen) Zuſchauers öfters zu erſchüttern ſuchte, und den Geiſt der Luſtbarkeit, der eine ſo nöthige Beſchaffenheit des Volks iſt, zu ernähren dachte. Frank verkennet das Edle und das

Ma-

Majeſtätiſche des Trauerſpiels nicht; aber die Empfindungen, welche es in dem Gemüthe der Zuhörer rege macht, ſollen, nach ſeiner gewiß gegründeten Meinung nicht zu alltäglichen Empfindungen werden, und ſie ſollen nicht durch wiederholten Einfluß auf unſer Gemüth, eine beſondere Anlage zur Traurigkeit und finſterem Gefühle erzeugen. Es iſt ein ſehr ſchmeichelhafter Lohn für den Trauerdichter, um eine Zähre, die von dem Auge der empfindſamen Schönen, und ſelbſt über die ernſthafte Wange des ſtaunenden Mannes herabrollt; allein welch ein Unterſchied in der Wirkung auf unſere ganze nachherige Gemüthsſtellung, zwiſchen der geweinten, und der herzlich hervorgelachten Zähre! Wenn man da die Woche drey Mahl in allen Ecken des Schauſaales nichts als ein allgemeines Schluchzen hört, und den Zuſchauer mit rothen Augen ſtille und betroffen nach Hauſe wandeln ſieht, ſo verdient die Geſchicklichkeit des Verfaſſers und des Schauſpielers ihr Lob; aber der Arzt muß die Wirkung dieſer zu thätigen Kunſt allzeit verwünſchen, die, anſtatt daß ſie, wie Gewitterwolken, nur ſelten den ganzen Himmel überziehen, und die in allzulanger Ruhe und unter beſtändigem Lächeln der Sonne ihrer Schnellkraft beraubte Luft in eine geſunde Bewegung bringen — nur zu gewiſſen Zeiten das menſchliche Herz erſchüttern ſollte; jetzt nicht mehr aufhöret, in einemfort darauf loszuſtürmen, und ſich aller Einbildungskraft bemeiſtert, um das Herz der Zuſchauer zu erweichen, und alle Nerven in gichtiſche Bewegung zu bringen.

In England war es lange Zeit Mode, nicht leicht ein Trauerſpiel aufzuführen, bey welchem nicht der Verfaſſer, am Ende wenigſtens fünf bis ſechs Perſonen ermorden ließ: Dieſe traurig grauſamen Vorſtellungen gefielen dem tiefſinnigen Volke, und unvermerkt ward ſein Hang zur Melancholie und finſtern

Kirchhofsgedanken vermehrt. In Frankreich iſt nie der Selbſtmord ſo im Schwange geweſen, als ſeitdem ſich alle Woche auf einer öffentlichen Bühne, bald eine zärtlich liebende Verlaſſene den Dolch in die Bruſt ſtößt, bald ein Unglücklicher heldenmäßig das Leben ſich raubt, um nicht länger leiden zu dürfen. Die Schwermuth läßt ſich nach und nach auf dieſes Land nieder, ſeitdem des Gewinſels auf allen Schaubühnen kein Ende mehr iſt, und ſo ſieht ſich die immer ſingende, aufgeweckte Nation ihr ſchönſtes Eigenthum, die Fröhlichkeit, aus dem Herzen winden. Die Deutſchen lachten, bey einer geringern Anlage dazu, noch lange über den Hanswurſt, da ihre Nachbarn ſolchen viele Jahre von ihrer Bühne verjagt hatten. Sie hatten gewiß unrecht, den ungezogenen Poſſenreißer ſo lange gegen alle Regeln des guten Geſchmacks zu dulden, allein das Lachen hätte man nicht mit ihm verſcheuchen ſollen. In einem großen Schauſpielhauſe befinden ſich unter tauſend Menſchen, welche Zerſtreuung ſuchen, kaum fünfzig, die nicht dieſes Lebensbalſams, der Aufheiterung, und einer entlehnten Fröhlichkeit bedürfen (*). Indeſſen, es ſind unſere feinen komiſchen Luſtſpiele, die man auf den Bühnen jetzt ſieht, alles, was man zur ſittlichen Aufheiterung nur zu wünſchen vermag, und es iſt hier nur die Rede von jener ſchwärmeriſchen Zeit, die aber noch nicht ſehr lange vorüber iſt, in welcher man ſich auf einen Vorrath von Thränen ſchicken mußte, wenn man in das Schauſpielhaus ging. Es iſt nicht unmöglich, daß ſie einſt in einer weinerlichen deutſchen Nation wieder kommen könnte, und daher führe ich dieſe Grundſätze **Frankens** und **Hußty's** an.

Ich

(*) Man ſehe hierüber Franks Syſtem der mediciniſchen Polizey, 3ter Band, S. 803. fgg.

Ich dachte hiermit von den menſchlichen Leidenſchaften überhaupt, und beſonders in wie fern ſie für die Polizey zu gehören ſcheinen, fürs erſte genug geſagt und angezeigt zu haben. Wer einen zuſammenhängenden Vortrag von den Leidenſchaften in mediciniſcher Rückſicht zu leſen wünſcht, der kann in allen pathologiſchen Lehrbüchern, in Gaub's Krankheitenlehre z. B. Nahrung finden. Tiſſot hat in ſeinem zweyten Bande der Abhandlung über die Nerven und ihre Krankheiten weitläuftig, unter dem Titel: moraliſche Urſachen, davon geſchrieben. Auch Zimmermann, in dem zweyten Theile von der Erfahrung, und Weikard, in dem vierten Stücke des philoſophiſchen Arztes, haben ſich darum beſonders verdient gemacht. Eine ganz eigene Abhandlung von den Leidenſchaften, hat unter dieſem Titel Zückert geliefert.

Ich habe bisher von den Leidenſchaften der Menſchen gehandelt, in ſofern ſie als vernünftige Geſchöpfe betrachtet werden müſſen; jetzt aber iſt es nothwendig, auch von den unvernünftigen Thieren zu reden, weil ſie nicht allein ein Inſtinct, ſondern zum Theil auch Leidenſchaften haben. Ehe ich aber von dieſen handle, muß ich zuvor von jenen noch etwas berühren.

Man verſteht unter Inſtinct dasjenige Principium, welches die Thiere in ihren Handlungen leitet. Von welcher Natur aber iſt dies Principium? und, wie weit erſtreckt ſich der Inſtinct? — Ariſtoteles und ſeine Anhänger legten den Thieren eine ſinnliche Seele bey, die ſich auf Empfindung und Gedächtniß einſchränke, aber kein Vermögen habe, über ihre Handlungen nachzudenken, ſie zu vergleichen, u. ſ. w. — Andere ſind viel weiter gegangen. So ſagt z. B. Lactanz: die Thiere hätten, wenn man die Reli-

gion ausnähme, alle Vorzüge des menſchlichen Geſchlechts.

Von einer andern Seite weiß alle Welt, die berühmte Hypotheſe des Descartes, die ſich weder durch ſeinen, noch durch ſeiner Anhänger großen Ruhm hat behaupten können. Die Thiere von einerley Gattung haben in ihren Handlungen eine gewiſſe Gleichförmigkeit, durch welche dieſe Weltweiſen ſich haben verleiten laſſen, und auf die Idee gebracht ſind, alles durch bloßen Mechanismus zu erklären. Allein dieſe Gleichförmigkeit iſt nur ſcheinbar, und ſie verſchwindet bey dem häufigen Anblick vor geübten Augen. Für einen aufmerkſamen Jäger giebt es nicht zwey Füchſe, deren Liſt ſich gänzlich gleich, nicht zwey Wölfe, deren Freßbegierde dieſelbe wäre.

Seit Descartes haben verſchiedene Gottesgelehrte geglaubt, es läge der Religion vieles an der Behauptung dieſes Mechanismus der Thiere. Sie merkten nicht, daß das Thier, wenn es gleich einige Fähigkeit mit dem Menſchen gemein hat, dennoch in einem unendlichen Abſtande von ihm entfernt ſeyn könnte. So iſt ja auch der Menſch ſelbſt in einem großen Abſtande von dem Engel, wenn er gleich mit demſelben eine Freiheit und eine Unſterblichkeit gemein hat, die ihn ſeinem allgütigen Schöpfer nähert.

Die Zergliederung der Thierr zeigt uns in ihnen Organe, die den unſrigen gleich, und zu eben denſelben Verrichtungen in Abſicht auf die thieriſche Oekonomie eingerichtet ſind. Eine genaue Beobachtung ihrer Handlungen entdeckt uns deutlich, daß ſie ein Empfindungsvermögen haben, das iſt, daß ſie eben das fühlen, was wir fühlen, wenn unſere Organe durch die Wirkung äußerlicher Gegenſtände vereiniget werden. Zweifeln, ob die Thiere dies Vermögen haben, das hieße eben ſo viel, als zweifeln, ob unſers Gleichen damit begabet iſt: denn auch an dieſen erkennen

nen wir es nicht anders, als durch eben dieſelben Zeichen. Derjenige, der bey dem Geſchrey keinen Schmerz erkennen, der den Zeichen der Freude, der Ungeduld, des Verlangens nicht glauben will, verdient keine Antwort. Nicht nur das Empfindungsvermögen der Thiere iſt gewiß; ſondern es iſt auch eben ſo klar, daß ſie eine Erinnerungskraft haben. Ohne ein Gedächtniß würden Schläge unſere Hunde nicht klug machen: alle Abrichtung der Thiere würde unmöglich ſeyn.

Der Gebrauch des Gedächtniſſes macht ſie fähig, eine vergangene Empfindung mit einer gegenwärtigen zu vergleichen. Alle Vergleichung zwiſchen zwey Dingen bringt nothwendig ein Urtheil hervor: alſo urtheilen auch die Thiere. Der Schmerz der Schläge, an welchen ſich das Gedächtniß erinnert, hält bey einem Vorſtehhunde (chien couchant, Hühnerhund,) dem Vergnügen ein Gleichgewicht, welches er empfindet, wenn er einem aufgeſtoßenen Haſen nachjagen will. Aus der Vergleichung zwiſchen dieſen beyden Empfindungen entſteht das Urtheil, nach welchem ſeine Handlung ſich richtet. Zuweilen reißt ihn die lebhafte Empfindung des Vergnügens hin, wenn aber öftere Schläge ihm das Andenken des Schmerzes tiefer einprägen, ſo verliert das Vergnügen bey der Vergleichung. Er denkt alsdann über das Vergangene nach, und dies Nachdenken prägt ſeinem Gedächtniſſe einen Begriff von einer gewiſſen Verbindung zwiſchen einem Haſen und den Schlägen ein. Dieſe Vorſtellung erhält eine ſolche Stärke, daß zuletzt der Anblick eines Haſen macht, daß er die Ruthe an den Leib zieht, und geſchwinde zu ſeinem Herrn zurückkehrt. (Dies iſt Furcht.) Die Gewohnheit, ſo oft einerley Urtheil zu fällen, macht dieſelben ſo ſchnell, und giebt ihnen ſo ſehr ein natürliches Anſehen, daß man die

Ueberlegung nicht erkennet, durch welche ſolche Urtheile zu Grundſätzen geworden ſind.

Erfahrung, durch Nachdenken unterſtützt, lehrt die Wieſel ein ſicheres Urtheilen über das Verhältniß der Größe ihres Körpers, und derjenigen Oeffnung fällen, durch welche ſie hindurch wollen. Iſt dieſe Vorſtellung einmahl feſtgeſetzt, ſo wird ſie durch die Wiederholung der Handlungen, die von ihr entſtehen, dem Thiere endlich ſo beſtändig gegenwärtig, daß ſie demſelben alle vergebliche Verſuche erſpart. Aber nicht bloß die Ideen von Verbindung zwiſchen mehreren Dingen ſind das, was die Thiere ihrer Ueberlegung zu danken haben; ſie erhalten dadurch auch noch verwickeltere Ideen, nach welchen ſie ſich in ihren Handlungen richten, und ohne welche ſie in tauſend für ſie nachtheilige Irrthümer verfallen würden.

Ein alter Wolf wird durch den Geruch einer Lockſpeiſe an einen Ort hingezogen; wenn er aber näher hinzu gehen will, ſo lehrt ihn ſeine Naſe, daß ein Menſch in dieſen Gegenden gegangen ſey. Der Begriff, nicht von der Gegenwart, ſondern von dem Vorbeygehen eines Menſchen, zeigt ihm eine Gefahr und eine Nachſtellung an. Er bedenkt ſich alſo, er kommt während einiger Nächte wieder — die Begierde führt ihn in die Gegend der Lockſpeiſe zurück, und die Furcht vor der angezeigten Gefahr entfernt ihn wieder. Hat der Jäger nicht alle gewöhnliche Kunſtgriffe gebraucht, um dieſen Wolf von der Bemerkung der Falle abzuhalten, berührt der geringſte Geruch von Eiſen ſeine Naſe, ſo wird nichts dies Thier ſicher machen, das einmahl durch die Erfahrung unruhig geworden iſt.

Dieſe Begriffe, die allmählig durch Empfindung und Ueberlegung erlangt ſind, und von der Einbildungskraft mit dem Gedächtniſſe in ihrer Ordnung vorgeſtellt werden, machen das Syſtem der Erkenntniſſe des Thieres und die Kette ſeiner Gewohnheiten aus;

aus; was aber dem Gedächtniſſe alle die Begebenheiten, die ſich zum Unterrichte des Thieres vereinigen, einprägt, iſt die Aufmerkſamkeit; und dieſe Aufmerkſamkeit iſt die Wirkung von dem lebhaften Gefühle der Bedürfniſſe. Hieraus folgt nothwendig, daß diejenigen unter den Thieren, deren Bedürfniſſe am dringendſten ſind, auch mehr erlangte Erkenntniſſe haben, als die andern. Und wirklich lehrt auch der Augenſchein, daß das Verhältniß, nach welchem die Bedürfniſſe mehr oder weniger dringend ſind, das Maß der Klugheit ſey, mit welcher jede Gattung begabt iſt, und daß die Umſtände, die jedem einzelnen Thiere ſeine Bedürfniſſe mehr oder weniger dringend machen können, auch mehr oder weniger das Syſtem ſeiner Kenntniſſe ausbreitet.

Den Thieren, die ſich aus dem Pflanzenreiche ernähren, bietet die Natur eine Nahrung an, welche ſie ſich leicht, ohne Induſtrie und ohne Nachdenken, verſchaffen können. Sie wiſſen wo das Gras iſt, das ſie eſſen ſollen, und unter welcher Eiche ſie Eicheln finden werden. Ihre Erkenntniß ſchränkt ſich in dieſer Abſicht auf die Erinnerung einer einzigen Begebenheit ein; auch ſcheint in Abſicht auf dieſen Umſtand, ihr Betragen vernunftlos, und der maſchinenmäßigen Bewegung nahe zu ſeyn. Aber mit den fleiſchfreſſenden Thieren verhält es ſich anders. Sie ſind gezwungen, eine Beute zu ſuchen, die ſich vor ihnen verbirget: Ihre Fähigkeiten alſo, die durch die Bedürfniſſe erweckt werden, ſind in einer beſtändigen Uebung; alle Mittel, vermöge deren ihnen ihre Beute oft entwiſcht iſt, ſtellen ſich ihrem Gedächtniſſe oft vor. Aus dem Nachdenken über dieſe Begebenheiten, zu welchen ſie gezwungen ſind, entſtehen Begriffe von Liſten, und von Vorſichten, die ſich ebenfalls dem Gedächtniſſe eindrücken, die Geſtalt; von Grund-

ſätzen darin erhalten, und durch die Wiederholung beſtändig gegenwärtig werden.

Die Mannigfaltigkeit und die Erfindung dieſer Begriffe ſetzt oft ſelbſt diejenigen in Erſtaunen, welchen dieſe Gegenſtände am häufigſten vorkommen. Ein Wolf, der auf Beute ausgeht, weiß aus der Erfahrung, daß der Wind ſeinem Geruche die Ausflüſſe aus den Leibern der Thiere, welche er aufſucht, entgegen führet; er geht alſo immer gegen den Wind an; ja er lernt ſogar durch eben dieſen Sinn beurtheilen, ob das Thier entfernt, oder nahe, ob es in Ruhe, oder auf der Flucht ſey. Nach dieſer Erkenntniß richtet er ſeinen Gang ein; er ſchleicht, um es zu überraſchen, oder er verdoppelt ſeine Geſchwindigkeit, um es einzuholen. Unterweges trifft er Hamſter, Fröſche und andere kleine Thiere an, die ihm ſchon tauſend Mahl zur Nahrung gedient haben; aber, ſo hungerig er auch iſt, ſo geht er doch dieſe vorhandene und leichte Nahrung vorbey; denn er weiß, daß er bald an dem Fleiſch eines Hirſches oder Dannhirſches ein größeres und appetitlicheres Mahl finden werde. Zu allen gewöhnlichen Zeiten wird dieſer Wolf alle Hülfsmittel gebrauchen, die man von dem Muthe und der Liſt eines einzelnen Thieres erwarten kann; wenn aber die Liebe den Wolf und die Wölfin in eine Geſellſchaft vereinigt, ſo haben ſie, in Abſicht auf die Jagd, Begriffe, die aus der Bequemlichkeit fließen, welche die Vereinigung ihnen verſchafft.

Dieſe Wölfe wiſſen, vermöge wiederholter Erfahrungen, wo das rothe Wildbret ſich gewöhnlich aufhält, und was es für einen Weg nimmt, wenn es aufgejagt wird. Sie wiſſen auch, wie nützlich es ihnen iſt, im Nachjagen mit einander abzuwechſeln, um den Tod eines bereits ermüdeten Thieres zu beſchleunigen. Da dieſe Dinge ihnen bekannt ſind, ſo ſchließen ſie von dem Gewöhnlichen auf das Wahrſcheinliche, und

thei-

theilen folglich ihre Verrichtungen unter einander. Der Wolf jaget nach; die Wölfin aber, als der ſchwächere Theil, erwartet bey einem engen Wege das keichende Thier, welches ſie wieder auftreiben ſoll. Man wird von dieſem Verfahren leicht überzeugt, wenn man es auf dem weichen Erdboden, oder auf dem Schnee, beſchrieben findet: denn da kann man die Geſchichte der Gedanken vieler Thiere manches Mahl ſehr deutlich geſchrieben leſen.

Der Fuchs iſt viel ſchwächer als der Wolf, und iſt daher gezwungen, weit mehr Kunſtgriffe anzuwenden, um ſeine Nahrung zu erhalten. Er hat ſo viele Mittel um zu fangen, ſo viele Gefahren, die er vermeiden muß, daß ſein Gedächtniß nothwendig mit einer Menge von Begebenheiten angefüllt ſeyn muß, die ſeinem Juſtincte eine große Ausbreitung ſchaffet. Er kann nicht die großen Thiere überwinden, von denen ein einziges ihn auf mehrere Tage ernähren würde. Auch beſitzt er nicht denjenigen Grad von Geſchwindigkeit, der ihm den Mangel an Stärke erſetzen könnte. Seine natürlichen Mittel ſind alſo Liſt, Geduld und Geſchicklichkeit. Wie dem Wolfe, ſo dient auch ihm ſein Geruch allezeit zum Compaſſe. Iſt dieſer Sinn gut geübt, ſo entdeckt ihm der treue Bericht deſſelben die Annäherung deſſen, was er ſucht, und die Gegenwart deſſen, was er vermeiden muß. Er iſt nicht ſehr geſchickt, mit offenbarer Gewalt zu jagen; gemeiniglich nähert er ſich alſo leiſe einem Rebhuhne, das er aufgeſpürt hat, oder auch dem Orte, durch welchen, wie er gewiß iſt, ein Haſe oder ein Kaninchen zurückkommen muß. Zwiſchen der Furcht überfallen zu werden, und der Nothwendigkeit, ſelbſt zu überfallen, getheilt, verräth er durch ſeinen allezeit behutſamen Gang, auf welchen er oft einhält, ſeine Unruhe, ſeine Begierde und ſeine Kunſtgriffe.

In einer Gegend, wo viel kleines Wild iſt, wo es wegen der Ebenen und wegen der Holzungen nicht an Beute fehlet, vermeidet er die bewohnten Plätze. Nur, wenn die Noth ihn dringt, nähert er ſich den Wohnungen der Menſchen; aber alsdann macht auch das Bewußtſeyn der Gefahr, daß er ſeine gewöhnliche Vorſicht verdoppelt. Unter dem Schutze der Nacht ſchleicht er längſt den Hecken und Gebüſchen. Er weiß, daß Hühner gut ſind; aber zu gleicher Zeit erinnert er ſich auch, daß Schlingen und Hunde gefährlich ſind. Dieſe gedoppelte Erinnerung leitet ſeinen Gang, und hält denſelben auf, oder beſchleuniget ihn, je nachdem die Umſtände, der einen oder der andern das Uebergewicht an Lebhaftigkeit geben. Wenn die Nacht anfängt, und ihre Länge der Vorſicht des Fuchſes deſto mehr Behelfe erlaubt, alsdann wird das entfernte Bellen des Hundes ihn alſobald in ſeinem Laufe aufhalten. Alle Gefahren, denen er zu verſchiedenen Zeiten ausgeſetzt geweſen iſt, ſtellen ſich ihm wieder vor. Aber bey Annäherung des Tages weicht dieſe ausnehmende Furcht der Lebhaftigkeit der Begierde; die Noth giebt dem Thiere Muth. Es eilt ſogar der Gefahr entgegen: denn es weiß, daß ihm bey der Ankunft des Tages eine noch größere drohet.

Man ſieht auch die gewöhnlichſten Handlungen der Thiere nach gewiſſen Grundſätzen eingerichtet, und ihr tägliches Betragen ſetzet ein Gedächtniß voraus, eine Betrachtung über das Vergangene, eine Vergleichung zwiſchen einem gegenwärtigen Objecte, das ſie anzieht, und den wahrſcheinlich zu erwartenden Gefahren, die ſie davon entfernen, eine Unterſcheidung der Umſtände, die ſich in einigen Rückſichten ähnlich, in andern aber verſchieden ſind, ein Urtheil und eine Wahl zwiſchen allen dieſen Beziehungen. Was iſt alſo der Inſtinct? — So mannigfaltige Wirkungen,

gen, die der Hang zum Vergnügen und die Furcht vor Schmerzen bey den Thieren hervorbringt; die Folgerungen und die Inductionen, die ſie aus den Begebenheiten gezogen haben, die ſich ihrem Gedächtniß einprägten die Handlungen, die daraus entſtehen; dieſer Zuſammenhang von Erkenntniſſen, welche durch die Erfahrung vermehrt, und durch die Ueberlegung mit jedem Tage zu Fertigkeiten werden; alles dies läßt ſich nicht unter dem Inſtincte zuſammenfaſſen, oder dies Wort wird mit dem Worte Verſtand gleichbedeutend.

„Das was man bey dem Menſchen Verſtand nennt," ſagt der Verfaſſer der Wunder der Natur (*): „heißt man „bey den Thieren **Naturtrieb** oder **Inſtinct**. Es findet „zwar gewiß zwiſchen der Urſache und den Wirkungen „dieſer beyden Kräfte ein beträchtlicher Unterſchied ſtatt; „unterdeſſen kommen ſie bisweilen einander ſo nahe, daß „man erſtaunt, wenn man ſieht, daß der Naturtrieb bey „einigen Thieren den Verſtand gewiſſer Menſchen über„trifft. Demohngeachtet aber iſt es doch gewiß, daß man „ſie auch ſogar bey dieſen Umſtänden nicht mit einander „verwechſeln, ſondern die Güte der Natur bewundern „muß, womit ſie gewiſſe Thiere behandelt hat. Ich will „hier nicht in ihren beſondern Bau eindringen, oder zu „entdecken ſuchen, ob es nach Descartes Meinung „bloße Maſchinen, oder ob ſie mit einem beſondern, und „den Thieren eigenthümlichen Verſtande begabt ſind. „Dieſe Unterſuchung werde ich den Metaphyſikern, und „denjenigen überlaſſen, welche über alles gern raiſonni„ren, und mich bloß auf die Erzählung einiger beſonderen „und bewundernswürdigen Fälle einſchränken, woraus „man wenigſtens ſo viel ſieht, daß ein Naturtrieb bey ge„wiſſen Thieren zu einer ſehr großen Vollkommenheit ge„langen kann.

„Im

(*) Wunder der Natur, eine Sammlung außerordentlicher und merkwürdiger Erſcheinungen und Begebenheiten in der ganzen Körperwelt, zum Unterricht und Vergnügen, nach alphabetiſcher Ordnung. Leipzig, 1782, Band 2, S. 133, Art. Naturtrieb.

„Im Jahr 1777 kam ein junger Fremdling in Paris „auf den öffentlichen Spaziergang Vaurhall, und hatte „einen Hund bey ſich, den man nicht hinein ließ. Er „ließ denſelben bey der Wache, und ging hinein. Bald „darauf ſtahl man ihm ſeine Uhr, er kehrte zur Wache zu„rück, um dieſes anzuzeigen, und ſagte zu dem Unteroffi„cier, daß er ſeine Uhr bald wieder finden wollte, wenn „man nur ſeinen Hund herein ließe. Es wurde ihm ge„ſtattet. Er gab ſeinem Hunde durch Geberden zu verſte„hen, was er verloren habe. Dieſer fing an zu ſuchen, „und entdeckte den Dieb wirklich, welcher eingezogen, „durchſucht, und des Diebſtahls überführt wurde. Man „fand ſechs Uhren in ſeiner Taſche, unter welchen der „Hund genau die ſeinem Herrn zugehörige aufſuchte und „forttrug."

Mir ſcheint aber wenigſtens jene Geſchichte, wo ein Mann ein Stück Geld auf dem Felde niederlegt, und mit einem andern wettet, daß der Hund eine halbe Meile zurückgehen und ſolches wiederbringen ſoll, noch intereſſanter in dieſer Hinſicht zu ſeyn. Der Hund geht zurück; es iſt aber das Stück Geld von einem Landmanne unterdeſſen ſchon aufgenommen, und in die Hoſentaſche geſteckt worden. Der Hund ſpürt dieſem nach, findet, ſchmeichelt und begleitet ihn bis zu ſeiner Wohnung. Der Finder des Geldes iſt froh, ein Stück Geld und einen ſo freundlichen Hund gefunden zu haben. Der Hund legt ſich am Abend vor ſein Bette, allein, wie des Morgens die Thüre aufgeht, ſo ergreift er die Hoſen, worin das Geld ſteckt, entwiſcht, und bringt ſeinem Herrn die Hoſen, worin noch mehr Geld ſteckt, und worunter ſich auch das auf dem Felde hingelegte Stück befindet.

Hartſoeker erzählt in ſeinen Muthmaßungen über die Naturlehre, daß ein Hund abgerichtet geweſen, alle Sonntage nach Charenton, nahe bey Paris, mit ſeinem Herrn, welcher daſelbſt eine Meſſe hörte, zu laufen. Einmahl war er eingeſperrt worden, worüber er ſehr unruhig war, doch ließ er ſichs diesmahl gefallen;

len; da man ihn aber am folgenden Sonntage wieder einſchloß, ſo merkte er, daß man ſeiner Geſellſchaft überhoben zu ſeyn ſuchte. Er lief den Sonnabend Abend von Paris hinweg, und erwartete ſeinen Herrn Sonntag früh zu Charenton, welcher bey ſeiner Ankunft hörte, daß er ſchon den Tag zuvor angelangt wäre. Könnte wohl ein Menſch, fragte hierbey **Hartſoeker**, richtiger ſchließen? — Der Hund dachte ohngefähr, daß er, wenn er bis zum Sonntage wartete, wie die beyden vorigen Mahle, eingeſchloſſen werden würde, folglich müſſe er den Tag vorher ſich ſchon auf den Weg machen.

Dieſe Geſchichte ſcheint ſehr wahrſcheinlich, da es vielen, die Hunde halten, bekannt iſt, beſonders aber den Jagdliebhabern, daß ein Hund, der es gewohnt iſt mit zu gehen, wenn er einige Mahl hat zu Hauſe bleiben müſſen, bey dem geringſten Anſcheine, da man ſpazieren, oder auf die Jagd gehen wolle, dann ſchon ſo weit vorausgeht, daß man ihn ſchwer zurückrufen, und mit vieler Mühe erſt zum Einſperren bringen kann. Auf dem Lande ſetzt ſich ein ſolcher Hund gewöhnlich vor dem Hofe in ſolcher Gegend auf die Lauer, wo er alle Wege, die ſein Herr allenfalls nehmen möchte, abſehen kann.

Konnte alſo dieſer Hund die Tage der Woche unterſcheiden? Ohnſtreitig. Und iſt dieſes nicht ſo außerordentlich, daß man nicht mehrere Beyſpiele davon finden ſollte. Es giebt in der Nachbarſchaft gewiſſer Städte Hunde, welche ſich jederzeit an den Markttagen daſelbſt einfinden, um daſelbſt irgend eine Beute zu machen. Diejenigen Hunde, die zum Bratenwenden abgerichtet ſind, wiſſen die Bratentage ſehr gut von den übrigen zu unterſcheiden, und man hat Mühe, ſie an den letztern Tagen zum Bratenwenden zu bringen, gleichſam als wenn ſie es nicht für ihre Pflicht hielten. Noch mehr, wenn mehrere Hunde dazu abgerichtet

ſind,

ſind, ſo hält es ſchwer, einen andern zum Bratenwenden zu bringen, wenn die Reihe nicht an ihm iſt. Folgenden Fall, welcher ſich in dem Jeſuitercollegium zu Fleche zugetragen hat, erzählt, (nach d. Wund. d. Nat.) ein ſehr glaubwürdiger und wahrheitsliebender Mann, welcher ein Augenzeuge davon geweſen war. Nachdem der Koch einmahl ſeinen Braten vorbereitet hatte, ſo ſuchte er denjenigen Hund, welchen diesmahl die Reihe zu wenden traf, und wollte, da er ihn nicht finden konnte, einen andern nehmen, welcher ſich eben in der Küche befand; allein der Hund widerſetzte ſich, biß den Koch ſehr und ergriff hierauf die Flucht. Der Koch war über dies Betragen des Hundes ganz erſtaunt, weil derſelbe ſehr geduldig war, und ihn ſehr lieb hatte. Die Wunde war tief blutete ſehr ſtark und erforderte einen Verband. Während, daß man ſich hiermit beſchäftigte, war der davon gelaufene Hund in den Park gelaufen, und hatte den andern, welcher dieſen Tag eigentlich den Braten wenden ſollte, aufgeſucht, und trieb ihn vor ſich her in die Küche, wo er ſich ſogleich ohngeheißen in das Rad begab.

Ich habe, ſagt Hartſoeker, in dem oben angeführten Stücke, einen Hund geſehen, welcher alle Sonntage bis Nachmittag um vier Uhr hungerte, und nicht das geringſte, es mochte auch noch ſo köſtlich ſeyn, anrührte. Den Grund von dieſer merkwürdigen Enthaltſamkeit, fand man bey genauer Unterſuchung darinnen. Es kam nähmlich an dieſem Tage allezeit jemand gegen vier Uhr in dies Haus, und gab ihm von abgezogenen Mandeln, welche er ſehr gern fraß, ſo viel, als er zu ſich nehmen konnte. Ohnſtreitig wollte er ſich dieſe leckerhafte Speiſe durch nichts anders verderben.

Die Affen, Biber, Elephanten, und viele andere Thiere liefern uns mancherley Erſcheinungen, welche ein wirkliches Raiſonnement oder einen außerordentlich

lich vervollkommneten Naturtrieb bey denſelben an den Tag legen, allein dieſe Sachen ſind zu bekannt, als daß ich mich mit ihrer Erzählung länger aufhalten ſollte.

Man kann aber vermuthen, daß die Thiere niemahls viel weiter kommen werden, wenn ſie gleich in Anſehung einiger ſchon weit gekommen ſeyn mögen. Die Baukunſt der Biber könnte verſchönert ſeyn; die Geſtalt der Schwalbenneſter könnte eine gewiſſe Zierlichkeit erhalten haben, ohne daß wir es bemerkt hätten. Ueberhaupt aber ſind die Hinderniſſe, die ſich dem Fortgange der Gattungen von Thieren widerſetzen, ſehr ſchwer zu überwinden; und die einzelnen Thiere entlehnen auch nicht von der Stärke einer herrſchenden Leidenſchaft diejenige anhaltende Thätigkeit, vermöge deren ein Menſch ſich durch ſein Genie über andere ſeines Gleichen erhebt. Gleichwohl haben die Thiere natürliche, und auch ſolche Leidenſchaften, die man erlangte nennen, und dem Nachdenken zuſchreiben könnte. Von der erſten Art ſind die Eindrücke des Hungers, die heftigen Begierden der Liebe, die mütterliche Zärtlichkeit, von der andern die Furcht vor Mangel, der Geiz, und die Eiferſucht, welche zur Rache leitet.

Der Geiz iſt bey den Thieren eine Folge des vorhin empfundenen Hungers. Das Nachdenken über dies Bedürfniß bringt bey allen Thieren, die dem Mangel ausgeſetzt ſind, eine gewiſſe Vorſorge hervor. Die fleiſchfreſſenden Thiere verbergen die Ueberbleibſel ihrer Beute, um ſie in der Noth wieder zu finden. Unter denen, die von Früchten leben, ſammeln ſich diejenigen, welche ſo gebaut ſind, daß ſie ihre Nahrung forttragen können, einen Vorrath, den ſie nur im Nothfalle anrühren; von der Art ſind die Feldratzen Hamſter, u. dgl. Aber, die Leidenſchaft des Geizes

iſt

iſt eben nicht erfinderiſch an Kunſtgriffen; ihre ganze Uebung ſchränkt ſich auf Sammeln nnd Sparen ein.

Die Eiferſucht, iſt eine Tochter der Liebe. Unter denjenigen Arten, wo das Männchen ſich ohne Unterſchied mit allen Weibchen paart, wird ſie nur durch den Mangel an letztern rege gemacht. Da alle zu gleicher Zeit das lebhafte Bedürfniß der Liebe (eigentlich des Fortpflanzungstriebes,) fühlen, ſo entſteht daraus eine wechſelsweiſe und allgemeine Nebenbuhlerſchaft. Die blinde Leidenſchaft macht oft, daß diejenigen, welche von ihr gequält werden, ihre Abſicht verfehlen. Unterdeß daß die alten Hirſche von der Wuth im Streite erhalten werden, nähert ſich der junge Spießer zitternd der Hündin, genießt der Luſt, und — entwiſcht. So geht es häufig auch bey andern Thieren.

In den Arten, die Parweiſe leben, iſt die Eiferſucht inniger und überlegender. Die Bewegungsgründe, worauf dieſe wechſelsweiſe Wahl zweyer einzelnen Thiere beruhet, mögen ſeyn, welche ſie wollen, ſo iſt ſo viel gewiß, daß die Wahl geſchieht, und es ſetzt ſich die Idee des wechſelsweiſen Eigenthums feſt. Von dem Zeitpuncte an, miſcht ſich das moraliſche in ihre Leidenſchaft, und die Weibchen ſelbſt werden der Eiferſucht fähig. Dieſe Vereinigung, die dem Triebe ihren Anfang und dem Vergnügen ihre Fortdauer zu danken hat, wird durch die gemeinſchaftlichen Sorgen, welche die Erziehung der Jungen erheiſchet, noch enger zuſammengezogen; aber, iſt dieſe Abſicht erfüllt, ſo hört bey vielen Thieren die Vereinigung auf. Der Frühling, der dieſen Thieren eine neue Brunſt einflößt, giebt ihnen zum öftern auch einen neuen Geſchmack.

Unter manchem Geflügel habe ich auch eine Art von Treue bemerkt, die ſich aber doch nur ſo weit erſtreckt, daß ſie beyde ſich alle Jahr wieder zuſammenfinden.

finden. Von den Weibchen glaub ich, daß ſie treuer als die Männer ſind, — die Männer aber, auch ſelbſt unter Tauben, verſuchen es gern auch andern Weibchen zu ſchmeicheln, und ihnen thätige Beweiſe von ihrer Zuneigung zu geben. Sonderbar iſt hierbey dieſe Bemerkung mir immer geweſen: wenn das Weibchen ſieht, daß ſein Schatz mit einem andern Weibchen in Wolluſt verwickelt iſt, ſo verfolgt es nie das andere Weib in dem Augenblicke, wie es ſonſt wohl geſchieht, daß ſich zwey Weibchen nicht vertragen, ſondern es fährt auf das Männchen los, um es zu beißen.

Dem ſey, wie ihm wolle, ſo kann man überhaupt ſagen, die Liebe ſey den Thieren nur ein vorübergehendes Bedürfniß. Dieſe Leidenſchaft, mit allen den Kleinigkeiten, die dazu gehören, beſchäftigt ſie höchſtens nur den vierten Theil des Jahres; ſie kann alſo die einzelnen Thiere nicht zu einem ſehr merklichen Fortgange erheben. Die Zeit der Gleichgültigkeit muß alle die Ideen in Vergeſſenheit bringen, welche durch die Reize der Begierden hervorgebracht waren. Man beobachtet nur, daß die Erfahrung die Mütter über diejenigen Dinge belehrt, die zu dem Wohl ihres Geſchlechts gehören; ſie ziehen in einem höhern Alter Lehren aus den Fehlern der Jungen und der Unerfahrenheit. Ein Rebhuhn von 3 oder 4 Jahren ſucht zu ſeinem Neſte einen viel vortheilhaftern Platz, als ein junges. Es ſetzt ſich auf einen etwas hohen Ort, um vor Ueberſchwemmung ſicher zu ſeyn; es ſieht darauf, daß er mit Dornen und Strauchwerk umgeben ſey, die den Zugang dazu beſchwerlich machen. Wenn es, um Futter zu holen, ſein Neſt verläßt, verſäumt es nicht, ſeine Eyer zu verbergen, indem es ſie mit Blättern bedeckt.

Wenn die mütterliche Zärtlichkeit tiefe Eindrücke in dem Gedächtniſſe der Thiere zurück läßt, ſo kommt

dies daher, daß die Uebung derſelben lange genug dauert, und daß dies überdem eine von den Leidenſchaften iſt, welche dieſe empfindlichen Geſchöpfe in einem lebhaften Grade fühlen. Sie erweckt in ihnen eine unruhige und anhaltende Geſchäftigkeit, eine mühſame Geduld, und wenn den Jungen Gefahr drohet, eine muthige Vertheidigung, die einer Aufopferung ſeiner ſelbſt nicht unähnlich iſt. Denn ganz und gar opfert man ſich nicht auf, und in dem äußerſten Augenblicke läßt ſich das Ich allzeit fühlen. Ein Beweis von dieſer Wahrheit liegt darin, daß bey den verſchiedenen Gattungen, die anſcheinende Verwegenheit der Mutter allemahl im Verhältniſſe mit den Mitteln iſt, welche ſie hat, um der Gefahr, der ſie zu trotzen ſcheint, zu entgehen. Die Wölfin und die wilde Sau werden fürchterlich, wenn ſie ihre Jungen zu vertheidigen haben. Die Hindin ſucht auch die Gefahr auf; aber ihre Schwäche wird bald an ihrem Muthe zur Verrätherin, und, ihrer zärtlichen Unruhe ohngeachtet, wird ſie zur Flucht genöthiget. Das Rebhuhn und die wilde Ente, die in der Geſchwindigkeit ihrer Flügel ein ſicheres Rettungsmittel haben, ſcheinen ſich zur Vertheidigung ihrer Jungen weit mehr der Gefahr auszuſetzen, als das Faſanhuhn; der ſchwere Flug des letztern würde es zu einem Opfer einer zu muthigen Liebe machen.

Dieſe Liebe, die ſo großmüthig ſcheint, bringt eine Eiferſucht hervor, welche in den Gattungen, wo ſie aufs höchſte ſteigt, bis zur Genügſamkeit geht. Das Rebhuhn verfolgt und tödtet ohne Mitleiden alle Jungen ſeiner Art, die nicht zu ſeiner Familie gehören. Das Faſanhuhn hingegen, das ſeine Jungen, die es gebrütet hat, leichter verläßt, beſitzt eine allgemeine Zuneigung zu allen Jungen von ſeiner Art. Alle die, welche keine Mutter haben, haben ein Recht dieſer Mutter zu folgen.

Oft

Oft können die Menſchen mit großem Vortheile von den Thieren lernen. Ich will hiervon einige Beyſpiele anführen, die im erſten Bande von den Wundern der Natur ꝛc. S. 444, fgg. im Art. außerordentliche Liebe, gegeben worden ſind.

Einige Bauern aus dem Spanien zugehörigen Theile von Cerdangne, welches auf den höchſten pyrenäiſchen Gebirgen liegt, entdeckten beym Kräuterſammeln eine Heerde wilder Ziegen, (Irzans) nebſt ihren Jungen. Sie ſuchten eins von den letztern zu bekommen, und erreichten auch ihre Abſicht. Die übrige Heerde zerſtreuete ſich. Kaum aber hatte das gefangene Thier ein Mahl geſchrieen, ſo bemerkte man von weitem die Mutter deſſelben, welche zu horchen ſchien. Eine von den Weibern wollte vermittelſt des Jungen die alte Ziege fangen, ſie begab ſich daher mit ihrer Beute auf einen ſteilen Felſen, und zeigte ſie der Mutter, welche ſich auf das Geſchrey ihres Jungen, wiewohl furchtſam, zu nähern anfing, hierauf ſich wieder zurückzog, und gleichfalls ſchrie; die Mutter kam wieder näher, und ergriff von neuem die Flucht; endlich aber wich ſie nach langem Kampfe der Natur, näherte ſich ihrem Jungen, und ließ ſich von der Bäuerin ohne Widerſtand binden. Sie wurde von dem Augenblicke an zahm, und folgte der Bäuerin überall nach.

Aehnliche Fälle haben wir in Deutſchland auch, aber mit andern Thieren. Z. B. man kann viele Arten von Vögeln fangen, wenn man die Jungen in ein Schlagbauer ſetzt, wo hinein die Alten ſich wagen, um jene zu füttern, und gefangen werden.

Ein Beyſpiel anderer Art liefert ein gewiſſer Joſeph Purdew (*). „Ich beſchäftigte mich, ſagt er, „einmahl des Morgens in meinem Bette mit Leſen, und

(*) Wunder der Natur, ꝛc. Th, 1, S. 446.

„bemerkte auf einmahl ein ſolches Geräuſch, dergleichen „Ratten zwiſchen einer Doppelwand, die ſie durchna„gen wollen, zu machen pflegen. Das Geräuſch „hörte einige Minuten auf, und fing in der Folge wie„der an; ich befand mich nur zwey Fuß weit von dem „hölzernen Verſchlage, und gab genau Acht; ich ſahe „eine Ratte aus einem Loche hervorkommen, und ohne „ein Geräuſch zu machen ſich umſehen. Sie ver„ſchwand bald darauf wieder, und brachte in kurzer „Zeit eine größere und älter ſcheinende Ratte beym „Ohre geführt. Nachdem ſie dieſelbe beym Loche zu„rückgelaſſen hatte, ſo lief ſie mit einer andern noch „jüngern Ratte, welche ſich ihr zugeſellt hatte, ſamm„lete die vom geſtrigen Eſſen herabgefallenen Krumen „vom Gebacknen, und brachte ſie dem an dem Loche „zurückgebliebenen Thiere. Ich beobachtete dieſen Auf„tritt, welcher mich in Erſtaunen ſetzte, immer auf„merkſamer, und ſahe, daß die Ratte, welcher die „andern beyden Speiſe zutrugen, blind war, und das „gebrachte Zuckergebackenes bloß durch Gefühl fand. „Ich zweifelte nicht weiter, daß ſie die Mutter ſey, und „bewunderte die Weisheit der Natur, welche auch in „die Thiere eine beſondere dankbare Zärtlichkeit, und „gleichſam eine ihren Kräften angemeſſene Tugend ge„legt hat, und lernte von dieſen verabſcheueten Thie„ren, was ich ſelten von Menſchen gelernt habe. Es „trat jemand ins Zimmer, die beyden jungen Ratten „ſchrien, um die ältere wegen der bevorſtehenden Ge„fahr zu warnen, und ohngeachtet ihrer Angſt, woll„ten ſie ſich doch nicht ehe retten, bis die Alte in Si„cherheit wäre. Sie begleiteten die Alte, und ſuchten „ſie gleichſam zu decken."

Weil in der Encyklopädie unter Inſtinct wenig geſagt worden, ſo werde ich das, was dort mangelt, im Art. Trieb nachholen; indeſſen hat die deutſche Encyklopädie im Artikel Inſtinct, ſchon viel Gutes ge-

geſagt, und auch eine Ueberſicht der allgemeinen Betrachtung über die Triebe der Thiere, hauptſächlich über ihre Kunſttriebe, von Herrmann Samuel Reimarus, Hamb. 1773, geliefert. Eben dieſes Werk hat der ſelige D. Krünitz auch zum Nachleſen empfohlen. Ich empfehle dieſes Werk ebenfalls, allein die neueſte Ausgabe von 1798, welche von D. Joh. Alb. Heinr. Reimarus aufs neue durchgeſehen, und mit Anmerkungen und einer Einleitung verſehen worden. Außerdem findet man noch verſchiedene Abhandlungen, die ſich auf dieſe Materie beziehen. Z. B. Philoſophiſcher Zeitvertreib über die Thierſprache, aus dem Franzöſiſchen (des Pater Boujeau), ins Deutſche überſetzt. Frankf. und Leipz. 1740. Ueber die Thiervernunft und Sprache, Hannöv. Magazin, 1769, Col. 1345, fgg. Vom Ausdrucke der Thiere, Hannöv. Magazin. 1776, Col. 1147. Von der Arbeitſamkeit und Verſchlagenheit der kleinern Thiere, Hannöv. Magazin, 1780, Col. 1505, u. ſ. w.

Schließlich nur noch ein Par Worte von der Wolluſt, oder eigentlich, von der Begattung einiger Thiere. Die Begattung geſchieht mit Wolluſt, und diejenigen genießen, wenigſtens dem Scheine nach, die größeſte Wolluſt, die am feinſten organiſirt ſind. Unter Menſchen iſt ſolches das Weib — aber unter den Thieren muß man ſolches den Inſecten zuſchreiben. Die Art und der Grad dieſer Gefühle iſt aber wohl ſo mannigfaltig und verſchieden, als es Thiere giebt. Die Elephanten ſchlagen und liebkoſen ſich mit dem Rüſſel, endlich fällt das Weibchen vorn auf die Knie, zieht die Hinterfüße ſo weit als möglich an die vordern, daß es faſt auf den Kopf zu ſtehen kommt, und in dieſer Stellung wird es befruchtet.

Dieſes iſt nach der Angabe des Verfaſſers, der über die Priora (*) geſchrieben hat, geſagt. Sonſt wollten Reiſebeſchreiber und Naturforſcher auch befunden haben, daß die Elephantin ſich eine Art von Bette in die Erde mache — daß der Elephant ſie darauf niederwerfe, und ſie auf den Rücken liegend die Befruchtung empfange. Nach vollführtem Geſchäfte ſoll er ihr wieder aufhelfen.

Die Fortpflanzung der ſurinamiſchen Kröte, (Pipa,) wovon ich im LXXIVſten Theile der Encyklopädie, S. 713, handelte, iſt einzig. Es befinden ſich nähmlich in der Rückenhaut des Weibchens eine Menge kleiner Grübchen oder Zellen; das Weibchen legt Eyer. Sobald ſie gelegt ſind, nimmt ſie das Männchen, und ſtreicht ſie auf den Rücken des Weibchens, wälzt ſich zu wiederholten Mahlen rücklings darüber her, drückt ſie in jene Zellchen oder Grübchen ein, und befruchtet ſie zuletzt mit ſeinem Samen.

Hierauf verwachſen die Eyer gleichſam mit der Haut der Mutter, und nach etwa drey Monathen erſcheinen die Jungen. Dieſe erfahren, wie unſere Fröſche, mehrere Verwandlungen, verlaſſen aber den Rüken der Mutter erſt, wenn ſie ihre vollkommene Geſtalt erhalten haben.

Bey den Flöhen geſchieht die Begattung, indem das Weibchen auf den Rücken des Männchens ſteigt; dieſes aus ſeinem aufwärts gekrümmten Hinterleibe das Zeugungsorgan in die dazu beſtimmte Oeffnung des Weibchens bringt. — Die Wanzen hingegen paren ſich, ohne auf einander zu ſteigen, indem ſie ſich rück-

(*) Ueber die Priora, als Nachbarn der Poſteriora. Eine phyſiologiſch-hiſtoriſch-philoſophiſch-litterariſche Abhandlung, von Pruzum dem Jüngern. Buslar, 1725. — —

rückwärts ſo vereinigen, daß beyde Theile eine Linie ausmachen (*).

Bey verſchiedenen Mücken- und Fliegenarten ſcheinen die Zeugungsorgane verwechſelt zu ſeyn. Z. B. das Männchen bey den Stubenfliegen hat nähmlich unter dem After noch eine beſondere Oeffnung, in welcher es das lange röhrenförmige Geſchlechtsglied des Weibchens aufnimmt. Das Männchen pflegt nach vielen Liebkoſungen mit den Vorderfüßen, ſo wie es auch die Käfer und mehrere andere machen, auf das Weibchen zu ſteigen. Sein Geburtsglied hat oben eine Art von Mund, mit welchem es etwas aufſchnappen und anſaugen kann. Hiemit ſchnappet es nach der Spitze des Zeugungsrohres des Weibchens, welches am Ende ein Par bewegliche Häckchen zu haben ſcheint; hat es ſolche gefaßt, ſo ſauget es dieſe Röhre immer tiefer hinein. Die Röhre aber ſauget auch wiederum, und mit einem guten Vergrößerungsglaſe kann man die Bewegung vieler Theile in der durchſichtigen Röhre ſehen.

Die Begattung der Libellen, ſonſt Spinnenjungfer Waſſerjungfer, genannt, iſt nicht minder merkwürdig. Das Männchen hat nähmlich am Schwanze zwey zangenförmige Häckchen, womit es das Weibchen im Fluge beym Nacken packt, und ſo mit ſich führet. Sie fliegen alsdann beyde in einer geraden Linie, das Männ-

(*) Es iſt dieſes nicht meine Beobachtung. Faſt ſollte ich glauben, daß auch die Wanzen, wie alle übrige Inſecten und Würmer, zuerſt auf einander ſtiegen. Wenn man ein Paar in der Begattung begriffene Maykäfer, Mücken, Schmetterlinge und dergleichen betrachtet, ſo ſollte man kaum glauben, daß dieſe Thiere zu Anfang der Begattung auf einander geſtiegen wären. Selbſt dem, der die Begattung der Hunde nicht kennte, würde es wunderlich vorkommen, wenn man ihm erzählte, daß ſie ihre Begattung auf ganz andere Art angefangen, als ſie in der Fortſetzung derſelben ſich zeigen. S.

Männchen voran, und das Weibchen hinterher. Aber, dies iſt noch nicht die Begattung ſelbſt. Die Geſchlechtstheile des Männchens liegen unter dem Bauche, nahe an der Bruſt, und die des Weibchens nahe am Schwanze. Wenn alſo die Begattung vor ſich gehen ſoll, ſo krümmt das Weibchen die Spitze ſeines Schwanzes nach dem Bauche des Männchens. Einige thun das ſchon im Fluge, aber meiſtens laſſen ſie ſich von dem Männchen auf eine Pflanze hinführen, und dann geht die Vereinigung vor ſich. Sie genieſſen, ſo wie die Fliegen, dieſer Wolluſt einige Stunden. Von einigen Schildkröten ſagt man, daß ſie mehrere Wochen im Genuſſe ſind.

So wie in den meiſten Fällen der männliche Theil der reizende iſt, ſo giebts doch auch Ausnahmen. Viele Arten von Mücken paren ſich z. B. in der Luft, wenn ſie (nach dem gewöhnlichen Ausdrucke) mit einander ſpielen. Her reizen und locken die Weibchen, denn ihr Geſumme iſt es eben, was die Männchen herbey zieht. — Eben ſo ladet auch die Katze den Kater zur Begattung ein. Auch habe ich dieſes noch kürzlich an verſchiedenen Vögeln wahrgenommen. Zuerſt an einem Kanarienweibchen. Ich ſetzte es mit einem Waldfinken, oder ſogenannten Quäker in ein Heckbauer. Das Weibchen gewann Luſt zu dem melancholiſch ernſthaften Männchen, und als ich Baumaterialien zum Neſte ihnen in den Bauer gelegt hatte, ſo nahm ſie davon, trug ſolches in das Körbchen, kam wieder, nahm etwas auf, hielt ihm ſolches immer vor, und wollte er darauf nicht achten, ſo wurde ſie erbittert, und biß den Mann, doch behielt ſie immer die Sächelchen im Schnabel, und kehrte ihm zuletzt zum öftern den Rücken zu, indem ſie ſich dabey immer, bald von der einen, und bald von der andern Seite nach ihm umſah. Er blieb aber ungerührt.

Auf

Auf ähnliche Art machte es auch eine meiner Lerchen. Der Hahn und die Henne hängen ſo, daß ſie einander ſehen können. Die Henne kratzte in dem Bauer alles zuſammen, was ſie nur erhaſchen konnte, und ſogar brach ſie von dem mit Pappe bekleideten Fußboden etwas los, und wies es dem Hahne. Ich brachte beyde darauf 48 Stunden in einer Kammer zuſammen, ſetzte beyde hierauf wieder in ihre Bauer, und den Morgen darauf legte die Henne. Dieſes Ey hab ich dem vorher genannten Kanarienvogel mit unter gelegt, welcher jetzt mit einem Zeiſig verbunden, brütet. Die Lerche legte hernach noch ein Ey. Ich baute ihr ein Neſt, ſetzte ſolches in das Bauer, und legte das Ey hinein. Allein, ſie zerriß alles wieder.

Bey einigen Thieren ſuchen die Weibchen durch verſtellten Widerſtand die Begierden der Männchen noch mehr anzufachen, wie z. B. die Heuſchrecken; deren Züge eigentlich nur davon herkommen ſollen, wenn die Männchen die coquettirenden Weibchen verfolgen, wie einige Gelehrte behaupten. Ich bin aber nicht der Meinung, ſondern glaube vielmehr, daß Nahrungstrieb ſie zu den Zügen verleitet. Man ſehe Th. XXIII, der Encyklopädie, S. 377, fgg. im Art. Heuſchrecke. Die Ausübung ihrer Wolluſt in Hinſicht der Begattung iſt merkwürdig, denn man hat dabey verſchiedenes beobachtet, was bey andern Inſecten faſt niemahls vorkommt, und ſo ſelten es iſt, ſo ſcheint es doch, als hätte ſich die Natur bloß dieſer Ausnahme bedient, um ihren Endzweck zu erhalten. Man hat nähmlich bemerkt, daß ſich mehrere Männchen mit einem einzigen Weibchen hintereinander begattet haben. Gledisch ſah, daß ein Weibchen ſich hintereinander mit drey Männchen begattete. Vermuthlich iſt ein Männchen nicht allein im Stande, eine ſo große Menge Eyer auf ein Mahl zu befruchten, und zu ſchwach, die Begattung in einer ſo kurzen Zeit

noch öfter zu wiederholen; es erleichtern ihm alſo andere dieſe Verrichtung.[a] Man ſieht auch, daß die Natur bey den Bienen eben dieſe Abſichten gehabt haben muß, daß ſie für eine einzige Bienenkönigin ohngefähr 300 Männchen beſtimmt hat, eine Zahl von wenigſtens 40000 Eyern in einem Jahre zu befruchten.

Zu der Zeit der Begattung verfahren die Heuſchrecken mit einander auf eine ſehr grauſame Art. Die Männchen fallen in ihrer Brunſt andere Männchen auf eine ſehr grauſame Art, auch wohl Weibchen, an, verwunden ſie, reißen ihnen die Glieder, und hauptſächlich Fühlhörner aus, ſo daß viele dabey umkommen. Bey ein Par gefangenen Heuſchrecken bemerkte Gleditſch, daß das Männchen das Weibchen kurz nach der Begattung mit der größten Heftigkeit anfiel, und es dermaßen verwundete, daß es ſterben mußte, ehe es die Eyer von ſich geben konnte. Wenn die Begattung zu Ende iſt, ſo ſind die männlichen Heuſchrecken ganz erſchöpft und ausgezehrt; ſie werden krank, verlieren allmählig alle Kräfte, und ſterben, wozu noch außer der Entkräftung, die auf die Ergießung des Samens erfolget, ihr ſchreckliches Beißen und Verwunden vieles beytragen mag.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß auch bey den Heuſchrecken eine Befruchtung nicht anders hinreichend ſeyn könne, als wenn nicht in der Begattung auch die genaueſte Vereinigung Statt finde — indeſſen iſt es von verſchiedenen ſchon beobachtet worden, daß die weibliche Heuſchrecke auf die männliche ſteige, letztere den hintern Leib krümme, und in die Höhe halte, und einen klaren Tropfen von ſich gebe, der vor dem männlichen Geburtstheile ſo lange ſitzen bleibet, bis das Weibchen mit ihrem Geburtsgliede ſolchen auffauget.

Die

Die Spinnenweibchen ſind grauſam gegen die Geber ihrer Wolluſt. Wenn im Herbſte der Begattungstrieb bey den Männchen rege wird, ſo verläßt es ſein Gewebe, und nähert ſich, aber furchtſam und ſchüchtern dem Aufenthalte des Weibchens. Iſt es nahe genug, ſo rührt es daſſelbe mit ſeinen Fühlhörnern an, aber fährt auch zugleich ängſtlich zurück, als ob es einen feindlichen Angriff befürchtete, weil die zur Begattung ungeneigten Weibchen die Männchen anzufallen und zu tödten pflegen. Aber, wenn das Weibchen ſtille ſitzen bleibt, ſo widerholt, obgleich immer noch ängſtlich, das Männchen ſeine zärtlichen Verſuche, bis es endlich von der Bereitwilligkeit des andern Theils überzeugt zu ſeyn glaubt. Nun ſpringen die männlichen Zeugunsglieder aus den Knöpfchen am Ende der Fühlhörner hervor, das Geburtsglied unter der Bruſt des Weibchens eröffnet ſich gleichfalls, und die Begattung geht vor ſich. Aber kaum iſt dieſer zärtliche Auftritt vorüber, ſo verändert ſich das Weibchen in eine kleine Furie, und das Männchen kann nur durch die ſchleunigſte Flucht ſeinem Tode entgehen.

Viele ſonſt in der Freyheit lebende Thiere unterdrücken den wollüſtigen Trieb zur Begattung, ſobald ſie eingefangen, und unter Aufſicht eingeſperret worden ſind. Der Elephant pflanzet ſich nicht fort, der Löwe thut es auch nicht — vielleicht aber möchte dem Papagey nur ſein Klimma günſtig ſeyn. Von einigen unſerer hieſigen Thiere behauptet man ſolches auch, z. B. von den Repphühnern und Wachteln. Ich glaube indeſſen aber das Gegentheil, weil ich weiß, daß ein Par zahme Repphühner in einem Zimmer unterm Bette geheckt haben. Vielleicht liegt es an der Unbequemlichkeit, wenn ein Thier, welches ſonſt zahm iſt, nicht ſeiner Natur folgt.

Außer

Außer der Begattungszeit leben die meiſten Männchen von den Weibchen getrennt. Aber wenn die Stimme der Liebe ſich von den Weibchen hören läßt; wenn die Natur eins der größeſten Verlangen rege macht, dann ſieht man eine auffallende Veränderung in jedem belebenden Weſen — der ſcheue Hirſch in der Brunſt, der Eber, der Stier der Hengſt — der Auerhahn, die Turteltaube, und tauſend andere Individuen ſind alsdann das nicht, was ſie ſonſt ſind. Sie haben mehr Herz, mehr Freude, und die Liebe macht ſie kraftvoller. Dies alles weiß — und muß auch ein gerechter Jäger wiſſen; er berücket nie beſſer ein Wild, es ſey auch, welches es wolle, als wenn er die Zeit der Begattung weiß, und dieſe durch Rufe, Witterungen und andere Kunſtgriffe nutzet.

Der Verfaſſer der oben angeführten Wunder der Natur, führt unter dem Artikel: außerordentliche Liebe, auch ein Beyſpiel an, welches er zur Liebe der Thiere rechnet, ich aber zur Blindheit der Wolluſt rechnen muß. Er ſagt nähmlich Th. 1, S. 445:

„Gegen das Ende des Herbſtmonaths 1774, fanden „zwey Privatperſonen von Chapellatiere, bey dem Schloſ„ſe Venours, wie ſie nach Rouille in Poituo gehen woll„ten, auf einem Kreuzwege, eine Meile von ihrer Woh„nung, einen Dachs, welchen ihr Hund aus ſeinem Loche „gejagt hatte, ſchlugen ihn mit ihren Stöcken todt und „beſchloſſen, das aus dem Felle gelöſete Geld unter ſich „zu theilen. Sie banden ihn an Ruthen feſt, und ſchlepp„ten ihn wechſelsweiſe. Kaum waren ſie einige Schritte „fortgegangen, ſo erblickten ſie, wie ſie ſich von ohnge„fähr umſahen einen andern Dachs, welcher ihnen ganz „traurig nachfolgte. Sie ſtanden ſtille und dieſes Thier „warf ſich auf das getödtete, und ließ ſich mit ihm fort„ſchleppen. Sie brachten ihn bis in ihr Dorf, und gaben „ihn, da er ſelbſt durch die Zuſammenkunft der Zuſchauer „nicht geſchreckt wurde, und den todten Körper nicht ver„laſſen wollte, den Kindern preis, welche ihn tödteten, „und beyde verbrannten.“

Wenn

Wenn die franzöſiſchen Dachſe die Natur unſerer deutſchen haben, ſo iſt dieſe eben angeführte Geſchichte in einigen Puncten unwahrſcheinlich, weil erſtlich ein Dachs ſich ſo leicht nicht von einem Hunde aus dem Baue treiben läßt — es wäre denn ein ſehr großer Hund, und dieſer kann theils nicht in den Bau hinein kommen, theils würde er ihn auch ſchon würgen, ehe er Menſchen begegnen könnte. Zweytens iſt das, was von dem nachfolgenden Dachſe geſagt wird, ein ganz einziges Beyſpiel von Dreiſtigkeit eines wilden Dachſes. Er iſt ſo ſcheu, daß er im Mondenſcheine ſeinen eigenen Schatten zu fürchten ſcheint — eigentlich aber liebt er Nacht und Schatten deshalb, um deſto ſicherer zu ſeyn. Ins Freye wird er ſelten getrieben, beſonders am Tage, weil er ſich, ſobald ihm die Hunde nahe ſind, widerſetzt, aber immer nach dem Baue trachtet. Nur räudige und ungeſunde Dachſe trifft man, wiewohl doch ſelten, Tages im Freyen an. Wäre aber der Fall wahr, ſo wie er erzählt wird, ſo könnte er nur in der Art erklärt werden, daß es ein Männchen und Weibchen geweſen ſey — daß ſie vor ihrem nahe gelegenen Bau ſo eben im Begattungsgeſchäfte begriffen geweſen — daß der Hund ihnen den Eingang in den Bau verſperret — daß die Dachſin von den Leuten erſchlagen worden, und der Dachs im Feuer ſeiner Brunſt die Dachſin verfolgt und liegend gefunden, und ſich auf ſie, blind von Wolluſt, um ſie zu befruchten, geworfen habe.

Ich erkläre mir dieſen Fall deshalb ſo, weil ich ein Beyſpiel weiß, wo in der Rammelzeit ein Jäger einen Setzhaſen ſchoß; ſo wie dieſe Häſin ſtürzte, kam auch der Rammler aus dem Buſche, ſah ſeine Geliebte, und wollte mit Gewalt noch der Wolluſt pflegen, ſo daß der Hühnerhund beynahe beyde auf genommen hätte.

Alle Thiergeſchlechter haben faſt ihre eigene Art zu werben, anzufragen, ſich zu erklären, und ſich zu ergeben, wenn die wollüſtigen Tage bey ihnen eintreten, und die Begattungsluſt auflebet. Der Tauber trommelt, und geht im Kreiſe herum, das Pferd wiehert, der Hirſch und die Stiere brüllen und kratzen; der Puter, Trappe und Pfauhahn ſchlagen Räder mit dem Schwanze, ſcharren mit den Flügeln, und machen ſtolze Mienen — die Weibchen aber fallen nieder und ſehen ſchläfrig aus. Dies geht bey den Puten ſo weit, wenn ſie keine Hähne haben, daß ſie vor Menſchen, Schweine Hähne und vielen andern Gegenſtänden ſich niederſetzen, und um Löſchung ihres Feuers zu bitten ſcheinen. Man ſpürt an allen Thieren in dieſer Zeit eine gewiſſe Veränderung, und, wer ein genauer Beobachter der Natur iſt, wird auch finden, daß nach der Begattungszeit, die Thiere gewöhnlich ein mattes und kränkliches Anſehen haben — dies iſt faſt allgemeine Folge der Wolluſt, die auch ſelbſt bey Menſchen früher oder ſpäter eintritt.

Leidenskelch Kelch des Leidens. Hierunter wird nach einer morgenländiſchen Redefigur das zugetheilte Maß des Leidens verſtanden. (Man ſehe Encyklopädie, Th. XXXVI, S. 737, im Art. Kelch.) Man ſagt auch Leidensbecher, und es ſcheint dieſe Redensart daher entſtanden zu ſeyn: Es war im Morgenlande Gebrauch, daß der Becher mit Getränke herum ging, wovon uns auch noch die Einſetzung des heil. Abendmahls überzeugt. War ein Gaſt in einer Familie, ſo würde er dieſe ſehr beleidigt haben, wenn er den Becher hätte vorbey gehen laſſen. Der Becher ging nicht allein deßhalb herum, um den Durſt zu löſchen, ſondern es wurden auch Ehrenbecher mit einem Ehrentrunke gebracht, ſo wie auch Freudenbecher. Bey den Ehren- und Freudenbechern fielen zuweilen auch Vergiftungen vor, und — vielleicht war dies denn ein

Leidensbecher oder Leidenskelch. Zuweilen waren Leute mit Gewalt gezwungen, ein ihnen zubereitetes Gift zu verſchlucken, und auch dieſes, wenn es in einem Trinkgeſchirre gegeben ward, wurde nicht ſchlecht, der Leidensbecher oder Leidenskelch genannt, woher auch noch in der Bibel ſowohl, als in unſern Romanen und Schauſpielen die figürliche Redensart beybehalten worden iſt, den Leidenskelch trinken, wenn man nähmlich einem unvermeidlichen Unglücke entgegen gehen muß.

In dem *Cod. arg.* den ich im Vorherigen ſchon näher beſchrieben habe, wird Marc. 7. 4. und 10, 42. wie auch Joh. 18, 11. der Kelch Stikl, und Stikla, genannt. Dieſes rührt daher, weil die mitternächtlichen Völker bey ihren Gelagen, aus Hörnern, und nicht aus Bechern getrunken. Daher haben ſie auch das Wort im Chriſtenthume beybehalten, und den Kelch Stikl genannt, weil ſie nun dieſen ſo, als vorher das Horn gebrauchten. Die Isländer nennen noch das Trinkgeſchirr Stikl, ob es gleich auch nicht mehr ein Horn iſt. Eigentlich verſtand man unter Stikl den vorderſten Theil des Hornes, womit die Thiere ſtoßen, oder ſtechen. Man kann hierüber Loccenii Antiquit. Suev. Goth. II, c. 21, nachſchlagen.

Leidensnacht, bedeutet ſo viel, als eine unglückliche, qualvolle Nacht, im Gegenſatze einer ſanften, ruhigen angenehmen Nacht. Man wünſchet ſich deßhalb eine angenehme Ruhe; eine gute Nacht. — Wenn aber z. B. eine Familie von einem gefährlichen Gewitter eine Nacht hindurch geängſtiget wird, und ſie ſieht um ſich herum ſchon Gebäude brennen, und endlich ergreift die Flamme auch ihr Eigenthum, — dieſes geht vor aller Augen verloren, und es verlieren aus der Familie auch einige ihr Leben dabey auf eine qualvolle Art, ſo könnte man dieſes nicht allein eine angſt- und ſchrek-

ſchreckenvolle Nacht — ſondern auch eine Leidensnacht nennen, ſo wie man dieſes auch von einer ſolchen Nacht ſagen kann, in welcher man einen Vater, eine Mutter, Geſchwiſter oder geliebte Freunde verlieret, bey deren Abſcheiden man ſelbſt zugegen geweſen, und unausſprechliche Schmerzen gelitten.

Leidensſtunde; iſt eine vorzüglich unglückliche Stunde, und man kann von dieſer in gewiſſer Hinſicht eben das ſagen, was von der Leidensnacht iſt angeführet worden.

Leidenſucht. Hierunter verſteht man in der Gottesgelehrſamkeit die Sucht, das iſt die ungeordnete große Begierde der Gläubigen — nach Leiden; welche man auch die Kreuzſucht nennen kann. Im Artikel **Leiden** ſowohl, als auch im Art. **Leidenſchaft**, wo ich von dem Hange zur Einſamkeit handelte, hab ich ſchon verſchiedentlich dieſe Materie berühret. Da aber hier eigentlich in Hinſicht der Religion und des Glaubens von der Leidensſucht geredet wird, ſo will ich nur noch dieſes anführen, daß es ſchon von jeher Menſchen gegeben, die da glaubten, Gottes vorzügliche Liebe zu erlangen, wenn ſie alle mögliche Marter für ſich aufſuchten, und ſolche über ſich ergehen ließen. Einige mißverſtandene Worte Chriſti bewogen nachher auch noch viele dazu, ſich ſelbſt in allerley Leiden, der Religion wegen, zu ſtürzen, um Märtyrer des Glaubens zu werden. Sie lehrten, ſtraften, ſtritten und bewieſen vorzüglich dort ihre Grundſätze, wo ſie es am wenigſten vermuthen konnten, daß ſie würden angenommen werden; ſie gaben zum Theil auch in keinem Stücke nach, erbitterten die Gegenparthey durch immerwährende Vorwürfe, und erlitten dafür ſo manche Trübſale, die ſich oft nur mit dem Tode enden konnten. Ob ſie nun gleich es hätten begreifen können, daß zwiſchen Chriſto und ihnen der unabſehlichſte Abſtand war — daß deſſen Geſchäfte, und der Zweck

ſeines Leidens ganz und gar mit ihrem Geſchäfte und ihrem Zwecke nicht verwechſelt werden dürfte — und daß ſie als kurzſichtige Menſchen mit ihren geſuchten Leiden für andere Menſchen nichts würden erwerben können; ſo wurden ſie dennoch, theils von der Begierde, ihren Zuſtand nach dieſem Leben zu verbeſſern, theils auch von einer gewiſſen Art Ruhmſucht, und auch theils von dem irrigen Grundſatze, daß ein wahrer Chriſt alle Freuden des Lebens verachten und nur Leiden aufſuchen müſſe, dahingeriſſen, einzig und allein dadurch ächte Nachfolger Chriſti werden zu wollen, daß ſie bey jeder Gelegenheit folglich am häufigſten dort, wo es am wenigſten anwendbar war, ihre Grundſätze auszubreiten ſuchten. Je mehr ſie ſich nun durch ihr Gezänke die Feindſchaft des Volkes zugezogen, deſto gewiſſer glaubten ſie ſich mit Chriſto vergleichen zu können, — — und ſie nannten ſolches: um Chriſti willen leiden. —

Selbſt das letzte Endchen dieſes achtzehnten Jahrhunderts kann hin und wieder noch ſolche Leute aufweiſen; indeſſen glaube ich doch nicht, daß ſie einen Märtyrertod ihrer vorgegebenen Grundſätze wegen ſterben würden.

Wenn nun ganz gewiß viele Märtyrer der vorigen Zeit mit völliger Ueberzeugung von ihren reinen Glaubensgrundſätzen in die Ewigkeit gegangen ſind; ſo kann man auch eben ſo gewiß vermuthen, daß wiederum andere vorhanden geweſen ſeyn mögen, die ſich die Sache nicht ſo arg vorgeſtellt, und die auf dem Richtplatze gern Erlaß ihrer Strafe möchten angenommen haben, wenn ſie nicht ſchon durch ihr ununterbrochenes ſtörriges Betragen, Regenten, Richter und Volk entſetzlich wider ſich aufgebracht hätten.

Vor eben nicht langen Jahren wurde ein frömmelnder Magiſter nach einer gewiſſen Univerſität als Profeſſor der Theologie berufen. Dieſer Mann

konnte, auch ſelbſt ſchon, als er die theologiſche Doctorwürde erhalten hatte, von ſeiner mitgebrachten Leidensſucht nicht geheilet werden. Sein böſes Herz, denn anders kann es von keinem Rechtſchaffenen genannt werden, vertiefte ihn immer mehr in dieſe traurige Krankheit, obgleich das Schickſal viele und mannigfaltige Verſuche machte, ſeinen Verſtand durch Erfahrungen aufzuklären, ſein Herz zu beſſern, und ihm zu zeigen, was ein wahrer Chriſt ſey. Er war auf der Univerſität noch nicht lange, ſo fing er ſchon allerley Zänkereyen mit ſeinen Collegen an, und, um viele Zuhörer erwerben zu wollen, ſo ging ſein Collegium hin, in welchem er nicht die andern würdigen Lehrer der Theologie aufs niederträchtigſte mitnahm. Endlich ſchlug ſich eine Bande verworfener Menſchen zu ihm, welche er dazu gebrauchte, in der Stadt vor den Fenſtern des Abends zu lauſchen, und alle Handlungen der Profeſſoren, Studenten und verſchiedener anderen Leute auszukundſchaften, um ſolches mit vielen Lügen verſtärkt, nach Hofe zu berichten.

Dieſes machte den Menſchen und ſeine Bande ſo verhaßt, daß kein Menſch von Stande ſo wenig mit dem Herrn Doctor als ſeinen heiligen Zöglingen umgehen wollte. Er mußte ſich alſo zu einer geringern Claſſe von Einwohnern geſellen; und da dies geſchahe, ſo tröſtete er ſich wenigſtens damit, daß er um Jeſu willen leide, und auch in der Rückſicht deſſen Nachfolger ſey, weil er, wie Chriſtus, nur unter geringern Leuten ſein Hauptwerk triebe. Er ward aber doch nicht klüger und nicht beſſer, die Leidensſucht nahm zu. Er verläumdete jetzt alles beym Regenten, was nicht zu ſeinem Complotte gehörte, zog ſich darüber von hitzigen Köpfen Schläge zu, während deſſen er nichts anders ſchrie, als: er leide um Jeſu willen. Zuletzt wurde er ab- und im Lande außer aller Activität geſetzt,

ſetzt, und behauptete auch nun, um Chriſti willen zu leiden. —

So wird auch unſere heilige Religion ſelbſt von denen, die zu Stützen derſelben beſtellt werden, geſchändet!! —

Leidenstag, ein Tag, an welchem man leidet. Es iſt dieſes Wort eben ſo zu erklären, als **Leidensnacht** und **Leidensſtunde**.

Leidenszeit. Da in der Metaphyſik oder Ontologie die Zeit in der Art erkläret wird, daß ſie die Dauer einer jeden Sache ſey, die den Veränderungen unterworfen iſt, ihren Anfang, und ihr Ende hat; ſo läßt ſichs auch leicht begreifen, daß man unter Leidenszeit eine jede Zeit im Allgemeinen, und insbeſondere ein jedes Jahr, einen jeden Tag und jede Stunde verſtehen kann, in welcher man leiden ſoll — leidet, oder gelitten hat.

Leidentlich, (Adject. und Adverb.) bedeutet 1) was man leiden, daß iſt nach dem Maße ſeiner Kräfte ohne Unluſt empfinden kann. Im gemeinen Leben iſt das Wort leidlich üblicher. (Man ſehe dieſes Wort.) Sonſt ſagt man zuweilen noch: die Hitze iſt leidentlich; — ein leidentlicher Preis. 2) Am häufigſten gebraucht man dieſes Wort in der vierten weiteſten Bedeutung des Neutrums leiden. Sich leidentlich verhalten, geſchehen laſſen, daß eine Veränderung von außen an und in uns hervorgebracht werde. Die lebloſen Körper verhalten ſich bloß leidentlich. Im leidentlichen Verſtande — im Gegenſatze des thätigen. Es ſcheint dieſes Wort aus dem Mittelworte leidend gebildet zu ſeyn, und wird alsdann richtiger mit einem d, als leidentlich geſchrieben.

Leider, ein Zwiſchenwort, welches ſolchen Sätzen beygefüget wird, welche man mit einer Art von Klage, Reue und Betrübniß begleiten will. Unſer ſind leider! wenig geblieben, Jeremia 42, 2. Wir ſind

leiden! gottlos geweſen, Dan. 9, 15. Leider! iſt das Geld ſchwer verdient und leicht verthan, Gell. Leider! iſt er nicht mehr am Leben, oder: er iſt leider! nicht mehr am Leben. In den niedrigen Sprecharten pflegt man auch wohl den unnützen Genitiv: Gottes, daran zu hängen. Es iſt leider Gottes! aus mit mir; das iſt: es ſey Gott geklagt.

Als eine Interjection hat man ſchon bey dem Ottfried leidor, und in dem alten Fragmente auf Carl den Großen bey dem Schilter leither. Das Hauptwort der Leider, von dem Zeitworte leiden, iſt nur in den im gemeinen Leben üblichen Zuſammenſetzungen: Hungerleider und Mitleider, gangbar.

Leideſſen, iſt in einigen Gegenden die Benennung der Trauermahlzeit. Man ſehe den Art. **Leichenmahl**.

Leidfrau, ſiehe **Klagefrau**.

Leidhaus, wird in einigen Gegenden das Trauerhaus, in welchem ein Leid, das iſt, eine Leiche iſt, genannt. Dort, wo noch ſehr tief getrauert wird, kennet man ein Leidhaus daran: daß alle Fenſter vorn im Hauſe mit einem feinen weißen leinenen Lacken, oder mit Gardinen von Leinewand, von oben herunter, dicht behangen ſind. Uebrigens wird im Artikel **Trauerhaus** hiervon weiter gehandelt werden.

Leidig, wird in einem doppelten Verſtande, als ein Adjectivum und Adverbium gefunden. 1. Nimmt man es in einem thätigen Verſtande, als Unluſt erweckend, und hier ſteht es für beſchwerlich, läſtig. Z. B. Ihr ſeyd allzumahl leidige Tröſter, Jer. 16, 2. Beſchwerliche Tröſter, nach Hrn. Hofrath Michaelis. Weiße ſagt: O Laura! du biſt eine leidige Tröſterin, d. i. eine Tröſterin, die durch glänzende Vorſpiegelungen entweder gar nichts ausrichtet, oder auch das Uebel ärger macht. 2. Braucht man dieſes Wort für häßlich, abſcheulich, argliſtig,

boshaft; ja ſogar für traurig, betrübt, leidtragend, u. ſ. w.

Man ſagt: ein leidiges Geſicht; der leidige Teufel; der leidige Geiz, das heißt: ein häßliches Geſicht; der zu fliehende Teufel, der haſſenswürdige Geiz. Traurig, betrübt und leidtragend heißt dieſes Wort nur in veralteter Bedeutung, in welcher man ſowohl im Hoch- als Niederdeutſchen manches Mahl noch für betrübt ſeyn, leidig ſeyn, ſagt, ſo wie auch ſtatt Leidtragende, die Leidigen. Beym **Notker** wird leideg für traurig geſagt.

Der ſchon zum öftern angeführte **Diederich von Stade** nimmt leid und leidig zuſammen. Dieſer ſchon längſt verſtorbene würdige Mann, den ſo viele Gelehrte noch immerfort gebrauchen, zeigt (*), daß das Wort leidig auch als ledig in Bezug auf ein Frauenzimmer gebraucht wurde. Er führt das Beyſpiel von der **Thamar**, 2 Sam. 13, 20. an; und wirklich haben wir in einigen unſerer Bibelausgaben auch noch dieſen Ausdruck; z. B. in der Ulmiſchen von 1749, welche ich eben vor mir habe, die mit einer Vorrede von **Johann Fricken** verſehen iſt. Dieſe Bibel ſagt: „alſo blieb Thamar l e y d i g in Abſa„lom, ihres Bruders Hauſe” Eine Zürichſche Ausgabe bey **Chriſtoph Froſchower**, 1530, in gr. Octav, ſagt dafür: „Thamar blieb eine Wittwe in Ab„saloms ihres Bruders Hauſe.” Die alte niederſächſiſche Bibel, (De *Biblie* vth der Vthleggingе *Doctoris Martini Luthers*, vn deth düdeſche vlitich vthgeſettet, mit ſundergen Underrichtungen, alſo man ſeen mach. Jn der Keyſerliker Stadt Lübeck by **Ludewich Dietz** gedrücket. M. D. XXXIII. Fol.) ſagt

(*) Erläuterung und Erklärung der vornehmſten deutſchen Wörter ꝛc. S. 396, ſqq.

ſagt hier: „Alſo bleff Thamar einſam in Abſaloms „eres Broders Huſe. u. ſ. w.

Daß dies hier ledig, unverheirathet heißen ſoll, bezeuget der Grundtext, und die ganze Connexion der Geſchichte. Ich will ſeine übrige Meinung für Freunde unſerer Mutterſprache hierher ſetzen (*).

„Leidig iſt von Leid, welches heißet Widerwärtigkeit, „Schmerzen, Sorge, Traurigkeit; daher ſaget man: „leid thun, Leid tragen. 1 B. Moſ. 27, 41. ſagt Eſau: „Es wird die Zeit bald kommen, da mein Vater Leid tra„gen muß. vulg. Venient dies luctus patris mei. Die al„ten Franken haben leid adject. und ſubſtant. geſaget, wie „Grimm, davon Opitius nachzuſehen, bey Ryth. d. S. A. „§. 8. So ſchreibt auch Ottfrid V. 7. 17. Thaz kurzit „druthin ſare thuruh then gote leidon: Das verkürzet „der Herr bald, wegen des ihm leidigen, nähmlich des „Anti Chriſtes, welches die Alten, Matth. 24, 22. von „dem großen Anti-Chriſt verſtanden, wohin auch Ottfrid „hier ſein Abſehen gehabt.“ — u. ſ. w.

Man ſieht hieraus, und bey Nachſicht, in Verfolg dieſer Stelle, daß ehemahls die Bedeutung der Wörter leid, leidig, ledig, und ſogar Herzeleid, mit einander verwechſelt worden iſt.

Leidkappe, Wahlkappe; ſ. **Trauerkappe**.

Leidkleid, (das) wird in einigen Gegenden das Trauerkleid noch genannt, und im Artikel **Trauerkleid** wird darüber weiter gehandelt werden.

Leidlich, iſt ein Adjectivum und auch ein Adverbium, woher man leidlicher und leidlichſte ſagen kann, und bedeutet ſo viel, als erträglich, was ſich leiden, d. i. ohne merkliche Unluſt empfinden läßt. 1. Man nimmt dieſes Wort eigentlich, z. B. Es iſt leidlich warm.

(*) Man ſehe am angeführten Orte und ſeine Abbreviaturen in Hinſicht noch verſchiedener Bibelausgaben, findet man in der Vorrede ſeines eben angeführten Werkes, S. 12, fgg. erklärt.

warm. Eine leidliche Geſtalt. Der Schmerz iſt noch leidlich, läßt ſich noch ertragen. 2. Braucht man das Wort figürlich, und dann heißt es ſo viel als mittelmäßig; z. B. Er befindet ſich ganz leidlich ein leidlicher Preis, u. ſ. w. In Boxhorns Gloſſen, lautet dies Wort leidlih, und wird für häßlich gebraucht. Ottfried ſagt leidlich für elend. Heinrich von Morunge nimmt dieſes Wort für traurig; z. B.

Leidliche blicke und groesliche ruiwe.
Hat mir das herze und den lip nach verlorn.

Leidlichkeit, iſt die Eigenſchaft, der Zuſtand eines Dinges, da es leidlich iſt.

Leidringen, iſt ein Pfarrdorf von 942 Seelen im würtembergiſchen Amte Roſenfeld.

Leidſam, iſt ein Adjectivum und Adverbium, daher es in ſeinen Graden leidſamer und leidſamſte hat. Es bedeutet dieſes Wort eine Fertigkeit, ſich leidentlich zu verhalten, und beſonders, ein Uebel mit Geduld zu ertragen. Das Hauptwort hiervon, die Leidſamkeit, iſt aber noch ſeltner, als leidſam, im Gebrauche. Die Gegenſätze unleidſam und Unleidſamkeit, kommen auch zuweilen noch vor.

Leidſendamm, iſt ein anſehnliches Dorf in Holland, nicht fern von Leiden. Siehe Volkmanns neueſte Reiſe durch Holland, S. 192.

Leidtag, iſt ein Trauertag, ein Tag, an welchem man um einen Verſtorbenen trauert. 1 Moſ. 50, 4. findet man die Redensart: die Leidtage waren aus.

Leidtragend, iſt ein Adjectivum, und eigentlich das Mittelwort der Redensart Leid tragen. Ein Leidtragender iſt ein Betrübter. Im Hochdeutſchen braucht man dieſes Wort nur noch in engerer Bedeutung von den nächſten Verwandten eines Verſtorbenen, ſo fern ſie um ihn Leid tragen, d. i. trauren.

Leidweſen, (das) iſt ein Wehklagen, ein hoher Grad der Trauer, der Betrübniß, und es wird dieſes Wort im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart gebraucht. Man ſagt: das Leidweſen kann ſich keiner vorſtellen; zu meinem Leidweſen war ich eben nicht zugegen, u. ſ. w.

Leie, ſ. Th. LIX der Encyklopädie, S. 20, unter Laie.

Leihbank; Leipfand= oder Accidenzhaus; Lehnbanco; *Lombard*; *Lommart*. Gewöhnlicherweiſe verſteht man hierunter ein gewiſſes Inſtitut, von welchem die Geldbedürftigen auf Pfand nach deſſen Werth, viel oder wenig Geld bekommen können, und zwar auf gewiſſe Zeit nach deren Verlauf ſie es wieder löſen, oder, wenn es kein verderbliches Pfand iſt, die Zinſen davon abtragen, und einen neuen Pfandzettel nehmen müſſen; oder das Pfand wird durch Auction verkauft, nach welcher die Leihbank oder der Lombard zuvor das ſeinige wegnimmt, und das übrige dem Verſetzer zuſtellet.

Es iſt ſolches eine vortreffliche Anſtalt, den Judenwucher zu hemmen, und die Bürger und arme Leute bey Nahrung, und im Lande zu erhalten, daher viele Obrigkeiten darauf bedacht ſind, ſolche Leih=oder Pfandhäuſer an ihren Oertern zu errichten. Der Nahme Lombard ſtammt aber von den, zu den Zeiten der Guelphen und Gibelliner aus Italien entwichenen reichen Capitaliſten her, deren ſich viele nach den Niederlanden begaben, und daſelbſt ihr mitgebrachtes Capital auf Pfand und Zinſe ausliehen. Dies nannte man Pfand nach dem Lombard bringen; und zuletzt nannte man ſchon ſelbſt das Haus, wo man gegen Pfand Geld geliehen erhalten konnte, den Lombard.

Was man unter Bank eigentlich verſtehe, kann man kurz zuſammengefaßt im Art. **Banko** ſehen.

Becher (*) rechnet zu einer Bank drey Hauptſtücke, nähmlich Credit, Geld und einen Fond. Dieſe drey Erforderniſſe kann man aber ſehr füglich in einen Hauptbegriff zuſammenbringen, und dieſer würde Geld, oder Credit heißen. Dr. Zink, der Bechers Grundſätze mit Anmerkungen begleitet hat, ſagt, daß nach ſeinen Begriffen eine jede Caſſe überhaupt eine Bank ſey, die zu einer oder mehreren wichtigen Abſichten, dazu Geld oder Münze das unentbehrliche Mittel iſt, viel baar Geld entweder in Vorrath und Bereitſchaft hat, und bewahret, oder doch ſelbſt ſchaffen, oder bald durch Credit andern dazu behülflich ſeyn kann. Ohne Geld und Credit iſt alſo keine Bank. Beyde müſſen da ſeyn, und ausgegeben werden, und ſetzen alſo ſchon den Grund des Credits, und die Quellen des Geldes voraus; und eben dies nennet man Fonds dieſes bereiteſten Vermögens zu gewiſſen Zwekken. Alſo iſt in dieſem Verſtande eine Cammercaſſe, eine Landſchaftskaſſe, eine Stadtcaſſe, eine Kaufmanns= ſonderlich eine Banquiers=, ja eines jeden Rentmeiſters Vorrathscaſſe, eine Bank. Und dieſe alle müſſen 1) Credit und deſſen Grund; 2) Fonds, woraus die Zuflüſſe und Einkünfte folgen, haben. Sie werden aber in verſchiedener Abſicht eingetheilt, bald in Abſicht derer, die ſie halten, bald in Abſicht auf die Art und Weiſe, wie ſie entſtehen, bald nachdem ſie mehr baar Geld zahlet, wechſelt oder verkehrt, oder mehr mit Credit verkehrt, oder endlich in Anſehung ihres vornehmſten Zwecks, das iſt, der Sache, dazu das Geld daſelbſt in Vorrath lieget, und der Credit gebraucht wird.

(*) D. J. J. Bechers politiſcher Discurs von den eigentlichen Urſachen des Auf= und Abnehmens der Städte und Länder ꝛc. Frankfurt, Leipzig und Zelle 1759. S. 1832.

Selbſt ſogar nur die Abſicht, daß andere daſelbſt Geld zu dem Ende niederlegen und verwahren, damit ſie ſolches hernach zu ihren Gewerben anweiſen und auszahlen laſſen, wie die Zahlbanken, Banco di depoſiti ſind, oder wie die Caſſen der Lotterien, Leibrenten, ja ſogar Spielbänke ſind, wo viele einſetzen, und wo hernach die daraus entſtehende Caſſe, ihren Theilen nach, verloſet wird. Es ſind alſo viele Arten von Banken, die verſchiedenen Urſprung haben.

Die erſte Eintheilung der Banken iſt wohl zuförderſt dieſe, wonach ſie in öffentliche und Privatbanken unterſchieden werden. Die erſte Art wird entweder von dem Regenten, oder einer Obrigkeit nicht nur errichtet, ſondern auch mit Rechten und Privilegien und Ordnungen verſehen, und hat zur Abſicht die Erhaltung des Staats und des Regenten; oder ſie wird zwar von Privatperſonen zu einem Theil des gemeinen Beſtens, jedoch aber unter deren beſondern Schutz mit einer beſondern Beſtätigung, Aufſicht, Direction, und unter allerhand Ordnungen errichtet, damit derjenige Theil des gemeinen Beſtens, der dadurch befördert werden ſoll, deſto ſicherer und beſſer befördert werde, wie dergleichen Banken in Venedig, Hamburg, Amſterdam, u. ſ. w. von vielen Kaufleuten und andern errichtet ſind (*).

Zu den Privatbanken hingegen gehören alle Caſſen der Banquiers, Rentenierer und großer Kaufleute; aber auch dieſe haben zum Hauptzweck, beſonders die Commercien zu befördern, und zu dem Ende Geld und Credit in Verkehr zu bringen. Gleich wie aber dieſes durch verſchiedene Mittel geſchehen kann, alſo können entweder von dieſen Mitteln viele, oder nur eins und

(*) Wir haben mehrere große Banken z. B. in London Berlin, und andern Orten; allein, ich weiß nicht, ob dieſe gerade ihre Entſtehungen Privatperſonen zu danken haben.

und das andere damit verbunden ſeyn. Z. B. die Umſetzung und Verwechſelung des Geldes, das eigentliche Wechſelgeſchäft, um Wechſel zu zahlen und zu übermachen, Gelder in Depoſitum zu nehmen, und auf Aſſignation auszuzahlen, der Actienhandel, die Gelegenheit, ſeine Gelder auf Intereſſe zu legen, imgleichen Creditwechſel und Scheine an andere auszugeben, darauf dieſe Gelder geliehen bekommen können, u. dgl. Daher denn dieſe Banken in vollſtändige und unvollſtändige, oder Particulairbanken wieder unterſchieden werden können; nachdem nähmlich alle dieſe Mittel oder nur eins und das andere zur obigen Abſicht damit verbunden ſind.

Nach dieſer kurzen Ueberſicht, wird man nun unter den öffentlichen Banken leicht verſtehen, in wie fern

1. Cammercaſſen,
2. Landſchafts - und Steuercaſſen zu allgemeinen und vollſtändigen Banken, oder nur zu Particulairbanken zu rechnen ſind. Imgleichen wie
3. Die großen Lehnbanken,
4. Die Verwechſelungs- und Wechſelbanken,
5. Die Giro- oder Ab- und Zuſchreibebanken,
6. Die Leihe- und Verleihebanken,
7. Die Creditbanken, (die **Schörter** vorgeſchlagen,)
8. Die Billetsbanken, und ſogar
9. Die verſchiedenen Arten der Lombards, Aſſiſtenzhäuſer und montium pietatis, zu den Banken zu zählen ſind.

Eine Bank, die vollkommene Sicherheit hat, iſt von einem ungemeinen Nutzen für den Staat. Dies iſt eine ausgemachte Wahrheit, die auch **von Juſti** (*) mit

(*) Die Grundfeſte zu der Macht und Glückſeligkeit der Staaten oder ausführliche Vorſtellung der geſammten

mit Gründen unterſtützt. Denn, diejenigen, welche anſehnliche Geldſummen auszuleihen haben, geben ſich nicht gern mit Privatſchuldnern ab, wegen der allgemeinen Vorſicht, die ſie dabey zu nehmen nöthig haben. Wenn alſo keine Bank im Lande iſt; ſo erwählen die bemittelten Leute lieber, ihr Geld in auswärtige Banken nieder zu legen, geſetzt, daß ſie auch etwas weniger Zinſen bekommen. Es wird alſo viel Geld der Circulation entzogen. Dahingegen iſt es gewiß, daß jedermann lieber ſein Geld in eine einheimiſche Bank legen wird, wenn ſie genugſamen Credit hat, weil er hier ſeine Zinſen mit mehrerer Bequemlichkeit ziehen kann.

Der Credit der Banken gehöret zum öffentlichen Credite, ſie mögen Wechſel- oder Leihebanken, und zwar Activ- oder Paſſiv Leihebanken ſeyn; denn alle dieſe verſchiedene Arten können Statt finden, ſo wie in einerley Bank verſchiedene dieſer Endzwecke mit einander verbunden werden können. Es mögen aber die Banken einen Endzweck und Beſchaffenheit haben, welche ſie wollen, ſo muß der allervollkommenſte Credit ihre weſentlichſte und vornehmſte Eigenſchaft ſeyn; und, ſo nützlich ſie auch ſind, weil ſie vorſtellende Zeichen des Geldes zum Umlauf bringen, und mithin eben die Wirkung leiſten, als wenn die Summe des circulirenden Geldes nun ſo hoch vermehret worden wäre; ſo ſind ſie doch dem Umlaufe und den Commercien überaus ſchädlich, ſobald ſie keinen vollkommenen Credit haben. In dieſem Falle wäre es tauſend Mahl beſſer, ſie wären gar niemahls vorhanden geweſen.

Ein Miniſter, welcher durch ſeine Nachläſſigkeit oder üble Wirthſchaft, den Credit ſolcher Anſtalten ver-

ten Polizeywiſſenſchaft, Königsberg und Leipzig, 1760, 4. B. 1, S. 629.

verfallen läßt, verdient demnach die härteſte Beſtrafung. Ihr Credit aber beruhet erſtlich auf einer überaus großen, und in die Augen fallenden Ordnung, und daß die Giro- oder Wechſelbanken es an der Zahlung (*), die Leihbanken aber es an Bezahlung der Zinſen auf den Punct der Verfallzeit, oder auf die Präſentation der Banko-Papiere es niemahls ermangeln laſſen. Bey einem vollkommenen Credit werden auch nur wenige ihre Capitalien ſich auszahlen laſſen. Aber, ſobald der Credit ermangelt, ſo fällt alles zu, und will ſein Geld haben. Ein Miniſter alſo, welcher den Credit der Bank vernachläſſiget, handelt gewiß nicht weiſe (**), weil er ſich dadurch ganz

(*) Der Herr v. Juſti, aus deſſen vorher angeführtem Werke dieſes genommen, macht hierüber folgende Anmerkung: „Gleichwie die benachbarten handelnden Nationen den Anſtalten zur Aufnahme der Comercien allemahl alle mögliche Hinderniſſe in den Weg zu legen ſuchen; ſo ſind ſie „auch allemahl bemühet, den Credit einer neuen Bank über „den Haufen zu werfen. Man muß ſich demnach allemahl „ſchon im voraus rüſten, einen Anfall auf den Credit der „Banke auszuhalten. Es iſt mir in Koppenhagen von Leuten erzählet worden, die davon gewiſſe Nachricht haben „könnten, daß ohngefähr ein Jahr nachher, als die Bank „in Koppenhagen errichtet geweſen, die Holländer und „Hamburger, ſo viel als immer moglich, Papiere dieſer „Banke zuſammen zu bringen geſucht, und alſo einmahl „zur Zahlung präſentirt hätten, in Hoffnung, daß die Banke dieſe Papiere, die auf 8 Tonnen Goldes betragen haben, nicht würde bezahlen können, und mithin ihr Credit „auf einmahl vernichtet ſeyn würde. Allein, obgleich ſo „viel Geld in der Banke nicht vorhanden geweſen, weil ſie „auf Actien errichtet war; ſo haben doch der hochſelige „König und die damahligen Miniſter ſo große und ſchleunige Vorſorge, ſelbſt mit Oeffnung ſeiner Chatoulle, angewendet, daß die präſentirten Papiere wirklich ſo fort haben bezahlet werden können. Auf einen ſolchen Anfall „muß ſich jede neue Bank ſchon im voraus gefaßt halten.“

(**) Hier ſagt Hr. v. Juſti, am angeführten Orte: „Jedoch, „ich irre mich, ein ſolcher Miniſter kann überaus klug handeln. Er kann dergleichen Bankanſtalten mit Fleiß in „Verfall gerathen laſſen; und wenn hernach ihre Papiere „mit 30 bis 50 Procent Verluſt verkauft werden, ſolche durch

ganz unvermeidlich in ein Labyrinth von Sorgen und verdrießlichen Umſtänden ſtürzet.

Wenn nun gleich in dieſem Artikel bloß einzig und allein von einer Leihbank geredet werden ſollte, ſo iſt dieſes um ſo weniger möglich, als im Artikel **Banco** nur ſehr wenig geſagt worden — wodurch dieſe Lehre und Conſtitution noch nicht begriffen werden kann. Ich werde daher von den Banken noch ein Mehreres zur Befriedigung der Leſer hinzufügen; jetzt aber den Grundſätzen des **Hrn. Joh. Heinr. Ludw. Bergius**, Gräfl. Sayn-Hohen- und Wittgenſteiniſchen Hofkammer-Raths Grundſätzen, in Hinſicht einer Leihebank beſonders, nach ſeinem Policey- und Cameral-Magazin, 6ten B. S. 181, fgg. folgen. Seine Grundſätze ſind unverwerflich dieſe:

Es giebt zweyerley Arten von Leihebanken, nähmlich Paſſiv- und Activ-Leihebanken; beyde können zu großer Beförderung eines blühenden Nahrungsſtandes angewendet werden; beyde verdienen alſo alle Aufmerkſamkeit einer weiſen Regierung.

Die

„durch ſeine Commiſſionärs an ſich handeln laſſen, die er „hernach der Bank, zu ſeiner Bereicherung, für voll an„rechnet. Ich erzittere, wenn ich mir vorſtelle, ob je„mahls ein Menſch ein ſo großer Böſewicht geweſen ſeyn „könne, welcher den äußerſten Nachtheil, und die Ehre des „Landes, die Hemmung der Circulation, den daraus in „dem geſammten Nahrungsſtande entſtehenden unermeßli„chen Schaden, und das Unglück ſo vieler Familien als „nichts rechnet, bloß um ſich auf die allerniederträchtigſte „und ſchändlichſte Art zu bereichern. Ein ſolches Verbre„chen iſt abſcheulicher, als alles, was Cartouch und „Lips Tullian jemahls verübet haben. Allein, wenn „es jemahls einen Menſchen von ſo ſchwarzem Character „unter den Staatsminiſtern gegeben haben ſollte; und er „entginge, wegen Blödſinnigkeit ſeines Monarchen, der „gerechten Strafe; ſo würden gewiß alle rechtſchaffene „Menſchen ſeine Nachkommen, als ein abſcheuliches, und „ewig verfluchenswürdiges Geſchlecht anſehen müſſen, ſo „lange ſie die, auf ſchändliche Art erworbenen Reichthü„mer, nicht zu möglichſter Erſetzung des dadurch verurſach„ten Schadens anwendeten."

Die Paſſiv = Leihebanken gehören nicht in die Polizey: ſondern in die Finanzwiſſenſchaft; weil ſie allemahl aus Schulden entſtehen, welche entweder der Staat, nähmlich die Regierung, oder die Landſtände und Repräſentanten des Volkes im Nahmen der Nation, entweder zu machen im Begriffe ſind, oder ehedem bereits gemacht haben. Dieſe Art der Leihebanken iſt eines der beſten und wirkſamſten Mittel, wodurch ſich ein Staat von einer Schuldenlaſt, die bereits ſo groß angewachſen iſt, daß man ſich ſobald keine Hoffnung machen kann, dieſer beſchwerlichen Bürde loszuwerden, nach und nach befreyen kann.

Bey einer ſolchen Leihebank kommt es hauptſächlich darauf an, daß man alle richtige und liquidirte Schulden des Staats, die zeither entweder überhaupt, oder bey gewiſſen beſondern Caſſen, contrahiret und verzinſet worden ſind, in ein allgemeines Verzeichniß und Berechnung bringet, die davon jährlich abzutragenden Summen der Zinſen feſtſetzet, und von den Einkünften des Staats eben ſo viel und noch etwas anſehnliches mehr zu dieſer Bank beſtimmet, und allen Gläubigern der Staatsbank Verſchreibungen auf ihre habenden Forderungen gegen ihre in Händen habenden Schuldſcheine ausantwortet. Wenn man einer ſolchen Bank diejenigen Einkünfte des Staats, die von keiner großen Erheblichkeit ſind, als Fleiſch= und Trankſteuern, oder andere Conſumtions = Steuer, die ohngefähr eben ſo viel ausmachen, als die erforderliche Summe der jährlichen Zinſen und des Ueberſchuſſes beträgt, auf beſtändig abtritt, ſolche von aller Direction und Verwaltung der Finazcollegien abſondert, und bündige Reverſales und Verſicherungen giebt, daß der Staat bey keinerley Umſtänden und Zeitläuften auf dieſe der Bank überlaſſenen Einkünfte die Hände ſchlagen werde; ſo müßte die Regierung

ſehr

ſehr übel und willkürlich geführet werden, wenn nicht ein vollkommenes Zutrauen in einer ſolchen Bank entſtehen ſollte.

Die Errichtung einer ſolchen Bank kann zu einer Zeit geſchehen, wenn ſich der Staat abermahls in Nothfällen befindet, und außerordentliche Geldſummen bedarf. Man kann ſich alsdann der Errichtung der Bank zugleich als eines Mittels bedienen, die dermahlen bedürfenden Summen aufzubringen. Denn, wenn man alle diejenigen, welche ihre Schuldverſchreibungen in Bancopapiere verwandeln laſſen wollen, zugleich verbindet, den ſechsten oder achten Theil des zu erhaltenden Bancoſcheines in barem Gelde zu erlegen, z. E. wenn jemand eine Schuldverſchreibung des Staats von 10000 Rthlr. in Händen hat, und er iſt genöthigt, Bancopapiere von 12000 anzunehmen, und noch 2000 in baarem Gelde zu bezahlen: ſo wird ſich ſo leicht deſſen niemand entbrechen, weil die Bank einem jeden Gläubiger eine ungleich größere Sicherheit und Bequemlichkeit verſchaffet, als er vorhin gehabt hat. Eine ſolche Bank muß demnach eine von allen andern Collegien und Departements des Staats ganz abgeſonderte Anſtalt ſeyn, ihren eigenen Präſidenten und Director haben, die über diejenigen Einkünfte, die der Bank abgetreten ſind, und über deren Erhebung, vollkommene Macht und Gewalt haben, ohne dabey der Mitwirkung der Finazcollegien zu bedürfen, und zu mehrerer Erweckung des Zutrauens kann man allen denenj.nigen Intereſſenten der Bank, die für 2000 Rthlr. Bancopapiere in Händen haben, eine Stimme bey der Wahl des Directors zugeſtehen. Zuweilen, wenn der Credit des Staats ſchon ziemlich in Verfall gerathen iſt, ſiehet man ſich genöthiget, die Direction ei er ſolchen Bank den Landſtänden, oder dem Magiſtrat einer Haupt- und

Han-

Handelsſtadt (*) zu überlaſſen, um dadurch der Bank einen deſto größern Credit zu verſchaffen; da dann die Landſtände, oder dieſer Magiſtrat, einige Directores der Bank ernennet, die übrigen aber von den Intereſſenten erwählet werden, als welches ein nothwendiger Umſtand bey Errichtung einer ſolchen Bank iſt, ob man ihn gleich nicht allemahl beobachtet hat (**).

Eine Paſſiv-Leihbank muß den allervollkommenſten Credit haben. Dieſer Credit wird dadurch verſchaffet, wenn die Zinſen promt und richtig bezahlet werden. Geſchieht dieſes; ſo wird es gar keine Schwierigkeit finden, daß die, welche ihre Bancopapiere in baar Geld verwandeln wollen, Käufer und Abnehmer dazu erlangen, weil es beſtändig Leute giebt, denen daran gelegen iſt, ihr Geld ſicher unterzubringen. Man kann auch den Credit der Bank noch mehr befördern und befeſtigen, wenn man derſelben ein hundert tauſend Thaler mehr an Einkünften anweiſet, als die jährlichen Zinſen betragen. Hierdurch wird die Bank in den Stand geſetzet, jährlich ſelbſt ein anſehnliches an Bancopapieren zu bezahlen, die man ihr zur Zahlung präſentirt. Bey dieſen Umſtänden aber werden ſich gewiß ſehr wenige Intereſſenten finden, welche die Hebung ihrer Capitalien verlangen. Denn es wird zu dem allervollkommenſten Credit einer ſolchen Bank weiter nichts erfordert, als die pünctliche Bezahlung der Zinſen, und daß man Beyſpiele ſiehet; wie man ſein Geld ohne Schwierigkeit be-

(*) Wiewohl auch eine Handelsſtadt zu dem Ende eine Leihbank errichten kann, um die darin eingelegten Gelder wieder an andere gegen genugſame Sicherheit und höhere Zinſen auszuleihen; welches dann eine Activ- und Paſſiv-Leihbank zugleich iſt.

(**) Siehe v. Juſti Syſtem des Finanzweſens, §. 1001.

heben kann; und alsdann wird die Hebung ſehr wenig verlanget, weil jedermann glaubet, ſein Geld nirgends ſicherer unterbringen zu können. Bey ſolchen Umſtänden kann es gar nicht fehlen, daß die Bancopapiere allenthalben als baares Geld circuliren; und das iſt eben der wichtigſte Vortheil, der aus Errichtung einer ſolchen Bank entſtehet.

Wenn eine Leihbank einen ſo vollkommenen Credit hat, daß ihre Papiere allenthalben als baar Geld circuliren; ſo hat ſie allen Nutzen für den Staat, den ein Giro = oder Wechſelbank (*) nur immer leiſten kann. Die Kaufleute des Landes können darin mit eben der Bequemlichkeit einander ihre Zahlungen leiſten, die Summen mögen groß oder klein ſeyn, und ſie wird auch bey den auswärtigen Commercien alle Dienſte und Vortheile leiſten, die man von einer Girobank erwarten kann. So bald eine Bank im Lande den vollkommenſten Credit hat; ſo hat ſie ſolchen auch bey den Ausländern, als welche ſich lediglich nach dem Urtheile der inländiſchen Kaufleute ihrer Correſpondenten richten, und zu einer Bank alles Zutrauen haben, deren Papiere ſie, ſo oft ſie ihnen in die Hände fallen, ſofort an die Kaufleute des Landes als baar Geld, ohne allen Verluſt wieder anbringen können. Eine ſolche Leihbank iſt aber um deshalben weit vortheilhafter für den Staat, weil darin keine große Summen todt und müßig liegen dürfen, wie bey

(*) In einer Giro = oder Wechſelbank legen die Kaufleute oder andere Privatperſonen, ſo ein Folium in derſelben Büchern haben, ihre beliebigen Geldſummen dergeſtalt ſicher nieder, daß ſie dieſelben ſtündlich erheben, oder an andere, vermittelſt des Zu = und Abſchreibens, Zahlung thun können. Es werden daher von einer ſolchen Bank keine Zinſen bezahlet, weil die eingelegten Geldſummen bloß in Depoſitum bey ihr niedergeleget worden

bey den Girobanken. Nach der Einrichtung dieſer Banken muß nähmlich die ganze Summe, worauf die Bank fundiret iſt, in den Caſſen der Bank allezeit parat liegen, um ſtündlich ausgezahlt werden zu können. Alle dieſe großen Summen liegen demnach todt; und nur die vorſtellenden Zeichen des Geldes, nähmlich die Papiere, werden genutzet. Bey einer Leihbank hingegen circuliret ſowohl die ganze Summe, worauf die Bank gegründet iſt, im Lande, weil der Hof alle dieſe auf Credit aufgenommenen Summen wieder ausgegeben und zur Circulation gebracht hat, als auch die Papiere dieſer Bank, als die vorſtellenden Zeichen dieſer der Bank anvertrauten Summen; folglich hat eine ſolche Bank, in Abſicht auf die Circulation und den Nahrungsſtand eben den Nutzen, als wenn die Summe des im Lande circulirenden Geldes wirklich um ſo hoch vermehret worden wäre, als die Summe der Bank ausmacht. Dieſe Vermehrung hat auch in der That alle die Wirkung auf die Commercien und den Nahrungsſtand, als eine wirkliche Vermehrung des circulirenden Geldes in Natur immer haben würde. Die Circulation im ganzen Lande wird dadurch lebhafter, und alle Nahrungen und Gewerbe werden dadurch aufgemuntert, und ihr Fleiß und ihre Arbeitſamkeit belebet. Alles dieſes iſt gewiß ein Nutzen und Vortheil, deſſen Größe und Wichtigkeit man nicht genug ausdrücken kann; und es iſt mithin eine ſehr glückliche Erfindung der neuern Zeiten, daß man ein wirkliches Gebrechen und eine Krankheit des Staats, wie man eine große Schuldenlaſt gewiß anſehen muß, in ein ſo heilſames und für den Staat ſo glückliches Mittel verwandeln kann. Uebrigens iſt kein Hinderniß und Schwierigkeit vorhanden, warum die Wechsler und Kaufleute des Landes bey einer Leihbank nicht eben ſo ihre Folia, in den Büchern der Bank haben könnten, als bey einer Girobank, um einander

ihre Zahlungen zu leiſten, und die Bancopapiere ab- und zuſchreiben zu laſſen (*).

Der Herr von Juſti hat den Vorſchlag gethan (**), eine Leihbank auf die Häuſer mit einer Feuerasſecuranzanſtalt zu verbinden. Da dieſer Vorſchlag gar nicht ungegründet und kein bloßer leerer Gedanke iſt, ſondern eine ſolche Verbindung dem Nahrungsſtande allerdings vortheilhaft ſeyn würde; ſo will ich dasjenige, worauf es hierbey hauptſächlich ankommt, in einem kurzen Auszuge aus des Herrn von Juſti Schriften hier anführen.

1. Wäre bey dieſer Bank alle Sicherheit überflüſſig vorhanden; indem nicht nur das geſammte Land, welches ſich bey dieſer Feuerasſecuranzſocietät vereiniget hat, dafür haftete; ſondern auch die Capitalien ſelbſt genugſam ſicher ſtänden, weil ſie auf Häuſer geliehen würden, die durch dieſe Anſtalten, ſie möchten abbrennen oder nicht, die allerſicherſten Grundſtücke geworden wären.

2. Dürften bey dieſer vereinigten Bank keine beſonderen Bediente gehalten, folglich wegen derſelben Unterhaltung keine ſtarken Zinſen gegeben werden; indem der Staat ohne dies die erforderlichen Bedienten ſowohl zur Direction des Werkes, als der Einnahme und Auszahlung der Feuerſocietätsgelder halten müßte, die alſo ohne weitere Koſten das Bancoweſen mit beſorgen könnten; mithin könnten nicht allein die Bancocreditores 5 Procent Zinſen ziehen, ſondern die Schuldner würden auch keine höheren Zinſen zu entrichten haben.

3. Bey

(*) Siehe v. Juſti Syſtem des Finanzweſens, §. 1003.

(**) Nähmlich zuerſt in den göttingiſchen Polizeyamts-Nachrichten, vom Jahre 1755, No. 48. 49. 50; dann in ſeiner Polizeywiſſenſchaft, 1ſter Band, § 718, u. f. und in ſeinen politiſchen und Finanzſchriften, 2ter Band, S. 105, u. f.

3. Bey dieſer Bank müßten, vermöge einer geſetzlichen Verordnung, alle Darlehen, die auf Häuſer geſuchet würden, aufgenommen werden; und niemand anders im Lande dürfte dieſelben zum Unterpfande eines dargeliehenen Capitals, bey Strafe des Verluſtes, annehmen. Zu dem Ende könnten gleich anfangs alle bereits auf den Häuſern haftende Schulden von der Bank übernommen werden, dergeſtalt, daß die Creditores entweder ihr Geld zurückgezahlet erhielten, oder daſſelbe als ein in der Bank ſtehendes Capital betrachten, und daſelbſt ihre jährlichen Zinſen ziehen könnten.

4. Vermöge eben dieſer geſetzlichen Verordnung müßten auch die Häuſer, ſo der Bank verhaftet wären, von allem Concurs der Gläubiger gänzlich ausgenommen ſeyn, und die Bank allein darauf ein dingliches Recht haben. Die an die Bank zu entrichtenden Zinſen, müßten auch dergeſtalt privilegiret ſeyn, daß ſie, wie die landesherrlichen Abgaben, ſowohl allen andern Forderungen vorgingen, als auch gleich denſelben ohne gerichtliche Hülfe durch militäriſche Execution beygetrieben werden könnten.

5. Zu dem Ende hätte die Feuraſſecuranzdirection in einem jeden Kreiſe einen Einnehmer zu unterhalten, welcher ſowohl den Beytrag zu den Feyerſchäden, als die Zinſen von den bey der Bank aufgenommenen Capitalien in Empfang zu nehmen, und die Reſtanten durch Execution zur Bezahlung anzuhalten, genugſames Anſehen hätte. Bey demſelben müßten auch die Capitalien auf die Häuſer geſuchet werden, wozu weiter nichts, als ein Atteſtat der Gerichtsobrigkeit nöthig wäre, daß der künftige Debitor wirklich Eigenthümer des in der Feuercaſſe verſicherten Hauſes ſey, und keine ſtillſchweigende Hypothek darauf hafte. Sollte ein ſolches Atteſtat in der Folge falſch befunden werden; ſo darf ſolches den Rechten

der Bank im geringſten nicht ſchaden, ſondern die Gerichtsobrigkeit muß ohne Ausnahme gehalten ſeyn, demjenigen den Schaden zu erſetzen, welcher ihren Betrug, Unrichtigkeit oder Nachläſſigkeit leidet.

Dieſes iſt ohngefähr die Einrichtung der Bank. Nach des Herrn von Justi Meinung würde dieſelbe von ganz ausnehmendem Nutzen für den Staat ſeyn; ſo er folgendergeſtalt zu erweiſen ſuchet.

1. Man wüßte, wie viel für das Aufnehmen des Nahrungsſtandes daran liege, daß die Manufacturiſten, Handwerker und andere Gewerbe treibende Perſonen Geld in Händen hätten, um ihrer Handthierung die rechte Einrichtung und den erforderlichen Schwung geben zu können. Viele Manufacturen und Gewerbe würden in ungleich beſſere Aufnahme kommen, wenn es nicht denjenigen Perſonen, welche die erforderliche Geſchicklichkeit und Einſicht hätten, an Verlag fehlete, ſich gehörig einzurichten. Dieſe ſo ſehr zu wünſchende Unterſtützung der Manufacturiſten und Handwerker, würde durch ſeine vorgeſchlagene Bank geleiſtet, und zwar viel bequemer und ſicherer, als durch des Freyherrn von Schrödern ſogenannten Landesfürſtlichen Wechſel, bey welchem man ſeine beweglichen und unbeweglichen Güter verpfänden und dafür einen Wechſel erlangen könnte, der in Gewerben ſtatt baarem Geldes zu brauchen wäre (*). Die Manufacturiſten und Handwerker beſäßen gemeiniglich keine anderen Grundſtücke als ihre Häuſer. Andere unbewegliche Grundſtücke dienten auch nicht einmahl für ſie, weil ſie dadurch nur in ihren Gewerben gehindert und zerſtreuet würden. Es hielte aber öfters ſehr ſchwer, wenn ſie auf ihre Häuſer, welche die Gläubiger gemeiniglich einen Feuerbrand zu nennen pfleg-

(*) Siehe des Freyherrn von Schröders fürſtliche Schatz- und Renntkammer, Cap. 80.

pflegten, Geld aufnehmen wollten. Die Feuerverſicherungsanſtalt beförderte zwar dieſen Credit ungleich mehr. Allein, weil der Werth der Häuſer gar ſehr auf die Beſchaffenheit des Nahrungsſtandes ankäme, und der in der Feuercaſſe bemerkte Werth eines Hauſes nur auf den Fall ſeine Gültigkeit hätte, wenn das Haus abbrennte; ſo würden ſie dennoch allemahl nur ein weniges darauf herſchießen, und auch hierzu würden ſie ſich ſo leicht nicht entſchließen, wenn ſie ihr Geld auf andere Grundſtücke ausleihen könnten.

2. Alle dieſe Betrachtungen hingegen hätte die von ihm vorgeſchlagene Bank nicht nöthig. Sie könnte ohne Bedenken allemahl die Hälfte desjenigen Capitals herſchießen, ſo in der Feuercaſſe bemerkt wäre. Da ſie in Anſehung eines Concurſes der andern Gläubiger nichts befürchten dürfte, und da ſie ihr Geld niemahls zurückzufordern nöthig hätte, wenn ſie ſich ſelbſt in guter Ordnung und Einrichtung und bey ihren eigenen Gläubigern durch richtige Zahlung der Zinſen in Credit erhielte; ſo hätte ſie nichts nachtheiliges zu gewarten, als daß ein Beſitzer ſein Haus etwa verlaſſen und davon ziehen könnte. Allein dieſer Vorfall würde bey einem guten Nahrungsſtande, der durch dieſe Einrichtung ſo ungemein befördert würde, gewiß ſehr rar ſeyn, und ſollte er ſich zuweilen ereignen, ſo würden ſich ohnfehlbar hundert andere finden, die ein ſolches Haus mit dem darauf haftenden Capitale mit Freuden übernehmen würden. Brennete aber das Haus ab, ſo behielte die Feuerverſicherungs-Caſſe das dargeliehene Capital an der auszuzahlenden Summe zurück, bis das Haus wieder aufgebauet wäre; und folglich wäre ſie in allen Fällen genugſam geſichert.

3. Die Manufacturiſten, Handwerker und andere Gewerbe treibende Perſonen, könnten auch bey dieſer Bank das zu ihrer Handthierung benöthigte

Geld erlangen, ohne daß ſie nöthig hätten, dem bey vielen Gläubigern gewöhnlichen Geize zu opfern. Es gäbe nicht wenig Creditores, die ſich mit den durch die Geſetze erlaubten Zinſen keinesweges begnügten: und ob ſich zwar die meiſten gar ſehr in Acht zu nehmen wüßten, daß man ſie keines Verbrechens wider die zu Steurung des Wuchers gegebenen Geſetze überführen könnte; ſo müßten doch von dem Schuldner ſo viel Küchen= und andere Geſchenke und Gefälligkeiten geleiſtet werden, wollte er anders das Capital nicht bald aufgekündiget haben, daß er dadurch die Zinſen mehr als gedoppelt entrichtete. Von allen dieſen Umſtänden, die doch einem ehrlichen Manne ſehr zur Laſt fielen, und manchen Schuldner zum Nachtheil des Nahrungsſtandes vollends ruinirten, wäre derjenige befreyet, der die benöthigten Capitalien bey der Bank aufnähme, und ſie wäre alſo auch in dieſem Betrachte ungemein nützlich.

4. Ein anderer wichtiger Nutzen dieſer Bank würde darin beſtehen, daß dadurch alle Bankerotte und Concursproceſſe, die dem gemeinen Weſen ſo ſehr zum Nachtheil gereichen, faſt gänzlich vermieden werden würden; wenigſtens was die Manufacturiſten, Fabrikanten, Handwerker und andere Gewerbe treibende Perſonen anbetrifft, nur allein die Kaufleute ausgenommen. Denn da es nach ſeiner Vorausſetzung einem jeden frey ſtände, ſeine Mobilien und die Vorräthe und Geräthſchaften ſeines Gewerbes mit zu dem Werthe ſeines Hauſes bey der Angabe in der Feuercaſſe zu ſchlagen; und da ein jeder die Hälfte dieſes Werthes ohne Schwierigkeit von der Bank als ein Darlehn erhalten könnte: ſo würde ſo leicht keine andere Privatperſon Geld herzuſchießen ſich bewegen laſſen, weil es offenbar wäre, daß es mit demjenigen bereits gar ſchlecht ſtehen müſſe, der ſich anderwärts Geld zu ſuchen genöthiget ſähe.

5. So

5. So beträchlichen Nutzen eine ſolche Bank zuwege bringen würde, eben ſo wichtigen Vortheil würde ſie auch zu beſſerer Anbauung und Bevölkerung des Landes leiſten. Ein Land, worin ſich der Nahrungsſtand in einem blühenden Zuſtande befindet, wäre ohne dies ſchon vermögend, neue Einwohner an ſich zu ziehen. Allein durch dieſes hier vorgeſchlagene Mittel würden die Häuſer eine ganz beſondere und vorzügliche Achtung erhalten, indem ſie nicht allein ſichere, ſondern auch vortheilhafte Grundſtücke ſeyn würden, wodurch man ſeine Nahrung und Gewerbe ſo leicht unterſtützen könnte. Statt deſſen alſo, daß in den meiſten Ländern die Manufacturiſten, Handwerker und andere Gewerbe treibende Perſonen eben keine große Begierde hätten, Häuſer zu beſitzen, ob ſie gleich das Vermögen dazu hätten; ſo würde ſich alsdann jedermann bemühen, Häuſer zu erlangen, und die zu verkaufenden Häuſer würden nicht allein fleißig geſuchet, ſondern auch neue Häuſer angebauet, und die Städte mithin mehr vergrößert und bevölkert werden.

6. Eben dieſes Mittel würde auch ſehr dienen, den Anbau der Fremden im Lande zu befördern. Da eine weiſe Regierung niemahls unterlaſſen würde, den Fremden, ſo ſich im Lande anbauen, gewiſſe Baubegnadigungs-Gelder zu ihrer Unterſtützung auszahlen zu laſſen; ſo könnte ein Fremder, der nur ein weniges Vermögen beſäße, vermittelſt dieſer Unterſtützung, einen guten Anfang ſeines neu zu erbauenden Hauſes machen, und ſobald dieſes geſchehen, ſo könnte ihm die Bank von Zeit zu Zeit, zu funfzig und hundert Thalern, nach Beſchaffenheit ſeines Baues, zu fernerer Fortſetzung deſſelben darſchießen, ohne daß ſie ſich ſelbſt dabey in Gefahr ſetzte. Denn da ſie keine anderen Anſprüche zu befürchten hätte, und da ſich bey der aus dieſen Anſtalten entſtehenden guten Nahrung hundert andere Unterneh-

mer des angefangenen Baues finden würden, im Falle der Neuanbauende entweichen ſollte; ſo wäre ſie aller Befürchtung des Verluſtes entnommen. Auf dieſe Art könnten ſich dennoch die Fremden mit gar geringem oder gar keinem Vermögen im Lande anbauen; und man könnte leicht erachten, was dieſes für ein Zulauf von Fremden nach ſich ziehen würde.

7. Selbſt für diejenigen ſo Gelder ausleihen, würde dieſe Anſtalt nicht ohne Nutzen ſeyn. Man wüßte, was vermögende Leute, die von ihren Capitalien leben wollten, für Sorge, Bekümmerniß, Verdruß und Proceſſe auf den Hals bekämen, wenn ſie ihr Vermögen erhalten wollten; und die größte Vorſicht reicht oft nicht zu, daß nicht ein Capital zuweilen verloren gehen ſollte. Daher erwählten Leute, die beträchtliche Summen auszuleihen hätten, allemahl lieber ihr Geld in Banco zu legen: und wenn im Lande keine Bank vorhanden wäre, oder dieſelbe nicht genugſamen Credit hätte; ſo ſchickten ſie ihr Geld eher in auswärtige Banken, als daß ſie ſich der Vorſorge und Bemühungen unterziehen ſollten, die mit einzelnen Darlehen allemahl vergeſellſchaftet wären. Das Geld alſo, wovon ſich viele Menſchen ernähren könnten, wenn es in den Gewerben der Unterthanen roullirte, würde zum großen Nachtheil des Nahrungsſtandes dem Lande entzogen.

Endlich beantwortet der Herr von Juſti noch ein Par Einwürfe, die er glaubt, daß man ſie wider ſeine vorgeſchlagene Bank machen dürfte.

Der erſte Einwurf iſt: daß es ſchwer halten würde, die einmahl in dieſe Bank eingelegten Capitalien zurückzuziehen, weil oben erwähnet worden, daß die Bank die einmahl auf die Häuſer herabgeſchoſſenen Darlehen beſtändig darauf laſſen könnte, ohne ſie zurüzufordern. Nun müßte aber eine Bank allerdings die Beſchaffenheit haben, daß ein jeder Bancogläu-

gläubiger ſein Geld zurücknehmen könne, wenn er es ſelbſt nöthig habe, oder andere Diſpoſition damit machen wolle; indem außerdem ſich wenige entſchließen dürften, ihr Geld hinein zu legen.

Hierauf antwortet Herr von Juſti: daß dieſer Einwurf ganz ungegründet ſey; und es würden ihn nur diejenigen machen, die in das Weſen einer Bank keine genugſame Einſicht hätten. Zuvörderſt würden ſich unter den Schuldnern der Bank allemahl Leute finden, die, indem ſie zu beſſerer Aufnahme ihrer Nahrung gelanget wären, das geborgte Darlehn aus eigener Bewegung zurückzahlen, denn niemand behielte gern Zinſen auf dem Halſe, wenn er ſeine Schuld bezahlen könnte. Sodann wäre gar keine Leihbank möglich, wo alle Bancogläubiger ihr Geld auf einmahl zurücknehmen könnten, ohne daß ſie mit der Zahlung warten müßten. Dieſes wäre nur in gewiſſem Betrachte bey den Giro- oder Wechſelbanken möglich, vermittelſt deren die Kaufleute ihre Zahlungen durch Zu- und Abſchreiben der Capitalien einander zu thun pflegten, ohne Zinſen davon zu ziehen. Die allerberühmteſten Leihbanken in Europa, welche die Einkünfte aus ganzen Ländern zur Sicherheit hätten, würden mit der Zahlung gar ſehr fehlen, wenn alle Gläubiger auf einmahl zufallen, und ihr Geld zurückfordern wollten. Allein das wäre ein Vorfall, der ſich bey guter Beſchaffenheit und Credit der Bank niemahls ereignete. Es wäre hierzu genug, wenn die Gläubiger Sicherheit ihrer Gelder auf alle Fälle vor ſich ſehen, und wenn die Zinſen richtig bezahlet werden. Wenn dieſes geſchähe; ſo wäre unter hundert Gläubigern kaum einer, der ſein Geld zurückzuziehen verlangte. Denn alle diejenigen, welche es nicht an Grundſtücke anlegen wollten, ließen es lieber, wo es wäre, und wo ſie ihre Zinſen richtig und bequem heben könnten, als daß ſie ſich mit Erhebung

und Wiederunterbringung des Capitals unnöthige Mühe und Sorgen machen ſollten. Statt der wenigen Gläubiger aber, die ihr Geld zurückzögen, würden ſich genug andere finden, die ihr Geld hineinlegten. Ja, wenn die Bank ſich durch gute Ordnung, Einrichtung und richtige Zahlung der Intereſſen in vollkommenen Credit geſetzet hätte, ſo würde ihr beſtändig mehr Geld angeboten werden, als ſie einmahl zu brauchen wüßte und annehmen könnte.

2. Wollte man noch etwa einwenden, daß der Endzweck der Feuraſſecuranz-Anſtalten verloren ginge, wenn die Häuſer mit Schulden beſchweret wären, und folglich bey erfolgtem Feuerſchaden nicht wieder aufgebauet werden könnten; ſo bedächte man nicht, daß ſich ſolches bey der bloßen Feueraſſecuranz-Anſtalt gleichfalls ereignen könnte; ja, daß die ganze Summe, die ein abgebrannter Beſitzer eines Hauſes aus der Feuercaſſe erhöbe, Privatgläubigern verpfändet ſeyn könnte; dahingegen nach ſeinem, des Hrn. **von Juſti**, Vorſchlage, die Hälfte zum Anbau allemahl frey bliebe, wovon er ſein Haus allemahl wieder aufbauen, und nach geendigtem Bau zu Einrichtung ſeines Gewerbes ein neues Darlehn aus der Bank erhalten könnte.

Was nun die andere Art der Leihbanken, nähmlich die Activ-Leihbanken, ſo auch Lombards, Addreß- und Pfandhäuſer genennet werden, anbetrifft; ſo ſind dieſelben nichts anders, als kleine Leihbanken, welche gegen hinlängliches Pfand jedermann Geld herſchießen, und mithin allerdings den Endzweck haben, dem Nahrungsſtande zur Beförderung zu dienen; denn ſie ſind in dringenden Fällen für jedermann eine gute Hülfe; und außer dieſen Anſtalten würde ſich der Wucher ſolcher Nothfälle gar zu ſehr zu Bedrückung des Nothleidenden bedienen. Daher ſind dieſe Leihhäuſer in mittelmäßigen Städten, ſonderlich wenn ſich

Manu-

Manufacturen und Fabriken in denſelben befinden, eben ſo nothwendig und nützlich, als in großen Reſidenz- und Haupt- und Handelsſtädten.

Es findet gar keine Schwierigkeit, dergleichen Lombard- und Leihhäuſer zu errichten, Gemeiniglich werden die Capitalien dazu auf Credit des Leihhauſes aufgenommen; und es finden ſich allemahl genug Gläubiger, die ihr Geld zu dieſem Ende herſchießen wollen. Denn bey der Vorſicht, welche dieſe Anſtalten gebrauchen, kaum die Halfte des Werthes auf die Pfänder herzuſchießen, kann man ſchwerlich eine Gelegenheit finden, ſein Geld unterzubringen, die ſicherer wäre. In kleinen Städten braucht man auch keine großen Summen dazu, die allenfalls der Entrepreneur ſelbſt hergeben kann. Zuweilen wird auch aus den Landeseinkünften ein Capital zum Fond des Leihhauſes gegen niedrige Zinſen vorgeſchoſſen; wie ſolches z. E. in Minden geſchehen, da man vorerſt 500 Rthlr. aus der ravensbergiſchen Oberſteuercaſſe zum Fond der daſigen Leihebank gegen 3 Procent vorgeſchoſſen hat (*).

Auch machen die übrigen Umſtände keine Schwierigkeit. Es iſt gar nicht nöthig, daß zu einem Leihhauſe ein beſonderes Haus genommen wird; der Director oder Commiſſarius kann dieſe Anſtalt bey ſich in ſeinem Hauſe haben, er mag dieſes eigenthümlich oder miethweiſe beſitzen, denn es gehören etwa nur ein Par mäßige Stuben dazu, in deren einer die Seſſion iſt, in der andern aber die Pfänder verwahret werden; es iſt genug, wenn nur Sicherheit im Hauſe vorhanden iſt; zu welchem Ende man auch daſſelbe von aller wirklichen Einquartirung zu befreyen pfleget (**). Iſt auf

(*) Siehe Reglement wegen eines Lombards, oder Leihebank-Ordnung in Minden, vom 7ten Aug. 1753. §. 1.

(**) Siehe erneuerte Pfand- und Leihamts-Ordnung der Hauptſtadt Breslau, vom 1ſten Sept. 1749. §. 2.

auf dem Rathhauſe oder ſonſt in einem öffentlichen Hauſe Gelegenheit dazu; ſo iſt es noch bequemer, und man erſparet die Koſten für die Zimmer.

Sonſt hat das Leihhaus weiter nichts, als Waagen, Gewichte, Ellen und andere Maaße nöthig, die aber nicht viel Koſten verurſachen, auch faſt überall zum Behufe der Polizey ſchon angefertiget ſind, deren ſich dann das Leihhaus jederzeit mit bedienen kann, zumahl wenn es auf dem Rathhauſe etablirt iſt.

Das Hauptwerk bey der Einrichtung eines Leihhauſes kommt auf die Direction und Bedienten an; und da muß man ſich hüten, daß man nicht zu viel Bedienten annimmt; denn geſchiehet dieſes, ſo muß es die Sache natürlicher Weiſe zu koſtbar machen; und dergleichen Koſten würden dieſe Anſtalten nicht abwerfen, da ſie nicht ſo ſtark, wenigſtens faſt niemahls in beträchtlichen Summen, gebraucht werden. Dieſe Anſtalten müſſen auf das allerſparſamſte eingerichtet ſeyn, damit die Zinſen ſo gering, als möglich, geſezet werden können. Denn ohne geringe Zinſen verlieren ſie den Nutzen, den ſie haben könnten. In dem Hanöveriſchen iſt ein Rathsherr Inſpector des Leihhauſes, der einen Schreiber zum Gehülfen hat. Beyde haben noch nicht zwey hundert Rthlr. Beſoldung, und die Accidentien für die Verſetzzettel. Hiernächſt ſind zwey Taxirer, der eine in Anſehung der Juwelen und der andere in Anſehung der Kleider, beſtellet, die aber gar keine Beſoldung, ſondern nur bey der Schätzung ein geringes Accidenz bekommen. Dies ſind alle Bedienten bey dieſen Anſtalten, die der Leihkammer jährlich noch nicht zwey hundert Thaler Unkoſten verurſachen (*). Bey dem Leihhauſe zu Holzminden ſind gleichfalls nur zwey Bedienten oder Adminiſtratores, wo-

(*) Siehe v. Juſti Polizeywiſſenſchaft, 1ſter Band, §. 840.

wovon der eine Regiſtrator, der andere Kaſſirer iſt, beſtellet, und ſelbigen noch ein verpflichteter Mäkler beygefüget (*). In Breslau iſt nur ein Commiſſarius bey dem Pfandhauſe, der einen Buchhalter unter ſich hat; bey den vierteljährigen Auctionen wird auch der Kammerfiſcal und ein Deputirter vom Magiſtrate mit dazu gezogen, die aber nur bloße Diäten bekommen (**). In Minden iſt nur ein einziges Mitglied des Magiſtrats zum Director und Rendanten beſtellet, welcher für ſeine Mühe und Beſoldung 3 Procent von den Zinſen zurückbehält, weiter aber keine Ein- und Abſchreibegelder oder andere Sporteln, außer bey den Auctionen 8 Pfennige von jedem Thaler, nehmen darf (***).

Das Leih- und Pfandhaus pfleget an gewiſſen beſtimmten Tagen in der Woche, oder alle Tage (****), oder drey Tage, und zwar im Sommer Vormittags von 8 bis 11 Uhr, Nachmittags aber von 2 bis 5 Uhr; ingleichem zur Winterszeit, Vormittags von 9 bis 12 Uhr, und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr (†); oder auch nur wöchentlich alle Mittwoche und Sonnabend, Nachmittags von 2 bis 5 Uhr (††), zur Verſetzung und Auslöſung der Pfänder jedermann offen gelaſſen zu werden; zu welchen Zeiten alſo die Bedienten daſelbſt allemahl gegenwärtig ſeyn müſſen. Wird einer von den Adminiſtratoren durch Krankheit oder noth-

wen-

(*) Siehe Leihhaus-Ordnung für die Stadt Holzminden, vom 27ſten April 1754, 1ſter Abſchnitt, §. 1. Sie ſtehet im XIten Bande der Leipziger Sammlungen, S. 293, f.

(**) Siehe Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 1 und 26.

(***) Siehe Mindenſche Leihebank-Ordnung, §. 2. 16. 17. und 19.

(****) Siehe Mindenſche Leihebank-Ordnung, §. 2.

(†) Siehe Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 3.

(††) Siehe Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, 1ſter Abſchnitt, §. 2.

wendige Reiſen, oder andere erhebliche Urſachen verhindert, auf dem Leihhauſe zu erſcheinen; ſo muß er ſolches dem Magiſtrate anzeigen; doch wird ihm damit nicht benommen, jemand aus den Mitteln des Raths oder der Bürgerſchaft zu ſubſtituiren; es muß aber dennoch ein jeder von den Adminiſtratoren für die Interimsadminiſtration des Leihhaus-Weſens in ſolidum haften. Dafern aber bey dergleichen Subſtituto etwas zu erinnern, oder die Krankheit ſich zu einem langwierigen Lager anläſſet, ſo muß der andere Adminiſtrator davon bey Rath referiren, und vom verſammleten Rathe die Interimsſubſtitution gewärtigen (*).

Die Oberaufſicht über das Leih- und Pfandhaus hat an einigen Orten die Kammer, die Unteraufſicht aber, ſo wie die Jurisdiction in erſterer Inſtanz in den bey ſelbigem vorfallenden Sachen und Streitigkeiten, der Stadtmagiſtrat; ſo daß denjenigen, ſo ſich durch deſſen Veranlaſſung oder Ausſpruch beſchweret zu ſeyn erachten, der Recurs an die Kammer unbenommen iſt (**).

Die Ordnung und richtige Führung der Bücher iſt eine der vornehmſten Erforderniſſe bey einem Leih- und Pfandhauſe. Man pfleget aber dreyerley Bücher zu halten, nähmlich ein Manual oder Journal, ein Caſſebuch, und ein Hauptbuch oder Leih- und Pfandregiſter. An einigen Orten müſſen dieſe Bücher durch und durch vom Magiſtrate paginiret, und auf der erſten und letzten Seite jedes Buches atteſtiret werden, daß und in weſſen Gegenwart ſolches geſchehen ſey (***).

In

(*) Siehe eben daſelbſt, §. 3.

(**) Siehe Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 4.

(***) Siehe Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 5 und 8.

In das Manual werden diejenigen, ſo etwas in das Pfandhaus zu verſetzen bringen, mit Nahmen unter einer gewiſſen Nummer eingeſchrieben, die verſetzte Sache nach ihrer Qualität, Maß, Gewicht, Zahl oder Werth, welchen Tag das Pfand eingebracht, und auf wie lange und wie darauf geliehen worden, zugleich verzeichnet (*).

In dem Caſſenbuche wird der Empfang und die Ausgabe der Gelder treulich eingetragen, deſſen Folia werden täglich ſummiret, ſaldiret und unterſchrieben; und aus demſelben wird monathlich ein Extract von Einnahme, Ausgabe und Beſtand dem Magiſtrate übergeben (**).

In dem Hauptbuche oder Pfandregiſter werden die ausgeliehenen Gelder, und was dafür verpfändet, an welchem Tage das Geld ausgethan, und was von eingelöſeten oder verkauften Pfändern an Capital und Zinſen eingekommen, jedes unter behöriger Rubrik und nach der Nummer, ſtückweiſe in Einnahme und Ausgabe gebracht. Auch werden in dieſem Hauptbuche alle Beſoldungs- Auctions- und andere Koſten, unter beſondern Rubriken, in Ausgabe berechnet; das Buch ſelbſt wird jedes Jahr geſchloſſen, damit man ſehen könne, in was für Umſtänden die Caſſe jedes Jahr ſich befinde (***). Die öffentlich verauctionirten Pfänder werden nebſt dem Tage, da ſolches geſchehen, die Qualität, Maß, Gewicht, Zahl und Auctionspreis, ingleichem der Nahme des Eigenthümers oder Ueberbringers, der Tag, an welchem das Pfand verſetzet, auf wie lange, wie viel darauf vorgeſchoſſen wor-

(*) Sieh eben daſelbſt, § 6. Mindenſche Leihebank-Ordnung §. 6.

(**) Siehe in letzterer, §. 7. Holzmindenſche Leihebank-Ordnung, 1ſter Abſchnitt §. 4.

(***) Sieh eben am letzterem Orte.

worden, und die Nummer und das Blatt des Journals ordentlich darin verzeichnet; ſo daß dieſes Buch mit dem Journale völlig übereinſtimmet (*).

Um überzeugt zu ſeyn, daß dieſe Bücher allezeit in der vorgeſchriebenen Ordnung und Richtigkeit geführet werden, muß der Cammerfiſcal und Deputirte vom Magiſtrat (**), oder der Magiſtrat allein (***), ſolche Bücher von Zeit zu Zeit fleißig nachſehen, und alle darin vorkommenden Poſten examiniren, ſich die vornehmſten Pfänder vorzeigen laſſen, und den Zuſtand der Caſſe unterſuchen. Es muß auch wohl das Hauptleihregiſter alle Jahr an den Magiſtrat eingeliefert, mit den monathlichen Extracten conferiret, in calculo nachgeſehen, monita darüber gemacht, und ſalvis monitis quittiret werden(****). Wie dann überhaupt der Rendant, und in ſubſidium der ganze Magiſtrat, wenn ſich finden ſollte, daß ſie nicht debitam diligentiam et curam, ſonderlich bey der öfters vorzunehmenden Caſſenviſitation, adhibiret, vor die verſetzten Pfänder haften müſſen (†).

Die Caſſe hat der Director und Rendant in ſeiner Verwahrung. Oder ſie muß auf dem Leihhauſe bleiben, und mit zwey Schlöſſern verwahret, und der eine Schlüſſel dazu von dem einen Adminiſtrator oder Regiſtrator, der andere Schlüſſel aber von dem andern oder dem Caſſirer, verwahret werden. Und wird keinem von beyden erlaubet, von den Caſſengeldern mehr, als 20 Rthlr. in ihren Privathäuſern, um im Nothfalle der Armuth helfen zu können, für die Anleiher

(*) Siehe Breslauiſche Pfandhaus = Ordnung, §. 8.

(**) Sieh eben daſelbſt §. 15.

(***) Siehe Holzmindenſche Leihebank = Ordnung, c. I. §. 7.

(****) Sieh eben daſelbſt, §. 8.

(†) Siehe Mindenſche Leihebank = Ordnung, §. 6.

her parat zu halten, die ſie dann bey jedesmahliger Zuſammenkunft gehörig berechnen müſſen (*).

Die Rechnung, wobey vorgedachte Bücher zum Grunde geleget werden, leget der Rendant vor dem Magiſtrate ab, welcher zu gleicher Zeit ein Paar Proben machen, und die Intereſſenten mündlich über die Richtigkeit befragen kann; worauf alles zur letzten Decharge an die Kammer gehet (**).

Wenn jemand etwas in das Pfandhaus zu verſetzen bringet, ſo muß, ehe die Eintragung, obgedachtermaßen in die Bücher geſchiehet, das Pfand durch die beſtellten Mäkler geſchätzet werden (***) damit man wiſſen möge, ob auch ſo viel Geld, als verlanget wird, darauf geliehen werden könne, oder nicht. Zuweilen wird auch die Beurtheilung, wie hoch ein Pfand anzunehmen ſey, dem Rendanten, überlaſſen, als der davor ſtehen muß, daß darauf nicht zu viel geliehen werde; wofern aber ein Streit darüber entſtehet, muß der Magiſtrat arte peritos, zu Rath ziehen, und was billig iſt, erkennen (****).

Kommt es dazu, daß ein Pfand verkauft werden muß, und es findet ſich alsdann, daß das Pfand weniger werth iſt, als darauf geliehen worden, und daß durch den Ausruf es nicht ſo hoch ausgebracht werden können, als Capital und Zinſen davon betragen; ſo muß, dafern die Taxation des Pfandes verſäumet worden, die Adminiſtration davor ſtehen; findet ſich aber, daß die beeidigten Taxatores, durch ein ungleiches Aeſtimatum die Adminiſtration zu Hergebung einer übermäßi-

(*) Siehe Holzmindenſche Leihebank-Ordnung, c. I. §. 6.

(**) Siehe Mindenſche Leihebank-Ordnung, §. 8.

(***) Siehe Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, 2ter Abſchn. §. 1 und 7.

(****) Siehe Mindenſche Leihebank-Ordnung. §. 12.

mäßigen Summe verleitet haben; ſo müſſen dieſelben vor den dem Leihauſe erwachſenen Schaden ſtehen; jedoch bleibet denſelben frey, ihren Regreß an den Verſetzer wieder zu nehmen (*).

Wenn das Pfand taxirt und gehörig in das Journal eingeſchrieben worden; ſo wird daſſelbe entweder von dem Verſetzer ſelbſt mit ſeinem eigenen Petſchaft, oder wenn dieſer keines hat, mit dem Pfandhausſiegel beſiegelt (**), ſodann aber auf das Pfand ein Zettel geheftet, worauf die Qualität, Maß, Gewicht, Zahl oder Werth deſſelben, nebſt der Nummer des Journals bemerket iſt, und dem Verpfänder ein gleicher Pfandſchein, unter des Pfandhauſes Siegel und des Commiſſarii oder deſſen Buchhalters Unterſchrift, ertheilet, dafür aber von dem Verpfänder die Einſchreibegebühren bezahlet (***). Die Verſiegelung der Pfänder hat einen großen Nutzen. Denn eines Theils kann es leicht geſchehen, daß Pfänder gleicher Art, welche verſchiedenen Perſonen gehören, zu gleicher Zeit verſetzet werden, die dann gar leicht ausgetauſcht werden könnten, wenn ſie nicht verſiegelt und mit einem Zettel verſehen würden. Andern Theils wird durch die Verſiegelung der Pfänder verhütet, daß die Pfandhaus-Bedienten ſolche nicht in ihren eigenen Nutzen gebrauchen können, ſo außerdem leicht möglich wäre; ob es gleich gemeiniglich ſcharf verboten zu werden pfleget (****).

Es

(*) Siehe Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, 3ter Abſchnitt, §. 8.

(**) Siehe Mindenſche Leihebank-Ordnung, §. 5. Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 6. Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, 2ter Abſchnitt, §. 10.

(***) Siehe Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 6.

(****) Siehe Mindenſche Leihebank-Ordnung. §. und 17.

Es wird nicht allen und jeden Menſchen ohne Unterſchied erlaubet, bey dem Leihhauſe auf Pfänder Geld zu entlehnen. Ueberhaupt darf niemanden Geld vorgeliehen werden, von dem die Leihhaus-Bedienten nicht vermuthen können, daß der Verſetzer von dem Pfande Herr ſey, oder daß es mit Vorbewußt des Eigenthümers verſetzet werde. Es wird zwar einem jeden frey gelaſſen, die Verſetzung der Pfänder durch andere Perſonen, jedoch auf ſeine Gefahr, verrichten zu laſſen; allein die Pfandhaus-Bedienten dürfen ſich nicht darum bekümmern, ob ſie Vollmachten dazu haben. Zum Beſten des Publici aber, pfleget man ein Paar Mäkler gerichtlich anzunehmen, welche für andere Leute, die nicht gerne bekannt ſeyn wollen, die Verſetzung der Unterpfänder verrichten, und dahin beeidiget ſind, daß ſie von keinem Dienſtboten, von Kindern, die in väterlicher Gewalt oder Vormundſchaft ſtehen, von kundbaren Verſchwendern, noch andern zum Leihen untüchtigen Perſonen, Vollmachten zum Verſetzen wiſſentlich übernehmen wollen. Dieſen Mäklern wird alsdann geglaubet, und von ihnen nicht verlanget, daß ſie die unbekannten Debitoren, ohne höchſte Noth, entdecken. Für jeden Auftritt wird ihnen etwas gewiſſes, z. E. 1 Gr. für ihre Mühe zu nehmen feſtgeſetzet (*).

An andern Orten geſtatten die Geſetze nicht, daß den Minderjährigen, Verſchwendern, oder ſonſt liederlichen Menſchen, auch den Juden, einiger Vorſchuß von dem Leihhauſe geſchehe. Und weil auch die Soldaten auf gewiſſe Maße von dem Ihrigen nicht diſſponiren können, und dieſe Anſtalt Gelegenheit geben könnte, daß ſie unerlaubte, oder gar Montirungsſachen verſetzen, oder ſich ſonſt baar Geld anſchaffen

(*) Siehe Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, 2ter Abſchn. §. 4. 5.

ſchaffen könnten, um eine vorhabende Deſertion aus-zuführen; ſo darf auch keinem Soldaten aus der Leihebank etwas geliehen werden, es ſey dann, das der Capitän der Compagnie in das Darlehn ſchriftlich conſentiret; welchen Conſens der Rendant aufheben muß (*). Auch pfleget man zu verordnen, daß, da es in des Verpfänders freyem Willen ſtehet, ob er die Verpfändung mit Anzeigung und Verſchweigung ſeines Nahmens thun wolle, zu Beybehaltung des Credits dererjenigen, ſo das erſte erwählen, und ihren Nahmen bekannt machen, alle zu dem Pfandhauſe beſtellte Perſonen dasjenige, was ſie darin ſehen und hören, verſchwiegen halten ſollen. Dahingegen in dem Falle, wo jemand ſeinen Nahmen nicht entdekket, ſondern das Pfand durch einen Dritten in das Pfandhaus überbringen läßt, der Pfandſchein auf den Bringer des Pfandes geſtellet, jedoch aber ſolches im Journal notiret werden muß, um bey künftig vorfallendem Zweifel oder Streit, wegen des wahren Eigenthümers des Pfandes ſelbſt, und der Sachen Beſchaffenheit halber, nähere Erkundigung einziehen zu können (**).

Auch wird nicht auf alle und jede Pfänder ohne Unterſchied Geld geliehen. Man pfleget derowegen zu beſtimmen, auf welche Pfänder ein Vorſchuß geſchehen kann; z. E. auf fahrende Habe und ſolche Effecten, ſo dem Verderben entweder gar nicht, oder doch nicht allzuſehr unterworfen ſind, als: Juwelen, Gold, Silber, Kupfer, Meſſing, Zinn, Bley, Sammet, Seiden, Leinen- und Wollenwaaren, Kleider, Hausgeräthe, und dergleichen; hingegen wird kein Geld geliehen auf liegende Güter, Wechſelbriefe, Obli-

(*) Siehe Mindenſche Leihebank-Ordnung, §. 14. Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 23.

(**) Siehe Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 7.

Obligationen, oder ſolche Mobilien, ſo das Pfandhaus leichtlich in Verluſt, Streit oder Weitläuftigkeiten ſetzen könnten, auch allzuviel Raum erfordern, als: Bücher, Betten, Gemählde, Spiegel, nebſt andern zerbrechlichen Waaren und Geſchirre, alte große Schränke und dergleichen Holz = Mobilien; Wein, Brannrwein, Oehl, Pretioſa, ſo mit fürſtlichen Wapen gezieret ſind, kenntliche Kirchenzierrathen und zum Gottesdienſt gewidmete Gefäße, ingleichem auf alle dem Landesherren oder deſſen Armeen zuſtehenden Ammunitions = oder Arſenalſtücke, es beſtehen ſolche in Golde, Silber, oder anderm Metall, Gewehr, Kugeln, Pulver, Bley, kleine und große Montirungsſtücke, und dergleichen (*).

Doch pfleget auf ſeidene, wollene und andere Waaren, ingleichen auf Kleider, Betten, Leinen, und überhaupt auch ſolche Sachen, die leicht verderben, höchſtens nicht mehr, als die Hälfte des Werthes, und auch nicht länger, als auf ſechs Monath, geliehen zu werden (**).

Auf geſtohlene Sachen darf wiſſentlich kein Geld geliehen werden. Es ſind aber diejenigen, denen etwas geſtohlen wird, ſchuldig, ſolches dem Leihhauſe ſo fort anzuzeigen, und die Sachen umſtändlich zu beſchreiben. Wenn ſolches geſchehen, und die geſtohlene Sache nachher in das Leihhaus gebracht wird; ſo wird ſolche dem Eigenthümer ohne Entgeld wieder ausgeliefert. Wenn aber die Anzeige entweder gar nicht, oder doch zu ſpät, und nachdem die geſtohlene Sache allbereits verſetzet, geſchehen, oder auch das Pfand nicht alſo, wie es bezeichnet, geblieben, ſondern in eine andere Form gebracht worden, und ſie nicht wohl zu erkennen geweſen; ſo muß der Eigenthü-

(*) Siehe Breslauiſche Pfandhaus = Ordnung, §. 10.

(**) Siehe Mindenſche Leihebank = Ordnung §. 11.

thümer; wenn er die Sache wieder an ſich nehmen will, und ſein Eigenthum erwieſen, das darauf geliehene Geld ſammt den Zinſen dem Leihhauſe bezahlen (*). Wenn die Anzeige und Beſchreibung der geſtohlenen Sachen geſchehen, und dieſe werden in das Leihhaus gebracht; ſo muß daſſelbe ſolche Sachen ſowohl, als die Perſon, die ſie bringet, bey vorhandenen genugſamen indiciis, anhalten laſſen (**). Und überhaupt muß es, wenn geringe und verdächtige Perſonen Silberwerk oder andere koſtbare Sachen zum Verſatz bringen, ſolche Sachen an ſich behalten, und nicht eher wiedergeben, bis die, ſo es gebracht, zulänglich beſcheinigen, daß es ihnen zukommt, oder zum Verſatz gegeben worden und nicht geſtohlen ſey; wobey das Pfandhaus, wenn ganz verdächtige Umſtände in Anſehung des Ueberbringers vorfallen, deſſen Perſon in Verhaft nehmen laſſen muß. Nur muß dabey behutſam gegangen uud keine ehrliche Perſon blamiret werden (***).

Wenn ein Pfand, ſo bereits jemanden anders, entweder ſub generali oder ſpeciali hypotheca haftet, dem Leihhauſe verſetzt wird; ſo hat daſſelbe dennoch vor allen andern Gläubigern den Vorzug, und iſt nicht ſchuldig, ſolches eher verabfolgen zu laſſen, bis das darauf haftende Geld nebſt Zinſen bezahlt worden. Inzwiſchen darf mit Vorwiſſen und auf geſchehene Meldung kein Geld auf dergleichen Pfand ausgethan werden, oder es müſſen in ſolchem Falle die

(*) Siehe eben daſelbſt, §. 15. Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 22. Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, 2ter Abſchnitt, §. 8.

(**) Siehe Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 24.

(***) Siehe Mindenſche Leihebank-Ordnung, §. 15.

die Adminiſtratores des Leihhauſes dafür einſtehen (*).

Wie viel Geld und auf wie lange Zeit das Pfandhaus leihen darf, iſt zuweilen demſelben freygeſtellet, nur daß es nicht unter einem Monath geſchehe (**). Zuweilen iſt aber vorgeſchrieben, daß weder unter einem Monath, noch über ſechs Monath, ein Vorſchuß gethan werden ſoll; doch kann, wenn beſondere Umſtände vorkommen, der Termin, nach vorher berichtigten Zinſen, noch auf andere vier bis ſechs Monathe gehen; eine weitere und mehrmahlige Verlängerung aber pfleget nicht geſtattet zu werden (***). Die Verſatzzeit muß um deswillen kurz ſeyn, damit das Pfandhaus bald wieder zu ihrem vorgeſchoſſenen Gelde gelangen, und damit deſto mehreren Perſonen zu Hülfe kommen könne. Auch wird zuweilen die Summe des Darlehns beſtimmet; und darf z. E. unter einem Thaler, und über 100 Thaler gar nicht, auf Juwelen und andere Pretioſa nur der dritte Theil des wahren Werthes, auf Gold, Silber, Meſſing, Kupfer aber, der ganze innerliche Werth, auf Zeuge, Bücher, Eiſen, und dergleichen, ſo dem Verderben einigermaßen unterworfen ſind, die Hälfte des wahren Werthes, geliehen werden (****).

Eben ſo iſt jedem Pfandhauſe vorgeſchrieben, wie viel Zinſen es zu nehmen berechtiget ſeyn ſoll. Z. E. zu Breslau werden von den Pfändern, auf welche

(*) Siehe Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, 3ter Abſchnitt, §. 14.

(**) Siehe Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 13.

(***) Siehe Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, 3ter Abſchnitt, §. 3. 4. Mindenſche Leihebank-Ordnung, §. 10.

(****) Siehe Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, 2ter Abſchnitt, §. 9.

über 25 Rthlr. geliehen worden, 9 Procent, von denjenigen aber, worauf nicht über 25 Rthlr. geliehen worden, 8 Procent jährliche Zinſen, ingleichen 2 Sgr. von jedem Pfande an Schreibe- und Auctionsgebühren genommen (*). Zu Minden nimmt die Leihebank 7 Procent, nähmlich 3 für die Zinſen, ſo die Ober-ſteuer-Caſſe für ihr hergeſchoſſenes Capital erhält, 3 Procent, ſo der Rendant für ſeine Mühe bekommt, und 1 Procent, ſo in der Rechnung ausgeſetzet bleibet, wenn etwa Geld ſteril liegen geblieben, und nicht gleich wieder ausgethan werden können; außerdem dürfen keine Ein- noch Ausſchreibgebühren oder andere Sporteln, außer von jedem Thaler 1 Sgr. Auctionsgebühren, wovon der Rendant 8 Pfennige, und der Ausrufer 4 Pfenn. erhält, genommen werden (**). In Holzminden müſſen an Zinſen von 1 bis 10 Rthlr. 7 Procent, von 10 bis 25 Rthlr. $6\frac{1}{2}$ Procent, von 25 bis 50 Rthlr. $6\frac{1}{3}$ Procent, und was über 50 Rthlr. ausgeliehen wird, 6 Procent, und dem Regiſtrator und Caſſirer überhaupt von jedem Thaler Anlehn 4 Pf. bezahlet und berechnet werden (***). In Göttingen nimmt die Leihebank nur 3 Procent (****). Man pflegt dabey einen Monath zu 30 Tagen, eine Woche zu 7 Tagen, und 4 bis 6 Tage für eine volle Woche, 2 bis 3 Tage aber gar nicht zu rechnen; und von denen Pfändern, welche über die Verſetzzeit ſtehen bleiben, werden die Zinſen bis auf den Tag, da ſie öffentlich ausgerufen werden, gerechnet (†).

Wenn

(*) Siehe Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 16.

(**) Siehe Mindenſche Leihebank-Ordnung, §. 16. 17.

(***) Siehe Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, 2ter Abſchnitt, §. 3.

(****) Siehe von Juſti Abhandlung von den Manufacturen und Fabriken, 1ſter Theil, S. 116.

(†) Siehe Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, c. I. §. 2. 3.

Wenn man die hohen Zinſen erwäget, ſo wegen der Unterhaltungskoſten des Leihauſes gegeben werden müſſen, und daß, wegen deſſelben Sicherheit, auf die meiſten Pfänder kaum die Hälfte des Werthes geliehen wird, auch nicht ſelten die Verſchwiegenheit ermangelt; ſo ſcheinet dieſe Anſtalt für die Manufacturiſten, Fabrikanten und Handwerker, ſo ihre Waaren verſetzen wollen, um ſich weiterer Materialien zu ihrem Verlage anzuſchaffen, eben ſo bequem und nützlich nicht zu ſeyn, weil ſie dadurch eine ſchlechte Hülfe erlangen und ihren Endzweck nicht erreichen können.

Sobald die in den Verſetzſcheinen beſtimmte Zeit abgelaufen iſt, müſſen die Pfänder wieder eingelöſet, und das darauf vorgeliehene Geld in dergleichen Münzſorte, worin es empfangen worden, dem Leihhauſe zurückbezahlet werden. Jedoch ſtehet auch jedermann frey, noch vor der Verfallzeit ſein Pfand gegen völlige Entrichtung der bis zur Zahlungsfriſt gefälligen Zinſen auszulöſen (*).

Das Pfand wird nicht anders, als gegen Zurückgebung des Pfandſcheines ausgelöſet. Hat der Verpfänder den Pfandſchein verloren, oder es iſt ihm ſolcher entwendet worden; ſo muß er dem Pfandhauſe davon unverweilte Nachricht geben. Wenn ſich hierauf der Finder oder andere unrechtmäßige Inhaber des Pfandſcheines meldet; ſo wird die Sache bey dem Magiſtrat ſummariter unterſuchet, und dem wahren Eigenthümer zu dem Seinigen verholfen; und im Falle der eine oder andere Theil prägravirt zu ſeyn glaubet, ſo kann derſelbe auf die Kammer provociren, die ſodann die Sache endlich entſcheidet.

Wofern ſich zwar der Verpfänder, nicht aber deſſen Gegentheil meldet, oder der Finder und Inhaber des Pfandſcheins noch auszumachen iſt; ſo wird dem

(*) Siehe Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 14.

dem Verpfänder die Einlöſung des Pfandes nicht zugelaſſen, es ſey denn, daß er vorher ſich genugſam bey dem Magiſtrate dazu legitimire und Caution leiſte, daß, wenn ſich ein Tertius mit dem Pfandſcheine in Zukunft melden würde, er das Pfandhaus auf ſeine Koſten vertreten und durchaus ſchadlos halten wolle. Man erlaubet dem Pfandhauſe nicht, denjenigen, welche ihre Pfandſcheine verloren, die Einlöſung der Pfänder zu geſtatten, oder, wenn ſolche nach der Verfallzeit bereits verkauft worden, den Ueberſchuß des Geldes ihnen herauszugeben, es wäre denn, daß der Magiſtrat, nach eingezogener zulänglicher Erkundigung, das Pfand- und Leihamt hierzu ſchriftlich authoriſirte, damit die geſchehene Auslöſung der Pfänder, oder, wenn ſolche bereits verkauft, die Auszahlung des vom Auctionspreiſe übrig gebliebenen Geldes, entweder mit den zurückgegebenen Originalpfandſcheinen, oder des Magiſtrats jedesmahligen ſchriftlichen Bewilligung, dadurch beleget werden mögen (*).

Zu Verhütung der Unrichtigkeiten bey der Wiedereinlöſung der Pfänder, pfleget man auch zu verordnen, daß die Pfandſcheine nicht weiter verſetzet und von einem dritten darauf Gelder gelehnet werden ſollen, bey Verluſt ſolcher gelehnten Gelder (**).

Und wenn jemand eine ihm nicht zugehörige Sache bey dem Pfandhauſe verſetzet, ſo wird zwar das Pfand demjenigen, ſo den Pfandſchein in Händen hat, und das Pfand auslöſet, verabfolget, weil das Pfandhaus auf das Unterpfand, und nicht auf die Perſon ſein

(*) Sieh eben daſelbſt, §. 18. 19. 20. Wenn ein Creditor, welcher dem Pfand- und Leihamte Geld vorgeſtrecket, ſeine Obligation verloren hat, oder ihm ſolche entwendet worden; ſo wird es dabey eben ſo gehalten.

(**) Siehe Churfürſtl. Hannöveriſches Avertiſſement dieſerwegen, vom 13ten Nov. 1769. Befindet ſich in den Hannöveriſchen Anzeigen.

ſein Anſehen richtet, es wird aber ein ſolcher Verpfänder, wenn er deſſen von dem Eigenthümer überführet wird, nicht nur nachdrücklich beſtrafet, ſondern auch, aus andern ſeinen Mitteln gedachtem Eigenthümer, wenn er ihm das Seinige in Natur nicht wiederſchaffen kann, Vergütung zu thun, angehalten (*).

Wenn durch Unglücksfälle die verſetzten Sachen ganz oder zum Theil verdorben, oder verloren gehen, ſo muß vor dieſen Schaden der Verſetzer als Eigenthümer ſtehen, und nichts deſto weniger dem Leihhauſe das auf ſolche Pfänder erborgte Capital nebſt den Zinſen bezahlen. Wenn aber dergleichen durch Schuld der Leihhausbedienten geſchiehet, ſo müſſen dieſelben nicht nur den Verſetzer wegen ſeines Pfandes, ſondern auch das Leihhaus wegen ſeines darauf geliehenen Capitals und Zinſen, befriedigen und ſchadlos halten (**).

Wenn die Pfänder zur Verfallzeit nicht wieder eingelöſet werden, noch um Verlängerung des Termins angeſuchet worden; ſo werden ſie zuweilen ohne Nachſicht durch öffentlichen Ausruf an den Meiſtbietenden verkauft (***); zuweilen werden, nach Ablauf des Termins,

(*) Siehe Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 21.

(**) Siehe Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, 3ter Abſchnitt, §. 9.

(***) Siehe Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, 3ter Abſchnitt, §. 5. Stirbt der Verſetzer, ohne ſein Pfand einzulöſen oder zuerneuern, und es entſtehet wegen ſeiner Verlaſſenſchaft ein Streit unter den Erben; ſo verfähret nichts deſto weniger das Leihhaus zur beſtimmten Zeit mit deſſen Verkaufung und Berechnung des Ueberſchuſſes. Wird jedoch vor oder nach dem Ausruf, vor Berechnung des Ueberſchuſſes, einem von den Erben der Verſatzſchein zuerkannt, oder derjenige, ſo den Verſätzſchein in Händen hat, macht annehmliche Caution; ſo muß das Leihhaus das Pfand, gegen Bezahlung Capitals und Zinſen, auch Einlieferung des gerichtlichen Erkenntniſſes, oder geleiſtete Caution, verabfolgen laſſen; in Sequeſter aber ſolches zu legen, findet bey dem Leihhauſe keine Statt. Sieh eb. daſ. §. 13.

mins, dem Schuldner noch 8 Reſpittage, wovon er jedoch auch die Zinſen tragen muß, verſtattet (*). An einigen Orten hingegen muß das Pfand- und Leihamt noch ein ganzes Jahr warten, und iſt erſt nach deſſen Verfließung berechtiget; die unausgelöſeten Pfänder zu verkaufen (**).

Zum Verkauf der unausgelöſeten Pfänder werden gemeiniglich des Jahrs etlichemahl öffentliche Auctionen gehalten, und der Tag und die Stunden dazu vorher durch die wöchentlichen Intelligenzblätter, durch die Zeitungen, oder vermittelſt öffentlich angeſchlagener Zettel, drey Mahl von 8 zu 8 Tagen, dem Publico bekannt gemacht. Bey der Auction ſelbſt pfleget ein Deputirter vom Magiſtrat, und an einigen Orten auch der Cammerfiſcal, gegenwärtig zu ſeyn.

Ehe und bevor die Pfänder in der Auction verſteigert und dem Meiſtbietenden zugeſchlagen werden, werden ſie, ſonderlich Pretioſa und Juwelen, durch vereidete Taxatoren geſchätzet. Andere und fremde Sachen, ſo auf das Leihhaus nicht gehören, und daſelbſt nicht verſetzet worden, dürfen bey der Auction nicht mit untergeſchoben und zugleich mit verkauft werden (***).

Wird auf die zu verauctionirenden Sachen von niemand etwas geboten, ſo werden ſie bis zu einem andern Tage zurückgeleget; doch ſtehet dabey den Eigenthümern frey, die von ihnen verſetzten Pfänder, gegen Berichtigung des darauf vorgeliehenen Geldes, der aufgelaufenen Zinſen, und der, des Anſchlags und Bekannt-

(*) Siehe Mindenſche Leihebank-Ordnung, §. 19.

(**) Siehe Breslauiſche-Pfandhaus-Ordnung, §. 13.

(***) Siehe Mindenſche Leihebank-Ordnung. §. 20. Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, c. I. §. 5.

kanntmachung wegen, verurſachten Koſten, einzulöſen (*).

Wird ein Pfand in der Auction nicht ſo hoch verkauft, als das darauf haftende Capital und Zinſen betragen; ſo müſſen, wie ſchon oben erinnert worden, bei unterlaſſener Taxation, die Adminiſtratoren des Leihhauſes, bei einer geſchehenen ungleichen Taxation aber, die Taxatoren vor den dem Leihhauſe dadurch zugezogenen Schaden ſtehen.

Werden die verkauften Pfänder höher ausgebracht, als das Anlehn nebſt Zinſen und Koſten beträget; ſo muß der Ueberſchuß treulich angezeiget, und dem Eigenthümer, gegen Auslieferung des Verſetzſcheines, binnen 6 Monathen zugeſtellet werden, in deſſen Verabſäumung aber iſt er dem Leihhauſe verfallen, und wird in der Hauptrechnung unter einer beſondern Rubrik aufgeführet, den Adminiſtratoren aber werden von jedem Thaler 2 Mar. für ihre Mühe paſſiret (**). An andern Orten iſt dieſer Ueberſchuß erſt alsdann, wenn binnen Jahr und Tag nach der Auction ſich niemand dazu legitimiret, dem Leihhauſe verfallen (***). An noch andern Orten iſt, wenn in den nächſten drey Jahren von der Zeit des verkauften Pfandes anzurechnen, ſich der Inhaber des Pfandſcheines, oder derjenige, dem das verkaufte Pfand gehöret, nicht dazu angiebt und legitimiret, das Pfandhaus berechtiget, von dem Ueberſchuſſe des verkauften Pfandes 5 Procent an Caſſengebühren einmahl für allemahl zu nehmen, das übrige aber fällt dem landesherrlichen Fiſco anheim; zu dem Ende dem Kammer-Fiſcal oblieget, ſowohl die Journale und Bücher des Pfand- und Leihamts, flei-

(*) Siehe am letztern Orte.

(**) Siehe Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, 3ter Abſchnitt, §. 7.

(***) Siehe Mindenſche Leihebank-Ordnung, §. 19.

fleißig zu examiniren und nachzuſehen, als auch davon eine Deſignation alle Quartal bey der Kammer zu übergeben; außerdem aber muß auch der Adminiſtrator des Pfandhauſes von demjenigen, was dem landesherrlichen Fiſco anheim gefallen, ſowohl dem Kammerfiſcal als dem Magiſtrate, alle drey Monathe Anzeige thun, damit ſolches unterſuchet, und an die Kammer zu näherer Verfügung Bericht erſtattet werden könne (*).

Wenn zwiſchen den Leihhaus-Adminiſtratoren, und den Verſetzern ein Streit vorfällt, ſo nach den Rechten entſchieden werden muß; ſo ziehet der Magiſtrat die Sache, ohne Verſtattung eines Schriftwechſels, in ein mündliches Verhör, unterſuchet ſolche ſummariter, und entſcheidet ſolche in aller Kürze nach Vorſchrift der Leihhaus-Ordnung (**). Zuweilen wird auch die Provocation von des Magiſtrats Beſcheid an die Kammer verſtattet (***).

Dies ſind Grundſätze, die **Bergius** und **von Juſti** über das Leihbankweſen haben. Allein von Entſtehung der Banken haben ſie nichts erwähnet. Wir können ſolche ſchon hoch ins Alterthum hinein ſetzen; und da Chriſtus die Parabel von dem Hausvater erzählet, der über Land verreiſet, und ſeinen Knechten einen Centner Goldes, um damit zu wuchern, zurückgelaſſen u. ſ. w. ſo läßt ſich denken, daß auch damahls wenigſtens eine Art von Bankweſen unter den Juden ſchon bekannt geweſen ſeyn müſſe, weil in dieſer Stelle nicht allein vom Wucher geredet, ſondern auch anderswo der Wechſeltiſche gedacht wird (****).

Zu

(*) Siehe Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 17 und 25.

(**) Siehe Holzmindenſche Leihhaus-Ordnung, c. I. §. 15.

(***) Siehe Breslauiſche Pfandhaus-Ordnung, §. 18.

(****) Matth. Cap. 21. und Cap. 25.

Zu eben dieſer Zeit befand ſich die römiſche Republik in ihrem beſten Flore, und dort gab es Wechsler und Geldwucherer in Menge, unter welchen ſich auch Vornehme im Staate befanden. So warf z. B. Marcus Antonius dem Octavianus Cäſar zur Schmach vor, daß ſein Großvater an der Wechſelbank geſeſſen, und Caſſius wußte denſelben gleichfalls nicht höher zu verachten, als wenn er ihn eines Numularii, oder Wechslers Sohn nannte, weil (nach Ausſage des Sigonius,) die Wechsler auch gemeiniglich mit dem Wucher umgingen, und dieſerhalb verhaßt waren. Hierüber äußert auch Cicero (von den Pflichten) ſeinen Unwillen, und Tacitus erzählt uns (*), wie man dem Wucher verſchiedene Statuten und Geſetze entgegen geſetzt habe.

Marperger ſcheint (**) zu behaupten, daß überhaupt die Wechſel- und Bankgeſchäfte bey den Römern verhaßt geweſen — vielleicht war es aber nur der unbillige Vortheil, den die Wechsler und Banquiers nahmen, wodurch ſich dieſe dem Volke verhaßt machten. Ich weiß nichts aufzufinden, womit ich beweiſen könnte, daß bey den Römern aber ſchon ſolche Banken, als wir haben, geweſen wären. Daß der alte Marperger ſich irren mag, und daß die Römer nur die unbilligen Wucherer verachteten, wohin vorzüglich damahls auch ſolche Leute gehörten, die wir jetzt allenfalls Söker nennen, das glaube ich darthun zu können (***). Auch läßt ſichs denken, daß es Menſchen

(*) Cornel. Tac. Lib. 5. Annal.

(**) Paul Jacob Marpergers Beſchreibung der Banquen etc. Leipz. 1723, S. 4.

(***) Allgemeine Geſchichte der Handlung und Schifffarth, der Manufacturen und Künſte, des Finanz- und Cameralweſens, zu allen Zeiten und bey allen Völkern. Breslau, 1751, Th. 1, S. 507, fgg.

ſchen gegeben, die Geld verliehen, und denen die in Noth waren, unbillig hohe Zinſen abnahmen.

Die Römer wußten eben ſo gut, wie je ein anderes Volk, ſich durch Handlung und Schifffahrt zu bereichern, und da ſie einſahen, welchen großen Einfluß dieſes auf das Wohl des Staats hatte, ſo läßt ſich auch leicht denken, daß der eigentliche Kaufmannsſtand auch bey ihnen nicht verhaßt geweſen, wie es einige nachmahlige Schriftſteller, und auch Ausleger der alten Schriften hin und wieder haben behaupten wollen.

Man gründete ſolche Meinung auf die erſte Stiftung der Stadt durch den Romulus, als welcher ſeinen neuen Staat bloß kriegeriſch eingerichtet; ſeinen Bürgern Handlung und Künſte zu treiben unterſaget, und ſolche den Knechten zu überlaſſen verordnet habe (*). Wenn man ſich aber erinnern will, was die erſten römiſchen Bürger für Leute waren — mit welchen ſich alle benachbarten Staaten in keine Gemeinſchaft einlaſſen wollten, ſo könnte man freilich wohl zugeſtehen, daß ihnen kein anderes Handwerk, als Krieg oder Raub übrig geblieben; deßhalb ſagt ein römiſcher Dichter:

Majorum primus, quisquis fuit ille tuorum,
Aut paſtor fuit, aut illud, quod dicere nolo.

Nachdem Rom durch die überwundenen Lateiner, Sabiner, Samniter und andere Völker mehr angewachſen, und durch die Vergrößerung der Stadt und Vermehrung der Einwohner auch ihre Bedürfniſſe zugenommen haben, und das Regiment durch den zweyten König, Numa Pompilius, viel beſſer eingerichtet worden, ſo hat man in Rom ſchon angefangen, günſtiger von der Kaufmannſchaft zu urtheilen. Der vierte

(*) Dionyſ. Halic. II. p. 98.

vierte König Ancus Marcius, ſchickte bereits eine Colonie Römer nach Oſtia, am Ausfluſſe der Tyber, welches ihnen beydes zur Handlung und Kaperey bequem gelegen war; und Tarquinius Priſcus, der fünfte König von Rom, der ſelbſt eines reichen Corinthiſchen Kaufmanns Sohn geweſen, hatte ohne Zweifel noch den Nutzen und die Vorzüge der Handlung vor Augen, welche man ihr in ſeiner Vaterſtadt einzuräumen pflegte.

Es iſt zwar wahr, daß die Römer ſich allein dazu beſtimmt zu ſeyn glaubten, über alle andere Völker zu herrſchen, und daß ſie aus dem Kriege ihre vornehmſte Beſchäftigung gemacht. Nicht weniger muß man zugeſtehen, daß dieſe Ruhmbegierde, welche ſie im höchſten Grade beherrſchet, den vornehmſten unter ihnen eine Verachtung gegen die Handlung eingeflößet. Eben die Römer, welche anfangs ſo große Beyſpiele der Redlichkeit, Uneigennützigkeit und Mäßigung gegeben haben, ließe ſich durch die Reichthümer aus erprobten Provinzen anſtecken, und mit dieſen Reichthümern fand ſich bey ihnen die Liebe zur Pracht, Wolluſt und Ueppigkeit ein; deren Sättigung eine Begierde nach neuen Reichthümern erweckte, die ſie mit Ablegung der alten Strenge ihrer Sitten, ſich durch die Handlung zu verſchaffen wußten.

Eine ſo große und volkreiche Stadt, als Rom, die ſich weder von ihrem eigenen Gebiethe, noch von den Früchten aus ganz Italien ernähren konnte, mußte nothwendig ihre Bedürfniſſe durch die Handlung und Schifffahrt von außen zu erlangen ſuchen. Man kann alſo nicht ſagen, daß Rom, welches ſeine Erhaltung in der Handluug fand, dieſelbe verachtet und verabſäumet habe. Man darf ſich auch, um das Gegentheil darzuthun, nicht mit Muthmaßungen behelfen. Man wird überhaupt aus der Geſchichte der römiſchen Handlung und Schifffahrt hinlänglich Beweiſe

antreffen, daß die Römer in den früheſten Zeiten der Republik, Handlungs- und Schifffahrts-Tractate geſchloſſen; Handlungs-Collegien errichtet, und verſchiedene Verordnungen gegeben haben, welche zum Ruhm und Vortheile der Handlung gereichen.

Man führet aber insgemein noch an, daß Cicero eben nicht zum vortheilhafteſten von der Kaufmannſchaft geſprochen haben ſoll; allein man verſteht ihn entweder nicht recht; oder man macht nicht mit ihm den Unterſchied zwiſchen der Krämerey und der Kaufhandlung. Ich will die Stelle, worauf man ſich beruft, hierher ſetzen:

Er redet von den unterſchiedlichen Künſten, Gewerben und Arten Geld zu gewinnen, in wiefern ſie für frey und anſtändig, oder für unanſtändig zu achten ſind; und nachdem er von den Zöllnern, Wucherern, Miethlingen und Tagelöhnern, das letztere behauptet, ſo ſagt er: „Diejenigen ſind auch nicht „beſſer, welche eine Parthey Waare von den großen „Kaufleuten erhandeln, um ſolche im Kleinen wieder „auszuhökern; denn, ſie können nicht viel gewinnen, „ohne viel dabey zu lügen. Was iſt aber ſchändli„cher, als eitel und lügenhaft zu ſeyn!“ (*) Man bemerke, daß Cicero hier nur von den Krämern und Hökern redet, welche von großen Kaufleuten ſehr unterſchieden ſind. Dieſes zu verſtehen, muß man wiſſen, daß in Rom die erſtern Propolae, oder Arilatores, die letztern aber Negotiatores, genennet worden, und daß man dieſe wieder in Mercatores und Negotiatores, Kaufleute und Negotianten eingetheilet, davon nach des Sigonius Meinung (**), jene in der Stadt, dieſe aber in den Provinzen gehandelt haben. Apulejus nennt die letztern Magnarios,

Groß-

(*) De Offic. Lib. I. c. 42.

(**) De antiquit. jure civ. Rom. II. 10.

Großhändler; und daher wird der eine auch in den Aufſchriften Mercator navicularis, und der andere Negotiator Cretarius, genennet (*), oder wie beym Gruter (**) geleſen wird: Negotiator artis cretariae.

Dieſe Kaufleute und Großhändler, oder auch andere vornehme Römer, die ſich mit der Handlung abgaben, trieben ſie nicht allemahl ſelbſt, ſondern gebrauchten dazu Knechte, Freygelaſſene und Freye, um Lohn gedungene Menſchen, welche Inſtitores oder Handelsdiener genennet wurden (***), von denen in den römiſchen Rechten vieles vorkommt (****). Es iſt möglich, daß dieſe Inſtitores auch die Geſchäftsträger bey dem Verleihweſen, welches im Grunde doch auch eine Art von Bankweſen war, geweſen ſind. Denn zur Aufnahme der römiſchen Handlung trug beſonders viel dazu bey, daß man das Geld auf niedrige Zinſen erhalten konnte, und der übermäßige Wucher durch verſchiedene Geſetze, und ſchon durch die der zwölf Tafeln verbothen worden. Kraft dieſer mußte derjenige, welcher höhere Zinſen nahm, als beſtimmt war, zwölf Mahl ſo viel erſtatten. Cato (†) lobet dieſes Geſetz, welches einen Wucherer mit größerer Strenge, als einen Dieb beſtrafte, der das Geſtohlene nur zweyfältig erſtatten mußte. Aus allem die-

(*) Reineſii inſcript. claſſ. I. 170 et 178.

(**) Pag. DCXII. 3. 4.

(***) Aller Wahrſcheinlichkeit nach, weil wir Deutſchen ſo viel von den römiſchen politiſchen Einrichtungen angenommen haben, kommt daher auch, daß unſere Kaufleute ihre in Condition habenden Kaufdiener ſchlechthin ihre Diener nennen. Sprechen ſie von ihnen, und wenn ſolcher junge Mann auch von noch ſo guter, und beſſerer Abkunft, als ſie ſelbſt ſind, iſt, ſo heißt es doch ſelten anders, als: mein Diener. —

(****) Dig. Lib. III. L. V. L. XIII. §. ult. de inſtitor. action.

(†) De re ruſtica, Lib. I. cap. I.

dieſen ſchließe ich, daß man wenigſtens Arten von Leihbanken dort gekannt habe.

Daß aber bey den Römern auch die Wechſelhandlung im Flore geweſen, iſt wohl ſchwerer zu behaupten. Einige wollen aus einer Stelle des Ariſtoteles darthun, daß das Wechſel-Negotium zu Alexanders des Großen Zeit ſchon bekannt und üblich geweſen ſey; und es hat beſonders Scaccia (*) dieſe Meinung geheget, Raphael del Turri (**) aber das Gegentheil dargethan. Andere wollen davon wirklich bey den Römern Spuren antreffen. Man muß aber unterſcheiden, daß die Wechſelhandlung zweyerley ſey. Die eine, da die Species an Ort und Stelle umgeſetzt werden; die andere, da ſolches auswärts durch Wechſelbriefe dergeſtalt geſchieht, daß die Gelder, welche man an einem Orte empfangen, an dem andern per tratta wieder bezahlet werden. Die erſte Gattung der Wechſelhandlung iſt bey den Römern ſehr gebräuchlich geweſen, wie aus den Nahmen der Argentariorum, Trapezitarum, Menſariorum und Numulariorum, deren in den römiſchen Geſetzen Meldung geſchieht, wie auch aus den vielen dazu beſtimmten Marktplätzen und öffentlichen Gebäuden in der Stadt abzunehmen iſt; dahin beſonders die Baſilica argentaria gehöret, welche nur von Kaufleuten und Wechslern beſuchet worden, und die man mit unſern heutigen Börſen vergleicht. Die andere Art der Wechſelhandlung aber iſt den Römern gänzlich unbekannt geweſen, wie unter andern Gottlieb Gerhard Titius und Johann Schilter behaupten; wie denn auch hiervon gar nichts in dem römiſchen Rechte vorkommt. Es haben jedoch Huber, Heineccius, Born und andere, verſchiedene andere Spuren entdecket, wor-

(*) In Tr. de Commerc. et Camb. §. 1. qu. 6. n. 11.

(**) In Tract. de Camb.

woraus man abnehmen ſollte, daß unſere heutige Art zu wechſeln bey den Römern nicht ganz unzebräuchlich geweſen. Beſonders hat der berühmte Hofrath Ayrer (*) in Göttingen, ſolches gründlich erörtert, und verſchiedene Stellen aus dem Cicero und andern beygebracht, die einen nicht undeutlichen Beweis abgeben. Man wird aber hieraus nicht ſogleich folgern, daß dieſe Art der Wechſelhandlung bey den Alten ſogar üblich und in ſolcher Verfaſſung geweſen ſey, als ſie es bey uns iſt.

Die alten Römer hatten aber vielen Credit, der beſonders ſowohl zum Bank- als Wechſelweſen, und auch zur Haudlung überhaupt gehöret. Treue und Glaube iſt die Seele der Handlung. Polybius ſaget daher: „Wenn ihr den Griechen einen Talent „mit zehn Verſprechungen, zehn Bürgſchaften, zehn „Zeugen leihet; ſo iſt es dennoch unmöglich, daß ſie „Treue und Glauben halten. Allein, bey den Rö„mern, man mag nun entweder von den öffentlichen, „oder Privatgeldern Rechnung ablegen müſſen, iſt „man des Eides wegen getreu, den man geleiſtet hat.“

Bei den Griechen hieß das Geldwechſeln und Umſetzen Collybus, welches Wort hernach auch die Römer von ihnen entlehnet (**), woher Cicero ſagt: „Siehe zu, daß an dem Gelde kein Mangel ſey, denn „es iſt genug, daß man am Wechſel Schaden leiden „muß.“ — — (Eine Anmerkung, die auch in unſern Tagen manchem eingeprägt zu werden verdiente.—) Plautus gedenkt der alten römiſchen Wechſelbänke (***), daß daſelbſt Leute ſäßen, die auf Wucher

 gäben

(*) In Diatr. de Cambialis inſtituti veſtigiis apud Romanos.

(**) Cicero in einer ſeiner Epiſteln an den Atticus: vide quaeſo, ne qua lacuna ſit in auro, ſed certe eſt, in Collybo detrimentum.

(***) — et quod ibi ſint, qui dant, quique recipiunt foenore.

gäben und nähmen; und man nennete ſie deshalb alte Wechſelbänke, weil ſie von der Zeit des Tarquinius Priscus an, auf dem Markte zu Rom aufgerichtet geſtanden.

Dieſer Tarquinius Priscus, als Kaufmannsſohn, und gewiß der damahligen Handlung kundig, wird ſchon manche hierin einſchlagende Verfügungen getroffen haben. Das Geld, welches daſelbſt von den Wechslern und Wucherern genommen wurde, wird vom Cicero, in einer ſeiner Epiſteln an den Atticus, Marktgeld genennet (Aes circumforaneum), weil nähmlich noch zu ſeinen Zeiten die Wechſelbänke, wie von Alters her, auf dem Markte gehalten worden.

Von den Römern iſt ſolches Geldwechſeln und Wuchern hernach immer weiter in Italien ausgebreitet, und bis auf den heutigen Tag an unterſchiedenen Orten ſehr ſtark unterhalten worden. Und, obgleich das vormahlige Haupt der Welt, nähmlich die Stadt Rom, von den Gothen zerſtöret, und hernach auch das übrige Italien von ihnen und andern barbariſchen Völkern ſehr verwüſtet worden; ſo hat doch in den mittlern Zeiten das Finanzweſen zur Zeit der Guelffiſchen und Gibelliniſchen Faction, aufs neue ſeinen Anwachs und Begeiſterung dadurch bekommen, daß die von der gibelliniſchen oder kaiſerlichen Parthey, weil ihnen die guelffiſche, oder päpſtliche, zu mächtig war, ſie hin und wieder in Italien auftrieben, und ihrer Güter und Einkünfte entſetzten, kein anderes Mittel ſich zu erhalten, und ſowohl in Italien, als in andern Ländern, fortzubringen fanden, als daß ſie ihr baares Geld, welches ſie vor ihren Feinden noch gerettet hatten, rouliren ließen. Daher auch der Nahme der Lombards, welchen man den hin und wieder in Deutſchland und auch andern Ländern aufgerichteten Leih- und Pfandhäuſern giebt, weil nähmlich diejenigen, die ſolches zuerſt angerichtet, aus der

Lom-

Lombardey (einer vormahls ſogenannten Provinz in Italien, worunter man nachher den Staat von Mayland mit begriff,) gebürtige gibelliniſche Lombarden geweſen.

Von dieſen ſchreibet man auch den Gebrauch der Wechſelbriefe her; wiewohl es einige den aus Frankreich vertriebenen Juden beylegen, als welche ſich am erſten derſelben, um ihre Baarſchaften und Effecten aus dem Lande zu bringen, ſollen bedienet haben. Dieſes iſt jedoch gewiß, daß, wie noch jetzt die Italiäner kluge Handelsleute ſind, alſo auch die meiſten zu den Land- und See-Commercien dienenden und dieſelbe erleichternden Hülfsmittel, und alſo auch die Banken und deren nützlicher Gebrauch von ihnen hergekommen, wozu ihnen theils, wie ich ſchon angeführet, die Nothwendigkeit, theils die dabey befindliche Bequemlichkeit, Anlaß gegeben. Denn, wenn jemahls ein Land in der Welt durch innerliche Unruhen und ſchädliche Factionen viele Jahre hindurch verwüſtet, ſeine ſchönſten Städte zerſtöret, und (wie es auch Mayland wiederfuhr) auf den Grund geſchleifet, und dem Boden gleich gemachet worden, ſo iſt es gewiß Italien geweſen, wie ſolches aus der italiäniſchen Geſchichte, und beſonders aus den Streithändeln zu erſehen iſt, welche der römiſche Stuhl lange Zeit zu Deutſchlands und Italiens Verderben, mit den alten deutſchen Kaiſern gehabt hat.

Hier war nun vernünftige Staatswirthſchaft und gute Polizey nöthig; um die verwüſteten Städte wieder in Aufnahme zu bringen, und es kam alſo die wohlthätige Einrichtung der Lehnbanken, Leih- und Aſſiſtenzhäuſer, von den vorher geweſenen ſogenannten Montibus pietatis, deren ich gleich anfangs dieſes Artikels erwähnte, in mehreren Betracht und größere Aufnahme; da man den, durch Krieg und andere Unfälle in Abgang der Nahrung gekommenen

Kauf = und Handwerksleuten, gegen einen billigen Zins, Geld zu Wiederaufrichtung ihrer Nahrung, vorſtreckte (*). Dies konnte deſto eher geſchehen, als es viele vornehme Familien theils für ein Werk der Liebe hielten, ihr Geld einer ſolchen löblichen Stiftung, als ein Mons pietatis war, anzuvertrauen, theils auch keine beſſere Gelegenheit, ſelbiges ſicher, und zwar auf Zinſen noch dazu zu deponiren, als ſie eben bey einem ſolchen Monte, fanden. So iſt auch ferner bekannt, wie in den mittlern Zeiten und vor der Reformation Rom und Italien das Centrum geweſen, nach welchem der Eifer der Religion aus allen Reichen und Ländern, die von dem römiſchen Stuhl abhingen, die Gold = und Silberflüſſe zugeleitet — alſo daß die römiſche Geiſtlichkeit nicht allein Geld und Guts genug zu Aufbauung vieler Kirchen und Klöſter, wie auch zur Fundation ſolcher Stiftungen, in welchen bequemlich zu leben war, haben können; ſondern es blieb auch noch ein Großes über, welches hernach zum Theil auch in Montes pietatis, und zwar um ſo viel mehr verwandt worden, als man daraus vielen Leuten, denen man gern geholfen wiſſen wollte, gegen einen geringen Beytrag, ſtattliche Präbenden und Leibrenten zuſchanzte, davon viele derſelben noch wolluͤſtig und überflüſſig leben, und Zeit ihres Lebens, in Hinſicht der Nahrung, unbeſorgte Tage haben können. Dies zog dieſen Anſtalten einen böſen Nachklang zu — indeſſen bleibet jedoch dem löblichen Gebrauche eines Dinges, durch welchen es von dem Mißbrauche unterſchieden wird, ſein billiges Lob; und alſo wer=

(*) Die Montes pietatis waren eigentlich anfangs keine Bankanſtalten, ſondern nur gewiſſe Caſſen, die man jetzt wohl Armencaſſen nennen könnte; denn ſie entſtanden aus milden Beyſteuern, und es wurden daraus Nothdürftige in Hinſicht des Unterhaltes, unterſtützt. Man ſehe Marperger, am angeführten Orte, Cap. 1, S. 2.

werden auch alle löblichen Stiftungen, wodurch die Stifter Gottes Ehre befördern, und die Liebe gegen den Nächſten ausüben wollten, allezeit, und ſo auch die Leihbanken in ihrem Werthe verbleiben, und zwar die particulären ſowohl als die univerſalen. Unter jenen verſteht man die bekannten Lombards — Leih- Pfand- und Aſſiſtenzhäuſer, in welchen einem jeden auf Pfand mit einem Geldvorſchuſſe gedient wird; worunter man auch die in großen Handelsſtädten der Kaufmannſchaft zu Nutze aufgerichteten Leihbanken verſtehen kann, worüber im Vorhergehenden im Allgemeinen ſchon etwas gehandelt worden.

Nächſt dieſen erwähnten Montibus pietatis kamen auch in Italien überhaupt, nach den Fußſtapfen des alten Roms, die Wechſelbanken in den mittlern Zeiten häufig in Anſehen, welche wir füglich in verſchiedene Claſſen eintheilen können; als einmahl in ſolche, in welchen bloß eine Münzſorte gegen die andere umgeſezt wird, entweder al pari, oder mit Zugebung eines gewiſſen Agio; dabey dann an etlichen Orten mit einer ſolchen Geldwechſelungs, und Umſezungsbank auch das Wardeinamt verbunden iſt, oder doch billig verbunden ſeyn ſollte, wegen des damit verknüpften öffentlichen Nutzens. Die andere Art der Wechſelbanken können wir diejenige nennen, die von vornehmen Privatperſonen in der Art errichtet werden, damit ihre Capitalien Frucht bringen mögen. Hierzu bieten wieder andere Privatperſonen die Hand, und ſie ſtellen den Eigenthümern des Capitals einen gewiſſen ausbedungenen Theil der Zinſen zu. Das Uebrige behalten ſie für ihre Mühwaltung, zu ihrem Fortkommen.

Da nun ſolche Geldwechsler und Geld- Adminiſtratoren ſolches ihnen anvertraute Geld in ihre Kiſten, und etwa an den Wänden oder Tafelwerk eines Zimmers (dergleichen in Oberdeutſchland noch ziemlich

lich gebräuchlich iſt,) eingemauerte oder befeſtigte Sitzbänke eingeſchloſſen hatten; ſo wurden ſie daher von ſolchen Geldtruhen oder Geldbänken, Banchieri, oder franzöſiſch Banquiers, genannt, welcher Nahme aber heutiges Tages ſo gemißbrauchet wird, daß mancher Tobacks- Pfeifen- Speck- und Käſehändler, wenn ſolcher etwa einem Geldbedürftigen ein Par Thaler vorſchießet, ſich ſogleich Banquier nennen laſſen will; ſo wie auch jeder Jude gern ſolchen Titel hat, der ſeinen ganzen Wechſelladen mit ſich in der Taſche führt. —

Was die eigentliche Etymologie des Wortes Banke (Banco) betrifft, ſo behauptet **Marperger** (*) es komme von der Einſchließung des Geldes in einem befeſtigten gut verwahrten Orte her, weil man viele andere Oerter, wo in verſchloſſenen Schränken etwas vorgenommen wird, Bänke nennet, z. B. Fleiſchbänke, Brodbänke, ja ſogar Gerichtsbänke u. ſ. w. Daß das Wort Bank ſeine Bedeutung von Bann hergenommen haben ſoll, iſt ganz unwahrſcheinlich, ſo wie auch, daß es von Banquet herkomme. Dieſe Unterſuchung will ich übergehen, und mich mit **Marpergers** oben angeführten Behauptung behelfen.

Die öffentlichen, aber dennoch immer nur in der Privatperſonen Händen beſtehenden Banken erhielten immer mehr innere Kraft, weil geiſtliche und weltliche Standesperſonen, indem ſie mit ihren Reichthümern nirgends hinwußten, es für rathſam hielten, dieſen in Credit ſtehenden Financiers ihr Geld hinzugeben, welche es, zumahl wenn ſie der Kaufmannſchaft zugethan waren, rouliren ließen, und ihnen alsdann jährlich nur ein Gewiſſes ſtatt der Zinſen abgeben mußten. Eine andere Aufnahme der Banken war auch dieſe, daß reiche und wohlhabende Leute, denen es ihres geiſtlichen oder weltlichen vornehmen Stan-

(*) Am angeführten Orte, S. 8.

Standes wegen, nicht anſtändig war, ſelbſt Handlung zu treiben, ihre Gelder, wie noch heutiges Tages in Deutſchland und allen angränzenden Ländern geſchieht, andern vertrauten Leuten mit der Bedingung hingaben, daß ſolche damit Handel treiben, ihnen aber hernach am Ende des Jahres, und nach geſchloſſener Bilanz, ein Gewiſſes vom Gewinne abgeben, das übrige aber für die Mühwaltung ihrer Adminiſtration behalten ſollten.

Nun war damahls Italien allein Meiſter von den europäiſchen Commercien, und es hatten auf der einen Seite beſonders Venedig und Genua ihren ſtarken Verkehr mit der Levante, oder dem Oriente, bis in das ſchwarze und rothe Meer, nach Kleinaſien, Perſien, Aegypten und Afrika; auf der andern Seite gingen ſie durch die meiſten abendländiſchen Reiche, da dann diejenigen, welche in ſolcher Handlung begriffen waren, ſtattliche Gelegenheit hatten, ihre eigenen, und anderer ihnen anvertraueten Gelder zu nutzen; ja, mancher mußte ſichs noch für ein Glück rechnen, wenn er ſein müßig liegendes Geld bey einem ſolchen Negotianten und Banquier auf Zinſen unterbringen konnte.

Weil nun dieſe italiäniſchen Banken und die Negotianten große Geſchäfte nach Aſien hin und auch in Europa machten, und daher auch diejenigen, welche etwa Geld an einen ſolchen weit entlegenen Ort, zur Auslöſung gefangener Chriſten, Beſuchung heiliger Länder, Ausrüſtung ihrer Schiffe, Beſoldung der Kriegsvölker, Ankauf der Waaren, oder anderm Gebrauche nöthig hatten, mit gültigen Wechſeln und Aſſignationen verſehen konnten, ſo wurden hernach dieſe reichen und großen Negotianten, Banchieri, genannt.

Da aber alles in der Welt der Veränderung unterworfen iſt, ſo waren es auch die Banchieri ſammt ihrem Credit. Sie hatten theils zu groß gethan, theils ohne Ueberlegung gehandelt, See- und andere Scha-

Schaden ſchuldiger und unſchuldiger Weiſe erlitten, und mußten daher das Weite ſuchen; und dieſes nannte man hernach banquerottiren, gleich als wenn man ſagen wollte, die Wechſelbank ſey zerbrochen.

Dieſem Unweſen zu ſteuern, beſonders, da es ſich ſehr häufte, kam man endlich auf den Vorſchlag, dergleichen Depoſito-Banken, mit öffentlicher Auctorität, und zwar unter der Städte Garantie aufzurichten, und hingegen die von Privatperſonen eigenmächtig errichteten Lombards- und Lehn- und Depoſito-Banken gänzlich zu verbieten, oder ſie unter obrigkeitlicher Aufſicht nur zu geſtatten, wodurch darauf der Grund zu den großen Lehn- Depoſito- und Giro-Banken geleget worden, welche wir jetzt in Deutſchland, und auch andern Ländern ſo vortheilhaft für den Staat und deſſen Bewohner, errichtet ſehen; weil man doch lieber einer öffentlichen Anſtalt, wobey mehr Sicherheit, als bey einer noch mehr der Veränderung unterworfenen Privatperſon iſt, ſein Vermögen anvertrauet.

So viel als möglich wurden dieſe öffentlich beſtellten Banken zum Nutzen der Kaufmannſchaft eingerichtet, und zwar theils ſo, daß die Lombards oder Leihbanken manchem geldbedürftigen Kauf- und Handwerksmann, in der Stille aus der Noth helfen, theils aber auch, damit das Geld dadurch im Lande erhalten, und den Wechſeln nach den Bankordnungen, Lauf und Preis, vorgeſchrieben werden könne.

Da ich jetzt von den italiäniſchen Banken einmahl rede, ſo will ich auch noch dabey bleiben, und von ihnen das vorzüglichſte anführen; daher von Genua zuerſt.

Die Republik mußte öfters, zu Beſtreitung der Staatsausgaben, große Geldſummen von ihren Unterthanen aufborgen, welche dieſe theils gutwillig, theils auch durch Zwang hergegeben. Damit ſie aber

zu

zu freywilligen Darlehnen angefriſcht werden möchten, ſo hat man nicht nur höhere Zinſen, als gewöhnlich gegeben, ſondern auch zur Sicherheit der Capitalien gewiſſe Einkünfte der Republik, als Zölle, Renten, Ländereyen u. ſ. w. verſichert. Aus dieſen Darlehnen iſt nun die ſo berühmte St. Georgenbank, oder Compera di St. Georgio entſtanden. Man ſetzet ihre erſte Einrichtung in das Jahr 1407 (*).

Das Wort Compera kommt von dem italiäniſchen comprare, erkaufen, her: denn diejenigen, welche zu den allgemeinen Staatsausgaben Geld vorſchoſſen, und zu deſſen Verſicherung gemeldete Unterpfänder erhalten, wurden angeſehen, ob ſie ſolche gleichſam an ſich gebracht, oder erkauft hätten. Es wurde dabey unter den Gläubigern die Ordnung gemacht, daß, ſo viel hundert Pfund einer geliehen, ſo viel Plätze ihm auch in der Geſellſchaft überlaſſen wurden, wodurch ſich aber die Anzahl der Comperen ſehr vermehrte, und von den verſchiedenen Gefällen, worauf die Capitalien verſichert waren, allerley Benennung entſtanden, als der Compera des Capitels, St. Peters, St. Paul, des Salzes, des Weines u. ſ. w. Eine jede derſelben hatte einige angeſehene Bürger zu Verwaltern, damit das Creditweſen erhalten, Einnahme und Ausgabe richtig berechnet, Gewinnſt und Verluſt gleich ausgetheilet, und weder dem Gläubiger noch dem Schuldner zu kurz geſchehen möchte.

Weil aber durch dieſe verſchiedenen Comperen, mancherley Unordnung eingeriſſen; ſo hat man in gedachtem 1407ten Jahre alle in eine einzige Geſellſchaft zuſammengezogen, welcher man den Nahmen Compera di St. Georgio, oder der heiligen Georgengeſellſchaft darum beygelegt hat, weil ſich die Mitglieder derſel-

ben

(*) Hiſt. de Geneſ. liv. 6, p. 472.

ben gemeiniglich in der St. Georgenkirche verſammlet hatten.

Durch dieſe Einrichtung iſt in der Republik gleichſam eine beſondere Republik entſtanden, indem die Geſellſchaft ihre eigne Gerichtsbarkeit hat, und nicht dem Stadmagiſtrate, ſondern unmittelbar dem Doge und der Republik unterworfen iſt. Die Macht und das Anſehen dieſer berühmten Geſellſchaft iſt noch bis hieher ziemlich groß geweſen, weil ganze Städte, Aemter und Länder dahin gehörten, und auch die Inſel Corſica gröſtentheils derſelben zuſtändig war.

Weil aber eben dadurch die Verwaltung derſelben ſehr weitläuftig und mühſam geworden, und ſich niemand gern damit beladen wollen: ſo ſind, um die Laſt angenehm zu machen, der Geſellſchaft und ihren Vorſtehern, von der Republik, dem Kaiſer, Papſt und andern Fürſten, große Freiheiten und Vorzüge erlaubt worden, worunter die eigene Gerichtsbarkeit keine der geringſten iſt. Es muß auch ein jeder, der in die Signorie aufgenommen wird, ſchwören, daß er die Geſellſchaft ſchützen und bey ihren Gerechtigkeiten erhalten wolle. Der Magiſtrat, welcher der Compera vorgeſetzt iſt, beſteht aus acht Präſidenten, die man Protettori nennet. Ihr Amt dauert ein Jahr. Alle halbe Jahr tritt die Hälfte ab, und werden ſodann von der ganzen Compera andere aus ihren Mitteln, jedoch nach Unterſchied der angeliehenen Geldſummen, an ihre Stelle gewählet, welches alſo geſchieht: Man erwählet durchs Loos achtzig Perſonen aus der ganzen Gemeine, der Locatori oder Mitglieder der Compera. Alsdenn werden die Nahmen dieſer Erwählten auf Zettel geſchrieben und in eine Büchſe geworfen, aus welcher die vier und zwanzig zuerſt gezogenen ſich in das Wahlzimmer verfügen müſſen, und nicht ehe heraus gehen dürfen, bis ſie aus ihrem Mittel die acht Protettori erkoren haben. Die Weitläuf-

läuftigkeit und die Vermehrung der Geſchäfte bey der Geſellſchaft haben veranlaſſet, daß man dieſen acht Protettori im Jahre 1444 noch einen andern Magiſtrat, ebenfalls von acht Perſonen, zugeordnet hat, welcher von dem Jahre ſeiner Einrichtung il Conſiglio di quaranta quatre, oder der Rath von vier und vierzig genennet wird, und den alten acht Protettori zu Helfern und Mitaufſehern dieneten.

Die St. Georgengeſellſchaft hat nicht allein der Republik, ſondern auch auswärtigen Staaten, große Geldſummen vorgeſchoſſen, und dadurch ein Unterpfand auf anſehnliche Ländereyen und Einkünfte, auch in fremden Staaten erhalten. Doch iſt das Verleihen an Auswärtige ihr und der Republik oft nicht ſonderlich zuträglich geweſen, beſonders da ſie ſich aus Begierde zu hohen Zinſen, und andern anſcheinenden Vortheilen, verleiten laſſen, König Philipp dem Zweiten von Spanien, faſt allen Schatz der Republik, nähmlich bis 12 Millionen darzuſtrecken. Man rechnet dieſes der Geſellſchaft als einen großen politiſchen Fehler zu: denn da die ſämmtlichen Herrſchaften, Einkünfte, Land und Leute, welche der Compera zu ihrer Sicherheit von Spanien verſchrieben worden, unter der Bothmäßigkeit dieſer Krone verblieben; ſo wurde dadurch verurſachet, daß die Republik, wollte ſie anders nicht die Capitalien und Zinſen ihrer Bank in Gefahr ſetzen, ſich jedesmahl nach Spanien richten mußte, nnd faſt nichts ohne deſſen Vorwiſſen und Einwilligung, in Kriegs- und Friedensſachen ſchließen oder handeln durfte, worüber aber die Republik öfters andere Kronen gereizet, und die Neigung zu Spanien büßen müſſen. Dabey war noch eine andere Beſchwerlichkeit, daß nähmlich die Compera von den an Spanien geliehenen Capitalien, öfters die Zinſen lange Jahre miſſen, oder, wenn in Spanien neuer Geldmangel entſtand, die empfangenen wieder heraus-

geben mußte, und, man will, daß ſie nur allein unter König Philipp des Vierten Regierung auf 17 Millionen Goldgulden an Capital und Zinſen verloren haben ſoll. Wie viel endlich ein jeder Gläubiger oder Mitglied der Compera für ſein angeliehenes Capital jährlich an Zinſen zu erheben habe, iſt nicht wohl zu beſtimmen; theils, weil ſolche nicht auf gleichen Fuß geſetzet ſind, ſondern man bey Verleihung der Summen auf die Zeiten geſehen, und nachdem ſie beſchaffen, und das Darlehn nöthig oder nicht nothwendig geweſen, die Zinſen darnach beſtimmet, und ſieben, acht, neun bis zehn fürs hundert gegeben hat; theils aber auch die Einnahme der Compera, wegen ſteigender und fallender Einkünfte, zu Krieges- oder Friedenszeiten, und aus andern Urſachen, nicht immer einerley iſt, ſondern nach den Fällen abwechſelt (*).

Die Bank in Venedig, iſt eine von den berühmteſten in Europa, ſo wie dieſe Republik ſelbſt vor etlichen hundert Jahren, und ehe die Spanier und Holländer die Fahrt nach Oſt- und Weſtindien erfanden, die größeſte und reichſte Handelsſtadt in Europa geweſen, auch noch jetzt beträchtliche Handelsgeſchäfte, beſonders nach der Levante, treibet, alſo daß ſie mit aſiatiſchen und auch italiäniſchen Waaren wohl verſehen, und folglich mit einer unzählbaren Menge einheimiſcher und fremder Kaufleute angefüllt iſt, welches, wie leicht zu erachten, auch eine große Wechſelhandlung geben muß, zu deren Beförderung eine kaufmänniſche Giro-Bank höchſt nothwendig iſt. Dieſe Giro-Bank iſt unter andern auch mit ſtattlichen Privilegien, Statuten und Ordnungen, verſehen, und wird, wie auch bey andern Banken gebräuchlich, etliche Mahl im Jahre geſchloſſen, und wieder eröffnet. Die

(*) Häberleins Nachricht von Genua. *Bizarus* de ſtatu et adminiſt. Reipubl. Genuenſ.

Die Bücher dieſer Bank werden nach Lire gehalten, jedes Lira oder Pfund gilt 10 Ducati di Banco (*), welche 62 Lirazze oder kleine Lire haben; hingegen in der Stadt und unter den Kaufleuten hält man Rechnung und Buch in Ducati und Denari, (Groſſeti) aber auch in Pfunden und Soldi.

Es wird dieſe Bank des Jahres vier Mahl geſchloſſen, nähmlich das erſte Mahl den 24ſten März, oder wenn dieſer in die Oſterwoche fällt, 8 Tage vor Oſtern; das andere Mahl, den 22ſten Junius; das dritte Mahl den 20ſten September, und das vierte Mahl, den 20ſten December. Ueber dies geht die Bank zu, acht Tage vor der Aſchermittwoche, und bleibet geſperrt bis Montags nach Aſchermittwoche; auch wird ſie alle Freytage zu Ziehung der Bilanz, durch das ganze Jahr geſchloſſen, es ſey denn, daß in derſelben Woche ein Feyertag, oder eine außerordentliche Bankſperre geweſen, wofür ſie alsdann am Freytage offen iſt; aber dennoch ſind die vier erſten Freytage im März davon ausgenommen, an welchen ſie ſtets geſchloſſen iſt.

Die erſte Oeffnung dieſer Bank geſchieht am Montag nach heil. drey König, die andere am Montag nach Oſtern, oder, wenn auf dieſen ein Feyertag einfällt, 8 Tage nachher; die dritte am Montag nach St. Marina (**); die vierte den letzten Montag im October; wenn aber dieſer ein Feyertag, oder der letzte October ſelbſt wäre, ſo geſchiehet dieſe Oeffnung 8 Tage vorher. In dieſem Stücke iſt es gut für diejenigen, welche ſtark nach Venedig handeln, oder wech-

 ſeln,

(*) Ein Duc. di Banco iſt nur eine fingirte Münze; er hat in Banco. $6\frac{1}{5}$ Liri, oder 20 Schilling italiäniſch, oder 24 Denari.

(**) Es ſind der heil. Marinen 9 an der Zahl bekannt. Man ſehe das Heiligenlexicon, Col. 1399. fgg.

ſeln, wenn ſie ſich den venetianiſchen Banco-Kalender jährlich anſchaffen, um in Hinſicht der Feyertage ſich mit ihren Wechſeln darnach richten zu können.

Wenn ein acceptirter Wechſelbrief verfallen iſt, ſo hat man, wenn die Bank offen iſt, noch 6 Tage als Reſpecttage, in welchen niemand zur Zahlung angehalten, oder proteſtiret werden kann. Der Uſo, oder die Zeit, nach welcher die Venetianiſchen oder andere nach Venedig geſandten Wechſelbriefe müſſen bezahlet, oder wegen ermangelnder Acceptation proteſtiret werden, iſt, als folget:

Amſterdam, Antwerpen, Hamburg, 2 Monathe a dato des Briefes.

Neapolis, Barri, Palermo, Meſſina, Genua, Augsburg, Frankfurth, Nürnberg, Wien, St. Gallen, 15 Tage nach der Acceptation.

Rom, und alle Oerter im Kirchenſtaate, Ankona, und ſelbige ganze Markgrafſchaft, 10 Tage nach der Acceptation.

Ferrara, Bologna, Florenza, Lucca, Livorno, und alle toscaniſche Oerter, 5 Tage nach der Acceptation.

Mantua, Modena, Bergamo, Mayland, und alle lombardiſche Städte, 20 Tage a dato des Briefes.

London, 3 Monath nach dem Dato des Briefes.

Ob aber bey der jetzigen großen Veränderung in Italien auch nicht große Veränderungen mit dem Bankweſen vorgehen dürften, iſt noch zu erwarten, und dieſerhalb wage ich es auch nicht, von den übrigen Banken in Italien weiter etwas zu ſagen, als nach **Marpergern** (am angeführten Orte, S. 212, fgg.) hinzuweiſen, wo er weitläuftig davon handelt.

In Holland iſt weiter keine Bank, als eine zu Amſterdam, und noch eine zu Rotterdam. Beyde ha-

haben, eine ſo gut als die andere, die Bank zu Venedig zu ihrem Muſter, und werden nach eben der gleichen Art, und mit eben derſelben Sicherheit, verwaltet. Es giebt Leihhäuſer, die man ebenfalls Bänke nennet, wiewohl ſie in der That nur Lehnsbänke ſind. Die beyden Bänke zu Amſterdam und Rotterdam ertheilen ihren Schein auf eine in Verwahrung gegebene wirkliche Summe bares Geld, nach dem pro rata des Betrages ihrer anvertrauten Gelder, und ihre Scheine laufen in der Handlung dieſer zween Haupthandlungs-Plätze von Holland, mit mehrerer Glaubwürdigkeit, als bares Geld, herum. Die Leihhäuſer leihen Geld auf Zinſen, für Pfänder, die man ihnen zur Sicherheit bringt. Ohngeachtet dieſe zwo Gattungen von Bänken zur Wohlfahrt der Handlung eben nicht nothwendig ſind, ſo ſtehen ſie doch mit derſelben ſo in Verbindung, daß ſie es wohl verdienen, ihrentwegen einige Anmerkungen zu machen.

„In Staaten, wo Oekonomie-Handlung getrieben „wird." ſpricht der Herr von Montesquieu, „hat „man zum Glück Bänke geſtiftet, die durch ihren Credit neue Geldzeichen gemacht haben." Hier haben die Bänke wirklich neue Zeichen des Werthes gemacht; aber zum Glück ſtellen dieſe Zeichen nicht einen Credit vor, der bloß in der Einbildung beſteht, wie die Bänke von England. Die Zeichen bedeuten wirklich bares und immerdar vorhandenes Geld, welches die Handlung gar zu ſehr überhäufen würde, indem in derſelben noch einmahl ſo viel herum gehen würde, wofern die Bank dieſes wirklich vorhandene Geld herum laufen ließe. Der Verfaſſer der recherches et conſiderations ſur les Finances de France, hat dreyerley Gattungen von Bänken in der Ausführung von einander unterſchieden. Wenn das Geld, ſpricht er, für die ausgegebenen Bankſcheine alle eit in

in der Bank wirklich vorhanden iſt, ſo beleben und unterhalten ihre Scheine den Umlauf, ohne die Menge der Papiere, ſtatt Geldes, der den Preis der Waaren zum Leben zu erhöhen, weil ſie bloß nur eine Vorſtellung, und nicht eine Vermehrung des Geldes ſind. Dieſes iſt, was der Verfaſſer eine eingeſchränkte Bank (reſtrainte) nennet, und noch beyfüget, eine dergleichen Bank ſey nirgends vorhanden.

Indeſſen iſt dieſes gleichwohl die richtige Beſchreibung der Bank in Amſterdam, wenn man davon den Umlauf ihrer Scheine abſondert, weil ſie niemahls einen einzigen Schein, noch auch ſonſt eine Gattung von Bekenntniß für das in Verwahrung genommene Geld ausgegeben hat, außer nur etwa einen Empfangſchein über die ihr anvertrauten Gelder in Silber, bloß nur auf ſechs Monathe, und dennoch geht der ganze Werth von demjenigen herum, was ſie in Verwahrung bekommen hat. Aber dieſer Werth geht lediglich herum im Vertrauen auf ihre Bücher und Rechnungen, und auf die Anweiſungen aller Scheine, welche durch die Eigenthümer des in Verwahrung gegebenen Geldes auf ſie ausgeſtellt werden. Man kann dieſer Bank wegen ihrer Sicherheit und Zuverläſſigkeit nicht genug Lobſprüche geben. Aber es wäre gleichwohl ein ſehr großer Irrthum, wenn man ſie als eine von den Grundfeſten der Wohlfahrt der Handlung, ſowohl zu Amſterdam als Rotterdam, aber auch überhaupt als eine Stiftung anſehen wollte, die mit der Wohlfahrt des Staates in Verbindung ſtände. Die Vortheile dieſer Bank erſtrecken ſich nicht weiter, als daß ſie den Handlungsgeſchäften ein wenig mehr Lebhaftigkeit geben, indem ſie die Hin- und Wiederführung des Geldes erſparet, und beynahe ſtatt einer allgemeinen Caſſe für die Handlung dienet; denn ganz und gar iſt ſie daſſelbe freylich nicht, immaßen kein Kaufmann einen Caſſierer entbehren kann. Nächſt die-

dieſem giebt ſie auch keinem weiter Credit, als das ihr anvertraute Geld reicht, welches nichts anders, als aus barem Golde oder Silber beſteht, und ſie verleihet kein Geld auf Pfänder mit einem gewiſſen Abzuge.

Die Beyhülfe einer Abzugscaſſe, eine ſo nöthige Sache, um dem Umlaufe des Geldes diejenige Lebhaftigkeit zu geben, die in der Handlung unentbehrlich iſt, haben die Oberhäupter der Handlung bey allen handlungtreibenden Nationen gar aus der Acht gelaſſen. In Holland haben geſchickte Kaufleute dasjenige gethan, was die Geſetzgeber hätten thun ſollen. Daſelbſt hält eine große Anzahl von Kaufleuten, die man Discompteurs nennet, Abzugscaſſen. Eben dieſes thun auch alle ſogenannten Caſſiere, welche eine Gattung von öffentlichen Perſonen ſind, deren jedweder für verſchiedene Kaufleute eine Caſſe hält. Uebrigens iſt kein guter Kaufmann, der nicht bey ſeinem Caſſierer allemahl im Fall der Noth eine geſchwinde und zuverläſſige Hülfe finden ſollte, wenn er auch nicht gleich zu derſelbigen Zeit in ſeiner eigenen Caſſe Geld hat (*).

Es iſt für die Handlung in Holland ein Glück, daß die Bank ihr anvertrautes Geld nicht ausleihet, und auf keine Pfänder Geld gegen einen Abzug weggiebt, und ihre Gelder nicht auf Zinſen herumgehen läßt. Wofern die ihr übergebenen Gelder, es möchte nun ſeyn, auf welche Weiſe es wollte, wieder auf den Platz kämen, ſo würde die Bank ihrem Credit Eintrag thun, und anſtatt des eingeſchränkten Vortheils, den ſie verſchafft, indem ſie die Handlungsgeſchäfte noch mehr erleichtert, und folglich noch mehr belebet, ſo würde ſie ein unbeſchreibliches Unheil ſtiften, indem

(*) Die Vortheile der Völker durch die Handlung, 1ſter B. S. 484.

ſie die Zeichen des Werthes verdoppelte. Dadurch, daß ſie den Werth des Geldes geringer machte, würde ſie Anlaß geben, daß alle Gattungen von Arbeitslohn, und alle zur Nothdurft des Lebens erforderlichen Dinge, einen übermäßig großen Preis erhielten; und ſie würde nothwendiger Weiſe die allervortheilhafteſten Handlungsgattungen des Staates, ſonderlich diejenigen, die auf keine andere Weiſe, als durch eine mühſame Arbeit, unterhalten werden, als: den Schiffbau, die Frachthandlung, und den Wallfiſch- und Häringsfang, zu ihrem Untergange befördern.

Die Beſtimmung des Gehaltes und Gewichtes des Geldes in der Bank, welche man immer gern, als eine ſehr heilſame Sache für die Handlung hat ausgeben wollen, kann, wenn ſie anders ein Vortheil iſt, doch für einen nur ganz mäßigen Vortheil angeſehen werden. Denn die Handlung macht für ſich ſelbſt die Beſtimmung aller in der handelnden Welt bekannten Münzſorten, und bindet ſich dabey nicht im geringſten an irgend ein anderes Geſetz, als an den Markpreis, und dieſem unterwirft ſich ſogar das Geſetz der Bank. Gold und Silber gehören im Handel und Wandel beſtändig unter die Kaufmannswaaren, nach Beſchaffenheit ihres Werthes gegen einander, und ihres Ueberfluſſes. In wiefern die Bergwerke in Europa ſowohl, als in der neuen Welt, eine größere Menge von dieſen Metallen zur Handlung bringen, in ſo fern fällt ihr Werth, und nach dieſem Verhältniſſe wird auch das Bankgeld geringer. In dieſem Stücke hat es die Bank von London den Bänken von Venedig und Holland nicht nachgethan. Ihre Auszahlungen geſchehen nach dem in der Handlung herumgehenden Gelde, ihre Scheine und Bücher ſind ebenfalls darin ausgeſtellt und darnach eingerichtet. Dieſes iſt dem Anſehen nach ungekünſtelter, natürlicher und auch nützlicher.

Das

Das, was die Bank gewinnt, beſteht bloß in dem was für das eingelegte Geld als eine Abgabe entrichtet, und was für die Ab- und Gutſchreibung der Geldpoſten, und für die Buchhalterey gegeben wird. Es iſt dieſes zwar jedesmahl ein weniges, doch im Ganzen trägt es viel aus, weil dergleichen Verrichtungen ſehr oft geſchehen. Aber dieſes kann nicht als ein Zweig der öffentlichen Einkünfte von einiger Wichtigkeit, aber als etwas, das dem Credit der Nation vortheilhaft wäre, angeſehen werden (*).

Der Unterſchied zwiſchen dem Bankgelde und zwiſchen demjenigen, das im Handel und Wandel herum geht, hat in der Bank ſeinen wirklichen Grund. Dieſer Unterſchied gründet ſich darauf, daß die Bank ſich auf Geldmünzen, die ſie annimmt, nicht anders einläßt, als mit einem Verluſte von Fünf für Hundert unter dem Werthe, den ſie im gemeinen Leben haben. Den Ducaten, der 3 Gulden 3 Stüb. gilt, nimmt ſie nicht höher als 3 Fl., und die Ducaten, die in der Handlung 5 Fl. 5 St. gelten, nur um 4 Fl. 19 St. 8 Pf. an, und ſo gehet es durchgängig mit allen Gold- und Silbermünzen. Denn ſie nimmt gar kein Gold und Silber in Barren und Stangen an. Folglich hat die Bank in ihren Geldern an barem Geldeswerthe ohngefähr fünf vom Hundert mehr, als ſie dem Eigenthümer gut ſchreibet. Es iſt ganz natürlich, daß dieſer Ueberſchuß von dem, was die Bank creditirt, und der in ihren Geldern wirklich vorhanden iſt, eine verhältnißmäßige Erhöhung im Werthe über das im Handel und Wandel herumgehende Geld giebt. Eben dieſes iſt der Grund von dem Unterſchiede, der ohngefähr fünf vom Hundert beträgt, zwiſchen dem Bankgelde, und zwiſchen dem Gelde im Han-

(*) Siehe die Vortheile der Völker durch die Handlung, 1ſter Band, S. 480.

Handel und Wandel; und dieſer Unterſchied heißt Bank-Agio, oder ſchlechtweg Agio.

Die Leihhäuſer, oder Lehnsbänke, die beynahe in allen Städten des Staats geſtiftet ſind, haben kein ſo großes Anſehen; aber, wenn ihre Verwaltung ſonſt nur genau ihrer Stiftung gemäß eingerichtet wäre, ſo würden ſie dem menſchlichen Geſchlechte weit mehr Ehre bringen, ihm überhaupt vortheilhafter ſeyn, die Künſte, den Fleiß und folglich auch die Handlung weit mehr befördern, als dieſe weitberühmte Bank thun kann, deren ganzer Vortheil darin beſtehet, daß ſie eine unermeßliche Summe Geldes, das bey ihr in Verwahrung gegeben iſt, ſicher aufhebt, und die Handlungsgeſchäfte leichter macht, indem ſie dieſes Geld in bloßen Papieren unter den Leuten herum gehen läßt. Man darf nicht eben lange nachſinnen, um jenen Leihbanken den Vorzug zu geben, deren Hauptendzweck iſt, die Künſte, den Fleiß, und die Bevölkerung ſelbſt zu befördern.

Dieſe Gattung von Bank, welche Geld auf Pfänder gegen Zinſen ausleihet, iſt eine ſtets vorhandene Quelle in dringender Noth, welche die ſchleunigſte Hülfe erfordert. Ohne dieſe Hülfe würden unzählige Menſchen von allen Ständen, ganze Familien, die ſchrecklichſte Dürftigkeit empfinden, ihres Standes verluſtigt werden, und auch gar oft andere unglücklich machen. Dieſe Bank iſt, unter einer weiſen Aufſicht, ein Schutz für Unglückliche, die, um ſich zu erhalten, ja ſogar zuweilen in den Künſten, oder der Handlung es weit zu bringen, weiter nichts, als eine Unterſtützung nöthig haben. Man hat angemerkt, daß in Ländern, wo dergleichen Bank geſtiftet iſt, und abſonderlich in Holland mehr, als anderwärts, eine unzählige Menge von Arbeitern, Handlungsverwandten, und ſo gar großen Kaufleuten, ſich alle Jahre auf keine andere Weiſe, als durch den allemahl leichten, und

immerfort vorhandenen Beyſtand dieſer Bank erhalten, und Anſtalten vorkehren, daß ſie nicht wider ihren Willen ihren Gläubigern die Zahlung vorenthalten, oder ihren guten Nahmen verlieren dürfen. Dieſer ſchätzbare Nutzen iſt es, der zu einem von den Grundgeſetzen dieſer Bank Anlaß gegeben hat, nach welchem ſie alle Stunden des Tages, und alle Tage des Jahres ohne Ausnahme offen ſtehen muß. Er hat auch noch ein anderes Geſetz veranlaſſet, daß nähmlich die Bank den Nahmen desjenigen, der das Geld borgt, nicht weiß, und weiter keinen Eigenthümer des Pfandes kennt, als bloß den, der den Schein, den ſie ausgegeben hat, in Empfang nimmt. Es verlangt ſogar, daß ſie ein Geheimniß, das man ihr nicht einmahl anvertraut hat, mit aller Sorgfalt bey ſich behalten muß. Eine ſehr lange Erfahrung hat dieſen Nutzen in einer ſo großen Menge von Handelsſtädten, und bey ſo vielen Nationen, die in Sitten und Glauben unterſchieden ſind, ſo beſtätiget, daß es gar nicht möglich iſt, auch nur das mindeſte dawider einzuwenden. Will man ja dieſer Stiftung einen Vorwurf machen, ſo kann man nichts, als die Mißbräuche für ſtrafbar erklären, die ſich in der Verwaltung derſelben eingeſchlichen haben. Und freylich ſind faſt überall die Mißbräuche ſehr groß, ausgenommen in einigen Städten Italiens, welches andern Nationen das Muſter zu dieſer, aus Liebe gegen das menſchliche Geſchlecht, und zur Beförderung des gemeinen Beſtens, angeordneten Stiftung gegeben hat. Doch, die in dieſer Verwaltung eingeriſſenen Mißbräuche, ſind kein ſeltſamer Grund, warum man eine ſolche Stiftung verwerfen dürfte. Man muß ſie erhalten; die Mißbräuche hingegen verwerfen und unterdrücken.

Wenn durch die Länge der Zeit die Menſchen einander im Umgange verderben und verkehren; wenn ſie ſich durch eine unendliche Menge von Vorurtheilen,

einer unerſchöpflichen Quelle der Laſter, Irrthümer und Mißbräuche, hinreißen laſſen, ſo iſt es ganz natürlich, daß ihre beſten Anordnungen die Folgen davon empfinden, nud daß ſich Mißbräuche in ihrer Verwaltung einfinden. Es iſt die Pflicht einſichtsvoller, und durch die Liebe zur allgemeinen Wohlfahrt beſeelter Männer, daß ſie durch eine rührende Abſchilderung der allgemeinen Wohlfahrt, und durch Anſtalten, welche die Menſchlichkeit von den Oberhäuptern des Volkes erfordert, um eine weiſe Verbeſſerung anſuchen, und ſich darauf berufen. Wider eine Stiftung, die zur Erleichterung, zur Unterſtützung, und zum Beyſtande der Unglücklichen angeordnet iſt, darf man ſich nicht unter dem Vorwande einer Sittenlehre, worüber man nicht ſattſam nachgedacht hat, und deren Strenge nur ſchwache, und nicht mit genugſamer Einſicht begabte Köpfe verführt, empören wollen. Man muß ſich vielmehr beſtreben, der Verwaltung einer für die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechtes ſo nützlichen und nothwendigen Stiftung wiederum zur vorigen Reinigkeit, Uneigennützigkeit, und dem einzigen Gegenſtande der Anordnung beförderlich zu ſeyn.

Faſt überall, wo dergleichen Bank geſtiftet iſt, betrachtet man ſie nicht mehr, als einen öffentlichen Beyſtand, als eine Caſſe, die bloß zum Nutzen ſolcher Leute offen ſteht, welche das Unglück dahin bringt, daß ſie dergleichen nöthig haben; welches man für die erſten Urſachen der Mißbräuche, die ſich in die Verwaltung derſelben eingeſchlichen haben, anſehen kann. Dieſen einzigen Gegenſtand ihrer Anordnung hat man aus den Augen geſetzt, und ſie als ein öffentliches Grundſtück betrachtet, deſſen Nutzbarkeit man zu vergrößern geſucht hat. Aus einem ſeiner Stiftung nach glücklichen Beyſtande, hat man an vielen Orten einen unglücklichen, und zum Untergange beförderlichen

chen Beyſtand gemacht. Es ſollte daraus keineswe-ges eine Quelle der Einkünfte des Staats werden. Die Unkoſten, welche dieſe Hülfe dem Staate koſtet, ſollten ſich niemahls weiter erſtrecken, als auf das, was die Unterhaltung der Bank erfordert. Um dieſe Unkoſten zu finden, müßte man freylich Geldzinſen ſetzen, welche höher, als die landüblichen Zinſen wären. Allein, müſſen denn dieſe für das Darlehn einer jeden Summe unter 1000 Fl. $15\frac{1}{4}$ vom Hundert betragen, die Unkoſten für den Schein, und das Pfand an ſeinen gehörigen Ort zu bringen ungerechnet? Müſſen ſie für ein Darlehn von 1000 Fl. und darüber, ohne eben die jetzt erwähnten Unkoſten, auf ſechs vom Hundert gerechnet werden, und dieſes alles bey einer Nation, wo das Geld für $2\frac{1}{2}$ bis 3 vom Hundert zu haben iſt? Dieſe Zinſen, beſonders ſolche, die von kleinen Summen genommen werden, ſind um deſto verderblicher und ſchädlicher, da dieſe Laſt den allerärmſten Geldborgern auferleget wird, die kein Pfand, das mehr als 1000 Fl. beträgt, zu geben haben, und ſich alſo nicht die leidlichen Geldzinſen von ſechſen vom Hundert, verſchaffen können. Solche übermäßige Geldzinſen ſind der Abſicht ihrer Stiftung gänzlich zuwider, welche darin beſtand, daß man Leuten, die ihre Zuflucht dazu nehmen, eine nützliche, keineswegs aber betrübte Hülfe leiſtete, weil ſie ihren Untergang befördert und beſchleuniget. Um die Ausſchweifung eines ſolchen Mißbrauchs zu rechtfertigen, darf man ſich keineswegs darauf berufen, daß man zu der Verwaltung viele Leute unterhalten muß, wozu große Ausgaben erfordert werden. Denn die Leihhäuſer in Italien haben ſich beſtändig erhalten, und ſind niemahls von dem urſprünglichen Geſetze, das die Menſchlichkeit ihnen vorgeſchrieben hat, abgewichen, nach welchem auf kleine Pfänder nur ganz kleine Zinſen gelegt werden. Solchergeſtalt verſchaf-

ſet dieſes Geſetz den allerärmſten Geldborgern Schutz, indem es ihnen dieſen Beyſtand vortheilhafter macht, und es legt die ſtärkſten Zinſen bloß auf die reichſten Pfänder.

Auch dieſes iſt ein entſetzlicher Mißbrauch, den man bey dem Verkaufe der Pfänder hat einführen laſſen, daß man von dem Kaufgelde eines jeden Pfandes inſonderheit neun vom Hundert zahlen läßt. Eben ſo groß iſt auch dieſer Mißbrauch, daß man die Pfänder unter dem Preiſe, nach welchem ſie gewürdiget worden, verkaufen läſſet, anſtatt daß ſie an den Meiſtbietenden verkauft werden ſollten, und daß Bevollmächtigte, und Leute, welche ſie würdigen, ſich dabey die Pfänder, ſonderlich was Juwelen ſind, gerichtlich zutheilen laſſen. Das Vermögen, das ein Juwelenhändler, der die Pfänder gewürdiget hat, auf ſolche Weiſe erwirbt, muß nothwendig den Leuten eine empfindliche Kränkung ſeyn. Auf einer Seite ſetzt dieſer Mißbrauch der Lehnsbanke ſehr enge Schranken, weil man darin nicht anders Pfänder annimmt, als nach einer Würdigung des vierten oder fünften Theils weniger, als ſie werth ſind; auf der andern Seite wird endlich der ganze Werth dieſer Pfänder durch Unkoſten, und durch einen übel veranſtalteten Kauf völlig verſchlungen.

Immittelſt beklagt man ſich immer noch in manchen Städten, daß bey dieſer Bank gar oft verloren wird. Dieſes möchte mit gutem Recht widerſinnig ſcheinen, wenn man zu dem Gebrauche der übermäßigen Geldzinſen, auch den Gebrauch hinzuthut, nach welchem ſich die dazu beſtellten Perſonen durchgängig, und mit aller Strenge richten, daß ſie nähmlich auf die Pfänder nicht mehr als den vierten, oder aufs höchſte den dritten Theil deſſen, was ſie werth ſind, borgen. Indeſſen hat es damit ſeine völlige Richtigkeit, und die Urſache dieſer Klage läſſet ſich nur gar

zu

zu leicht erklären. Ohne an die Mißbräuche des Verkaufs unter dem Preiſe, der Würdigung, und der Ueberlaſſung an die Bevollmächtigten und diejenigen, die die Pfänder würdigen, zu gedenken, bietet man auch noch wenig, oder gar keine ſolche Pfänder zum Verkauf aus, die aus verſchiedenen Stücken Zeuge, aus Wäſche, oder andern Kleidungsſtücken in Packeten oder Ballen beſtehen, woraus nicht die Bevollmächtigten, oft nur einen kleinen Augenblick zuvor, ehe ſie zum Verkauf ausgeſtellet werden, das ſchönſte und beſte herausgenommen haben. Aus dieſem Grunde iſt es hernach kein Wunder, wenn aus dem Verkaufe nicht nur ein großer Theil weniger, als die Pfänder werth geweſen ſind, ſondern auch nicht einmahl ſo viel, als die Bank darauf geborget hat, heraus kommt.

Dergleichen Mißbräuche haben freylich vieles beygetragen, daß der Vorſchlag zu einer ſo nützlichen und ſogar auch nöthigen Stiftung bey verſchiedenen Nationen, die ſie bis jetzt nicht haben annehmen wollen, gänzlich verworfen worden iſt. Man hat Urſache gehabt, ſolche Mißbräuche zu beſorgen; doch vielleicht iſt kein Grund, dabey ſtehen zu bleiben, vorhanden geweſen. Es würde eine leichte Sache ſeyn, ihnen abzuhelfen, und noch viel leichter wäre es, ihnen bey einer weiſen und einſichtsvollen Nation, die ihrer Handlung gegenwärtig durch dergleichen nützliche und nöthige Hülfe zu ſtatten kommen wollte, zuvorzukommen. Man dürfte nur die Verwaltung einer ſolchen Stiftung der Aufſicht geſchickter Kaufleute anvertrauen, und anſtatt ſie als eine einträgliche Geldwechſeley zu betrachten, wodurch die Einkünfte vermehret werden, die Geldzinſen und Ausgaben, welche die Geldborger tragen müſſen, bloß auf dasjenige einſchränken, was zu ihrer Unterhaltung nur zur höchſten Noth erfordert wird.

Die Pfänder, die in dieſe Bank gegeben werden, könnte man auch als das Wetterglas der guten oder ſchlechten Umſtände der Einwohner in den Städten, wo ſie geſtiftet wird, anſehen. Wenn man an manchen Orten Achtung gäbe, wie groß die Menge der immerfort dahin gebrachten Pfändet iſt, und wie ſie beſchaffen ſind: So würde man einen ſichern Beweis haben, daß die Mittel des Unterhaltes ſich ſehr eingeſchränket haben, daß das gemeine Volk nicht genug Gelegenheit habe, nicht nur dasjenige, was zu ſeiner Bequemlichkeit erfordert wird, ſondern auch das, was es zu dem allernöthigſten Unterhalte des Lebens brauchet, durch ſeine Arbeit zu verdienen, daß es gar nicht anders kommen könne, als daß die Anzahl der armen Leute immer größer wird, daß daher eine Entvölkerung ganz untrüglich erfolgen müſſe; und dieſe Bemerkung würde die Obrigkeiten veranlaſſen, auf Mittel zu denken, wodurch ſie ihren Unterthanen etwas zu thun verſchaffen, oder ihnen ihre Arbeit einträglicher machen könnten (*).

Eine ältere und weitläuftigere Abhandlung von der Bank zu Amſterdam, findet man im Marperger, am angeführten Orte, S. 119, fgg.

Die Bank zu Wien iſt im Jahre 1703 den 15ten Junius errichtet worden, und es lautet das darüber ertheilte kaiſerliche Diplom folgendergeſtalt:

Wir Leopold, von Gottes Gnaden, erwählter Römiſcher Kaiſer ꝛc. ꝛc. Entbieten und thun kund und zu wiſſen hiermit männiglich, was Stande, Würden und Profeſſion jeder ſeyn möge, inſonderheit allen ſowohl in- als ausländiſchen Handelsleuten, Wechslern und Negotianten, was Geſtalt Wir in gnädigſter Bedenkung deren täglich mehr und mehr wegen Beſtreitung

(*) S. Handlung von Holland ꝛc. S. 310 — 322.

tung ſo großer Kriegs-Erforderniſſen, und Unterhaltung zweyer außer Land ſtehenden Haupt-Armaden zu nehmender Extraction deren baaren Geldmitteln: auch das eine Zeithero zu Boden liegenden Commercii und anderer concomitirender Bewegnüſſen auff den Uns beſchehenen gehorſamſten Miniſterial-Vortrag zu förderſamer Steuerung deren daraus erwachſenden landesverderblichen Folgen, ungeſäumt einen ſo genannten an unterſchiedenen andern vornehmen Haupt- und Reichsſtädten, nähmlich zu Venedig, Hamburg, Amſterdam, Nürnberg, und andern, mit großem Vortheil und Nutzen des gemeinen Weſens, heilſam practicirenden Banco del Giro, unter der Ober-Inſpection und Auctoritaet primario des Hochgebohrnen Unſers Oheimb, Fürſten, Geheimbden Raths, Cämmerern, und lieben Getreuen, Johann Adam Andreä, Regierer des Hauſes Lichtenſtein und Nicolspurg, Herzog in Schleſien zu Troppau und Jägerndorff, Rittern des goldenen Vlieſſes, und ſecundario des Hoch- und Wohlgebornen, Unſern Geheimbden Raths-Cämmerern, Landmarſchallen, und General-Land-Obriſtens in Oeſtreich unter der Ens, auch lieben und getreuen Otto Ehrenreich, Grafen von Abenſperg und Traun, auf Wildberg, Grüb und Weidling, Rittern des goldenen Vlieſſes, auch Director eines beſondern Collegii allhier in Unſerer Haupt- und Reſidenz-Stadt Wien, auf Unſere eigene Unkoſten und in folgender Form und Weiſe einzuführen, zu eröffnen, und zu ſtabiliren, allergnädigſt reſolviret haben.

Erſtens wollen Wir Uns aus landesfürſtlicher Hoheit, Macht und Gewalt für Uns, Unſere Erben und Nachkommen, Kraft dieſes Diplomatis, welches als ein Fundamental-Geſetz in vim ſanctionis pragmaticae und reſpective pacti reciproci, unwiderruflich gehalten werden ſoll, in beſtändigſter Form Rechtens verbindlich hiermit erkläret haben, pro Fundatione oder Dote obberührten eingeführten Banco, ſo lang als ſolcher offen bleiben und continuiren wird, aus dem jährlichen Contributions-Fundo Unſerer geſambten Erbländer, und zwar in ſpecie des Königreichs Hungarn 1500000 Fl. deren Böhmiſchen Königreich und incorporirten

Landen 2000000 Fl. und deren Oeſtreichſchen Landen 500000 Fl. zuſammen Vier Millionen Rheiniſch zu exſcindiren, und jährlich nach Ordnung durch die General-Repartition einzulegen; Allermaſſen hierüber die Nothdurft, ſowohl Unſern geſampten treugehorſamſten Königreich und Erblanden, als Unſerm General-Kriegs-Commiſſariat, und General-Kriegs-Zahl-Amt, zu deren beſtändigen, unveränderlichen, darob Halt- und Beobachtung intimiret wird: dergeſtalt, daß die Länder von nun an hinführo allemahl dieſe pro fundo gemeldter Einlag exſcindirte, repartirte, und dahin gewidmete Summen in Kraft einer Garantia acceptiren, und bevor dieſe cum Prioritate eingelegte Dotal-Summen ordentlich und vollſtändig abgeführet, und würklich bezahlet ſeyn, keine andere Zahlung, wie es Nahmen haben mag, abführen und bezahlen, auch dawider keine Befehl, Verordnung, Alienation oder Repartition von Uns ſelbſt, oder Unſern nachgeſetzten Stellen, von welcher es immer expediret würde, anzunehmen und zu befolgen ſchuldig; Auch weilen für gegenwärtiges Jahr dieſer Fundus durch die verfaßte und denen Ländern vor einer Zeit intimirte General-Repartition allbereit erſchöpffet iſt, zu mehrer Beförderung dieſes Banco beſonders 2 Milionen deren allererſten baaren Extraordinarien Mitteln gleichmäßig zur erſten Einlag überlaßen und eingeräumet ſeyn ſollen.

Zweytens, daß Wir quoad Uſum et Praxin dieſer Banco del Giro durch hierin erfahrne Wechsler und Negotianten eine beſondere förmliche Banco-Ordnung verfaſſen laſſen und ſolche durchgehends in allen Puncten zu obſerviren, und ſteif und feſt zu halten: Einfolglich und förderſt, daß ein jeder ſowohl in- als ausländiſcher Wechsler, Handelsmann, Traſſicant, oder nach deren Art negocirende Parthey, die allhier Zahlungen haben, die obgedachte Aſſignationes auf mehr berühmten Banco ſowohl von Uns, als denen dahin aſſignirten Credits-Partheyen, unweigerlich acceptiren, und dahero kein Creditor dergleichen richtige Zahlungs-Anweiſungen auf dem

dem Banco zu recuſiren, und andere Facultates oder Effecten des Debitoris oder deſſen Perſon inn-oder außer Landes zu executiren befugt; mithin auch kein Notarius Publicus bey Niederlegung ſeiner Notariats Facultaet und der Refuſion ejus quod intereſt einigen Proteſt gegen die aſſignirende Banco-Zahlung, im Fall eine von obbenannten Partheyen es anzunehmen difficultiren wollte, zu unternehmen, oder zu extradiren berechtiget ſeyn ſolle, Kraft dieſes Diplomatis und Legis pragmaticae hiermit ſanciret und ſtatuiret: Dann.

Drittens Wir für Uns, Unſere Erben und Nachkommen, männiglich, der ein Theil an dieſer Banco haben wird, daß weder Wir ſelbſt, noch durch jemands andern, weder in totum, noch im partem, weder in Ländern, noch der Banco Caſſa ichtwas mit dieſem eingelegten Fundo, deren Vier Millionen, oder weiter von Uns, oder andern Particularibus einlegenden Mitteln, dieſem Unſern Diplomati und Fundamental-Geſetz zuwider, auf einerley Weiſe diſponiren, noch in ſolchem, unter was Prætext es ſeyn mag, den geringſten Eingriff thun, oder zu thun geſtatten würden, kräftigſt verſichert, und zu ſolchem Ende, gleich wie obverſtandener Maſſen die Länder von aller Schuldigkeit, deme zugegen einige Befehl, Aſſignationes und dergleichen anzunehmen, und zu befolgen, völlig entbunden ſeyn, alſo auch Unſere Banco-Deputirte und Ampts-Bediente eben ſo wenig an einige deme zuwider laufende Befehl, oder Aſſignationes gehalten, ſondern dergleichen wider Verhoffen ergehende Befehl oder Aſſignationes gänzlich vor null und nichtig geachtet ſeyn ſollen, gemeſſen verordnet haben wollen. Damit aber

Vierdtens dieſem Unſern Allergnädigſten Geſetz und Ordnung deſto pünctlicher in allem nachgelebet, und dadurch unſere dabey führende Intention zum Beſten Unſerer geſampten Erbländer deſto ſicherer erreichet werde: Als haben Wir anfangs erwehntermaſſen die Ober-Inſpection deſſen Unſern Geheimbden Räthen, Cämmerern und Lieben Getreuen, vorgedachten Fürſten von Lichtenſtein

und Grafen von Abenſperg und Traun, gnädigſt aufgetragen, und denenſelben pro Directorio ein beſonderes Collegium aus Unſerer Kayſer-Hoff-Cammer- und Nieder-Oeſterreichiſchen Regierungs-Mitteln, wie auch ex Gremio Unſerer Nieder-Oeſterreichiſchen Stände und des hieſigen Stadt-Magiſtrats, mit Zuziehung des Handlungs-Standes, ſampt behörigen Officianten, wie dieſelbe in der Banco-Ordnung benennet ſeyn, ſubordiniret, auch ſelbe genugſam inſtruiret, bevollmächtiget, und dahin authoriſiret, daß ſie in Vim Specialis privilegii zu mehrer Beförderung derer Banco-Negotien, alle dieſem Banco zwiſchen denen dahin girirenden Partheyen entſtehenden Streitigkeiten, da ſolche amicabiliter nicht ſollten verglichen werden können, durch Rechtlichen Spruch ſummariſſime, und inappellabiliter entſcheiden, oder Banco-Verſtändige zuziehen mögen: Allermaſſen Wir nicht weniger

Fünfftens zu des Banco, und deren dabey Intereſſirten mehrern Sicherheit, ſelben auch dieſes Privilegium zulegen, daß auff die in Banco an die Particulares girirte Aſſignationes kein Gerichtliches Verbot, Sequeſter, noch Execution, es ſey dann vorhero der Debitor in all ſeinem übrigen im Land habenden Vermögen ad Extremum executiret, geführet werden könne: Ingleichem daß der Banco, im Fall daß derſelbe an einen und andern ratione der Einlage zu fordern hätte, eben dieſer Privilegien und Jurium, womit Unſer Landes-Fürſtlicher Fiscus in dergleichen Fällen privilegiret iſt, fähig, und deme gleich gehalten: Und dieſes ferners dieſer Banco di Giro keiner Gefahr oder Münz-Calada, noch einiger Fiscalitæt ex quacunque Cauſa, außer Criminis laeſae Majeſtatis unterworfen ſeyn ſolle. Geſtalten wir auch übrigens dieſem Unſern Banco noch mehrere bey andern B[illegible]nchi gewöhnlichen Freyheiten und Prærogativen, in ſo weit es ſelbem accreditiren, und zu Behuff kommen mögen, zuzulegen, gnädigſt Willens und geneigt ſeyn: Nicht weniger die in dieſem Diplomate oder Fundations-Brief pro Banco del Giro enthaltene Sanctiones, Privilegia und

und Prerogativen, auch auf den Inhalt obgedacht Unſerer Banco-Ordnung concomitanter einzuführenden Banco di Depoſiti, allerdings extendiret haben wollen: Und beyde mit all erforderlicher Landes-Fürſtlichen Manutenenz kräftig zu ſchützen und zu ſchirmen, hiemit gnädigſt zuſagen und verſprechen. Mit Urkund gegenwärtiges Fundations-Briefs, welchen Wir, jedoch cum reſervatione, ſolchen zum Beſten dieſes Banco zu ändern und zu mehren, zu Bekräftigung deſſen in duplo verfaſſen, und einen Unſerer Kayſerlichen Hoff-Cammer zu Dero Nachricht und Obſervantz; und den andern mehrgedacht Unſerm Banco mit Unſerer eigenen Handſchrift und Kayſerl. Secret-Inſiegel gefertigten aushändigen laſſen. Geben in Unſerer Kayſerl. Haupt-und Reſidenz-Stadt Wien, den Funffzehenden Monaths-Tag Junii im Siebenzehenhundert und Dritten Unſerer Reiche, des Römiſchen im Fünff und Vierzigſten, des Hungariſchen im acht und Vierzigſten, und des Böhmiſchen im Sieben und Vierzigſten Jahre.

LEOPOLD.

(L. S.)

Julius Friederich Graf *Buccellini*.

Ad Mandatum Sac. Caeſ. Majeſtatis proprium.

Joh. Ignat. von *Albrechtsburg*.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, hierüber Mehreres wörtlich einzurücken; ich will daher daß ſich auf das Wiener Bankweſen beziehende nur blos anzeigen. Dem vorigen Diplome folgte eine Bankordnung unter eben dem Dato verfaſſet, welche aus 14 Artiklen und dem Schluß beſtehet, und die man beym **Marperger**, am ang. O. S. 227, fgg. findet. Im folgenden Jahre erſchien ein Kaiſerliches Ampliations-Diplom, beſtehend aus 8 Sätzen, und dieſes hat **Marperger**,

S. 232, fgg. Im Jahre 1714 kam vom Kaiſer Carl dem Sechſten eine ſowohl in Wien, als andern Kaiſerlichen Erbländern publicirte Beſchreibung einer Bankanſtalt heraus; dieſe findet man wörtlich beym Marperger, am ang. O. S. 240, fgg.

Von der in Leipzig errichteten Bank, finden wir eine Königl. Polniſche und Churfürſtl. Sächſiſche Erklärung vom Jahr 1698, beym Marperger, wovon ich nur das Weſentlichſte anführen will, indem man mir es gewiß verzeihen wird, daß ich die Weitläuftigkeit vermeide, da man es doch immer an angezeigtem Orte weiter nachſehen kann. Das Erſte der Erklärung will ich aber wörtlich herſetzen, damit man ſich das Folgende deſto eher begreiflich machen kann:

Demnach Ihro Königl. Maj. in Pohlen und Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen ꝛc. vor ſo heilſam und nützlich in gemein, als beſonders dem Commercio, zu deſſen Beförderung ſie ein beſonderes Collegium in Dero mit dreyen berühmten Meſſen der Niederlags- und Stapelgerechtigkeit von vielen hundert Jahren her verſehenen Handels-Stadt Leipzig aufzurichten gemeinet, verträglich, und faſt nothwendig zu ſeyn ermeſſen, in itzt beſagter Stadt einen Banco de Depoſiti aufzurichten, ſelbigen mit einem anſehnlichen Fundo von Einhundert und Zwanzig Tauſend Rthlr. Jahrrenten oder Sechs pro Cent zu rechnen, mit Anweiſung auf zwo Millionen Rthlr. an wohlerträglichen Regalien, Aemtern und Güthern, zu dotiren und zu verſichern; Wannenhero auch Sr. Königl. Maj. in Dero Churfürſtenthum zu Sachſen, und incorporirten, auch andern Landen hochverordneter Statthalter, des Fürſten zu Fürſtenberg Fürſtl. Durchl. bey nächſt verwichnen Michaelis Markt in eigner hoher Perſon mit der inn- und ausländiſchen Kaufmannſchaft dieſes ſo löblichen Vorhabens wegen, Ueberlegung gepflogen, dieſe auch unter ſich ſelbſt hernach die Sache in Berathſchlagung gebracht, und ihre unvorgreiffliche Gedanken eröffnet, und nunmehro nöthig, jedermänniglich Vorbereitungs-Weiſe von dieſem

ſem hocherſprießlichen Intent einige Nachricht zu geben; als hat man ſolches durch dieſen offenen Anſchlag zu Werke richten wollen. Und dienet demnach zu wiſſen:

1. Weil bey einem jeden Creditorn, der ſein Geld gegen Verzinſung a depoſito darzuſchießen geſonnen iſt, die erſte Frage waltet, was vor Securitæt ſeines Darlehns und Credits halber er haben und erlangen möge? So haben allerhöchſt gedachte Königl. Maj. die Aſſecuration auf zwo Millionen, oder Einhundert und Zwanzig Tauſend Rthlr. jeden zu vier und zwanzig gute Groſchen Meißniſcher Währung, dergeſtalt geſtellet, daß ſie folgende Regalien und Nutzungen, als 43750 Thlr. von den Geleiten, dann 28125 Thlr. an den Acciſen, ferner 26250 Thlr. an Hütten, Blau Farbe, Zehend- und andern Berg-Nutzungen, und endlich 21875 Thlr. an den ſämtlichen Flößen, welche ſamt und ſonders ſonſt ein weit höheres ertragen, dem Banco völlig und gänzlich heimgewieſen, und an Ihre Chur-Fürſtl. Rent-Cammer zu Dresden einen ausführlichen und unwiderruflichen Befehl ergehen laſſen, daß ſelbige ſothane Dotal- und Credit-Regalien, Stücke und Einkünften Dero Leipziger Depoſiten-Banco auf immer zu und zu ewigen Zeiten gewidmet, und von Dero Cammer-Intraden und Diſpoſition, Befehl und Uffſicht gänzlich entnommen; Sie erklären ſich auch hiemit und in Kraft dieſes bey Königl. und Churfürſtl. Ehren, Würden, und auf eine irrevocable Weiſe vor ſich und Dero Königl. Prinzen und ganze hohe Poſterität, auch Dero geſambtes Durchlauchtigſtes Chur-Haus, welches in dieſes Banco Aufricht-Dotir- und Verſicherung gewilliget, daß Sie weder vor ſich, noch durch jemand anders, weder ganz, noch zum Theil, ſich der obgedachten Regalien-Stücke und Einkünften jemahls, es ſey unter was Prætext, oder vorgeſchützten Special-Befehl, Verordnung und Gewalt es immer ſeyn möchte, ſich wiederum anmaſſen, oder in Depoſiten-Caſſen und Vermögen eingreiffen, oder eingreiffen laßen, auch wenn von jemand, wer es

auch ſey, dieſer Verſorgung entgegenlaufende Anſtalten, welches doch nicht geſchehen ſoll, ausbracht, und an die Banco-Direction und Verwaltherey inſinuiret würden, als wären ſie nie ergangen, gehalten und keinesweges vollbracht, auch deswegen keine Ungnade oder Verantwortung, weniger härteres Bezeigen, gegen den jedesmahligen ſich weigernden Directoren, Beyſitzern und Banco-Verordnete gebrauchet werden ſolle; Und obgleich der Fond alſo auserwählet, daß kein Abgang oder Mangel zu beſorgen, dafern aber durch unvermeidliche Zufälle einiger Mangel an denen 120000 Thlr. ſich ereignen ſollte, wollen Ihre Königl. Maj. ſelbigen aus Dero bereiteſten Cammer-Revenuen alſofort erſetzen, und den Banco vor allen andern Ausgaben einen privilegirten Vorgang genießen laſſen.

2. Der Nutz, welchen die Banc-Creditores vor ihre deponirte Gelder zu gewarten haben, iſt vor jedes Hundert Sechs, und zwar auf zweene Termine, oder in den Oſter- und Michaelis-Meſſen.

3. Ihre Königl. Maj. wollen auch mit der einheimiſchen und ausländiſchen Kaufmannſchaft ferner Rath pflegen laßen, wie nutzbar die ankommende Banco-Gelder zu des Banco und Commercii Aufnahmen anzuwenden, und Vorkehrungen zu treffen, alſo der Banco in ſich ſelbſt zu erweitern ſeyn möchte, ſintemahl kein Zweifel iſt, es werde gegen ſichere Pfände mit der Ausleihung der Kaufmannſchaft eine gute Menage und Vortheil geſchaffet werden können; Wiewohl auch dieſe Baarſchaft und Banco-Mittel dazu dienen ſollen und können, daß, wenn einige Depoſiten-Gelder aufgekündiget werden, die Bezahlung der Banco-Creditoren alſofort auf den beliebten Termin erfolgen könne.

4. Die Perſonen, welche dieſes Leipziger Banco-unter allerhöchſtgedachter Ihrer Königl. Majeſtät und Churfürſtl. Durchlauchten allerhöchſten Auctoritæt, und der Oberaufſicht des Herrn Statthalters Fürſtl. Durchl. zu verwalten haben werden, ſind ein Director, ſechs Beyſitzere, darunter eine hoch graduirte der Rechten erfahrne Perſon, dann ein Calli-

Caſſirer und Secretarius, welche alleſambt redliche accreditirte und wohl angeſeſſene Leute ſeyn ſollen, welche man gleich andern in Ehrenſtellen lebenden tractiren und vorziehen laßen wird.

5. Gleich wie aber die Scheine oder Zettel, welche die Banco-Creditores zu ihrer Nachricht und Sicherheit bedürfen, mit dem beſondern Banco-Signet bezeichnet, und von Ihrer Fürſtl. Durchl. oder in Dero Abweſen von dem vorſitzenden General-Reviſion-Rathe, nebſt dem Directore des Banco unterſchrieben und authoriſiret werden ſollen; Alſo und damit

6. die Zuverläßigkeit deſto größer und unverrückter bleibt, ſollen zur Caſſa des Banco zum wenigſtens drey Schlüſſel gefertiget werden, deren einer dem Directori, der andere einem von den Beyſitzern, der dritte dem Caſſirer anzuvertrauen.

7. Und damit dieſer Banco alle Gelegenheit haben möge, zum Nutzen und Aufnehmen des Commercii, auch mit frembden Ländern zu correſpondiren, ſo wird das Banco-Collegium alſofort gewiſſe Perſonen zu Venedig, Genua, Florenz, Bozen, Amſterdam, London, Lion, Hamburg, Francfort am Mayn, Augsburg, Nürnberg, Danzig, ingleichem an andern berühmten Handels-Plätzen, ſowohl außer- als innerhalb Deutſchlandes, benennen, durch welche genugſame Nachricht von dieſem Banco gegeben, und was zu deſſen Angelegenheiten Beförderung gereichen kann, fleißig und ſorgfältig beobachtet werden ſolle.

8. Wegen Aufkündig- und Zurückforderung der ins Depoſitum gegebenen Summen und Capitalien iſt in Vorſchlag gekommen, daß, wer einen Stamm von 10 bis 30 Tauſenden einlegte, ſelbige wenigſtens ein Jahr, wer 30 bis 60000, zwey Jahr, wer mehr, drey Jahr ſelbige in Banco laſſen ſollte. Wobey auch nach dem Bedarf des Banco-Creditoris zuläßig wäre, Particulier-Aufkündigung auf etwa ein Drittel des ganzen Capitals zu thun; und ſollen alle Irrungen bey denen Aufkündigungen zu vermeiden, recognitiones mit Meldung des Tages, Stunde und Jahres, wenn ſelbige vorgegangen,

gen, ausgeſtellt werden, die Wiederzahlung aber geſchiehet billig in ſolchen Münz-Sorten, wie ſie zur Zeit der Einlage üblich und gültig, oder die am Werthe denenſelben gleich ſind.

9. Allerdings auch die Privilegia einen Handels-Platz und Banco angenehm, creditiret und practicable; Alſo werden die Freyheiten, welche in andern Banquen gewöhnlich, auch dieſem Leipziger Banco nicht unbillig zugelegt, onera ordinaria & extraordinaria davon entnommen, beſonders aber ſoll jedermann, er ſey was Religion, Standes, Würden und Weſen er wolle, frey ſtehen, ſein Geld dahin zu deponiren; wie denn auch niemand bey ſeinem Capital beſchweret, keine Execution, Arreſt oder dergleichen Unbeliebigkeiten, weniger Confiſcation, (doch das Crimen laeſae Mejeſtatis ausgenommen,) darauf verſtattet werden ſoll.

10. Was die Function des Directoris, der Aſſeſſoren, Caſſirers und Secretarii betrifft, ingleichem, wie die Taxirung der zum Banco gegen die daraus empfangene Darlehn, gelieferten Pfänder, deren Privilegir- und Vermehrung, ſowohl Verſteh- und Diſtrahirung, weniger nicht den Orth und die Zeit der Congregation und Expedition: Ferner die Abnahme der Rechnungen, Seſſionen deren in Banco ſtehenden Capitalien und Zinſen, und was noch mehr zu des Banco Sicher und Freyheit, Aufnehmen und Nutzen bedacht und verordnet werden kann und ſoll, davon iſt itzo allhier nicht weitläuftig zu melden, ſondern alles und jedes bis zu der unter der Hand und zum Druck zu befördern habenden Banco-Ordnung auszuſetzen, vor gut befunden worden. Signatum Dreßden, am 28ſten Decembris 1698.

Egon

Fürſt zu Fürſtenberg.

Die

Die hierauf zu Leipzig im May 1699 erſchienene Bankordnung beſteht aus zwölf Titeln (*), und es wird darin gehandelt:

1) Von der Beſtellung und Beſetzung der Bank.

2) Von den Verrichtungen des Directoriums, der Aſſeſſoren, des Threſorier, Secretairs und Buchhalters.

3) Von Einliegung der Gelder in dieſer Bank. Nach dieſer Ordnung hat derjenige, welcher geſonnen iſt, ſich mit der Bank einzulaſſen, ſich zuvörderſt bey der Congregation anzumelden, und mit ſelbiger ſich über die Summe, die er dieſem Banco a Depoſito anvertrauen will, zu vereinigen; worauf die Congregation einen Bericht an den Statthalter abſtattet, und um Ausfertigung des benöthigten Bankzettels anſuchet, damit bey erfolgender Auszahlung ſolcher dem Creditor ausgehändiget werden könne. Da jetzt aber das Churfürſtenthum Sachſen ſeinen Regenten im Lande, und keinen Statthalter hat, ſo kann alſo dieſe Verfügung nicht mehr gelten, und es wird, wenn die Bank noch übrigens dieſelbe Geſtalt hat, doch hierin eine Aenderung getroffen worden ſeyn.

4) Von den Bankzetteln. Nach der Vorſchrift ſollten alle Bankzettel auf Pergament geſchrieben ſeyn, und einerley Form haben, als:

Im Nahmen Sr. Königl. Maj. in Pohlen ꝛc. Wir von Gottes Gnaden Anthon Egon Fürſt zu Fürſtenberg ꝛc. des Churfürſtenthums Sachſen, und incorporirten, auch anderer Lande Statthalter ꝛc. Bekennen Kraft dieſes bey der von Sr. Königl. Majeſtät anderweit dießfalls geordneten Verpfändung, daß N. heut unten geſetzten dato in Spec. Rthlr. (in courenten wechſelmäßigen Sorten,)

(*) Man ſehe Marperger, am ang. O. S. 266, fgg.

ten,) beſagten Banco a depoſito gegeben . . Rthlr. welche Summa jährlich mit 6 pro cent, an gleichmäßigen Gehällt, als das eingelegte Geld geweſen, halb in dem Leipziger Oſter-, halb in dem darauf folgenden Michaelis-Markt verintereſſiret, das Capital ſelbſt aber nach Verfließung . . . von Zeit der Einlegung anzurechnen, und Beobachtung derer deutlich vorgeſchriebenen Umſtände bey der Aufkündigung, in ebenmäßigen Valor und Sorten wieder bezahlt werden ſoll.

(L. S.) Egon Fürſt zu Fürſtenberg.

(L. S.) N. N. Von wegen des

Directorii.

N. N. *Secretar.*

5) Von Abführung der Zinſen von den niedergelegten Geldern, und denen deßhalb der Bank zu übermachenden Quitungen. Das Formular zu den Quitungen iſt in deutſcher und lateiniſcher Sprache gedruckt worden. Das deutſche lautete ſo:

Ich Endesunterſchriebener urkunde, daß von Sr. Königl. Maj. in Polen zu Dero Banco in Leipzig verordneten Congregation, mir heute dato von . . Rthlr. Capital, mit . . . Rthlr. das Intereſſe baar ausgezahlet worden, ſo hierdurch von mir mit Begebung der Ausflucht des nicht empfangenen Geldes bekennet, und gegenwärtige Quittung darüber ausgeſtellet wird, u. ſ. w.

6) Vom Transport oder Ueberſchreibung der Capitalien.

7) Von der Abforderung und Auszahlung der Capitalien. Hiervon iſt in obiger Erklärung ſchon im Allgemeinen geredet.

8) Von den Perſonen, welche Geld von der Bank aufnehmen und dafür Pfänder verſetzen wollen.

len. Dieſer Titel harmonirt mit den Grundſätzen eines von Justi und Bergius nicht, und daher werde ich ihn einrücken:

§. 1. Es ſoll ſowohl ganzen Städten, Communen, Kirchen, Schulen, Dorf- und Gewerkſchaften, Manufacturen und dergleichen, nach der in Rechten vorgeſchriebenen Art und Weiſe; als auch in- und ausländiſchen Kaufleuten, und jedermann aus dem Banco mit Geldern ausgeholfen werden, wenn ſie nur durch tüchtige Pfande dem Banco zulängliche Verſicherung geben

§. 2. Weil auch bey andern Banken gebräuchlich, daß Minderjährige und Weiber ohne Curatoren, ſo wie auch Söhne die noch in väterlicher Gewalt ſtehen, des Macedoniſchen Rathſchluſſes ohnerachtet, Gelder auf Pfande erborgen können, ſo ſoll ſolches auch bey dieſem Banco zugelaſſen ſeyn.

§. 3. Es mag auch Vormündern vor ihre Pflegbefohlene und Minderjährige, dafern es die Nothdurft und deren Nutz erfordert, auf Pfänder Geld geliehen werden; doch, wo ſie liegende Gründe zum Unterpfande einſetzen wollten, müſſen ſie ihrer ordentlichen Obrigkeit Einwilligung beybringen.

§. 4. Dafern auch jemand gegen anſtändiges Pfand ein Stück Geldes aus dem Banco begehren, gleichwohl aber aus erheblichen Urſachen ſeinen Stand und Nahmen nicht eröffnen, ſondern unter verdeckten Nahmen daſſelbe erheben wollte, kann ihm gewillfahret werden.

§. 5. Damit aber hierdurch zu einigem Mißbrauch nicht Gelegenheit genommen, und entwendete Sachen dem Banco verpfändet werden möchten, wird Kraft dieſes denen, welchen etwas veruntreuet worden, anheim geſtellet, ob ſie dem Banco davon ungeſäumte und umſtändliche Nachricht ertheilen, und ſolchergeſtalt Anlaß geben wollen, daß, wenn bey ſelbigem die angemeldeten Sachen zum Vorſchein kämen, man ihnen wieder dazu könne behülflich ſeyn.

§. 6. Wenn es ſich auch ereigente, daß ein bey dem Banco eingelegtes Pfand demjenigen, ſo Geld darauf erborget, nicht zugehörte, und ſich der wahrer Eigenthumsherr dazu angäbe, ſoll zwar daſſelbe wieder abgefolget werden, doch dieſer hingegen gehalten ſeyn, vorher das darauf geliehene Geld, und davon verfallene Zinſen, zu entrichten und zu bezahlen.

9) Von den Dingen, die bey der Bank vor ein Darlehn unterpfändlich eingeſetzt werden können.

10) Wie viel eigentlich auf ein jedes Pfand zu leihen, und von der Zeit der Wiederbezahlung des Geldes, auch deſſen fernerer Aufſchub.

11) Wie die Pfänder zu ſchätzen, und wie es die Bank bey unvermutheten Concurſen hält.

12) Welche Zinſen der Bank zu nehmen erlaubt ſind. Hier werden 7, 8, 9 und mehr fürs Hundert, nach Beſchaffenheit der Umſtände, erlaubt, und die Bank ſoll keine Verantwortung, als wäre dadurch eine uſuraria pravitas begangen, zu beſorgen haben.

Die Bank in Hamburg iſt im Jahre 1619 aufgerichtet worden, wie auch ſolches aus einer auf dieſe Bankaufrichtung geſchlagene Medaille zu erſehen iſt. Auf der einen Seite erſcheinet ein Piedeſtal, auf welchem das Hamburgiſche Wapen, nebſt einem Buche mit Debet und Credit bezeichnet, liegt. An der Seite deſſelben ſiehet man Papier und Dinte, und auf dem äußerſten Rande dieſe Worte geſchrieben: „A. „1619 führt man die Banco ein, Gott woll ihr Segen ſeyn.“ Oben ſiehet man aus den Wolken eine Hand hervor reichen, die eine Wageſchale hält, mit der Ueberſchrift: Da pacem, Domine, in diebus noſtris. Auf der andern Seite iſt die Stadt Hamburg mit dem Elbſtrome und der Ueberſchrift: Sub umbra alarum tuarum, womit auf Gott als den Beſchützer

ſchützer der Stadt gedeutet wird. Die Bank wurde damahls gleich in einen Theil des Rathhauſes verlegt, und zwar in einen Flügel, von welchem die Ausſicht nach der Fleth hingehet. Man verſahe die Zimmer hinten mit eiſernen Gittern, und nach der Straße zu mit ſtarken eiſernen Thüren und Vorlegeſchlöſſern, und gab ihr eine beſtändige Schildwache.

Die Vorſteher derſelben wurden aus dem Rathe und den Älteſten der Kaufleute und Bürger genommen. Die Bankgeſchäfte ſelbſt aber betrieben Buchhalter und Caſſierer, welche zwar ihre Bedienungen kauften, dabey aber doch erprobt, treu und geſchickt ſeyn, und eine große Caution ſtellen mußten. Man bewundert aber nicht unrecht die Ordnung und den Fleiß, der hier herrſcht, und es geſchehen hier die Geſchäfte nicht mit ſolchem Umſchweife als bey den italiäniſchen Banken. Täglich werden hier große Summen ab= und zugeſchrieben, und ein= und ausgezahlet, wobey man einem jeden, der nach dem, was ihm etwa des vorigen Tages ab= oder zugeſchrieben worden, fragt, gehörige Red und Antwort giebt. Die Kaufmannſchaft ſelbſt bemühet ſich, ſo viel möglich, allen Geldumſatz durch die Bank geſchehen zu laſſen, weil es jedem zu größter Bequemlichkeit gereicht, vermittelſt des Ab= und Zuſchreibens in Kurzem das zu verrichten, wozu ſonſt ein langes Geldzählen nöthig wäre; ſo wie denn auch viele Geldpoſten, welche auf Courant geſchloſſen, zu der an der Börſe deſſelben Tages bekannten Agio, mit beyderſeits Contrahenten Einwilligung, vielfältig in Banco=Geld reduciret, und hernach in Banco abgeſchrieben werden. Was ſonſt noch mehr von dieſer trefflichen Bankeinrichtug merkwürdig ſeyn möchte, findet man in nachfolgenden Statuten, die einem jeden, der nähere Kenntniſſe von dieſer berühmten Anſtalt haben möchte, nicht unangenehm ſeyn werden.

Ham=

Hamburger Banco-Ordnung,

publiciret Anno 1639 den 31ſten December.

I.

Die verordnete Bürger und Herren wollen täglich, wann es nöthig, die Buchhalter aber und Caſſierer ſollen alle Tage, außerhalb der Sonn- und Feyertage, in den Cammern der Banco, ein jeder an ſeinem Ort ſitzen, und ſich finden laſſen.

II.

Das Geld, ſo in die Banco gebracht, ſoll in der andern Cammer einem Caſſerer zugezählet werden, und derſelbe ſoll darauf einen Brief oder Beweis, darinnen die Summe zwey Mahl, erſt mit vollen Buchſtaben, hernach mit Ziffern ſpecificiret, den Buchhaltern deſſelbigen Tages zu überliefern ſchuldig ſeyn.

III.

Alle Aſſignationes von denen Geldern, welche in der Banco ſind, ſollen ſchriftlich in einem (dem Buchhalter, ſo voran ſitzet,) übergebenen Zettel geſchehen, und derjenige, der aſſigniren will, deswegen ſelbſt perſönlich erſcheinen, oder, wo er ſolches nicht thun wollte, oder könnte, ſoll er von dem verordneten Buchhalter eine Procuration oder Vollmacht machen laſſen, welche Procurationes zu deren Nothdurft allezeit, (alſo daß nichts mehr, als die Nahmen, darinnen geſchrieben werden,) bey Händen ſeyn, auch nicht länger, als in dem Jahre, darinnen ſie gemacht ſeyn, gelten ſollen.

IV.

Die Aſſignationes ſollen erſtlich mit Buchſtaben, hernach mit Ziffern geſchrieben werden, auch ein jeder dabey ſetzen, auf welchem Folio ſein Nahme im Schuldbuche geſchrieben ſtehet, welches bey dem Buchhalter zu jeder Zeit erfahren werden kann; Wer nun die Zettul dieſen conform nicht machet, die Ziffern und Folio nicht recht ſetzet, ſoll ein pro Centum davon Strafe zu geben ſchuldig ſeyn.

V.

Wann einer verſtirbet, deſſen Erben ſollen einen Gevollmächtigten machen, ſo bis dahin die Wittwe und Erben mit Vormündern verſehen, abſchreiben, nach dem Avanzo fragen und Rechnung fordern mögen, und ſoll eine Wittwe ohne einen Gevollmächtigten, abzuſchreiben nicht bemächtiget ſeyn.

VI.

Da zwey oder mehr in Compagnie ſeyn, und Rechnung in Banco auf ihre Nahmens gehalten wird, was einer von denenſelben abſchreibet, ſoll alſo gehalten und angenommen werden, gleich als wenn der Zettul von ihnen allein unterſchrieben wäre.

VII.

Des Morgens von 7 bis halb 9 Uhr ſoll allezeit der Contra-Buchhalter in dem erſten Gemach mit dem Rescontra-Buch vorhanden ſeyn, und einem jeden, ſo ihm um dasjenige, was ihn angehet, fraget, guten Beſcheid geben, und wann einer zu accordiren begehret, ſolches zu thun ſchuldig ſeyn.

VIII.

Würde aber jemand nach eines andern Summa oder Partita fragen, ſo ſoll der Buchhalter ihme keineswegs davon etwas vermelden, immaſſen dann bemeldten Buchhaltern, und allen andern ſo der Banco dienen, bey ihren geleiſteten Eyden und höchſten Strafe verboten, Niemande, was in der Banco paſſiret und geſchrieben wird, zu offenbaren.

IX.

Der Contra-Buchhalter, ſo vorn an ſitzet, ſoll die ſchriftlichen Aſſignationes ordentlich, wie ſie nach einander kommen, ohne Anſehen einiger Perſon, zu ſich nehmen, ſolche überſehen, und Achtung geben, ob die geſchriebene Summen oder Buchſtaben und Ziffern übereinkommen, auch, ob der Aſſignator ſo viel in

Avanzo habe, und hernach alle ſolche Aſſignationes den andern Buchhaltern einzuſchreiben zuſtellen.

X.

Es ſoll auch der Contra-Buchhalter, wann er vermerkt, daß jemand mehr in Banco ſchreiben laſſen will, als er darin in Credit hat, dazu ſtille ſchweigen, und daſſelbe bey ſeinem geleiſteten Eyde alſobald den verordneten Herren und Bürgern anzeigen.

XI.

Wo jemand mehr aſſigniren würde, als er in Banco und Credito hat, der ſoll von jeder hundert Mark, ſo er mehr aſſigniret, drey Mark Strafe in gedachte Banco zu entrichten ſchuldig ſeyn.

XII.

Wann die Glocke Zehen zu St. Nicolai ſchlägt, ſoll der erſte Buchhalter ſowohl, als die andern, ohne expreſſen der Herren oder Bürger Befehl, keine Aſſignationes mehr annehmen, noch Caſſa-Zettul abſchreiben, damit im Schreiben aller Mißbrauch verhütet werden möge.

XIII.

Des Nachmittags ſollen keine Aſſignationes angenommen werden, und ſoll der Buchhalter alle errores, ſo committiret, alle Morgen den Herren und Bürgern zu übergeben ſchuldig ſeyn, und daferne ſie darwider handeln, und man es nachher erfahren wird, ſollen ſie von jedem Error ein Reichsthler Strafe geben.

XIV.

Niemand ſoll Macht haben, einig Geld zu aſſigniren, oder jemand zuſchreiben zu laſſen, daß nicht ihme zum wenigſtens eine Nacht zugeſchrieben geſtanden.

XV.

Und ſollen auch die Buchhalter ſich befleißigen, daß im Contract-Buche und Schuldbuche alle Rechnungen einerley Folia haben.

XVI.

XVI.

Die Buchhalter ſollen, ſo oft es die Herren und Bürger gut befinden, umbgeſetzet werden.

XVII.

Die Caſſirer, ſo in der Cammer ſitzen, ſollen keine Macht haben, einige Gelder inn- oder außerhalb der Banco zu ſich zu wechſeln, noch auch von dem Gelde einigen Nutzen zu heben.

XVIII.

Die Herren und Bürger ſollen zum längſten alle vier Wochen einmahl die Caſſen zuſchließen, die Gelder überzählen, und mit den Caſſirern abzurechnen bemächtiget ſeyn.

XIX.

Die Caſſirer ſollen nicht Macht haben, mehr als Fünftauſend Reichs-Thaler in ihre kleine Caſſam zu ſetzen, was über die Summa iſt, ſollen ſie denen Herren und Bürgern einliefern, damit die Caſſen deſto ehe können geſchloſſen, die Gelder gezählet und gerechnet werden. Der nun hierwider handelt, ſoll zehen Mark Strafe zu zahlen ſchuldig ſeyn.

XX.

Wo jemand Geld bringet, ſo nicht Species ſeyn, die die Banco vor ſich zu haben begehret, und zugleich ein ander vorhanden, ſo Geld empfangen ſoll, ſo mag um ſchleuniger Beförderung willen, es dem Empfänger zugezählet werden; jedoch ſollen die Caſſirer ſolche Summen in ihre Bücher einſchreiben, nicht anders, als wenn ſie ſolch Geld ſelbſt hätten empfangen und ausgezahlt.

XXI.

Auf hundert Mark ſollen an kleinem Gelde, als Schilling und Sechslinge, nicht mehr als fünf Mark; Groſchen oder ander Geld aber ſoll in der Banco ganz nicht empfangen oder ausgegeben werden.

XXII.

Die Banco ſoll einem jeden ſeine Avantage, oder was er in Credito darinnen hat, ohne Entſchuldigung an gangbarem Gelde bezahlen, wer aber ſonderliche Species haben will, derſelbe muß ſich deswegen nach Billigkeit vergleichen.

XXIII.

Wer Geld aus der Banco haben will, der ſoll einen gedruckten Caſſa-Zettul, ſo allezeit bey den Buchhaltern vorhanden ſeyn ſoll, mit eigner Hand füllen und vollziehen laßen, und ſeinen Nahmen darunter ſetzen, und ſoll gedachter Caſſa-Zettel hernach dem Buchhalter gebracht, und wann derſelbe findet, daß ſolche Perſon ſo viel in Avanzo hat, als der Caſſa-Zettel lautet, ſoll er ihme den Aſſignatoren umb ſo viel debito machen, und darauf den Caſſa-Zettel unterſchreiben, und ſoll bemeldte Perſon von dem Caſſirer, dazu er angewieſen, unverzüglich bezahlet werden.

XXIV.

Wer per Caſſa abſchreibet, ſoll ſolche Gelder denſelben Tag von dem Caſſirer empfangen, da er es aber nicht thun würde, ſoll er den erſten Tag ein halb pro Centum, den andern Tag ein pro Centum, und alle Tage hernach doppelt auf Strafe darzu zu geben ſchuldig ſeyn.

XXV.

Wer in Banco etwas bezahlen will, ſoll vor 11 Uhr die Gelder einzubringen ſchuldig ſeyn.

XXVI.

Wenn die Herren und Bürger zu Hauſe gehen, ſollen die Caſſen, da die Herren und Bürger die Schlüſſel zu haben, mit Zuſchließen wohl verwahret werden. Die Caſſirer mögen des Morgens, wenn die Buchhalter in der Banco ſind, anfangen, ſich Gelder zuzählen zu laſſen.

XXVII.

XXVII.

Die Gelder und Avanzo, ſo jemand in der Banco hat, mögen und ſollen keinerley Weiſe arreſtiret werden. Wo aber einer öffentlich falliren thäte, ſo ſoll deſſen Avanzo denen ſämmtlichen Creditoren vermöge Stadts-Buch zum Beſten ſeyn.

XXVIII.

Vermöge vorigen Mandats ſoll ſich männiglich enthalten, einig Wechſelgeld, ſo über Vierhundert Mark iſt, außerhalb der Banco zu zahlen, bey Strafe fünf und zwanzig Mark von jeder hundert Mark, und ſoll hierüber die Bezahlung, wo einige Quaeſtio deswegen vorfallen würde, vor nichtig geachtet, auch der Mäkler, ſo ſich dabey gebrauchen laſſen, in gebührliche Strafe genommen werden,

XXIX.

Und ſollen allemahl zwey Herren des Raths, zwey aus den Verordneten der Cämmerey, und zwey aus der Bürgerſchaft die Verwaltung der Banco haben; Von gemeldten Herren und Bürgern ſollen jährlich zwey, als ein Herr und ein Bürger, abtreten, und zwey andere an ihre Stelle deputiret und erwählet werden, und ſoll die Wahl der Bürger von obgeſetzten 6 Bürgern aufgeſetzt werden.

XXX.

Gedachte Perſonen ſollen nicht Macht haben, einigen Menſchen, er ſey auch, wer er wolle, auch ſich ſelbſt nicht mehr zu creditiren, oder aus der Lehn-Banco zu wechſeln und zu bezahlen, dann er Avanzo in Banco hat.

XXXI.

Sie ſollen auch kein Geld in depoſito nehmen, ohne Conſens eines Ehren Veſten Raths, und Verordneten der Cämmerey.

XXXII.

Es ſoll auch keine Handlung mit Korn bey der Banco getrieben werden, dann was zu Behuf der Stadt Nothdurfft erkaufft wird.

XXXIII.

So ſoll auch kein Geld aus der Banco anderer Geſtalt, denn auff güldene und ſilberne Pfande, und darzu, wann die Caſſe guten Avanzo hat, gethan werden.

XXXIV.

Weil auch vor dieſem in der Kaufmanns- und Wechſel-Banco verordnet, daß nicht unter vierhundert Mark an etwas zugeben, oder jemanden zugeſchrieben werden ſollen, ſoll ſolches hinführo geändert, und auff zweyhundert Mark reducirt, auch keine Pfennig, auſſerhalb Sechs-Pfennig, jemahls zu- oder abgeſchrieben werden.

XXXV.

Gleichfalls ſollen die Buchhalter der Kaufmanns-Banco die Bilance alle acht Tage richtig einliefern, auch zum wenigſten alle Vierteljahr in der Lehn- und Wechſel-Banco ein Ueberſchlag gemacht, und jährlich im Decembri die Final-Rechnung geſchloſſen, das Geld gezählt, die Pfänder nachgeſehen, auch davon einen Ehren Veſten Rath und Verordneten der Cämmerey guten Beſcheid und richtige Bilanzo zu Anfang des nächſtfolgenden Jahrs eingeliefert werden.

XXXVI.

Die Banco ſoll alle Jahr im Monath Decembri etliche Tage, damit alles in Richtigkeit gebracht, geſchloſſen werden.

XXXVII.

Auffs Neujahr, wann die Banco wieder auffgehet, ſollen die Creditores vor dem Tiſche, da die Herren und Bürger ſeynd, erſcheinen, und ihren Avanzo mit ihnen accordiren, ehe ſie auf ihre Rechnung etwas wieder abgeſchrieben. Und hat ſich E. E. Hochweiſer Rath vorbehal-

behalten, dieſe Ordnung nach Gelegenheit der Sachen zu ändern, zu mindern, und zu vermehren. Und wollen Wir Bürgermeiſter und Rath der Stadt Hamburg hiermit männiglich auferlegt haben, obgeſetzten Articuln bey Vermeidung der ſpecificirten Strafe nachzukommen. Uhrkundlich haben Wir Unſer Stadt-Siegel hierunter zu drücken befohlen. Decret. & Publ. den 31ſten Decembri 1639.

Von dem Hamburgiſchen Wechſelgeſchäfte, ſo wie auch von dem Wechſelgeſchäfte anderer Banken, werde ich in den Artikeln **Münzweſen und Wechſel** handeln.

Im Jahre 1686 den 18ten Decemb. gaben die Herren und Bürger der Banco in Hamburg in einer Proceß-Sache zur Steuer der Wahrheit einen Atteſt über den modum procedendi bey dem Ab- und Zuſchreiben in der daſigen Bank, welchen ich zur mehreren Erörterung noch mit anführen will. Dieſer lautet nach dem **Marperger** wörtlich wie folgt:

Belangend ferner die Einlegung der Gelder in Banco, deren Beſcheinigung wie auch Herausgebung der Banco-Zettul, wie es ſowohl mit Bürgern, als mit Fremden, diesfalls gehalten wird, damit hat es folgende Beſchaffenheit: Erſtlich wird Fremden, das iſt ſolchen, die nicht Bürger oder Einwohner der Stadt ſind, keine Rechnung und Folio in Banco verſtattet.

Welches aber zu verſtehen, nicht von bloßen Einwohnern oder Domicilium habentibus, als ſollten die um des Domicilii in Civitate willen Banco Admiſſibiles ſeyn, ſondern von Incolis, die gegen ein veraccordirtes gewiſſes Jahrgeld, von ihrem Vermögen und gegen die Hand-Gelübde, der Stadt treu und hold zu ſeyn, auch beym Abzuge einen gewiſſen Abſchoß zu geben, in die Stadt aufgenommen werden, und alſo das Beneficium der Banco mit genießen.

Wann nun ein ſolcher Bürger oder Einwohner geſinnt iſt, Geld in Banco zu ſetzen, und alſo Rechnung und Folio in denen Büchern zu haben, iſt er ſchuldig in Perſon in Banco vor denen deputirten Bürgern zu

erſcheinen, Folio zu begehren, und dasjenige, was ihm angezeigt wird, anzunehmen, welches das ganze Jahr durch, bis irgend zum 14ten Januarii nächſt darauf folgenden und anfangenden neuen Jahres gilt; zu welcher Zeit allemahl das Folio vorigen Jahres verändert, und ihm ein neues für das folgende gegeben wird.

Was nun ein ſolcher Bürger oder Einwohner an Geld in Banco-bringet, dagegen wird ihm von dem Banco-Caſſirer oder Empfänger ein Caſſir-Zettul wegen des Empfanges gegeben, welchen er aber nicht behält, ſondern an die Banco-Buchhalter wieder ausliefert, und bey denenſelben läßt, die alsdann die eingebrachten Summen mit Datum und Tag auf das gegebene Folio verzeichnen, und die einkommende Caſſir-Zettul aufheben. Es wird aber dem Einbringer kein Schein oder Recipiſſe heimzunehmen gegeben, ſondern er muß darinnen denen beeidigten Officialibus der Banco trauen, und ſeine richtige Privat-Anotationes daheim dagegen halten. Wobey noch ferner dieſes zu notiren, daß das Einbringen der Gelder in Banco auf eines andern Rechnung, welcher Folio in Banco hat, ohne Unterſchied geſchehen könne, durch einen Bürger oder Fremden, ob der gleich ſonſt vor ſich keine Rechnung darinnen hätte, und wird deshalb der Empfang-oder der Caſſir-Zettel eingerichtet, und dem Banco-Buchhalter aufzuheben geſtellet; Abgeſchrieben oder verringert aber kann dieſelbe nicht werden, ohne deſſen ſelbſt-eigene, oder Gewollmächtigten onſens, wie im Folgenden mit mehreren zu erſehen. Und ſo viel von den Einbringern und auf den Anfragen von Beſcheinigungen der Gelder u. ſ. w.

Betreffend nächſtdem in Herausholung der Gelder ex Banco, und die angefragte Herausgebung der Banco-Zettel, davon iſt zuerſt zu wiſſen, daß die Banco keine Zettul herausgiebt, außer bloß, wann es begehret wird, und auf dem Fall, da der Einbringer nicht ſelbſt in Perſon in Banco erſcheinen kann oder will, einen Vollmacht-Zettul vor ein ganzes Jahr, welcher Procuratio genannt wird, wovon bald hiernächſt Bericht geſchehen ſoll. Es kömmet aber regulariter einer in Perſon ſelbſt hin, wann er von ſeiner Summa in Banco-

co - Gelder entweder baar heraus zu holen, oder von ſeiner Rechnung ab - und einem andern zuzuſchreiben begehret; Muß aber alsdann, einen ſowohl, als den andern Fall, einen gedruckten Banco - Zettul einreichen, mit dieſer Ausfüllung aber oder Einſchreibung, an wem er gezahlet haben wolle, wie viel an Summa, auf welchem Folio ſeine Rechnung ſtehe, ſodann Tag und Jahr, mit Unterſchreibung ſeines eigenen Nahmens, welchen Zettul er in Banco läßt, und darnach verfahren wird. Wer aber nicht ſelbſt in Perſon hinkommen kann, oder will, dem ſtehet frey, auf ein jedes Jahr vermittelſt einer auf ſein Angeben von den Banco-Bürgern ausgefülleten Vollmacht oder Procuration, einen Procuratorem oder Gevollmächtigten zu beſtellen, welcher ohne Beywesenheit ſeines Principalen, Gelder von deſſen Rechnung heben und herausholen, oder ab- und einem andern zuſchreiben laſſen kann.

Es muß aber derſelbe Bevollmächtigte einen Weg wie den andern, gleichwie ſonſt der Principal ſelbſt, einen gefülleten Banco-Zettul in Banco bringen, und daſelbſt laßen. Ob aber der Principal Deponent ſelber die Ausfüllung des Banco-Zettuln mit eigner Hand gethan habe, oder ein anderer, da lieget nichts an: Dann entweder es bringet der Principal ſelbſt den Banco- Zettul, ſo wird alsdann auf ſeine Perſon mehr, als auf die Schrift geſehen; oder es kömmet ſein Procurator, und zeiget die habende Procuration vor, worunter des Principal eigenhändiger Nahme ſteht, und iſt das ſo viel, als wäre er ſelbſt da, und kommet ſodann nicht darauf an, mit weſſen Hand der Banco - Zettul ausgefüllet ſey. Und ſolchergeſtalt wird es durchgehends mit Bürgern und Einwohnern, wie ob vermeldet, gehalten; Fremde hingegen ſind der Banco, Folio, und Rechnung darin zu haben, nicht fähig. Eine Exception iſt gleichwohl von der Regul, (daß Fremden könne Rechnung oder Folio in Banco verſtattet werden,) indem man Anno 1667 und folgenden Jahren zugelaſſen, in der Perſon des Herrn Barons von Kielmans-Eck, vor welche E. E. Rath dieſer Stadt bey denen Verordneten der Banco anwerben laßen, daß in Conſideration ſeiner raren Meriten und dieſer Stadt öfters geleiſteten erſprießlichen Officien, demſelben, auf ſein in-

ſtändiges Begehren, Rechnung und Folio in Banco möchte vergönnt werden. Worinn die Verordneten der Banco E. E. Raths Recommendation deferiret und von bemeldetem Anno 1667 an bis 1676, da der Herr Baron von Kielmans-Eck geſtorben, ihme nach Gewohnheit jedes Jahr abſonderlich eine Folio verwilliget haben. Weil aber andere Privat-Perſonen ſelbſt perſönlich in Banco für denen Verordneten der Banco erſcheinen, Folio begehren, alle neue Jahr auch wieder aufs neue ſich einſtellen, und, wie es in Banco heißt, accordiren, und vor das neue Jahr ein neues Folio ſich müſſen geben laſſen, auch da ſie wollen, neue Procurationen auf jemand anders beſtellen laßen; mit ſolcher perſönlichen Erſcheinung aber der Herr Baron von Kielmans-Eck gerne verſchonet seyn wollen, und neben dem Bedenken getragen, jemand Procuration, ſive Mandatum cum libera über ſeine anſehnliche Baarſchaften in Banco anzuvertrauen; ſo ſind darinn einige der Banco-unſchädliche Temperamente ausgefunden worden nähmlich, es iſt dem Herrn Baron von Kielmans-Eck mit etlichen, mit der Banco kleinem Inſiegel characteriſirten, ſonſt aber ungefüllten Banco-Zetuln, favoriſiret worden, welches eines der Herr Baron, hernachmahls, wann er gewollt, entweder Geld herausholen, oder von ſeiner Rechnung an andere abſchreiben laßen, mit Einrückung der Summen und des Aſſignatarii, wie auch Folio des Jahres, ſampt Unterſchrift ſeines Nahmens ausgefüllet, und in Banco geſandt hat, damit er alſo ſowohl die perſönliche Erſcheinung, als auch die Gebung Mandati cum libera, hat evitiren können.

Weil dann nun in dieſem Atteſt enthalten iſt, was auf obige Anfangs-Puncta zum Bericht dienet; Als thun Wir p. t. Herren und Bürger der Banco hiemit atteſtiren, daß es ſich damit in allem, wie obſtehet, in Wahrheit und üblicher Obſervanz alſo verhalte. Haben auch urkundlich deſſen das gewöhnliche kleine Banco-Inſiegel hierunter ſetzen laſſen. So geſchehen in Hamburg, den 18ten December. A. 1686.

Zu

Zu der Zeit ward es feſtgeſetzt, daß der Zettel, welcher gewöhnlicher Weiſe in der Bank abgeliefert wurde, folgendergeſtalt ohngefähr lauten müßte:

Denen Herren und Bürgern der Banco wolle gelieben zu zahlen per Caſſa die Summa von Eintauſend mark Lübiſch an Herrn N. und mir ſolche 000 Mark Lübiſch auf meine Rechnung Fol. — abzuſchreiben, ſolches ſoll mir gute Zahlung ſeyn.

Actum Hamburg, den — ten — ꝛc.

(L. S.)

N. N.

Die Bank zu Nürnberg iſt 1621 aufgerichtet worden, nachdem hundert, und mehr Jahre zuvor, ſchon der bekannte Mons pietatis, oder das Leih- und Pfandhaus, (nach Art des venetianiſchen,) ſchon eröffnet worden. Im Jahre 1654 erfolgte eine ausführlichere Bankordnung, die theils wörtlich, theils auszugsweiſe, erfolget.

Nachdem ein Edler Ehrenveſter Rath dieſer des Heil. Reichs Stadt Nürnberg, neben andern für des Vaterlandes Wohlfahrt tragenden Sorgfalt, ſich eifrig angelegen ſeyn laßen, und mit ſonderbarem Fleiß dahin getrachtet, wie bey Dero Stadt und Land, die insgemein unentbehrliche Handlung, darunter auch der Handwerker Nahrung und Aufnahme begriffen, neben den guten gerechten Münzſorten, und deren gewiſſer beſtändiger Valor, als ein ſonderbares Kleinod denen Reichs-Conſtitutionibus, und hoch verpönten Münzordnungen gemäß, ſo viel möglich, erhalten, und ins Aufnehmen gebracht, auch allem Unweſen, ſo deme irgend zuwider, mit gutem Beſtande begegnet werden möge. Derowegen nach dem Exempel anderer vornehmen Handelsplätze und Städte, ſchon vor vielen Jahren, nähmlich in Anno 1621, bey ganz zerfallenem Münzweſen, und durchgehend eingeriſſenen ringhaltigen, meiſtentheils gar Silberloſen Sorten, den Banco

Publi-

Publico, bey dieſer Stadt mit aufgewandten großen Koſten, der Handelſchaft zu Gutem: und vornehmlich dieſen End, damit dem hochſchädlichen Münzpartiern eigennützig gewinnſüchtiger Leute begegnet, hingegen gute, gerechte, auch aller Orten paſſirende Münzſorten, ihrem rechten Halt und Valor nach wieder eingeführt und unter dem gemeinen Mann gebracht, inſonderheit aber bey der Kaufmannſchaft, ein jeder Handelsmann ſicher ſeine Gelder dahin legen dürfe, auch wenn, wo, bey wem, und was Geſtalt er ſeine Bezahlung zu leiſten, oder zu empfangen, eigentlich wiſſen, und mit beſchwerlichen An- und Ueberweiſungen, oder in andere Wege, mit Verſäumniß der guten Zeit, ſeiner ſelbſt, oder der Seinigen, nicht aufgehalten und umgetrieben, ſodann der fürgangenen und geleiſteten Bezahlung, gegen Hieſige und Ausländiſche, künftig, über kurz oder lang, unverwerflichen Beweiß haben, auch beſchwerliche Weitläuftigkeit und koſtbare Rechtfertigung, die etwan ſonſten entſtehen, und ſogar Wittib und Wayſen betreffen könnten, verhütet und abgeſchnitten werden mögen, mit Einrathen verſtändiger, in Handels- und Wechſels-Sachen wohlerfahrne Perſonen, angeſtellt, mit einer ſonderbaren Ordnung, wie es nähmlich hierin gehalten werden ſoll, verſehen, und vermög unterſchiedlich nach und nach ergangner Raths-Decreten, bis dato in ſeinem Eſſe erhalten, aber glaubhaften Bericht erlangt, daß in Zeit jüngſtgewährten Teutſchen Krieges, wegen ſehr bedrängten und abgenommenen Handlung berührter Banco-Ordnung, zum Theil aus Unwiſſenheit, theils auch eigennützigen Vorſatz, von vielen zuwider gehandelt worden, auch ſolche Mängel, deren Abſtellung hoch vonnöthen, einreiſſen wollen, welches Ihre Herrlichkeit keineswegs geſtatten können, ſondern von Obrigkeit und Ambts wegen, gebührendes Einſehen dawider zu thun, bemüſſet worden. Haben derowegen die vorige Banco- und Wechſel-Ordnung mit allem Fleiß durchſehen, auch in ettlichen Päß und Puncten, wie es die Nothdurft jetziger Läufften erfordert, den Handelsleuten zu Gutem verbeſſern laßen.

Verſehen ſich hierauf zu ihren lieben Bürgern, Innwohnern und Schutzverwandten, gänzlich, und wol-

wollen, daß dieſer erneuerten Banco-und Wechſel-Ordnung, alles ihres Lauts und Inhalts von Männiglich, ſo deroſelben unterworfen, in ſchuldigem Gehorſam wirklich nachgelebet werden ſolle; Als lieb einem jeden iſt, der ſonſt ihme zuwachſenden Gefahr, und unnachläſſigen in der Ordnung ſelbſt benannten Strafe, zu entgehen.

Decretum in Senatu, 8. Septembris Anno 1654.

Die hierbey ertheilte Banco-Ordnung beſteht im Weſentlichen aus folgenden Puncten:

1. Es ſollen, ſo lange man ſchreibt, einer aus dem innern Rathe, einer von den verordneten Markt-Vorſtehern, und einer vom Ausſchuß der Kaufmannſchaft, jedes Mahl der Bank vorſtehen und perſönlich beywohnen, doch ſo, daß alle Wochen umgewechſelt wird, und andere Perſonen aus dieſen Claſſen an die Reihe kommen.
2. Des Morgens ſoll man eine Stunde vor dem Marktabläuten in der Bank ſchon zu ſchreiben anfangen, außer an hohen Feſt-Bet-Sonn- und ſonſtigen Feyertagen, und wenn die Bank geſperrt iſt, welches alle Vierteljahr geſchieht. Wenn des Abends die Markt-Glocken aufhören zu läuten, hört man auch in der Bank auf zu arbeiten, das Journal wird von den Deputirten unterſchrieben, und die Bank geſchloſſen.
3. Es ſollen alle Bezahlungen, ſowohl der Wechſel als Waaren, die zwiſchen Kaufleuten, Krämern, Ochſen-Vieh-Wein-Leinwand- und Wollenhändlern, oder deren Angehörigen und Bedienten geſchehen; wie auch alle Depoſito-Gelder, welche zwiſchen ihnen vorfallen, und ſich über 200 Gulden belaufen, ſowohl von Bürgern, als Einwohnern und Schutzverwandten, gegen Einheimiſche und Fremde, allein in der öffentlichen Bank ge-

ſchehen. Sind zwey Perſonen einander ſchuldig, und ſie bezahlen ſich nicht ganz ab, ſo wird nicht der Reſt, ſondern die ganze Schuldpoſt in der Bank angeſchrieben. Eine Aſſignation an den dritten Mann, wird nicht geſtattet, ſondern jeder muß ſeinen Creditor ſelbſt bezahlen oder zuſchreiben laſſen. Sollte aber jemand eine große Schuld zu bezahlen haben, die er mit eins nicht tilgen könnte, ſoll ihm zwar, bis auf weitere Verordnungen, geſtattet ſeyn, wann der Creditor damit zufrieden iſt, kleine Poſten außer dem Banco abzutragen; bey Bezahlung des Reſts aber die Schuld in der Bank notirt werden. Die Uebertreter dieſer Geſetze ſollen Zehn Gulden von Hundert, Strafe geben, und eben ſo viel auch diejenigen, welche mehr in der Bank ſchreiben laſſen wollen, als ſie wirklich im Credit derſelben haben.

4. Wer für einen andern, es ſey auch in welcher Lage es wolle, Geſchäfte bey der Bank betreiben will, iſt verbunden, mit einer von dem dazu beſtellten Bank-Notario eingerichteten Vollmacht, ſich zu verſehen, welche von den Herren unterſuchet, und von den Buchhaltern regiſtriret wird. Es darf aber ſolche Vollmacht nicht länger als auf zwey Jahre, wohl aber unter der Zeit, nach Belieben und Verhältniß der Sache eingerichtet werden. Zwey Mahl kann ſolche Vollmacht, wenn ſie auch auf zwey Jahre eingerichtet worden, nach dem Formular renoviret werden, ſoll aber die Vollmacht dann noch länger dauern, ſo muß eine neue ausgeſtellet werden.

Dieſes Geſetz hat aber doch eine Ausnahme, und es heißt beym Marperger (*): „Da aber ei„ner allein handelt und auf eine kurze Zeit verrei„ſet, mag er wohl jemand anders, durch einen von „ſei-

(*) Am angeführten Orte S. 165.

„ſeiner des Conſtituenten Hand mit beygedruckten
„Pettſchaft bekräftigten Zettul, die Vollmacht auf-
„tragen, doch ſoll derſelbe auch ausdrücklich die be-
„ſtimmte Zeit, und daßer Gewaltgeber, bey Ver-
„pfändung ſeiner Haab und Güter, ſo viel darzu
„vonnöthen, des von ihm Gevollmächtigten Hand-
„lung genehm und veſt, auch den Banco und deſ-
„ſen Bediente derentwegen ſchadlos halten wolle,
„einverleibt und ſolche Vollmacht von dem Gewalt-
„haber in den Banco, ebener Maſſen erlegt, reco-
„gnoſcirt, dem Buchhalter regiſtirt, und in das
„Procura-Copier-Buch eingeſchrieben werden.“

5. Alle Ueberweiſungen ſollen in der Bank mündlich geſchehen, und es wird für unnöthig geachtet, daß ſte's Debitor und Creditor gegenwärtig ſind, es möchte denn ſeyn, daß ein Reſt berichtiget würde. Sollte aber jemand Krankheits oder anderer Verhinderungen wegen, zu der Zeit, da in der Bank geſchrieben wird, nicht zur mündlichen Ueberweiſung erſcheinen können, ſo iſt es ihm auch geſtattet, vermittelſt eines eigenhändig unterſchriebenen, und unterſiegelten Zettels, auf welchem neben dem Nahmen ſeines Creditors, auch die Summa erſtlich mit Worten ausgeſchrieben, und dann mit Ziffern bezeichnet, dies Geſchäfte zu vollziehen.

6. Die Gelder müſſen in die Bank von Morgens an, bis eine Stunde vor dem Marktabläuten, gebracht werden.

7. In der Bank werden nur in Hinſicht der Silbermünze die dort gebräuchlichen Münzſorten niedergelegt, und in Hinſicht des Goldes, vollwichtige Ducaten.

8. Von allem Gelde welches entweder in die Bank hineingelegt, oder wieder herausgenommen wird, bezahlet man jedes Mahl, von hundert Gulden, ſechs Kreuzer.

9. Alle

9. Alle Vierteljahr, am Ende der Monathe Januar, Julius, October, wird eine Haupt-Bilanz, und alle Jahr am Ende des Monaths April, eine Schlußrechnung gezogen, zu welchen Zeiten alsdann die Bank, nach Beſchaffenheit der Umſtände, kürzere oder längere Zeit geſperrt iſt.
10. Will jemand aus der Bank Geld haben, ſo muß er ſelbſt kommen, oder ſeinen Bevollmächtigten ſchicken, ſollte aber eine andere Perſon hingehen müſſen, ſo wird dieſem ein ſolcher Schein mitgegeben, als in No. 4. gezeigt worden. Man erhält aber nicht denſelben Tag das Geld, ſondern erſt den folgenden, als an welchem man ſich wieder melden muß.
11. Auf diejenigen Gelder, die in der Bank liegen, ſoll kein Arreſt verſtattet werden. Macht aber jemand Concurs, der in der Bank Gelder hat, ſo bleibt dieſes daſelbſt zum Beſten der Creditoren.

Im Jahre 1695 erfolgte wiederum eine Interims-Verordnung, die bis auf fernerweitiges Reglement im Münzweſen gelten ſollte; da dieſe nun in Hinſicht des dortigen Bankweſens eine wichtige Urkunde iſt, ſo will ich ſie wörtlich nach dem Marperger folgen laſſen.

Eines Hoch-Edlen Hoch-Weiſen Raths der Stadt Nürnberg Interims-Verordnung, wie es mit dem Courrent-Banco allhie, bis auf fernerweitiges Reglement im Münz-Weſen, gehalten werden ſolle.

Einem Hoch-Edlen, Führſichtig und Hoch-Weiſen Rath, Unſeren Herrn, iſt gebührend hinterbracht worden, daß der mehreſte und principalſte Theil hieſiger Handelsleute, um Eröffnung des, bey zween Jahren her, geſperrt geweſten Banco, inſtändigſt angehalten,
anbey

anbey aber auch ſolche Vorſchläge und Verſicherung gethan haben, vermittelſt derer derſelbe nicht allein nicht erſchöpft, ſondern wieder in beſſern Stand und Aufnehmen gebracht werden ſolle.

Wie nun Ihre Hoch-Adel. Herrlichk. ſich jedes Mahl erklärt haben, und noch der beſtändigen Meinung ſeynd, den in A. 1621 den 10ten Aug. nicht ohne ſonderm Bedacht und Eifer angefangenen, und in das 74ſte Jahr continuirten Banco, nimmermehr übern Hauffen gehen, noch verſtatten zu laſſen, daß jeztmahlige Handelſchaft, was von andern tapfern Leuten vor ihnen, recht, auch hieſigem gemeinen Weſen, in möglichſter Zurückhaltung ringhältiger Münzen, und anderer, der Banco-Ordnung de A. 1654 vorgedruckten Urſachen halber, für gut und nützlich gehalten worden, dermahlen durchlöchern möge; alſo laſſen Dero Herrlichkeit oben erſagte, der Handelsleute Erklärung, welche zu gleichem Zweck in Erhaltung des Banco abzielet, ſich gefallen: Und ob ſie wohl nicht gezweifelt, daß dieſelbe, aus aufrichtigem Gemüth, und ſonder arge Liſt geſchehen ſey; ſo haben doch Ihre Herrlichkeit gut befunden Sie Handelsleute, auf den 10ten dieſes Monaths, durch der Herren Deputatorum zum Banco Hoch-Edel Herrl. mit gegebenem Handſtreich nochmahlen beſtätigen zu laſſen.

Wobey es aber die Meinung keinesweges hat, daß diejenige, welche ſolches Angeloben geleiſtet, allein zu dem, was hernach verordnet wird, verbunden ſeyn ſollen, ſondern es wollen Ihre Hoch-Adliche Herrlichkeit, daß alle Bürger, ſo Handelsleute und Krämer, oder wer ſonſt vor Alters her zur Banco-Ordnung de A. 1654 angewieſen, desgleichen auch die Juden, mit denen außer Banco zu handeln, bey Strafe 10 pro Cento verbothen ſeyn ſolle, deme getreulich nachkommen ſollen, als lieb einem jeden iſt, die darauf geſetzte Strafe zu vermeiden, auch andern arbitrariſchen Animadverſionen zu entgehen, in welche diejenige, ſo ſich dawider ſetzen würden, ohnfehlbar verfallen werden.

Solchemnach verordnen Dero Herrlichkeit und wollen, daß nach dem 9ten inſtehenden Monaths Auguſti, an welchem man, nach gemachtem Bilanz, wieder ſchreiben wird, alle, zwiſchen Chriſten und Juden ſich

ergebende Wechſel, groß und klein, ſo 50 Fl. in Wahren (*), aber alle Poſten, ſo 200 Fl. auch nur mit einem Gulden überſteigen, keinesweges mehr per Caſſa, ſondern allein in Banco, in hernach benannten groben Speciebus, wirklich bezahlt, und alſo das bishero nachgeſehene gegen einander ſchreiben, aufgehoben werden ſolle.

Jedoch ſolle einem Debitori annoch erlaubt ſeyn, was er vor erſagtem 9ten Auguſti an Wahren (—) auf Zeit erkauft, und per Caſſa zu bezahlen bedungen, ſoferne er ſeine Verfallzeit richtig hält, auf ſolche Weiſe zu bezahlen; wenn ers nur hernachmahl gleich in Banco anzeigt, und er und ſein Creditor die Gebühr davon erſtattet.

Die einkommende Wechſelbriefe aber, ohngeachtet ſie annoch auf Zahlung per Caſſa verlauten möchten, ſollen wirklich in Banco bezahlet werden, angemerkt, daß in ſolchen eben diejenigen Probeſorten werden angenommen werden, mit welchen man die Wechſelbriefe per Caſſa bishero bezahlt hat.

Uebrigens wird die Banco-Ordnung de A. 1654 alles ſeines Inhalts confirmiret, jedoch der dritte paragraphus derſelben dahin limitirt, daß die Depſito-Gelder, welche gegen Obligationes gegeben werden, per Caſſa mögen entrichtet werden, und der Banco-Gebühr befreyet ſeyn. Was aber einer dem andern, Chriſten oder Juden, auf ein, zwey, oder mehr Monath, gegen Wechſelbriefe, oder bloße Billetten, leihet, ſolle, gleich allen Wechſelbriefen, in Banco abgeführet werden.

Ferner, obwohl in demſelben paragrapho erlaubt geweſen, wenn jemand für Wahren (—) eine ſtarke Schuld gemacht, und ſolche zu zerſchlagen vermeinte, dieſelbe auf unterſchiedene Mahl an zuläßiger Summa, welche 200 Fl. nicht betrifft, außer dem Banco zu bezahlen; ſo wird doch ſolches dahin abermahl limitiret, daß zwar die Zertheilung der Summa, wenn der Creditor damit zufrieden, erlaubt, die Bezahlung derſelben

(*) Waaren. —

ben Zertheilung aber nicht per Caſſa, ſondern jedes Mahl wirklich in Banco, geſchehen ſolle (*).

Denen Fremden ſolle erlaubt ſeyn, mit dem Gelde, ſo ſie anhero bringen, ſofern ſolches in unverbothenen Sorten beſteht, einzukauffen, und damit auch dasjenige zu bezahlen, was 200 Fl. überſteigt.

Desgleichen ſolle den Handwerksleuten erlaubt ſeyn, mit ihrem Kaufmann, ſowohl im Einkauf ihrer Materialien, als Verkauf ihrer Arbeit, auf Bezahlung in- und außer Banco, auch in Poſten 200 Fl. überſteigend zu handlen, daß ſie keine Banco-Gebühr zu bezahlen haben, ohne allein von dem, was ihnen wirklich geſchrieben wird, oder ſie wieder heraus nehmen werden.

Diejenige aber, ſo ihr Handwerk nicht völlig niedergelegt, und doch gleichwohl, ſwider oftmahliges Verbot, in Waaren, welche ſie nicht ſelber machen, Handlung treiben, ſollen die Materialia, ſo ſie nicht ſelber verarbeiten, ſondern wieder verkaufen, in Banco bezahlen, und die Gebühr hievon, wie auch von allen, was ſie auf Märkte oder Meſſen aufnehmen, bezahlen.

Denen Kaufleuten und Handwerks-Verlegern aber, wird auf das ſchärfſte verbothen, dem Handwerksmann und Stückwerkern, einig verbothenes, oder auch gangbares, grob oder kleines Geld, in höhern Preis zu geben, als es geſetzt iſt. Vielweniger ſolle man ihnen, wie etliche ganz ſträflich gethan haben ſollen, einig abgeſetzt oder verbothenes Geld, für ihre Waaren hinlegen, wie viel man nähmlich ihnen in dergleichen Sorten dafür zu geben vermeinet, welche ſie Handwerksleute rechnen mögen, wie ſie wollen, weil durch ſolchen unrechtmäßigen Griff der arme Mann in großen Schaden und Einbuß geſetzt wird.

Denen Fremden, ſo Ochſen, Vieh, Wein, Wolle, Leinwand, Zinn, Kupfer, Bley, und andere Materialien zu verkaufen anhero bringen, und den Handelsleuten verkaufen, ſolle der Käufer, wann die Summa 200 Fl. übertrifft, und außer Banco bezahlt wird,

 3 Kr.

(*) Man ſehe die vorige Bankordnung, n. 3.

3 Kr. von 100 Fl. abziehen, und ſammt 3 Kr. für ſich, alſobald in Banco liefern, bey Strafe von hundert Gulden, zehen Gulden.

So viel aber die Sorten anbelangt, welche dermahlen in dem Courrent-Banco, in gemeinen Zahlungen (dann mit Wechſeln, welche auf Spe ie-Thalern, oder Specie-Ducaten, der alten Bankordnung gemäß, anhero gezogen werden möchten, ſolle es gehalten werden, wie in der gedruckten Wechſelordnung, §. 9. verſehen,) (*) gültig ſeynd und angenommen werden, ſollen beſtehen in wahren Reichs- auch Kayſerlichen, Salzburgiſchen und Franzöſiſchen, ganzen und halben Thalern, zu reſpective Zwey und Einen Gulden gerechnet: Ferners auch in denen ganzen und halben Gulden, ſo bishero allhie gangbar geweſen und Stampffmäſſig ſind, alſo, daß des Fränkiſchen Creyſes Gulden, welche für Caſſa-Geld, neben denen halben Batzen, die ſie im Werth noch etwas übertreffen, gültig bleiben, ausgenommen werden; Jedoch ſolle der, ſo Geld aus dem Banco erheben will, er ſey Hieſiger oder Fremder, ſich mit Guldenern, ſo lange derer im Banco befindlich, bezahlen zu laſſen: Die Banchieri und Caſſirer aber, (welche ſchon deshalben in Pflicht ſtehen,) mit Herausgebung der Thaler, ſo lang Gulden vorhanden, weder ſich ſelber noch andern zu favoriſiren, auch die Gulden unter einander zu laſſen, wie ſie einkommen, und alſo, für ſich oder andere, unausgeſucht wieder herauszugeben, ſchuldig ſeyn; Sollten aber die Gulden mit der Zeit gar vertilget werden müſſen, ſo ſolle hernach die Banco-Valuta auf lauter Thaler eingerichtet werden.

Gleicher Geſtalt ſolle ein jeder von allem Geld, welches ihm, entweder durch baares Hineinlegen, oder überſchreiben in Banco, an ſeinem Credito kommt, imgleichen auch von demjenigen, ſo er baar heraus nimmt, jedes Mahl drey Kreutzer von hundert Gulden bezahlen. Wann ſich aber ergeben ſollte, daß damit zu Beſtreitung nothwendig erforderter Banco-Unkoſten, nicht auszulangen wäre, ſo behält ein Hoch-Edler

(*) Dieſe Wechſelordnung findet ſich beym Marperger, am angeführten Orte, und der §. 9. ſteht S. 169, fgg.

Edler Hochweiſer Rath ſich bevor, dieſe Gebühr, nach erforderter Nothdurft, doch ehe nicht, zu erhöhen, wie ſeit A. 1621 zu verſchiedenen Mahlen (als aus einem Täfelein in der Banco-Zähl-Stube zu erſehen) zu erſehen iſt. Solches aber zu verhüten, wird ein Jeder deſto mehr gewarnet, ſich ſolcher Schalkung und Hintergang zu enthalten, und ſeinen Mitbürgern nicht in fernere Unkoſten damit zu ſetzen. Im übrigen bleibt es mit der Zeit der Einlage, auch Wiederherausnehmung der Gelder, wie in der Banco-Ordnung all ſchon enthalten iſt.

Sollte nun jemand, wer der auch ſeye; Markt-Vorſteher, Banchier, Adjunctus des Banco, auch alle Handelsleute und Krämer, durchgehends, und wer ſonſt der Banco-Ordnung unterworfen, dieſem allen im geringſten zuwider handeln, der ſolle für jede Ueberfahrt, zehn von hundert Strafe, dem Banco zum Beſten, unnachläßig zu büßen haben: Und ob Debitor und Creditor einig würden, Poſten über 200 Fl. unter ſich, in der Stille zu bezahlen, die ſollen, ob ſichs über kurz oder lang, ja auch nach ihrem Tode herfürthun würde, dieſe Strafe in ihren Erben zu büßen haben. Daher wird auch denen verpflichteten Senſalen alles Ernſtes verboten, in keinen Waaren-Unterkauf noch Wechſel, auf Caſſa-Zahlung etwas zu ſchließen, bey der in der Banco-Ordnung beſtimmten Strafe, und Verluſt ihres Dienſtes: Sollte aber ein anderer, der kein Senſal, dergleichen zu thun ſich unterſtehen, der ſoll mit exemplariſcher Strafe, ja, nach geſtalten Dingen, mit der Stadt-Verweiſung, angeſehen werden.

Und dieweil nicht möglich iſt, alle Fälle und Schwierigkeiten, ſo jeweilen, ſonderlich mit Fremden vorfallen können, vorzuſehen: So ſolle ein jeder ſchuldig ſeyn, ſolche Fälle am Banco-Amt anzuzeigen, und von dar Befehl darüber zu erwarten.

Daferne nun ergiebige Geldſummen in Banco einkommen ſollten, würde man jeweilen auch Ducaten, nach dem eingeſezten Gewicht, zu 4 Fl., wie auch auf Holländiſche, Burgunder und andere gemeine Thaler, (ſo in Banco nicht angenommen werden,) zu 28 Batzen, auf kurze Zeit accommodiren, und darauf wegſchreiben zu laſſen, erlauben, auch für das Hineinlegen

vor hundert Gulden mehr nicht als 3 Kreutzer, und eben ſo viel für das Wiederherausnehmen, anrechnen: Jedoch daß derſelbe Verſatz dem Banco verbleibe und heimfalle, wann ſolcher in rechter Zeit nicht wieder eingelöſet wird.

Es behält ſich aber ein Hochedler, Hochweiſer Rath in alle Wege bevor, dieſe, nach der Handelsleute eigenen Vorſchlag, Gutbefinden, und unter Unterwerfung der Strafe von 10 pro Cento, für jede muthwillige und vorſetzliche Ueberfahrt, eingerichtete Verordnung, ſobald dazu erhebliche Urſachen an den Tag ſich legen, ganz oder zum Theil wieder abzuthun, auch in ereignenden Fällen, ein und andere Erläuterung zu geben und zu verbeſſern; Wornach ſich Männiglich zu richten, und für unausbleiblicher Strafe zu hüten haben wird.

Decretum in Senatu, den 20ſten Junii A. 1695.

Schon unterm 30ſten Apr. 1691, verglich ſich die dortige Kaufmannſchaft dahin, daß derjenige, welcher Geld in die Bank legen würde, 4 Procent genießen, der Inhaber des Geldes aber einen Gulden von Hundert zurücklaſſen ſollte, welches am 14ten May darauf vom Rathe vermittelſt eines Mandats beſtätiget wurde. Dies hat man gehalten, und die Bank iſt hernach zu jedermanns Gebrauch frey geſtellet worden; wobey man die Einrichtung traf, daß denenjenigen, welche noch vor Ende des Julius einen Poſten (wahrſcheinlich nicht ohne Vortheil) an ſich bringen, von jeden hundert Gulden ein Gulden ab, und auf ihr Conto in Debito geſchrieben, und was hierdurch der Bank zugehet, zu künftigem anderweitigen Vortheil und Gebrauch der Handlung aufbehalten werden ſolle. Was aber jemand zwiſchen dem 1ſten und 9ten Auguſt, wie auch hernach, baar niederlegen wird, oder durch Ueberſchreiben von andern an ſich, und in ſeinen Credit bringet, das ſoll derſelbe ohne Abzug, ſo lange es in der Bank ſteht, für die bloße Bankgebühr,

bühr, nähmlich 3 Kr. vom Gulden, zu allen Zeiten wieder erheben können.

Die Perſonen, welche dem Bankgeſchäfte vorſtehen, ſind zwey Banquiers, welche in ihrer Function alterniren, ſo daß jeder immer ein halbes Jahr die Geſchäfte trägt, wobey ſie vermittelſt annehmlicher Bürgen 30000 Gulden Caution ſtellen müſſen. Ferner finden ſich bey der Bank noch folgende beſoldete Bediente, als: ein Caſſierer, der 10000 Gulden Caution leiſten muß; ein Unter-Caſſierer, zwey Buchhalter; ein Vicarius, der allenfals die Stelle eines Buchhalters oder Caſſierers, vertreten kann, und ein Bankknecht.

Von dem jetzigen Leihhauſe in Nürnberg ſehe man Göckings Journal, 1784, S. 503.

Einen Vorſchlag zu einer Discont- Leih- und Zettelbank für Nürnberg, findet man im Journal für Fabrik ꝛc. Januar, 1794, S. 44.

Wenn in unſern Preußiſchen Staaten früher eine ſo ſichere und reiche Bank, als jetzt unſere gegenwärtige in Berlin iſt, vorhanden geweſen wäre, ſo möchten vielleicht manche Handlungsgeſellſchaften in ihren Unternehmungen auch haben glücklicher ſeyn können, obgleich ſchwere Kriege auch vieles zum Untergange derſelben beytrugen. So wurde z. B. im Jahre 1750 in Emden eine aſiatiſche Handlungsgeſellſchaft errichtet, und zur Führung eines directen Handels nach Bengalen und China privilegiret; aber der im Jahre 1756 entſtandene Krieg, nöthigte die Geſellſchaft, ihre Ausrüſtungen aufzugeben. Im Jahre 1782 und 1783 machte wieder eine ſo genannte aſiatiſche oder oſtindiſche Geſellſchaft daſelbſt, welche zuerſt aus Ember Kaufleuten, alsdann auch aus einigen fremden Intereſſenten beſtand, Expeditionen nach Batavia und China. Da aber (faſt ohne allen Zweifel Holländer unter der Hand bey dieſen Unternehmungen am mei-

ſten im Spielewaren, ſo könnte ſie natürlich nicht beſtehen, als bis die Sicherheit durch den Frieden wieder hergeſtellet wurde.

Die Geſellſchaft der Häringsſiſcherey zu Emden, die merkwürdigſte unter allen dortigen Handlungsverbindungen, entſtand im Jahre 1764, mit einem Fond von 60000 holländiſchen Gulden, und wurde bald darauf octroyrt. Im Jahre 1770 ſchickte ſie zum erſten Mahl 4 Buyſen aus, welche mit 1825 Tonnen Häringen zurück kamen. Zwar ſetzten ſich ihrer Aufnahme, im Lande ſelbſt und auswärts, Hinderniſſe genug entgegen; beſonders wurden die Holländer auf dieſe neuen Nebenbuhler aufmerkſam, und ſuchten durch Prämien von 500 bis 700 Gulden auf jede Häringsbuyſe ihrer Nation, überwiegende Vortheile und Thätigkeit zu geben. Aber, nun trat **Friedrich** der Einzige zum Schutz der Seinen dazwiſchen; er unterſtützte ſeit 1773 die Geſellſchaft ſo nachdrücklich, daß ſie allen Kunſtgriffen, die zu ihrem Schaden gebraucht wurden, Trotz bieten konnte. Bis zum Jahre 1785 wuchs die Anzahl der Buyſen auf 45 an, ſo daß der Fang 1000 Laſten betrug, und nicht nur für die Bedürfniſſe aller Preußiſchen Staaten hinreichte, ſondern auch noch einen Vorrath zum Handel mit Auswärtigen übrig ließ.

Dieſer und anderer Vortheile ohngeachtet, verlor dieſe Geſellſchaft unter der vorigen Regierung ihre Wirkſamkeit in dem ſo großen Grade (wie man vermuthet) dadurch, daß der Fiſchfang frey gegeben wurde.

Daß Monopolien im Allgemeinen einem Staate ſchädlich ſind, hat ſeine Richtigkeit; allein, Monopolien auf gewiſſe Zeit, bey Entſtehung einer neuen Handlungs-Erwerbs- und Nahrungsquelle im Staate, mit welchen erſt einige Unterthanen den Anfang machen, ſind wieder vortheilhaft, indem dadurch erſt

eine

eine Sache in Gang gebracht, die übrigen Unterthanen belehret, und geſchickt gemacht werden, die neue Sache näher beurtheilen zu können. Iſt ſolches geſchehen, und ſie beſitzen in jedem Verſtande Kräfte dazu, auch ſo etwas zu unternehmen; dann haben ſich bey guter Wirthſchaft die Monopolien-Beſitzer gewiß ſchon bereichert, und es iſt vortheilhaft für den Staat, wenn das Monopol aufgehoben, und allen andern Unterthanen, welche an ſo etwas Vergnügen finden, auch einigen Verdienſt, der freylich dann ſo groß nicht mehr ſeyn kann, gelaſſen wird; wodurch alsdann eben dieſe Sache auch gemeinnütziger wird, und nicht drückend bleibt.

Die Preußiſche Seehandlungsgeſellſchaft iſt unſtreitig die wichtigſte Handlungscompagnie in den Preußiſchen Staaten, nicht ſowohl wegen der Ausbreitung des Preußiſchen Seehandels nach allen Ländern, worauf eigentlich ihr Augenmerk gerichtet ſeyn ſollte, als vielmehr wegen eines doppelten Monopols mit Salz und Wachs, welches ihr ſeit ihrer Entſtehung 1772 ertheilt worden iſt. Ihr Salzhandel, den ſie im Großen trieb, erſtreckte ſich über ganz Polen, weil in den preußiſchen Staaten der Handel mit Salz ein königliches Eigenthum iſt. Alsdann übernahm die Geſellſchaft alles Wachs, welches aus Polen auf der Weichſel herunter gebracht, und in dem Comtoir zu Bromberg aufgehäuft ward. Das urſprüngliche Capital der Geſellſchaft beſtand in 1,200,000 Thaler, in 2400 Actien vertheilt. Die Compagnie hatte im Anfange den Intereſſenten 10 p. C. und über dies noch Dividenden von etwa 2 p. C. bezahlt. Da die jährliche Auszahlung der Zinſen von der königlichen Bank und der Churmärkiſchen Landſchaft garantirt iſt, und die Bank die Actien ohne Bedenken mit 500 Thalern bezahlte; ſo behielten die Actien immer ihren Werth, jedoch wurden ſie nicht

höher als 44 pr. C. verkauft. Die Actienbeſitzer haben übrigens keinen Einfluß auf die Geſchäfte der Geſellſchaft; denn die Direction, welche die Handlungsangelegenheiten beſorgt, hängt unmittelbar vom Könige ab.

Was die jetzige Theilung Polens nun für Einfluß auf die Seehandlungsgeſellſchaft haben mag, wird einſt ein allgemeiner Friede darthun müſſen. Geſetzt aber auch, der Handel mit Polen verlöre ſeine bisherige Geſtalt, ſo iſt doch immer ſo viel gewiß, daß die übrigen, nicht an Preußen gefallenen polniſchen Provinzen, noch immer eben das kaufen, und auch eben das wieder abſetzen müſſen, was vorher geſchah, weil Länder und Staaten nicht wohl ohne den Verkehr der benachbarten Unterthanen mit einander, beſtehen können.

Um nun nicht allein einen benachbarten, ſondern auch entfernten Handel zu beſeelen, iſt unſere Bank in Berlin auf alle mögliche Weiſe thätig und bereit. Sie exiſtirt noch nicht gar lange. Die Verfaſſer der deutſchen Encyklopädie, ſagen im Th. 2, S. 771, daß ſie im Jahre 1765 angelegt, und 1770 ihre Einrichtung dahin abgeändert worden ſey, daß eine Giro- und Umlaufsbank, mit einander vereinigt ſeyn ſollte, indem vorher nur das Abſehen auf eine Giro-Bank gerichtet geweſen ſey. Daß dieſe Angaben nicht völlig richtig ſind, erhellet aus dem, was bey ihrer Errichtung bekannt gemacht wurde.

Unterm 13ten November 1764 erſchien dieſerhalb eine deutſche und franzöſiſche Ankündigung unter der Aufſchrift: Nachricht von der Banque zu Berlin. Sie lautet wörtlich, wie folget:

Da Se. Königl. Majeſtät in Preußen ꝛc. Unſer allergnädigſter Herr, zum Beſten Dero getreuen Länder und deren Eingeſeſſenen, bey dem feſten Entſchluſſe behar-

beharren, eine Banque, nach Art derer übrigen in Europa, die jedoch keine Giro-Banc oder Banque de Transport ſeyn wird, in Dero Reſidenz-Stadt Berlin errichten zu laſſen, und dahero unabläßig darauf bedacht ſind, dieſes ſo wichtige als dem Staat höchſt erſprießliche Werk möglichſt zu befördern; So haben Allerhöchſtdieſelben für nöthig gefunden, ſowohl Einheimiſche, als Auswärtige, hierdurch näher benachrichtigen zu laſſen, daß Sie dieſer Banque für Sich und Dero Königlichen Nachfolgern, ein unwiderrufliches Octroy auf 30 Jahre, mit folgenden Privilegiis, allerhöchſt bewilliget haben.

1. Wird der Banque geſtattet, daß ſie nach Banco-Pfunden, das Pfund zu 30 Gr. gerechnet, deren 24 einen Thaler ausmachen, Buch und Rechnung führen kann.

Dieſes Pfund Banco wird beſtändig um 25 pro Cent höher, als die courſirenden Friedrichsd'or ſeyn, dergeſtalt, daß vier Pfund Berliner Banco Geld zu aller Zeit einen Friederichsd'or zu 21. 9. ausgemünzet, betragen werden. Und wie daſſelbe ein für allemahl beſtimmet und unveränderlich ſeyn ſoll; alſo wird ſolches auch beſtändig mit denen circulirenden Actien und Banco-Zetteln auf das genaueſte übereinſtimmen, mithin das Eigenthum derer Intereſſenten auf einen ſichern Fuß ſetzen.

2. Die Freyheit, zum Beſten und mehrerer Bequemlichkeit des Commercii, einen proportionirlichen Theil ihres Fonds vermittelſt gewiſſer Banco-Billets circuliren zu laſſen, welche jedesmahl dem Inhaber ſogleich, als er die Zahlung verlanget, durch die General-Caſſe der Banque, in Golde, zu 21. 9, ohne die geringſte Schwierigkeit, werden bezahlt werden.

3. Ein Privilegium excluſivum, zu einer Caſſe d'Excompte, welche gegen einen monathlichen Zins von $\frac{1}{4}$ pro Cent die Wechſel-Briefe, Aſſignationen, Obligationen, ꝛc. diſcomptiren wird. Eben dieſe Caſſe wird auch einem jeden auf Gold- und Silber-Barren, Sevillanes, fremde Geld-Sorten, u. ſ. w. ebenfalls gegen $\frac{1}{4}$ pro Cent monathlich die nöthigen Vorſchüſſe thun.

4. Der

4. Der directe Handel nach allen Häfen, Land- und See-Gegenden, wo es ſich für die Banque zu handeln und Commerce zu treiben, ſchicken und rahtſam ſeyn wird.
5. Beſondere Beneficia, ſo in der Folge noch ferner zu beſtimmen, in Anſehung des Rußiſchen und Polniſchen Handels, ſo wie auch
6. in Abſicht auf den Handel und die Ausfuhre der Schleſiſchen Leinwand.
7. Der excluſive Handel mit Bau-Staab Pipen-Holz und Kaufmanns-Gute u. ſ. w. aus denen Königlichen und Cämmerey-Forſten, zum auswärtigen Debit.
8. Pfand- und Leihhäuſer.
9. Die excluſive Land- und See-Aſſecuranzen, und endlich
10. Die Ausmünzung aller Gold- und Silber-Species, auch Courant- und Scheide-Münze, in denen geſammten Königlichen Landen, nebſt dem privativen Gold- und Silber-Handel, ſo wie auch die Scheidung und Affinerien dieſer Matalle.

Seine Königliche Majeſtät behalten Sich überdies noch allergnädigſt bevor, dieſem Etabliſſement, bey allen Gelegenheiten, von Zeit zu Zeit noch mehrere Beneficia zu ertheilen, und declariren hiermit nochmahls, für Sich und Dero Thron-Folgere, daß Sie an dieſer Banque keinen andern Antheil nehmen, als daß Sie derſelben Ihren Königlichen Schutz angedeihen laſſen wollen, ohne weder die Actionaires, noch Circulateurs, oder die Rechnungs-Führung, noch die Directeurs, in ihrer Verwaltung, oder die Freyheiten der Verſammlungen, der engeren Ausſchüſſe, Stimmengebung u. ſ. w. es ſey worin es wolle, im geringſten zu geniren.

Das Capital dieſer Banque wird man nach und nach bis auf 20 Millionen Banco-Pfund, oder fünf und zwanzig Millionen Thaler zu bringen ſuchen, und zwar vermittelſt 100000 Actien, jede Actie zu 200 Pfund Banco, oder 250 Thaler, welche bey Eröffnung der Banque in Golde zu zahlen ſind, und wird die Eröffnung nach geſchehener Publication des förmlichen Octroys, den 1ſten Junius 1765 vor ſich gehen.

So

So bald dieſes geſchehen, wird man mit einigen der obgedachten Branchen den Anfang machen, und mit denen übrigen ſucceſſive, und nach Proportion der eingehenden Fonds, fortfahren.

Die Einzeichnungen wegen der Actien, haben den 19ten October c. in dem Thiloſchen Hauſe auf der Neuſtadt unter den Linden ihren Anfang genommen.

Die Auswärtige, welche an dieſer Banque Theil nehmen wollen, haben ſich aller Vorzüge und Vortheile, ſo daraus zu hoffen, gleich denen eigenen Unterthanen Sr. Königlichen Majeſtät, zu erfreuen; und wenn ſie überdem ſich noch in Sr. Majäſtet Landen niederlaſſen wollen, ſollen dieſelben Allerhöchſt Dero ganz beſondern Schutzes bey aller Gelegenheit ſich zu verſprechen haben, auch aller Vorrechte derer Königlichen Unterthanen genießen; nicht weniger, wenn ſie ſich hinlänglich bey der Banque intereſſiret, zu derſelben Direction mit gelangen.

Die Verwaltung der Banque wird auf die ſolideſte und vortheilhafteſte Art, wie es bey irgend einer andern wohl accreditirten und unpartheyiſchen Banque immer geſchehen kann, geführet werden.

Sowohl Teutſche als Portugieſiſche Juden werden gleiche Vortheile zu gewärtigen haben.

Die Actien werden eine ährliche Dividende erhalten, nach Maßgabe des Profits, welchen die Banque abwerfen wird: Es ſollen dieſe Actien von allen Abgaben frey und gegen alle Repreſſalien geſichert ſeyn, auch unter keinerley Vorwand, ſo gar nicht wegen herrſchaftlichen Forderungen, mit Arreſt beleget werden können.

Wenn man nur einigermaßen vorerwähnte, von Sr. Königlichen Majeſtät, dieſer Banque beygelegte und künftighin noch zu bewilligende Freyheiten und Beneficia, in Erwegung ziehet, ſo wird man leicht einſehen, daß niemahls ein dergleichen Etabliſſement mit mehrerer gegründeten Hoffnung eines glücklichen Erfolgs unternommen worden, auch, daß ſolches ein Anſehnliches abwerfen, mithin die jährlichen Dividenden, wahrſcheinlicher Weiſe beträchtlich ſeyn müſſen, als man es ſich von irgend einer andern dergleichen Haupt-Unternehmung in Europa bisher verſprechen können; dahero denn auch die Einzeichnungen in Sr. Kö-

Königlichen Majeſtät Landen dergeſtalt gut von ſtatten gehen, daß man Urſache zu hoffen hat, es werden die Actien nach Eröffnung der Banque bald anſehnlich ſteigen.

Die Auswärtigen, welche daran Theil nehmen, wollen, können ſich dieſerhalb an die Herren Splittgerber und Daun, Schütze, Wegely und Söhne, Schweiger und Sohn, Seegebart und Werſtler, Feronce, Jordan, Lautier, Ephraim und Söhne, Itzig, ꝛc. allhier addreſſiren.

Auch können diejenigen, welche von dieſem Etabliſſement noch genauere Kenntniß verlangen, ſich in vorerwähntem Thiloſchen Hauſe auf der Neuſtadt unter den Linden melden.

Berlin, den 13ten Nov. 1764.

Banco-Commiſſion.

(L. S.)

v. HAGEN.

Hieraus wird man ſich die ſichere und reiche Gründung der Bank in Berlin zur Genüge vorſtellen. Von ihr dependiren die übrigen Leih- und Pfandhäuſer, wie auch das in Potsdam errichtete Leihhaus, und von dieſem wird im Art. **Leihhaus** weiter geredet werden.

Schriften und Abhandlungen über Leihbanken giebt es ſehr viele, und ich will nur noch außer den ſchon angeführten zum Nachſehen vorſchlagen: Ludovici Kaufmanns-Lexicon, Art. Lehnbank. — Von der in Wien von Privatperſonen errichteten Leihbank, ſehe man: Schleſiſche Provinzialblätter 1787, S. 534. — Einen Plan von dem im Jahre 1795 in Niederöſtreich, mit einer Lotterie verbundenen ſtändiſchen Staats-Anlehn, ſehe man: Fabri Beyträge zur Geographie, 6tes Heft, S. 516. — Von der Reichsleihbank in Petersburg, findet man in Bergius Landesgeſetze, Th. 12, S. 154. Dieſe aber hat mit der

der in Moscau errichteten Leihbank keine Verbindung, welche dem ruſſiſchen, dort herum wohnenden Adel gegen jährliche Zinſen zu 6 Procent auf ihre Landgüter Geld vorſchießet.

Leihbibliothek, iſt eine ſolche Bibliothek, aus welcher der Beſitzer die Bücher, an einen jeden, bey welchem er nur ſicher zu ſeyn glaubt, verleihet. Man hat verſchiedene Einrichtungen mit ihnen getroffen, je nachdem der Beſitzer der Bibliothek ſeinen Vortheil zu haben glaubt, woher es kommt, daß in manchen Bibliotheken, für jeden Band beſonders bezahlt wird — in manchen bezahlt man aber alle Vierteljahre und erhält dafür gewiſſe Bücher — wiederum bey andern giebt man überhaupt ein Gewiſſes, und man hat dafür die Freyheit das ganze Jahr hindurch nach dem Bücherverzeichniſſe ſich auszuſuchen und zu leſen, ſo viel, oder ſo wenig, als man will. Man ſehe darüber den Art. **Leſebibliothek.**

Leihcaſſe; unter dieſem Worte verſteht man eine jede öffentliche oder Privatcaſſe, welche Geldbedürftigen etwas vorſchießet. Es könnten für Bürger, Handwerksleute, Bauern und dergleichen in allen Städten und Aemtern kleine Leihkaſſen, die zum allgemeinen Vortheil dienten, angelegt werden. In dem Hannöverſchen Magazine von 1768 findet ſich Col. 2387, fgg. ein Vorſchlag zur Errichtung eines Capitals, woraus die Bürger einer Stadt bey entſtehenden Nothfällen kleine Capitale zu 20, 30, bis 40 Thalern gegen drey Procent allezeit können geliehen bekommen. Der Verfaſſer, welcher ſich am Ende dieſes Vorſchlages D. nennet, ſagt darin manches Anwendbare, manches aber auch, was Schwierigkeiten geben dürfte. Ich will ihn ſelbſt reden laſſen:

„Ich lebe in einer Stadt, wo die meiſten Bürger „ihre Nahrung und Ausgabe von dem, was ihnen ihre „Aecker einbringen, beſtreiten müſſen. Je mehrere „Acker

„Acker Landes dieſer oder jener Bürger hat, je gröſser „iſt ſeine Einnahme, und deſto beſſer ſein Auskom„men; je weniger Morgen Landes hingegen einer mei„ner Mitbürger beſitzt, je ſchlechter iſt auch ſeine Nah„rung, und er kann die ordentlichen Ausgaben mit „genauer Noth entrichten. Beyde Arten meiner Mit„bürger würden mit ihrem Zuſtande zufrieden ſeyn, „weil ſie erkennen, daß Gott Reiche und Arme weis„lich bey einander geordnet hat, wenn ſie ſich nur nicht „zuweilen genöthiget ſähen, ihre ordentliche Einnahme „von ihren Ländereyen zu verringern, und ſich dadurch „nach und nach außer Stand zu ſetzen, ihren täglichen „Unterhalt und nöthige Ausgaben von dem Ackerbau „herzunehmen. Es entſtehen nähmlich bey ihnen zu„weilen unvermuthete Vorfälle, da ſie kleine Capitale „zu 20, 30 bis 40 Thaler aufleihen müſſen. Selbige „zu erhalten, müſſen ſie einen Morgen Landes nach „dem andern verſetzen, und weil das baare Geld in „Summen hier etwas Seltenes iſt, ſo ſind ſie genöthi„get, es bey den Hausleuten auf den benachbarten „Dörfern aufzunehmen, und es mit 5 Procent zu ver„zinſen (*).

„Es

(*) Es iſt ſowohl in den Preußiſchen Staaten, als auch andern Ländern, vermittelſt Verordnungen, die Verfügung getroffen, daß die Bauern, ſo lange ſie wirkliche Bauern und Hufenbeſitzer ſind, in den Städten keine liegenden Gründe der Bürger kaufen ſollen und dürfen. Dieſes aber unterbleibt dennoch nicht. Es wird zwar kein Kaufcontract zwiſchen Bürger und Bauer in dieſer Hinſicht geſchloſſen; allein, es wird die Sache dennoch gemacht: der geldbedürftige Bürger geht in das Dorf, welchem ſein Ackerſtück am nächſten liegt, und leihet von einem wohlhabenden Bauer auf dies ſein ihm nahe gelegenes Ackerſtück ohngefähr ſo viel Geld, als der Acker beynahe werth iſt, folglich verſetzet er dem Bauer das Stück; und, damit der Bauer deſto ehe dazu geneigt werde, ſo hat er ſtatt der Zinſen den Genießbrauch von dem Stücke, ſo lange bis es eingelöſet iſt. Die Obrigkeit kann ſolches nicht immer leicht erfahren, weil die kleinen Bürger, welche keine Anſpannung haben, ihre Aecker doch von den Bauern der Nachbarſchaft müſſen beſtel-

„Es machen aber dieſelben aus verſchiedenen Ur„ſachen Schwierigkeiten, dergleichen Capitale ferner „herzuleihen, wodurch denn die Bürger bey entſtehen„dem Nothfalle oft genöthiget werden, einen Morgen „Landes, Wieſe und dergleichen, nach einander zu ver„kaufen. Hierüber werden ſie nach und nach außer „Stand geſetzt, ihre Haushaltung fortzuſetzen, und „verarmen. Ich habe dieſes bey vielen bereits erfah„ren, und bey manchen ſehe ich dergleichen Schickſal „auch ſchon zum voraus.

„Würde es daher nicht zum beſondern Vortheile „meiner Mitbürger gereichen, wenn mit Bewilligung „der Obrigkeit ein Capital errichtet würde, woraus „ſie bey Nothfällen kleine Capitalien, 1) allezeit, 2) ohne „Garten, Länderey und dergleichen zu verkaufen, und „4) gegen ganz leidliche Zinſen, etwa zu 3 Procent, „könnten geliehen bekommen? Indem ich dieſes dach„te, fiel mir eine Sache ein, woraus dergleichen Ca„pital zum Nutzen der Bürger könnte errichtet werden, „deren eingeſchlichener Mißbrauch auf verſchiedene „Art der Stadt zum Verderben gereichet, und jährlich „einige tauſend Thaler aus der Stadt unvermerkt weg „nimmt, ohne daß durch ſelbige ein großer wahrer „Nutzen den Einwohnern zuwachſen ſollte.

„Und was iſt denn dieſes? Der Kaffee: denn der „Rockenkaffee fängt ſchon an in Abgang zu kommen, „und wird bald ganz vergeſſen ſeyn. Wenn nun von „einem jeden Pfunde Kaffee, das von den Kaufleuten „zum Verkaufe in die Stadt gebracht wird, eine Ma„riengroſchen an eine von der Obrigkeit über das vor„geſchlagene Capital geſetzte und beeidigte Perſon zur „Be-

beſtellen laſſen, woher alſo die von den Bauern betriebene Arbeit auf ſolchem Acker gar nicht in die Augen fällt.

F.

„Berechnung gegeben würde, ſo wäre mein Endzweck „erreicht.

„Dieſes, möchte man einwenden, wird in einem „Jahre wenig betragen, und es werden viele Jahre erfor„dert werden, ehe daraus ein anſehnliches Capital er„wächſet. Allein, es bedarf keines großen Beweiſes, „daß auch in einer mittelmäßigen Stadt dieſer Gro„ſchen in einer Zeit von 12 Jahren einige tauſend Tha„ler ausmache. Ich will nur die Stadt, wo ich woh„ne, zum Exempel anführen. Es iſt vielleicht unter „10 Häuſern nur eins, wo nicht Kaffee getrunken wird, „und ich kann ganz ſicher auf jedes Haus täglich 1 Loth „Kaffee rechnen. Denn, wenn gleich in dieſem oder je„nem Hauſe dieſes Getränk nicht täglich gebraucht „wird, ſo werden doch dagegen in andern zu 3, 4 bis „6 Loth verbraucht; rechne ich nun, daß, was über „1 Loth getrunken wird, auf die übrigen Häuſer, wo „entweder gar nicht, oder doch nicht täglich dieſer „Trank im Gebrauch iſt, ſo kann ich, wie geſagt, auf „jedes Haus füglich 1 Loth Kaffee rechnen. Nun be„ſteht die Stadt worin ich lebe, aus 384 Wohnhäu„ſern. In denſelben werden alſo nach dieſem An„ſchlage täglich 384 Loth Kaffee verbraucht. Dieſe „machen täglich 12 Pfund aus, und folglich in einem „Jahre 4380 Pfund.

„Nach dem jetzigen Preiſe koſtet jedes Pfund „12 Mgr., folglich gehen für die 4380 Pf. jährlich „aus meiner Stadt 1460 Thaler weg. Wenn nun „von jedem Pfunde 1 Mgr. zu obigem Capital gege„ben wird, ſo iſt die jährliche Einnahme 4380 Mgr. „oder 121 Thaler 24 Mgr. und in 12 Jahren ein Ca„pital von 1460 Thaler, ohne die Zinſen, die ich aber „hier nicht anrechne, weil ſolche leicht, anſtatt des „Salarii für die über dieſes Capital geſetzten Perſonen, „ausgezahlt werden.

Hier-

„Hieraus iſt klar, wie aus dem Mariengroſchen „von jedem Pfunde Kaffee in wenigen Jahren ein gro- „ßes Capital mit Gewißheit kann formiret werden. „Es wird aber die Erfahrung lehren, daß daſſelbe noch „viel höher ſteige, als es hier angegeben iſt, weil täg- „lich gewiß mehr als 384 Loth verbraucht werden, und „folglich auch täglich mehr, als 12 Groſchen, dem „Hauptcapitale zuwachſen. Dieſes zum voraus ge- „ſetzt, ſo können die Kaufleute ſolchen Groſchen von „jedem Pfund ohne ihren Schaden, und ohne da- „durch den Preis bey den Einwohnern der Stadt zu „erhöhen, gar leicht entrichten. Denn ſie kaufen den „ordinären Kaffee in Quantitäten, das Pfund zu „9 Mgr. ein, und profitiren, da ſie ihn zu 12 Mgr. „verkaufen, an den 4380 Pf. jährlich 365 Thaler, „ohne den Rocken zu rechnen, der dem Kaffee zuge- „ſetzt wird. Sie können alſo gar leicht zu ihrem „eignen und ihrer Mitbürger Beſten, jährlich 121 Tha- „ler 24 Mgr. abgeben, weil ſie wenigſtens noch 243 „Thaler 12 Mgr. für ſich behalten, und alſo nach Ab- „zug der Unkoſten für den Transport, an die 15 Pro- „cent für ihr angewandtes Capital empfangen.

„Nunmehr ſollte ich auch zeigen, mit was für „Vorſichtigkeit dieſe Gelder zu dem zu formirenden Ca- „pitale gehoben, verwaltet, und unter was für Bedin- „gungen davon kleinere Capitale zum allgemeinen Nut- „zen den Bürgern bey dringenden Fällen können aus- „geliehen werden; imgleichen, wie für die Sicherheit „des Fundi beſtändig müßte geſorget werden, damit, „ſo viel möglich, ein jeder Bürger mit der Zeit davon „im Falle der Noth Nutzen haben könnte. Allein, da „dieſes hier zu weitläuftig fallen dürfte; ſo über- „laſſe ich ſolches der Weisheit einer jeden Obrig- „keit, und werde mich freuen, wenn man auf die- „ſen aus einer wahren Liebe gegen meine Mitbür-

„ger, hergefloſſenen Vorſchlag, einige Aufmerkſam„keit richten wird.“

D.

Bey dieſem Vorſchlage wäre noch mancherley zu erinnern, und, da er im Jahre 1768 geſchah, als noch überhaupt auch im Lüneburgiſchen andere Preiſe der Waaren, als jetzt, im Gange waren, ſo möchte er ſchon aus dem Grunde jetzt nicht mehr anwendbar ſeyn können. Die Kaufmannſchaft dahin anzuhalten, daß ſie von ihrem Profite ſo viel verliere, iſt ein ſchwerer Punct; — geſetzt auch, ſie laſſen den Leuten den Kaffee zu dem ihnen geſetzten Preiſe, ſo werden ſie in Hinſicht der Güte der Waare, ſich ſchon ſchadlos zu halten wiſſen, da man beſonders bey ſchon gebranntem und gemahlten Kaffee, gewiß nicht ehe von ſeiner Güte urtheilen kann, als bis man ihn trinkt, und dieſer wird am meiſten verkauft. Es dürfte daher dieſes Project wohl auf immer ein frommer Wunſch bleiben.

Indeſſen will ich nicht in Abrede ſeyn, daß dieſer Vorſchlag denkende Köpfe nicht auf andere ähnliche Einrichtungen führen ſollte, die vielleicht beſſer durchgehen möchten, und deßhalb hab ich ihn auch hier eingerückt. Aber ich beſinne mich auch, vor einiger Zeit einen wichtigen Vorſchlag geleſen zu haben, und wo ich nicht irre, war er von dem edeldenkenden Herrn **von Rochow** auf Rekahn. Hierin wurde, ſo viel ich mich erinnere, gründlich gezeigt, daß ein großes Capital im Staate todt und ungenutzt läge, weil die Bank nur große Summen annähme, viele Dienſtboten, Tagelöhner und andere mehr aber keine große Summen von ihrem erſparten Lohne zu verleihen hätten — ſich hüteten, es Privatperſonen zu leihen, weil die traurige Erfahrung es beſtätigte, daß ſie ſehr oft nichts wieder erhielten — und es daher ſtille in ihren Laden und Koffern, viele Jahre liegen ließen. Wenn ich nun zwar

zwar dieſe Idee ganz begriff, ſo kann ich ſie jetzt hier nicht wörtlich anführen; ich will daher das von dieſer Erborgte mit meiner Meinung zuſammenſetzen, und alſo auch einen Vorſchlag wagen, der für Provinzialſtädte und Aemter vortheilhaft ſeyn könute, und damit das liegende Geld in Umlauf käme.

Zu dieſem Behufe ſetze ich vorläufig voraus, daß in einer jeden Stadt, ſo klein ſie auch ſey, ein gewiſſer durch ſichere Caution beſtellter Mann ſich befinde, der dem Haupt-Comtoir untergeordnet ſey, und ſich dem Leihgeſchäfte ehrlich unterziehe — in einem jeden Amte aber würde das Amt ſelbſt ſolches übernehmen müſſen, indem ſolches durch die Schulzen betreiben zu laſſen, manchen Dienſtboten abhalten würde, ſich zu entdecken, daß er ein Par Thaler aufgehoben habe. Hierüber darf ich dem, der die Rechts- und Polizeypflege der Schulzen kennt, nichts weiter erörtern. —

Dieſes Inſtitut will ich eine kleine Leihbank, oder Leihcaſſe nennen. In jeder Hauptſtadt der Provinz ſey auch das Haupt-Comtoir, und bey der Kammer werden die Rechnungen hierüber von den Aemtern abgelegt. Das Haupt-Comtoir in den Städten müßte aber wohl unter der Hauptbanco-Direction ſtehen. — Doch — dies gehört nicht zu meinem Plane. — Aber, die nähern Puncte wären dieſe:

1) Es müßte mit Zuziehung obrigkeitlichen Schutzes allgemein von den Kanzeln, und auf dem Lande noch außerdem durch Schulzen und Schulmeiſter bekannt gemacht werden, daß man eine ſolche Leihcaſſe zu errichten geſonnen ſey, in welche jeder gemeine Mann ſein Geld ſicher gegen 3 Procent Zinſen niederlegen könne, aber, nur müßte es nicht unter 5 Thaler ſeyn, was er brächte.

2) Daß er zu einer gewiſſen Zeit des Jahres ſeine Zinſen richtig in Empfang nehmen ſollte. Ließe er die Zinſen aber ſtehen, daß er dann nicht ehe als bis dieſe wieder zu 1 Thaler angewachſen, davon Zinſen nehmen könnte.

3) Daß er bey einer jeden Aufkündigung ſein Capitälchen mit angelaufenen Zinſen, nach Verlauf von 24 Stunden wieder erhalten könnte.

Ehe nun ein beträchtliches Capital zuſammen käme, dächte ich, ſchöſſen immer öffentliche Caſſen ſo lange etwas zu Bezahlung der Zinſen her, und nähmen das ihrige hernach von dem Vortheile, der hieraus erwächſet, den ich auch kurz zeigen will. Ich weiß es, daß in ſa manchen Städten, die ich jetzt nicht nennen will, ſo viel unnützes Geld von der Kämmerey und der Stadtcaſſe ausgegeben wird, daß es bis zum Bedauern geht! Z. B. wenn in einer gewiſſen nahmhaften Stadt ein Bürger zum Hausbau etwas Holz kaufen will, ſo wird eine große Luſtfahrt — (denn anders ſieht es nicht aus —) nach dem Walde angeſtellt. Der Herr Kämmerer mit ſeinen Miniſtern, den Wort habenden Bürgern, und verſchiedene andere Perſonen, werden zu dieſer Luſtpartie beordert, wozu ſich noch allerley anderes zum Vergnügen geſellet. — Dies heißt, es geſchieht auf Koſten des Käufers; — allein der Käufer, wenn er kein Narr iſt — ſo wie es die hochweiſen Herren Deputirten auch nicht ſeyn wollen — wird ſich dieſes nicht am Holze abgehen laſſen — es ſoll darauf vielmehr gerechnet werden, und er denkt, (wie auch ganz natürlich iſt,) hierdurch zu gewinnen indem die Säulen des Stadtvermögens durch ſolche Feſtivitäten blind, taub und fühllos für Gerechtigkeit gemacht werden; zumahl, da ſie, je mehr Bäume fallen, deſto mehr Abfall und Zweigholz für ſich zu theilen haben. Es wird alſo — aus Eifer für das Wohl

der

der Stadt geraſet, und die beſten Bäume werden für ein Spottgeld gefället. Dieſes heißt zwar nicht, daß die Bäume unter der Taxe angeſchlagen werden, ſondern, daß der Freund, der ſo gut tractirte, um zu ſeinem Schaden wieder zu kommen, doch einige Erleichterung haben möge; und in dieſer Hinſicht ſieht man alsdann ſo genau nicht darauf, (beſonders, wenn er dem eigentlichen und nächſten Vorſteher des Holzes, er ſey Förſter oder Voigt, auch nicht unweiſe — begegnet,) wenn er auch ein Par Dutzend Bäume außer dem Anſchlage mitnimmt, indem, wenn er Holz holet, keiner dort iſt, und man aus den Stämmen nicht judiciren kann, wer den Baum geholet hat (*. — —

Dieſes und andere dergleichen Feſtivitäten, die gar nichts bedeuten, aber doch immer ein Loch in den Kämmerey- und Bürgercaſſen machen, könnten ſehr füglich, und noch dazu zum ſehr großen Vortheile der Communen, abgeſtellt werden, und das Geld, welches von den Communen ſo üppig verbracht wird — nur das allein könnte jährlich zum Fond einer Leih-

(*) Es iſt unmöglich, alle Fälle hier anzugeben, wie bey ſolchen Communen auf das Vermögen des öffentlichen Fond losgeſtürmet wird. Ich habe nur bloß den einen Mißbrauch beym Holzverkaufe gezeigt, und dem will ich noch etwas geringes beyfügen. Z. B. die Städte, welche bis jetzt noch Kavelholz ſchlagen können, laſſen ſich dieſes Recht, ſo lange noch eine Kavel vorhanden iſt, auch nicht nehmen. Nach den Statuten ſollten die Bürger, Wittwen und Armen, eigentlich davon Nutzen ziehen. Die Bürger würden Lärm ſchlagen, wenn ſie nichts erhielten; alſo dieſe erhalten; nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit ihr Theil; die Bürgerwitwen aber, welche nicht mehr im vorigen Glanze leben können, und die Armen, werden vergeſſen — es heißt: es ſey diesmahl ſo viel nicht vorhanden. Dennoch bleiben häufig viele Klafter ſtehen Bey Nachfrage wird vorgegeben, daß ſie entweder dem Herrn Kriegsrath, oder Herrn Forſtrath, oder ſonſt jemand gehören. — Mit der Zeit aber werden ſie verkauft, und — wer nur irgend etwas Beſcheid um ſo manche ſtädtiſche Kämmerey-Wirthſchaften weiß, müßte blind ſeyn, wenn er nicht ſähe, woher ſo viele Stadtverordneten ſich ſo aufwürfen. —

caſſe für Geldbedürftige Bürger, in den Städten zu-erſt niedergeleget werden, wodurch man ſchon vielen in einer Noth helfen würde.

Ich rede hier nicht durch die Blume, wie jeder Leſer ſehen wird, ſondern ich ſage was ich weiß, und für wahr halte, und würde, wenn es dem Zwecke der Encyklopädie gemäß wäre, hierüber Data an-zeigen.

Genug, ich weiß es, daß der allererſte Fond an außerordentlich vielen Orten, (wenn man nur die vielen auf öffentlichen Koſten, und aus öffentlichen Caſſen beſtellten Schmauſereyen und Luſtpartien ein-ſtellen wollte,) aus den öffentlichen Caſſen ohne Mühe hergegeben werden könnte.

Von den Aemtern kann man ſolches nicht ſagen, indem wenigſtens in den preußiſchen Landen, ſo wenig Familienverbindung, als ſonſt eine in den Städten ge-wöhnliche Anhänglichkeit hiebey eine Entſcheidung macht. — Der Pächter des Amtes muß Geld haben und menſchlich ſeyn, und die Gerichtsperſonen haben auch ihre nähere Aufſicht.

Wäre alſo nun z. B. in einer Provinzialſtadt ein Fond hergegeben, der ſonſt verſchmauſet würde, ſo könnte hiermit ſchon armen Leuten geholfen werden. Indeſſen, ich will mich kurz faſſen, alſo: die Com-müne, ſie ſey Stadt- Raths- Bürger- oder Kämme-reycaſſe, verſichere mit ihrem Vermögen, jedem der ein Capitälchen bringt, vermittelſt eines Scheines, daß es wohl aufgehoben ſeyn, und ihm die verſprochenen Zinſen bringen ſoll. Solche Kapitälchen machen end-lich ein Capital. Hiervon werden nur 3 Procent ge-geben, und für 5 oder 6 Procent müſſen ſie dann gegen Sicherheit wieder verliehen werden; und — man kann es an den Fingern abzählen, finge man auch noch ſo klein, aber ehrlich, mit ſolchem Inſtitute an, daß Segen dabey ſeyn würde.

Der

Der Ueberſchuß von erhaltenen Zinſen vermehrt das Vermögen des Inſtituts, und es dürfte nicht lange dauern, ſo würde eine ſolche kleinſtädtiſche Leihcaſſe bald zu einem großen Vermögen gelangen, beſonders wenn von redlichen Vorſtehern ihr Credit erhalten wird. Hätte ſie nun ſchon ein nahmhaftes Vermögen, dann müßte ſie darauf bedacht ſeyn, das Wohl der Menſchheit dadurch mehr zu befördern, daß ſie auch für diejenigen Armen ſorgte, die nichts zu verſetzen hätten — die ſich ſchämen zu betteln — die gern arbeiten, wenn ſie nur Arbeit hätten, und für viele andere, die fleißiger wären, wenn nur Gelegenheit vorhanden wäre, Fleiß auszuüben. Das Inſtitut kaufte daher Flachs, Wolle, Hanf, u. dgl. Diejenigen, welche Flachs ſpinnen können, ſpinnen ſolches, ſo fein oder grob, als ſie dazu taugen, andere ſpinnen die Hede, andere hecheln, wieder andere ſpinnen Wolle, und noch andere Hanf. Alles dieſes kann vor ſich gehen, ohne daß die Stadt und das Publikum es einmahl erfährt, indem mancher Frauen Delicateſſe auch das nicht einmahl erlauben will, daß ſie für Geld ſpinnet. Arme alte Männer können ſpuhlen, haſpeln, wickeln, Wolle kämmen, u. dgl. Mit der geſponnenen Wolle werden arme Tuchmacher wieder verſorgt, oder man läßt von armen Männern, Weibern und Kindern Strümpfe zum Verkaufe ſtricken. Die gemachten Tücher nimmt entweder das Inſtitut zu ſich, und bezahlt den Tuchmachern die Arbeit, und verkauft hernach ſolche, oder es wird gegen Erlegung geringer Zinſen dem Tuchmacher die geſponnene Wolle geborgt. Mit dem flächſenen ſowohl, als heden Garn hilft man armen und ehrlichen Leinwebern auf, auch mit dem dazu tauglichen Hanfgarne, von welchem das übrige an Schuſter zum Pech= und Wachsdraht wieder verkauft wird. Will und kann man, ſo wird eine Bleiche angelegt. Es müßte Schade ſeyn, wenn nur

Waſſer vorhanden iſt, daß eine Stadt oder ein Amt nicht ſo viel Platz zu einer wohl gelegenen Bleiche übrig hätte; auch hier wird dann fremde Leinewand für Geld gebleicht, und das Inſtitut verdienet. Die eigne Leinewand wird verkauft. Es kommt dafür Geld ins Land, anſtatt daß ſonſt ſo viel mehr herausginge, und was dergleichen viele Vortheile noch mehr ſind, die mir Zeit und Raum für jetzt nicht erlauben, weiter auszuführen.

Ich geſtehe, daß dieſe Idee noch nicht völlig reif iſt, allein, ſie könnte unter redlichen, geſchickten und betriebſamen Patrioten zur glücklichſten Reife gelangen. Sowohl die Provinz im Allgemeinen, als auch der Ort beſonders, wo man ein ſolches induſtriöſes Werk anlegte, würde ungemein gewinnen. Alles das Geld, welches Dienſtbothen, Tagelöhner, furchtſame alte Wittwen, und dergleichen Leute mehr, ſonſt ſtill in ihren Kiſten verſchloſſen hielten, liefe jetzt zur Aufnahme des Staats herum. (Wo ich nicht irre, ſo war in der Abhandlung, deren ich oben erwähnte, auch eine Berechnung über das bey den Dienſtboten todt liegende Geld.) Ich will annehmen, daß in einem ſtädtiſchen Kreiſe, auf dem Lande ſowohl, als in der Stadt, ſich nur 500 Perſonen befänden, die ein Capitälchen in dieſer Leihcaſſe niederlegten, und zwar jeder nur 5 Thaler, ſo würde in der Caſſe ſchon ein Stamm von 2500 Thalern ſeyn. Hierfür würden a 3 Procent 75 Rthl. Zinſen geben, welche die bisher ſparſamen Leute gewiß auch wieder zu Capital anwachſen laſſen, und in die Leihcaſſe niederlegen. Die Einnahme aber, da 5 Procent von den Schuldnern genommen würde, wäre 125 Thaler. Es hätte alſo die Caſſe, wenn ſie alles verleihe, ſchon 50 Rthlr. Ueberſchuß, die, wenn die Herren Vorſteher und Beſorger derſelben nicht gleich in den erſten Jahren ſchon den Ueberſchuß nach Standesgebühr verzehren wollten — ſchon

zum Ankaufe einiges Flachſes, Wolle u. dgl. dienen könnten.

Ein Ort, wo dergleichen Leihcaſſe ſich empor arbeitete, würde ſich ſehr merklich, zur Verwunderung der ganzen umliegenden Gegend, aufnehmen; der ſchwache Bürger erhielt eine nicht drückende Unterſtützung, der Arme Brot, und die Geld verleihenden Dienſtboten erhielten einen Zuſatz zu ihrem Capitälchen, wodurch ſie deſto eher ihre dereinſtmahlige eigne Wirthſchaft in Stand bringen können, und nicht ſo gleich beym Anfange ſchon in tiefes Elend zu verſinken befürchten dürfen. Der unmenſchliche Wucher in den kleinen Städten, der trotz aller Aufſicht der Polizey, ſchon deßhalb nicht ganz verſcheucht werden kann, weil es viele giebt, die ſonſt nichts erhalten können — die ſich oft auch ſchämen, eine kleine Summe zu leihen—die alſo ſelbſt ſchon zufrieden ſind, wenn ſie auch geſchunden werden, würde aufhören. Ich weiß, daß ſolche Menſchenſchinder, ohnerachtet des reichlichſten Unterpfandes, welches ſie ſelbſt niederträchtiger Weiſe auch noch gebrauchten, auf die Woche für einen Thaler drey Pfennige genommen, das machen alſo 13 Groſchen Zinſen für einen Thaler aufs Jahr. Solches Ungeziefer in Menſchenhaut erhält alſo für 10 Thaler nach Verlauf eines Jahres, wenn der arme Borgende es nicht eher wieder bezahlen kann, 15 Thaler 10 Groſchen wieder, und ſtellet ſich noch dazu ſo fromm an, als ob dieſe Schinderey aus reiner Menſchenliebe geſchehen. Ueberhaupt iſt das der Kniff eines jeden dergleichen Wucherers, wenn ſie auch Geld liegen haben, daß der in Noth ſteckende erſt lange vor ihnen zappeln muß, und ſie verſprechen alles nur mögliche; denn ſie ſagen: ſie haben das Geld nicht — ſie müſſen es zuſammen leihen und viel erſt darnach laufen — ſie müſſen ſelbſt etwas darauf verſetzen, und ſchwere Zinſen geben und ſo weiter. Sie nehmen alſo für ſich keine

Zin-

Zinſen, ſondern nur für ihre Mühe und Verſäumniß, und laſſen es auf die Generoſität des Leihers ankommen — wobey ſie ihm doch vorſchreiben, daß ſie unter ſo oder ſo viel Zinſen durchaus nichts ſchaffen können; — bald ſo, wie die Puppenſpieler, Bärenzieher und dergleichen Geſindel, ihre Geſchichten ſehen laſſen — ſie rufen aus, Herren und Damen bezahlen nach Belieben, ſonſt giebt die Perſon 2c.

Gewöhnlich und ſehr häufig laſſen ſich die niederträchtigen Wucherer, entweder einen Theil der Zinſen ſchon gleich beym Empfange des Capitals, oder auch die ganzen Zinſen, ſchon ſogleich bezahlen. Dies ſagen ſie nicht vorher. Sie nehmen die Verſchreibung, den Wechſel, oder was es iſt, an, zählen nun das Geld, und wenn ſie ſo weit hin ſind, das noch ſo viel in der Hand zurück iſt, als etwa die Zinſen ausmachen, dann erwähnen ſie derſelben — ſie ſagen, es wäre gleich gut — ja, es wäre beſſer, wenn ſie gleich davon abgingen, und der in Noth ſteckende läßt ſich ſolches gefallen, um nur aus der Noth geriſſen zu werden. Die Verſchreibung aber nehmen ſie nur ſo eingerichtet an, daß ſie den übertriebenen Zinſen wegen gerichtlich nicht belangt werden können. Hernach bey Abzahlung ſind einige dennoch ſo gierig, nach der Verſchreibung, Zinſen zu fordern, ja gar darauf klagen zu wollen.

Ich glaube, daß mehrere Männer mit mir den Wucher genugſam kennen werden. Vom Fahnenjunkerſtande an, bis zur Compagnie, und von Schulen an bis zum feſten und ſichern Brot, ſind oft Jünglinge und Männer immerwährend vor der Peitſche ſolches Geſindels, welches ſich bloß von der Noth der Nebenmenſchen ernährt.

Alles dieſes würde an einem Orte aufhören, ſobald eine oben beſchriebene Leihcaſſe daſelbſt wäre; und, geſetzt, es könnten wirklich nicht alle und jede Geld daraus

aus bekommen, ſo ſind ſchon dadurch mehrere wohlhabende Einwohner entſtanden, die gut denken, und wieder andern aus der Noth helfen können. Von der nähern Einrichtung will ich hier nichts weiter ſagen, als daß ſie, damit ſie beſtehe, reiflich und chriſtlich überlegt und dann vollführt werde.

Sonſt kann man von einigen Leihcaſſen noch finden und nachſehen, als: von der Leihcaſſe in Detmold, Journal von und für Deutſchland, 1789, St. 5. S. 491.

Von einer Leih- und Vorſchußcaſſe ohne Zinſen, Leipz. Intellig. Bl. 1790, S. 176.

Von einer Vorſchußcaſſe in Fulda, Journ. von und für Deutſchl. 1789, St. 9, S. 278, u. ſ. w.

Leihcontract ſ. **Leihvertrag**.

Leihen, borgen; dies iſt ein irreguläres Zeitwort, welches in zwey, dem Anſcheine nach, einander entgegengeſetzten Bedeutungen vorkommt, nähmlich unter dem Begriffe des Gebens und des Nehmens. Was die erſte Bedeutung, nähmlich des Gebens betrifft, ſo heißt geben überhaupt und im engen Verſtande ſo viel als ſchenken, und in dieſer Hinſicht hat ſich das Wort leihen im Hochdeutſchen nur noch in dem zuſammengeſetzten Verleihen, erhalten. (Es heißt in Bittſchriften verleihen noch immer geben; im gemeinen Leben aber ſagt man auch, Geld, Pferde, Wagen u. dgl. verleihen, welches ſo viel, als vermiethen, vertheuern, heißt.) Beym Ottfried heißt leh ſchenken, und die Isländer geben dieſes lia.

Der Grund der Bedeutung dieſes Wortes ſcheint in ſeiner Abſtammung zu liegen; denn, obwohl geben bey dem Ottfried leh heißt, ſo heißt, leihen bey ihm und dem Kero lihen. In der recht platten Sprache der Bauern an der Oſtſee meklenburgiſchen Antheils, heißt leihen, leiyen und auch daun, z. B. Nahw'h daut (oder leiyt) mih'n Dahl'h'r; das heißt: Nachbar

bar thut, oder leiht mir einen Thaler. Die holländiſche Sprache hat auch in dieſer Hinſicht mit der deutſchen platten Sprache viel Aehnlichkeit, indem bey den Holländern leihen leenen, leening und doen heißt. Adelung ſcheint in ſeinem großen Wörterbuche, in der Anmerkung zum Worte leihen, deſſen Abſtammung von dem Walliſiſchen Worte Lla, Llaw, die Hand, herleiten zu wollen, wohin auch unſer liefern, ſo wie auch das Hebräiſche לוה (lavah,) leihen, und entlehnen, gehören. Beym Ulphilas heißt leihen leihvan, und hier ſcheinet ſich das v noch erhalten zu haben.

In noch engerer Bedeutung heißt leihen, zu Lehen geben, die Lehen über etwas ertheilen, belehnen u. ſ. w. und iſt eine bey den Schriftſtellern des Lehnrechts übliche Bedeutung. Daß aber die Alten leihen und geben eben ſowohl als wir unterſchieden haben, beweiſet eine Stelle von Burkhard von Hohenfels: Das ſi lihe mir ze lehen Im Schwabenſpiegel ſteht aber wieder: So man im daz gut lihet. — Beydes ſoll nun zwar ein geben ausdrücken, allein die erſte Stelle des Burkh. v. Hohenf. wo er zu Lehen leihen ſagt, bezeichnet ausdrücklich, daß ein Lehen kein eigentliches Geſchenk oder Gabe, ſondern nur etwas Geliehenes ſey, welches unter gewiſſen Umſtänden wieder zurück gegeben werden müſſe.

In der zweyten Bedeutung, wo leihen ſo viel als nehmen bedeutet, hat dieſes Wort mit empfangen ſehr viele Verwandtſchaft, denn, wer Geld, Brot, einen Wagen, oder ſonſt etwas von einem leihet, der empfänget es. Stoſch nimmt die Wörter leihen, lehnen und borgen zuſammen, und pflichtet einem im Hamburgiſchen gemeinnützigen Magazine vom Jahre 1761 befindlichen Aufſatze hierüber bey. Der Verfaſſer dieſer Abhandlung ſagt: „Ich weiß nicht, ob mehrere „Wörter ſind, die man ſo oft vertauſchet, als dieſe.

„Man

„Man höret ſowohl ſagen: Ich habe ihm Geld geleh-
„net, als ich habe ihm Geld geliehen, da doch bey-
„des ganz falſch iſt.

„Der richtige Unterſchied iſt dieſer: Wer einem et-
„was zum Gebrauche giebt, das er nach der beſtimmten
„Zeit wieder zurück geben muß, der leihet. Wer aber
„etwas auf einige Zeit, zu ſeinem Gebrauche von ei-
„nem andern nimmt, der lehnet. Kürzer, wer etwas
„giebt, der leihet, wer etwas empfängt, der lehnet.
„Der ſel. **Luther** braucht das Wort leihen beſtändig
„in dem Verſtande. Z. E. Freund, leihe mir Brod.
„Leihe nicht einem Gewaltigern, als du biſt, u. ſ. w.

„Das Wort lehnen kommt, ſo viel ich mich erin-
„nere, bey ihm nicht vor, ſondern er bedient ſich an-
„ſtatt deſſen, des Wortes borgen, welches damit aber
„doch nicht völlig einerley iſt. Wir finden aber bey
„andern Exempel davon. Herr **Gottſched** ſagt, im
„zweyten Theile der Weltweisheit, §. 285. Wir
„müſſen verſichert ſeyn, daß wir das Geliehene, von
„dem, der es entlehnet hat, unverſchlimmert, und zur
„rechten Zeit wieder bekommen werden; und §. 247.
„Es wäre in dieſem Falle billig, daß Leiher und Leh-
„ner den Schaden mit einander theilen ſollten. Hier
„ſieht man den Unterſchied ganz offenbar. In dem
„Lexicon des **Faber** ſteht auch ganz recht: Qui mu-
„tuat pecuniam dat mutuo. Er leihet. Qui mutua-
„tur, mutuo accipit. Er lehnet.

„Das Wort borgen, gehöret zu den Mittelwör-
„tern, denn es bedeutet ſowohl leihen, als lehnen.
„Man ſagt: einem etwas borgen, und von einem
„etwas borgen. Z. E. **Gottſched** §. 290. Wir
„ſind verbunden, andern etwas vorzuſtrecken, oder zu
„borgen, und §. 291. Wenn jemand bey theuerer
„Zeit Getreide von dem andern borgte. Was höret
„man öfter als dieſes? Ich muß es von dem Herrn
„borgen; der andere aber antwortete: Ich borge euch
„nicht.

„nicht. Herr Gottſched macht zwiſchen den Wörtern „borgen und leihen, aber auch den Unterſchied, daß „man bey dem Leihen, eben daſſelbe wieder bekommt, „was man ausgiebt, bey dem Borgen aber die Sache „verzehret, und etwas Gleichgültiges wieder gegeben „wird. Z. E. Getreide, Holz, Geld. Dieſer Unter„ſchied aber wird ſehr ſparſam beobachtet, und viel„leicht dürften andere nicht durchgängig der Mei„nung ſeyn.“

Herr Stoſch iſt mit vorigem zufrieden, und ſetzet nur noch zwey Anmerkungen hinzu: Erſtlich, daß es vielleicht gut ſeyn möchte, wenn der Unterſchied, welchen Herr Gottſched zwiſchen leihen und borgen macht, beobachtet würde; unterdeſſen iſt er doch wirklich durch den Gebrauch nicht eingeführet, und man nimmt das Wort leihen, ganz allgemein, von allen Dingen, welche einem andern auf eine Zeitlang zu ſeinem Gebrauche gegeben werden, nicht nur wenn man eben daſſelbe wieder bekommt, ſondern auch wenn das Geliehene verzehret, und etwas Gleichgültiges an deſſen Stelle wieder gegeben wird. So ſtehet Luc. 11. v. 5. lieber Freund, leihe mir drey Brote; und B. Tob. 4, v. 21, daß ich zehn Pfunde Silber geliehen. Man ſagt auch ganz gewöhnlich: ich habe ihm Geld geliehen. Ich habe ihm einen Malter Hafer, eine Klafter Holz geliehen, u. dgl.

Zweytens, das Wort, ein Lehner, kommt auch in der Bibel vor, und zwar nicht in dem Verſtande, welcher hier dem Worte Lehnen beygelegt wird, ſondern in dem gegenſeitigen. Spr. Sal. 22, 7. Wer borget iſt des Lehners Knecht; — und, wir haben in eben dem Verſtande die zuſammengeſetzten Wörter belehnen, darlehnen, die Belehnung, das Darlehn, u. ſ. w.

Es iſt gewiß, daß viele Gelehrte ſich über dieſe Wörter leihen lehnen, und borgen, noch wohl nicht

ganz

ganz einverſtanden haben, wozu jeden vielleicht ein zureichender Grund, oder auch Sprachgewohnheit bewegen mag; mich dünkt aber, man könnte, wenigſtens zwiſchen den beyden Wörtern leihen und borgen, folgenden kurzen Unterſchied machen, welcher mir der Sache am gemäßeſten zu ſeyn ſcheinet: Leihen, (ſowohl in der Bedeutung des Gebens, als Nehmens,) wäre nichts anders, als einem auf ſein Verlangen etwas geben, welches in dem Zuſtande, wie es war, wieder gegeben werden muß. Z. B. einem Geld, ein Pferd, einen Keſſel, Topf u. dgl. leihen. Hier möchte man nicht füglich borgen ſagen können, ob es freylich dennoch auch geſchieht. Borgen hingegen wäre, wenn ich von jemand eine Sache verlange, die ich nicht, ſo wie ſie iſt, und war, ſondern nur nach einiger Zeit, mit Geld oder andern Dingen, dem Werthe nach wieder erſtatte.

Wenn nun auch Herr Gottſched, wie oben angeführt worden, behauptet, daß das Geborgte verzehret werde, ſo kann ich ihm darin nicht beypflichten, weil man ſo vieles vom Kaufmanne und andern Leuten, nicht leihet — ſondern borget, welches nicht verzehret wird. Z. B. es wird niemand zum Kaufmanne ſagen: leihen Sie mir ſo viel Tuch zum Kleide, ſondern: borgen Sie mir ꝛc. Gehe ich hingegen zu einem Freunde, oder auch zu einem andern, und will ſein Kleid auf einen Tag haben, ſo ſage ich nicht: borgen Sie mir das Kleid, (welches ſo viel bedeuten würde, als wenn ich das Kleid kaufen und beſitzen wollte, es aber ſogleich noch nicht bezahlen könnte ꝛc.) ſondern: leihen Sie mir das Kleid. Es iſt in einigen Gegenden Deutſchlandes ein ſehr bekannter Ausdruck: zu Borge nehmen, er nimmt alles zu Borge, das heißt, vom Kaufmanne, Fleiſcher, Becker u. ſ. w. einkaufen, aber nicht gleich bezahlen; woher man auch von ſo einem ſagt: er lebt zu Borge. Es kommt ſehr

häufig in Schuldproceſſen vor, daß der Anwald in ſeines Principals Nahmen ſagt: Ich habe dem N. N. ſo lange geborgt und noch dazu ſo viel Geld geliehen, u. ſ. w. Würde nun ſolches zwar keinen ganzen Beweis ausmachen, ſo würde es doch allemahl den Sprachgebrauch anzeigen, und dieſer iſt, wenigſtens bey uns Deutſchen, oft Richter in verwickelten Fällen.

Die Begriffe der Wörter leihen, lehnen und borgen, führen auch den Begriff des Wiedergebens, oder Wiedererſtattens mit ſich. Ohne alſo einen ſchriftlichen Contract mit dem Verborger gemacht zu haben, bin ich, ſobald ich etwas geliehen oder geborget habe, ſchon verpflichtet, das Geliehene wieder zu geben und das Erborgte zu bezahlen, oder auf irgend eine andere, der Sache gemäße Art, zu erſetzen. Weil aber dieſe ſtille und natürliche Verbindlichkeit von vielen, entweder ganz verkannt, oder ruchlos nicht geachtet wird, oder auch oft nicht geſetzlich, wegen eintretenden Unglücks, oder doch Unvermögens halber nicht in Erfüllung gebracht werden kann — und weil es wieder von Seiten der Verleiher ſo viele ſchlechte Leute giebt, die ſich die Noth ihrer Nebenmenſchen zu ihrem Vortheile zu Nutze zu machen ſuchen, ſo entſtanden allerley Mißhelligkeiten von jeher zum öftern zwiſchen den Verleihern und denen, die etwas liehen, welche ſehr häufig zu den drückendſten und unangenehmſten Klageſachen Anlaß gegeben; denn theils wollte der Verleiher ſchinden — theils wollte oder konnte der Leihende nicht bezahlen — theils waren ſie irrig wegen Summe und Zinſen, und was dergleichen noch mehr iſt. In dieſer Hinſicht ſuchten die Verleiher ſich vermittelſt angenommener Pfänder und Handſchriften, auch übermäßiger Zinſen ſicher zu ſtellen, wodurch die Leihenden in jedem Falle beträchtlichen Schaden litten. Es mußte daher, beſonders bey zunehmendem

Luxus und häufiger entſtehender Armuth, auch dieſe Sache ein Gegenſtand der Polizey und Geſetze werden. In allen cultivirten Staaten findet man ſchon einige Geſetze darüber, aber, wo ich nicht irre, ſo liefern die Preußiſchen Staaten, über dieſen Gegenſtand das beſte und nachahmungswürdigſte Geſetz (*). Es iſt das Pfand- und Leih-Reglement, vom 13ten März 1787, wie folget:

Da Se. Königl. Majeſtät von Preußen ꝛc. ꝛc. Unſer allergnädigſter Herr, wahrgenommen haben daß die über das Leihen und Borgen auf Pfänder in gemeinen Rechten und einzelen Landesgeſetzen enthaltene Vorſchriften, einestheils nicht ſo allgemein bekannt ſind, als es bey einem Geſchäfte, welches beſonders unter den niedern Claſſen des Volks betrieben wird, die Nothwendigkeit und der Endzweck der Geſetze erfordern; und daß es anderntheils dieſen Vorſchriften, vornehmlich in ſofern ſie die Form und Erforderniſſe des Pfand-Contracts betreffen an beſtimmter Deutlichkeit und Vollſtändigkeit hin und wieder noch ermangele; ſo haben Allerhöchſtdieſelben reſolviret, ſothane Vorſchriften nochmahls revidiren, und in ein allgemeines Reglement bringen zu laſſen; damit ſolchergeſtalt auf der einen Seite den aus dem Pfandverkehr entſtehenden Irrungen und Proceſſen möglichſt vorgebeugt, auf der andern aber auch, den bey dieſem Geſchäfte bisher ſo häufig vorgefallenen Betrügereyen und wucherlichen Vervortheilungen deſto nachdrücklicher geſteuert werden möge.

(*) Edictenſamml. vom Jahre 1787, No. XXXI.

I.

Beſtimmung derjenigen, für welche das gegenwärtige Reglement gegeben iſt.

§. 1.

Zuvörderſt ſollen nur Privatperſonen, welche ein ordentliches Gewerbe und Verkehr mit Geldverleihen auf Pfänder treiben, an dieſes Reglement gebunden ſeyn, und darnach beurtheilt werden.

§. 2.

Dagegen ſoll es in Anſehung der bereits ſubſiſtirenden öffentlichen Leihanſtalten, bey deren bisherigen Verfaſſung, und den ihnen ertheilten beſondern Vorſchriften und Privilegien, fernerhin ſein Bewenden haben.

§. 3.

Banquiers und andere Kaufleute, welche nur zufällig, bey Gelegenheit eines Wechſel- oder andern kaufmänniſchen Verkehrs, zu ihrer mehrern Sicherheit Pfänder nehmen, ſind unter dem gegenwärtigen Reglement nicht mit begriffen, ſondern werden bloß nach den allgemeinen geſetzlichen Vorſchriften beurtheilt.

§. 4.

Andere Privatperſonen hingegen, welche ſich mit Geldverleihen auf Pfänder abgeben, und dabey die durch dieſes Reglement beſtimmten und gebilligten Vortheile genießen wollen, müſſen ſolches bey derjenigen Behörde, welcher die Aufſicht über die Polizeyanſtalten ihres Wohnorts zukömmt, anzeigen; ſich in eine von dieſer Behörde zu haltende Rolle der Pfandverleiher eintragen, und ſich einen Conceſſionsſchein darüber ertheilen laſſen.

§. 5.

Wer dieſe Anmeldung und Eintragung verabſäumt, gleichwohl aber überführt werden kann, daß er ohne ſelbſt ein Kaufmann zu ſeyn, an einen Kaufmann oder andere

andere Privatperſonen, mehr als drey Mahl innerhalb Jahresfriſt, Geld auf Pfänder verliehen, oder auch daß er, bey einem gegen Pfand gegebenen Darlehn, ſich über ſechs von Hundert an Zinſen ausgedungen habe, der ſoll als ein ſolcher, welcher aus dem Pfandverkehr ein Gewerbe macht, angeſehen; folglich nach den Vorſchriften des gegenwärtigen Reglements beurtheilt, und ſich für die Zukunft in die Rolle der Pfandverleiher eintragen zu laſſen, angehalten werden.

II.

Erforderniſſe des Pfand-Contracts in Anſehung der dabey vorkommenden Perſonen und Sachen.

§. 6.

Wer Geld auf Pfänder verleihen will, muß für allen Dingen genau prüfen: ob die zum Pfand angetragene Sache wirklich dem Eigenthum und der freyen Diſpoſition des Verpfänders unterworfen ſey.

§. 7.

Beſonders muß der Pfandverleiher dieſe Vorſchrift alsdann beobachten, wenn der Verpfänder ein Dienſtbothe, und das Pfand ſo beſchaffen iſt, daß es wahrſcheinlicher Weiſe der Dienſtherrſchaft gehören kann.

§. 8.

In einem ſolchen Fall muß er ſich mit der bloßen Verſicherung des Dienſtbothen, daß das angebothene Pfand ſein Eigenthum ſey, oder daß der Verſatz vor die Herrſchaft geſchehe, nicht begnügen; ſondern ſich für allen Dingen bey der Dienſtherrſchaft ſelbſt erkundigen: ob das Vorgeben ſeine Richtigkeit habe, oder ob etwa eine Untreue des verpfändenden Geſindes mit unterlaufe.

§. 9.

Werden Sachen von Werth, z. E. Gold, Silber, Juwelen, und andere Koſtbarkeiten, von einem ganz unbekannten Menſchen zum Pfand angeboten; oder iſt das Pfand von der Beſchaffenheit, daß Leute von dem Stand

Stand und Gewerbe des Verpfänders dergleichen Sachen gewöhnlich nicht zu haben pflegen; ſo muß der Pfandverleiher ſich darüber in keinen Pfand-Contract einlaſſen.

§. 10.

Wenn aus Vergleichung der Qualität der Sache, und der Perſon des Verpfänders, ein wahrſcheinlicher Verdacht, daß erſtere entwendet ſey, erwächſt; vornehmlich aber wenn der Pfandverleiher durch öffentliche Bekanntmachung, oder durch obrigkeitliche Warnungen, oder auch nur durch glaubhafte Privatanzeigen benachrichtiget iſt, daß Sachen von dieſer Art, und mit ſolchen Kennzeichen verſehen, geſtohlen oder verlohren worden; ſo muß derſelbe ein ſolches verdächtiges Pfand anhalten, und an die Polizeyobrigkeit des Orts abliefern; auch derſelben die Umſtände und Gründe ſeines Verdachts pflichtmäßig anzeigen.

§. 11.

Wer eine fremde Sache ohne Vorwiſſen und Genehmigung des Eigenthümers zum Pfand angenommen hat, der bleibt dieſem, das Seinige zurückfordernden Eigenthümer, zur Herausgabe des Pfandes, oder zur Schadloshaltung, nach den Vorſchriften der gemeinen Rechte verhaftet.

§. 12.

Hiervon ſind allein diejenigen ausgenommen, die aus Verleihung von Kleidungsſtücken, oder andern Effecten, gegen Entrichtung eines gewiſſen Leihgeldes, ein Gewerbe machen; und ſoll denſelben, wenn die geliehenen Sachen von den Innhabern verpfändet worden, gegen den Pfandnehmer keine Vindications-Klage zukommen; ſondern ſie bloß an denjenigen, mit welchem ſie contrahirt haben, ſich zu halten berechtigt ſeyn.

§. 13.

Ein Pfandverleiher, der kein Jude iſt, und wiſſentlich eine geſtohlne Sache zum Pfand angenommen hat, ſoll, gleich den Diebeshehlern, nach Innhalt der Criminal-

minalgeſetze, beſtrafet werden, und zur fernern Treibung des Pfandverkehrs auf immer unfähig ſeyn.

§. 14.

Kann er einer wirklichen Wiſſenſchaft, daß die zum Pfand gegebene Sache geſtohlen ſey, zwar nicht überführt werden; es ergiebt ſich aber bey der Unterſuchung, daß er die §. 6. — 10. vorgeſchriebene Prüfung nicht mit gehöriger Sorgfalt und Aufmerkſamkeit angeſtellt habe; ſo ſoll er, nach Verhältniß der ihm zur Laſt bleibenden Nachläßigkeit, mit Geldbuße oder Gefängniß nachdrücklich beſtraft werden.

§. 15.

Wird ein ſolcher Pfandverleiher zum zweyten Mahle dabey betroffen, daß er geſtohlene Sachen, ohne Anwendung der ſchuldigen Vorſicht, zum Pfand angenommen; ſo ſoll die das erſte Mahl gegen ihn erkannte Strafe verdoppelt, und ihm noch außerdem alles fernere Pfandverkehr, bey nahmhafter Gefängniß- oder Zuchthausſtrafe, gänzlich unterſaget werden.

§. 16.

Hat ein jüdiſcher Pfandverleiher, wiſſentlich, geſtohlne Sachen zum Pfand angenommen, ſo ſoll derſelbe ſeines Schutzbriefes verluſtig erklärt, und nebſt den Seinigen aus dem Lande geſchafft werden.

§. 17.

Diejenige Gerichtsobrigkeit, welche einen nach dieſer Vorſchrift zur Fortſchaffung qualificirten jüdiſchen Pfandverleiher ferner duldet, ſoll nicht nur wegen einer ſolchen Contravention in fiscaliſchen Anſpruch genommen; ſondern auch zur Selbſthaftung für alle von ihm etwa nachher noch verübte Betrügereyen und Uebervortheilungen, und den deraus entſtandenen Schaden, angehalten werden.

§. 18.

Iſt ein ſolcher jüdiſcher Pfandverleiher nicht vermögend, das Pfand ſelbſt dem Eigenthümer wieder zu

ſchaffen, oder, bey deſſen Ermangelung, den vollen Werth zu erſetzen; ſo iſt die Judenſchaft des Orts ſchuldig, den Eigenthümer für dieſen Werth, und die bey der Sache verwendeten Koſten, zu entſchädigen.

§. 19.

Von dieſer Vertretung ſoll die Judenſchaft nur in dem einzigen Fall befreyet ſeyn, wenn die Aelteſten nachweiſen können, daß ſie alle in dem General-Juden-Reglement, in den übrigen Landesgeſetzen, und auch in dem gegenwärtigen Reglement (§. 79.), ihnen vorgeſchriebene Sorgfalt und Aufmerkſamkeit angewendet haben, um dergleichen Diebeshehler und liederliches Geſindel in Zeiten zu entdecken, und zur Fortſchaffung anzuzeigen.

§. 20.

Kann, nach vorſtehenden Grundſätzen, dem Eigenthümer weder das Pfand ſelbſt zurück verſchafft, noch ihm zu ſeiner Entſchädigung von dem Pfandverleiher, oder der Judenſchaft, verholfen werden, ſo iſt gegen den Pfandverleiher, außer der Caſſation ſeines Schutzbriefes, und noch vor ſeiner Wegſchaffung aus dem Lande, mit Zuchthausſtrafe, nebſt Willkommen und Abſchied, oder anderer verhältnißmäßiger Leibesſtrafe zu verfahren.

§. 21.

Iſt dagegen das Pfand ſelbſt dem Eigenthümer zurück verſchafft, oder ihm dafür vollſtändige Schadloshaltung geleiſtet worden; und es iſt das erſte Mahl, daß der jüdiſche Pfandverleiher auf dem Vergehen, geſtohlene Sachen wiſſentlich zum Pfand angenommen zu haben, betroffen wird; ſo ſoll, auf Vorbitte der Judenſchaft des Orts, und nach Befund der von ſelbiger zur Milderung des Vergehens beygebrachten Gründe und Umſtände, dem Richter erlaubt ſeyn, die in dem §. 16. feſtgeſetzte ordentliche, in eine außerordentliche Geld- oder Leibesſtrafe zu verwandeln.

§. 22.

§. 22.

Wird aber ein ſolcher jüdiſcher Pfandverleiher auf einem dergleichen Verbrechen zum zweyten Mahle betroffen, ſo ſoll nicht nur die geſetzliche Strafe (§.16. f.) ohne weitere Schonung über ihn verhängt, ſondern auch die Judenſchaft des Orts, ohne die geringſte fernere Rückſicht oder Entſchuldigung, zur völligen Entſchädigung des Eigenthümers, nach Vorſchrift des §. 18. angehalten werden.

§. 23.

Kann der jüdiſche Pfandverleiher, welcher eine geſtohlene Sache zum Pfand angenommen hat, zwar keiner wirklichen Wiſſenſchaft von dieſer Qualität der Sache, dagegen aber einer Vernachläßigung der in den §. 6. — 10. Vorgeſchriebenen Prüfung und Vorſicht überführt werden, ſo ſoll bey dem erſten Contraventionsfall, die Vorſchrift §. 14. wider ihn Statt finden. Wenn er aber zum zweyten Mahle auf einer dergleichen Contravention betroffen wird, ſo ſoll mit der in dem §. 16. beſtimmten ordentlichen Strafe der Caſſation ſeines Schutzbriefs, auch ſeiner und der Seinigen Fortſchaffung außer Landes, verfahren werden.

§. 24.

Mit Perſonen, deren Befugniß überhaupt Contracte zu ſchließen, oder inſonderheit Darlehne aufzunehmen, durch Geſetze eingeſchränkt iſt, ſoll ſich niemand, dieſen geſetzlichen Einſchränkungen zuwider, in ein Pfandverkehr einlaſſen.

§. 25.

Inſonderheit darf an Militärperſonen, denen das Schuldenmachen, ohne Conſens des Chefs oder Commandeurs, in den Edicten verbothen iſt, auch gegen Pfand kein Darlehn gegeben werden, in ſofern nicht ein förmlicher ſchriftlicher Conſens dieſes Chefs oder Commandeurs, in welchem die Summa und Münzſorte des Darlehns, nebſt der Zeit, auf wie lange ſolches geliehen werden könne, ausgedrückt ſeyn müſſen, von dem Verpfänder beygebracht worden.

§. 26

§. 26.

Bleibt das Pfand, nach verfloſſener Zeit, unabgelöſet ſtehen, ſo muß ſich der Pfandnehmer entweder eine gleichmäßige förmliche Prolongation des Chefs oder Commandeurs beybringen laſſen; oder wenn ihm ſolche nicht verſchafft werden kann, das Darlehn, nach der unten folgenden Vorſchrift, unverzüglich einklagen.

§. 27.

Wer dieſem zuwider, einer ſolchen Militärperſon, ohne den erforderlichen Conſens, Gelder auf Pfand verleihet, der verliert nicht nur ſein Darlehn, und muß das Pfand unentgeldlich zurück geben; ſondern er ſoll auch noch außerdem, nach den darüber vorhandenen Edicten, fiscaliſch beſtraft werden.

§. 28.

Mit Perſonen, welche unter väterlicher Gewalt, oder vormundſchaftlicher Aufſicht ſtehen, ſoll niemand, ohne Vorwiſſen und ausdrückliche Genehmigung der Väter oder Vormünder, in ein Pfandverkehr ſich einlaſſen.

§. 29.

Iſt ſolches dennoch geſchehen, ſo verliert der Pfandverleiher ſein Darlehn, und muß das Pfand unentgeldlich zurückgeben.

§. 30.

Der Vorwand, daß ſich der Verpfänder für volljährig, oder für einen ſolchen, der nicht mehr unter väterlicher Gewalt ſtehet, ausgegeben, und ſolches wohl gar eidlich beſtärkt habe, ſoll dem Pfandverleiher bey Schuldnern, welche Landeseingeborne ſind, gegen den Verluſt des Darlehns, und die unentgeldliche Herausgabe des Pfandes, niemahls ſchützen.

§. 31.

Nur in den durch die Geſetze näher beſtimmten Fällen, wo ein, dergleichen Perſonen gegebenes Darlehn,

lehn, durch die wirklich geſchehene Verwendung in ihren Nutzen, unter gewiſſen Umſtänden gültig wird, beſteht auch ein mit ihnen geſchloſſener Pfandcontract.

§. 32.

Es iſt daher Pflicht eines jeden Pfandverleihers, wenn die Perſon und Qualität des ſich angebenden Verpfänders ihm nicht mit hinlänglicher Zuverläßigkeit bekannt ſind, ſich darnach genau zu erkundigen, und durch unverdächtige Taufſcheine, oder durch das Zeugniß glaubwürdiger Perſonen, ſich zu verſichern: daß der Verpfänder unter diejenigen nicht gehöre, mit denen, ohne väterlichen und vormundſchaftlichen Conſens, kein gültiger Darlehns- und Pfandcontract geſchloſſen werden kann.

§. 33.

Wer wiſſentlich mit dergleichen Perſonen ein Pfandverkehr getrieben hat, der ſoll dafür, nach Vorſchrift der darüber beſonders ergangenen Verordnungen, geſtraft werden, und wird für immer unfähig zu Treibung des Pfandverkehrs.

§. 34.

Kann der Pfandverleiher dieſer gehabten Wiſſenſchaft zwar nicht überführt werden; es ergiebt ſich aber bey der Unterſuchung, daß er, der Vorſchrift des §. 32. zuwider, die erforderliche Mühe, ſich von der perſönlichen Qualität des Pfandgebers zu verſichern, nicht angewendet habe; ſo ſoll gegen ihn, ohne Unterſchied, ob er ein Jude iſt, oder nicht, nach den §. 14. und 15. enthaltenen Feſtſetzungen, verfahren werden.

§. 35.

Mit verheiratheten Frauensperſonen ſoll ſich niemand ohne Vorwiſſen und ausdrückliche Bewilligung des Mannes, in ein Pfandverkehr einlaſſen.

§. 36.

Nur in ſolchen folgenden Fällen bedarf es keiner ſolchen Einwilligung.

1) Wenn

1) Wenn eine Frau für ſich ſelbſt eine eigene Handlung treibt.
2) Wenn ſie das gegen Pfand erborgte Geld zum gemeinſchaftlichen Beſten beyder Eheleute wirklich verwendet.
3) Wenn ihr der Mann einen Theil ſeines Gewerbes übertragen, und ſie, zum Betrieb deſſelben, während ſeiner Abweſenheit, Gelder auf Pfand erborgt hat; obgleich die Verwendung nicht geſchehen, oder der daraus gehoffte Nutzen nicht erfolgt wäre.
4) Wenn die zum Pfand angetragene Sache ſo beſchaffen iſt, daß aus ihrer bloßen Qualität die freye Befugniß der Frau, nach Willkühr darüber zu diſponiren, entnommen werden kann.

§. 37.

Bey Juwelen, Gold- und Silbergeſchirr, Spitzen und andern Koſtbarkeiten, gilt, wenn ſie auch ihrer Qualität nach, zum Gebrauch der Frau gewidmet ſind, dennoch die Vermuthung, daß ihr darüber eine willkührliche Diſpoſition, ohne Vorwiſſen des Mannes, keineswegeſ zuſtehe.

§. 38.

Es muß daher jeder, welcher ſich mit einer verheiratheten Frau in ein Darlehns- und Pfandverkehr einlaſſen will, entweder die Einwilligung des Mannes dazu einhohlen, oder ſich hinlänglich verſichern, daß einer der vorbeſtimmten Fälle, wo es dieſer Einwilligung nicht bedarf, vorhanden ſey.

§. 39.

Wer obigen Vorſchriften zuwider, ſich mit einer verheiratheten Frau in ein verbothenes Pfandverkehr einläßt, verliert ſein Darlehn, und muß das Pfand unentgeldlich zurückgeben.

§. 40.

Hat der Contravenient die Qualität der Verpfänderin gewußt, ſo muß ihm die fernere Treibung des Ge-

Gewerbs mit Pfänderleihen, bey nahmhafter Strafe, gänzlich unterſagt werden.

§. 41.

Ein gleiches ſoll Statt finden, wenn ein ſolcher Pfandverleiher, zwar nicht aus überführter Wiſſenſchaft, aber dennoch aus Unvorſichtigkeit und Mangel an Aufmerkſamkeit, und ſorgfältiger Erkundigung nach der Qualität der Verpfänderin, auf ſolchen unerlaubten Pfandverkehren, mit verheiratheten Frauensperſonen, ſchon mehr als einmahl betroffen worden.

§. 42.

Studierenden auf höhern Schulen und Univerſitäten, ſoll niemand ohne Vorwiſſen und Conſens des academiſchen Gerichts, Geld oder Geldswerth auf Pfänder leihen.

§. 43.

Der Conſens ſoll allemahl nur auf eine gewiſſe nach den Umſtänden beſtimmte Zeit ertheilt werden.

§. 44.

Wenn nach Verlauf dieſer Zeit das Pfand unabgelöſet ſtehen bleibt, ſo muß der Pfandnehmer ſolches dem academiſchen Gericht, bey Verluſt ſeines Rechts, unverzüglich anzeigen, damit ihm von dieſem, auf den in den allgemeinen, und den beſondern academiſchen Geſetzen näher beſtimmten Wegen, zu ſeiner Befriedigung geholfen werde.

§. 45.

Wer einem Studierenden, ohne den vorgeſchriebenen Conſens, ein Darlehn auf Pfänder giebt, wird deſſen verluſtig, und muß das Pfand unentgeldlich zurück geben.

§. 46.

Iſt das Darlehn zu unnützen Ausgaben, oder gar zur Ueppigkeit und Schwelgerey, gegeben worden, ſo ſoll der Pfandnehmer, außer dem Verluſt der Schuld, auch

auch noch um den ganzen Betrag derſelben, fiscaliſch beſtraft, und ihm das fernere Gewerbe mit Pfänderleihen gänzlich unterſagt werden.

III.

Form des Pfandcontracts.

§. 47.

Jeder, welcher mit Geldverleihen auf Pfänder ein Gewerbe treibt, ſoll ſchuldig ſeyn, ein ordentliches Pfandbuch zu halten, und ſolches, nach Vorſchrift des Stempeledicts, vom 13ten May 1766, Art. VI, paragraphiren zu laſſen.

§. 48.

In dieſes Pfandbuch muß jedes von ihm betriebene Pfandverkehr deutlich und umſtändlich eingetragen werden.

§. 49.

Die Einſchreibung muß in deutſcher oder franzöſiſcher Sprache geſchehen; je nachdem der Pfandnehmer zu einer oder der andern Nation gehöret.

§. 50.

Der Vermerk muß, der Regel nach, von dem Verpfänder ſelbſt eingetragen, und mit ſeinem ausgeſchriebenen Nahmen unterzeichnet werden.

§. 51.

Allenfalls kann zwar die Einſchreibung des Vermerks, auf Verlangen des Verpfänders, durch einen Dritten, welches jedoch nicht der Pfandnehmer ſelbſt ſeyn darf, geſchehen; es iſt aber alsdann erforderlich, daß der Verpfänder Geſchriebenes leſen könne, und ſeinen Nahmen eigenhändig unterſchreibe.

§. 52.

Iſt der Verpfänder des Leſens und Schreibens ſo weit nicht mächtig, oder iſt er der Sprache, in welcher, nach §. 49, das Einſchreiben geſchehen ſoll, nicht kundig

kundig, ſo muß er einen ſelbſt gewählten Aſſiſtenten mitbringen, und durch dieſen die Einzeichnung in das Pfandbuch verrichten laſſen.

§. 53.

Dieſer Aſſiſtent muß, wenn der Verpfänder der Sprache nicht kundig iſt, mit ihm zugleich den Vermerk unterſchreiben, und dabey ausdrücklich atteſtiren, daß er ſolchen dem Verpfänder, in ſeiner Sprache, treulich erklärt habe.

§. 54.

Iſt aber der Verdfänder des Leſens und Schreibens überhaupt nicht mächtig; ſo muß er den Vermerk im Pfandbuch, mit Kreutzen, oder andern ihm gewöhnlichen Zeichen, vollziehen; ſein Aſſiſtent muß ihn als Zeuge mit unterſchreiben; und dabey ausdrücklich atteſtiren, daß er dieſen Vermerk dem Verpfänder vorgeleſen, dieſer ihn genehmigt, und die Zeichen oder Kreutze ſtatt ſeiner Unterſchrift beygefügt habe.

§. 55.

Obige Vorſchriften (§. 52. 53. 54.) müſſen zwar, der Regel nach, ohne Rückſicht auf den Betrag des Darlehns, beobachtet werden; und dem Pfandnehmer liegt ob, den bey ihm ſich meldenden Verpfänder darnach zu bedeuten und anzuweiſen.

§. 56.

Wenn jedoch das Darlehen nur zehn Thaler oder weniger beträgt, und der Verpfänder ſich zur Zuziehung eines Aſſiſtenten dabey nicht bequemen will; ſo kann ſolcher zwar wegbleiben, und die Einzeichnung in das Pfandbuch allenfalls von dem Pfandnehmer ſelbſt geſchehen. Es muß aber alsdann in dem eingetragenen Vermerk ausdrücklich erwähnt werden, daß der Verpfänder wegen Zuziehung eines Aſſiſtenten bedeutet worden, und ſich dazu nicht habe verſtehen wollen.

§. 57.

§. 57.

Wenn der Verpfänder, welcher ſich, unter ſolchen Umſtänden, die Einzeichnung des Vermerks in das Pfandbuch, durch den Pfandnehmer ſelbſt, hat gefallen laſſen, hiernächſt inne wird, daß das Geſchäfte anders niedergeſchrieben als verabredet worden, ſo muß er ſolches innerhalb dreyer Tage, von Zeit des vollzogenen Geſchäftes, dem Richter zur weitern Unterſuchung anzeigen.

§. 58.

Wird aber dergleichen Behauptung erſt nach Ablauf des dreytägigen Zeitraums angebracht, ſo ſoll der Verpfänder damit nicht weiter gehört werden.

§. 59.

Will der Verpfänder ſeinen Nahmen, oder überhaupt das ganze Verkehr, im Pfandbuche nicht kund werden laſſen, ſo ſteht ihm zwar frey, dem Pfandnehmer einen beſondern Schein darüber auszuſtellen. Es muß aber

1) dieſer Schein völlig in der Form abgefaßt ſeyn, und eben das enthalten, was bey einem Vermerk im Pfandbuch ſelbſt erforderlich iſt;

2) beſonders muß der Verpfänder in dieſem Schein ausdrücklich bekräftigen, daß die Einſchreibung in das Pfandbuch auf ſein eigenes Verlangen und Anregung unterblieben ſey;

3) der Pfandnehmer muß zu gleicher Zeit, da ihm der Schein zugeſtellt wird, und unter eben dem Dato, in ſeinem Pfandbuche vermerken:

   daß er unter dieſem Dato ein Pfandgeſchäfte, über ſo und ſo viel, gegen ein in Juwelen, Silber, Kleidern, ꝛc. ꝛc. beſtehendes Pfand, laut beſondern Scheins, geſchloſſen habe.

4) Dieſe geſchehene Eintragung in das Pfandbuch, und die Nummer oder Pagina des Vermerks in ſelbigem, muß von dem Verpfänder auf dem Originalſchein notirt worden (cf. §. 71.)

§. 60.

§. 60.

Der in das Pfandbuch eingetragene Vermerk und alſo auch der, in dem Falle des § 59, ſtatt deſſelben auszuſtellende Schein, muß enthalten:

1) das Datum und Jahr des vollzogenen Geſchäfts;
2) die Stücke welche verpfändet worden, mit möglichſt genauer Beſchreibung derſelben, und wenn ſie in Gold oder Silber beſtehen, mit Bemerkung des Gewichts und der Probe;
3) die Summa und Münzſorte des Darlehns;
4) Die verabredeten Zinſen: ob dieſelben im voraus abgezogen, und wie viel nach deren Abzug dem Verpfänder wirklich bar gegeben worden;
5) die bedungene Zeit der Wiederbezahlung;
6) wie hoch der Werth des Pfandes von dem Verpfänder angeſchlagen werde;
7) das Bekenntniß des Verpfänders, daß ihm von dieſem Vermerk eine Abſchrift ſtatt des Empfangſcheins über das eingelegte Pfand, zugeſtellt worden (cf. §. 67).

§. 61.

Dem Verpfänder ſteht frey, wenn beſonders Juwelen, oder andere, nach Summe, Maaß und Gewicht, nicht genau zu beſtimmende Pfänder eingelegt worden, Siegel und andere dergleichen Kennzeichen daran zu befeſtigen. Iſt ſolches geſchehen, ſo muß deſſen im Pfandbuch gedacht, und die gemachten Kennzeichen müſſen deutlich angegeben werden.

§. 62.

Auch können die Intereſſenten ſich dahin vereinigen, daß die einzulegenden Pfänder, in Gegenwart des Pfandnehmers, in Beutel, Schachteln oder andere Behältniſſe gepackt, und mit des Verpfänders Petſchaft verſiegelt werden. Alsdenn muß aber, außer der Benennung der Stücke, auch das Behältniß, in welches ſie gelegt, imgleichen das Petſchaft, womit ſie verſiegelt, auch wie oft dieſes Siegel daran befeſtiget worden, in dem Pfandbuch mit bemerkt werden.

§. 63.

Welcher Pfandverleiher entweder gar kein Pfandbuch hält, oder ein Pfandgeſchäfte ohne die verordnete Eintragung darin, oder in dem Falle des §. 59. ohne Ausſtellung des beſondern Scheins darüber, vornimmt, der ſoll des Darlehns verluſtig ſeyn, ſolches dem Fisco zuerkannt; der Pfandnehmer zur unentgeldlichen Herausgabe der Pfänder angehalten; auch demſelben die fernere Treibung des Gewerbes, bey nahmhafter Strafe, gänzlich unterſagt werden.

§. 64.

Eine gleiche Strafe ſoll den Pfandverleiher treffen, wenn das Geſchäfte in das Pfandbuch zwar eingetragen, dabey aber, oder in dem §. 59. beſchriebenen beſondern Scheine die geſetzmäßige Form vernachläßiget worden; und ſich aus den Umſtänden ergiebt, daß dieſe Vernachläßigung vorſätzlich, und in der Abſicht, Wucher oder andere unerlaubte Vervortheilungen dadurch zu verheimlichen, begangen worden.

§. 65.

Finden ſich aber keine erhebliche Anzeigen eines ſolchen ſtrafbaren Vorſatzes, ſondern läuft die in der Form des Pfandbuchs begangene Vernachläßigung, mehr auf eine Unvorſichtigkeit, Uebereilung, oder Unſchicklichkeit hinaus; ſo ſoll dennoch, wenn wegen der übergangenen oder weggelaſſenen Umſtände des Geſchäfts, Streit entſteht, die Vermuthung allemahl gegen den Pfandnehmer gelten, und die von ihm widerſprochene Angabe des Verpfänders ſo lange für richtig angenommen werden, bis das Gegentheil hinkänglich ausgemittelt werden kann.

§. 66.

Außerdem ſoll, in einem ſolchen Fall, der Pfandverleiher über die begangene Vernachläßigung der geſetzlichen Vorſchrift, alles Ernſtes zurechte gewieſen, und ihm auf die nächſte Wiederhohlung deſſelben Fehlers, die in dem §. 63. verordnete Strafe beſonders angedroht; auch er demnächſt, wenn er auf einer ſolchen

Wie-

Wiederholung wirklich betroffen würde, mit dieſer Strafe ohne fernere Nachſicht, beleget werden.

§. 67.

Der Pfandverleiher iſt dem Verpfänder, über das eingelegte Pfand, einen Empfangſchein zu ertheilen ſchuldig.

§. 68.

Dieſer Schein ſoll in einer richtigen und getreuen Abſchrift des in das Pfandbuch eingetragenen Vermerks beſtehen, welche der Pfandnehmer, der Regel nach, eigenhändig ausfertigen, und mit ſeines Nahmens Unterſchrift beglaubigen muß.

§. 69.

Iſt der Pfandverleiher des Schreibens nicht mächtig, ſo kann er zwar die Abſchrift von einem Dritten fertigen laſſen; er muß aber alsdann Geſchriebenes leſen können, und ſeine Nahmensunterſchrift eigenhändig beyfügen.

§. 70.

Iſt er auch hiezu nicht fähig, ſo muß er ſich zur Fertigung der Abſchrift eines ſelbſtgewählten Aſſiſtenten bedienen; welcher dabey alles das zu beobachten hat, was in einem gleichen Fall dem Aſſiſtenten des Verpfänders §. 54. vorgeſchrieben iſt.

§. 71.

Iſt nach §. 59. das Pfandgeſchäfte nur allgemein im Pfandbuch bemerkt, und darüber von dem Verpfänder ein beſonderer Schein gegeben worden; ſo muß demſelben von dem Pfandnehmer eine Abſchrift dieſes Scheins ſowohl, als die allgemeinen Vermerks im Pfandbuch, unter ſeiner, des Pfandnehmers, Unterſchrift, ſtatt der Recognition oder des Empfangſcheins, zugeſtellt werden.

§. 72.

Hat der Verpfänder die Taxe des Pfandes im Pfandbuche, nach der Meinung des Pfandnehmers, zu hoch

angegeben, ſo ſteht letzterem frey, denjenigen Werth, welcher, nach ſeiner Schätzung, dem Pfande nur beyzulegen ſey, unter dem Empfangſchein zu bemerken.

§. 73.

Der Empfangſchein wirkt einen vollen Beweis gegen den Pfandnehmer; ſelbſt alsdann, wenn dieſer der Sprache, in welcher der Vermerk in das Pfandbuch eingeſchrieben worden, nicht kundig wäre.

§. 74.

Sollte ſich zwiſchen dem im Pfandbuch eingeſchriebenen Vermerk, und der in den Händen des Verpfänders befindlichen Abſchrift, eine Verſchiedenheit äußern; ſo ſtreitet die Vermuthung für dasjenige, was dem Pfandnehmer am nachtheiligſten iſt.

§. 75.

Wird dem Verpfänder die Abſchrift des Vermerks im Pfandbuch, oder des §. 59. beſchriebenen Scheins, von dem Pfandnehmer beharrlich verweigert und vorenthalten; ſo ſoll gegen letztern eben ſo verfahren werden, als wenn er das Geſchäfte in ſein Pfandbuch gar nicht eintragen laſſen.

§. 76.

Uebrigens muß der Pfandſchein, wenn die Summe des Darlehns 30 Thaler oder mehr beträgt, auf einen Stempelbogen von ſechs Groſchen, bey Edictmäßiger Strafe ausgefertigt werden. Beträgt aber das Darlehn weniger, ſo bedarf es keines Stempelpapiers.

IV.

Reviſion der Pfandbücher.

§. 77.

Damit obige zur Sicherheit des Publici gereichende Vorſchriften wegen ordentlicher Führung der Pfandbücher, deſto zuverläßiger beobachtet werden mögen, ſo

ſo ſollen die Pfandbücher von Zeit zu Zeit revidiret werden.

§. 78.

Den Fiscälen ſteht es frey, auf dergleichen Reviſion jederzeit anzutragen; und ſie ſind ſolches zu thun verpflichtet, ſo oft ihnen Nachrichten oder Anzeigen der von dieſem oder jenem Pfandnehmer verübten Unordnungen, oder wucherlichen Behandlungen, zukommen.

§. 79.

Auch die Judenälteſten müſſen außerdem die Pfandbücher der Mitglieder ihrer Gemeine fleißig revidiren, und nachſehen, ob auch von ſelbigen die Vorſchriften des gegenwärtigen Reglements gehörig beobachtet werden.

§. 80.

Vornehmlich aber ſoll die zu Verwaltung der Policeygeſchäfte jeden Orts verordnete Behörde, eine Reviſion ſämmtlicher Pfandbücher, ohne Unterſchied der Gerichtsbarkeit, welcher die Pfandverleiher ſonſt unterworfen ſind, alljährig einmahl, mit möglichſter Sorgfalt und Genauigkeit vornehmen.

§. 81.

Bey dieſer Reviſion müſſen alle Fehler und Uebertretungen der in dem gegenwärtigen Reglement vorgeſchriebenen Ordnung, in dem zu führenden Protocoll genau angemerkt; in Anſehung derjenigen, wo es nach obſtehenden Vorſchriften nur einer Zurechtweiſung bedarf, ſolche dem Pfandverleiher ſofort ertheilt; in Fällen aber, wo, nach eben dieſen Vorſchriften, eine wirkliche Beſtrafung, oder die Unterſagung des fernern Pfandverkehrs Statt findet, den Gerichten, unter welche der Pfandverleiher gehört, davon, zur weitern Unterſuchung, unverzüglich Anzeige gemacht werden.

§. 82.

Die Reviſion ſelbſt muß nicht bloß auf die noch ſchwebenden, ſondern auch auf die ſchon abgethanen Pfandgeſchäfte gerichtet ſeyn.

§. 83.

Kommen jedoch, bey Gelegenheit einer ſolchen Reviſion, Contraventionen, die an und für ſich zu einer wirklichen Beſtrafung qualificirt ſind, nur bey ſchon abgemachten Pfandgeſchäften zum Vorſchein, ſo ſoll der Pfandverleiher, ſtatt des im §. 63. feſtgeſetzten Verluſts des ganzen Darlehns, nur um den vierten Theil der Summe deſſelben fiſcaliſch beſtrafet werden.

§. 84.

Wegen der Unterſuchung des fernern Pfandverkehrs aber, macht es keinen Unterſchied: ob die Contraventionen, welche nach Maaßgabe §. 15. 33. 40. 46. 63. 64. 66. ein dergleichen Verbot begründen, bey ſchon abgemachten, oder bey noch ſchwebenden Pfandgeſchäften entdeckt worden.

§. 85.

Diejenigen Pfandverleiher, welche dies Gewerbe gänzlich niedergelegt, und ihren Nahmen in der Rolle (§ 4., hab n ausſtreichen laſſen, ſollen zur Vorlegung ihrer Bücher ex officio nicht angehalten werden.

§. 86.

Wenn jedoch innerhalb Jahresfriſt, nach geſchehener Niederlegung des Gewerbes, wegen eines begangenen Wuchers oder Betrugs Klage entſtünde; ſo ſoll die alsdann vorzunehmende Reviſion des Pfandbuchs nicht bloß auf den Fall, welcher den Streit veranlaßt, ſondern auch auf die übrigen ſchon abgethanen Geſchäfte gerichtet, und dabey nach der Vorſchrift des §. 83. vefahren werden.

§. 87.

Die Reviſores der Pfandbücher ſind ſchuldig, über die bey ſolcher Reviſion zu ihrer Wiſſenſchaft gelangten Pfandgeſchäfte, beſonders über die Nahmen der Verpfänder, ein genaues Stillſchweigen auf ihren Amtseid zu beobachten; in ſofern nicht etwa die wegen einer bemerkten Contravention zu verhängende

Un-

Unterſuchung, die Bekanntmachung des Geſchäftes und Nahmens unvermeidlich macht.

§. 88.

Ueber die im Pfandbuch nach §. 59. nur allgemein bemerkten Pfandgeſchäfte, muß ſich zwar der Pfandgeber, auf beſonderes Verlangen des Reviſors, durch Vorlegung des Scheins legitimiren. Wenn aber der Reviſor dabey nichts bedenkliches wahrnimmt; ſo darf er eines ſolchen Geſchäftes, vielweniger des Nahmens des Verpfänders, in ſeinem Protocoll keine Erwähnung thun.

Behauptet der Pfandnehmer, daß dergleichen Geſchäfte durch Zahlung und Zurückgabe des Scheins bereits abgethan ſey; ſo ſoll es zwar dabey ſein Bewenden haben, und dieſe Behauptung im Protocoll mit eingetragen werden. Ergiebt ſich aber in der Folge, daß dieſe Behauptung unrichtig geweſen, ſo treffen den Pfandnehmer die §. 63. geordneten Strafen.

§. 89.

Uebrigens ſoll den Reviſoren der ſechſte Theil von allen einkommenden Strafen, für die bey den Reviſionen entdeckten und angezeigten Contraventionsfälle, zur Belohnung ihrer Mühe, angewieſen und verabfolgt werden.

V.

Zinſen.

§. 90.

Pfandverleiher, welche ſich in die §. 4. beſchriebene Rolle haben eintragen laſſen, ſollen berechtiget ſeyn, von Darlehnen über 10 Thaler ſechs, und wenn ſie Juden ſind, acht vom Hundert an Zinſen zu nehmen.

§. 91.

Beträgt das Darlehn nur 10 Thaler, oder weniger, ſo kann der Pfandverleiher, ohne Unterſchied, ob er ein Jude iſt, oder nicht einen Pfennig vom Thaler

auf die Woche nehmen, in ſofern das Darlehn nur auf ſechs Monath, oder auf eine kürzere Zeit, gegeben worden.

§. 92.

Iſt aber das Darlehn auf eine längere Zeit, jedoch unter zwölf Monathen, gegeben, ſo darf nur ein halber Pfennig vom Thaler auf die Woche, genommen werden.

§. 93.

Iſt das Darlehn auf länger als ein Jahr gegeben, ſo ſind auch bey Summen von zehn Thalern und weniger nur ſechs, und bey Juden acht Prozent Zinſen zuläßig.

§. 94.

Iſt ein ſolches kleines Darlehn anfänglich zwar nur auf eine kurze Zeit gegeben, nachher aber, ausdrücklich oder ſtillſchweigend, verlängert worden; ſo muß dennoch die Berechnung der Zinſen nur nach obigen Grundſätzen angelegt, und alſo bloß auf die erſten ſechs Monath ein ganzer, auf die folgenden ſechs Monath ein halber Zinnspfennig für die Woche, und wenn das Darlehn noch länger ſtehen bleibt, für dieſe längere Zeit nur der ordinäre Zinsſatz von ſechs und acht Procent, genommen werden.

§. 95.

Außer dieſen erlaubten Zinſen, darf kein Pfandverleiher, weder unter dem Nahmen von Einſchreibegeld, noch unter irgend einem andern Vorwand, das geringſte mehr, bey Vermeidung der geſetzmäßigen Strafen des Wuchers, fordern oder annehmen.

§. 96.

Auch hat es darunter, daß weder Zinſen von Zinſen genommen, noch die Zinſen zum Capital geſchlagen noch der Zinſenrückſtand, in ſo fern er die Summe des Capitals überſteigt, gefordert werden dürfe, bey den Vorſchriften der Geſetze vor der Hand ſein Bewenden.

VI. Pflich-

VI.

Pflichten des Pfandverleihers.

§. 97.

Der Pfandverleiher iſt ſchuldig, das ihm anvertraute Pfand mit derjenigen Vorſicht und Sorgfalt zu verwahren, und in Obacht zu halten, die ein jeder vorſichtiger Hauswirth anzuwenden pflegt, und die er etwa noch vorzüglich, in ſeinen eigenen Angelegenheiten, zu beobachten gewohnt iſt.

§. 98.

Alles eigenen Gebrauchs des Pfandes muß der Pfandnehmer ſich ſchlechterdings und gänzlich enthalten.

§. 99.

Wer von Pfändern, die ihm verſchloſſen oder verſiegelt übergeben worden, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Eigenthümers, irgend einigen Gebrauch macht, iſt allen dadurch verurſachten Schaden, nach der eidlichen, jedoch richterlich zu ermäßigenden Angabe des Verpfänders, zu erſetzen ſchuldig; wird ſeines Darlehns verluſtig, und muß das Pfand unentgeldlich herausgeben.

§. 100.

Wer ein anderes Pfand ohne Genehmigung des Eigenthümers braucht, ſoll, außer dem Schadenserſatz, nach Bewandtniß der Umſtände, und der dem Verpfänder aus ſolchen Gebrauch entſtandenen Gefahr, mit Geld oder Gefängnißſtrafe belegt werden.

§. 101.

Nach verlaufener Zeit des Pfandcontracts, muß der Pfandnehmer, gegen erfolgende Bezahlung des Pfandſchillings und Zinſen, das Pfand zurückgeben.

§. 102.

Wider dieſe Verbindlichkeit kann den Pfandnehmer der Vorwand: daß das Pfand geſtohlen worden, keinesweges ſchützen.

§. 103.

Nur in dem einzigen Fall wird der Pfandnehmer von dieſer Rückgabe frey, wenn der Verluſt des Pfandes durch Feuer, gewaltſamen Einbruch, oder andern äußern Zufall, deſſen Abwendung nicht in ſeiner Macht geſtanden hat, erfolgt iſt.

§. 104.

Wenn ſich jedoch ein ſolcher Zufall ereignet, ſo muß der Pfandinhaber dem Verpfänder ſofort, und längſtens binnen drey Tagen, davon Anzeige machen, und deſſen Erklärung: ob er den Verluſt des Pfandes für bekannt annehme, abfordern.

§. 105.

Kann er dergleichen beſtimmte Erklärung von dem Verpfänder in Güte nicht erhalten, ſo muß er ſpäteſtens binnen vierzehn Tagen nach der erſten Anzeige, die Sache bey Gerichten anhängig machen; damit ſolche auf friſcher That, und ehe noch die Mittel zur Aufklärung derſelben, durch die Länge der Zeit verdunkelt oder verlohren worden, unterſucht und ausgemittelt werden könne.

§. 106.

Iſt der gegenwärtige Aufenthalt des Verpfänders dem Pfandinhaber unbekannt, oder zu weit entfernt, ſo muß die §. 102. verordnete Anzeige den Gerichten des Orts geſchehen.

§. 107.

Welcher Pfandverleiher die im Vorſtehenden feſtgeſetzte Friſten verabſäumt, der ſoll mit der Angabe eines, auch durch unvermeidlichen Zufall, erfolgten Verluſtes des Pfandes, nicht weiter gehört werden.

§. 108.

§. 108.

Wer ein bey ihm eingelegtes Pfand weiter verſetzt, muß jeden Zufall, ohne Unterſchied, tragen, von welchem das Pfand in den Händen des zweyten Pfandnehmers getroffen wird.

§. 109.

In allen Fällen, wo nach obigen Vorſchriften, der angebliche Verluſt des Pfandes dem Pfandnehmer nicht zu ſtatten kommt, muß der erweisliche Werth deſſelben, nach Abzug des Pfandſchillings, dem Pfandgeber vergütet werden.

§. 110.

Dieſer Werth iſt, in der Regel, nach der im Pfandbuch geſchehenen Angabe zu beſtimmen; in ſo fern nicht etwa der Pfandnehmer ſolchem, durch einen auf den Pfandſchein geſetzten Vermerk, widerſprochen hat; in welchem Fall der Werth, ſo viel möglich, durch die gewöhnlichen Beweismittel eruirt, und allenfalls von dem Verpfänder, nach vorhergegangener richterlichen Ermäßigung, eidlich erhärtet werden muß.

§. 111.

Der Pfandnehmer iſt zur Rückgabe des Pfandes, nur gegen Aushändigung des von ihm ausgeſtellten Pfandſcheins, verbunden.

§. 112.

Behauptet der Verpfänder, dieſen Schein verlohren zu haben; ſo muß er, wenn die Summe des Darlehns nur 10 Rtlr oder weniger beträgt, mit der Rückgabe des Pfandes noch vier Wochen, nach Ablauf der im Pfandſchein beſtimmten Einlöſungsfriſt, in Geduld ſtehen.

§. 113.

Meldet ſich während dieſer Zeit kein dritter Inhaber des Pfandſcheins; ſo kann der Pfandnehmer ſich nicht entbrechen, das Pfand gegen eine von dem Verpfänder ausgeſtellte Quittung, in welcher zugleich der Pfand-

Pfandſchein für erloſchen erklärt wird, zurück zu-geben.

§. 114.

Es wird alſo der dritte Inhaber eines ſolchen Pfandſcheins, der bey einem Darlehn von 10 Thalern und weniger, ausgeſtellt worden, aller Rechte gegen den Pfandnehmer verluſtig, wenn er ſich bey ſelbigem innerhalb vier Wochen, nach verlaufener Einlöſungs-friſt, nicht gemeldet hat.

§. 115.

Beträgt aber das Darlehn über zehn Thaler; ſo muß der Verpfänder den verlohrnen Pfandſchein, auf Verlangen des Pfandnehmers, gerichtlich aufbieten, und für erloſchen erklären laſſen.

§. 116.

Iſt die Summe des Darlehns nur funfzig Thaler, oder weniger, ſo geſchieht das Aufgebot mit einem Termin von ſechs Wochen, und darf nur ein Mahl in den Intelligenz-Blättern der Provinz bekannt ge-macht werden.

§. 117.

Bey einer Summe von 50 bis 100 Thaler, iſt ein Termin von 9 Wochen, und zweymahlige Bekannt-machung, hinreichend; hingegen wird bey Summen über hundert Thaler, ein Termin von drey Mona-then, und eine dreymahlige Bekanntmachung in den Intelligenz-Blättern, erfordert.

VII.

Rechte des Pfandnehmers.

§. 118.

Nach Ablauf der im Pfandbuch beſtimmten Zeit, iſt der Verpfänder ſchuldig, durch Bezahlung des Ca-pitals und der Zinſen, in ſofern letztere nicht etwa im voraus abgezogen worden, das Pfand einzulöſen.

§. 119.

§. 119.

Weigert er ſich deſſen, oder iſt er ſaumſelig darin; ſo hat der Pfandverleiher das Recht, auf dieſe Einlöſung, und eventualiter, auf den Verkauf des Pfandes, klagbar zu werden.

§. 120

Dieſe Klage muß er durch Vorlegung des in ſeinem Pfandbuch eingetragenen Vermerks begründen; und wenn dieſer in der geſetzmäßigen Form abgefaßt iſt, ſo ſoll gegen den Verpfänder der executiviſche Proceß eröffnet werden.

§. 121.

Iſt in dem Fall des §. 52. das Geſchäft mit einem der Sprache oder des Leſens und Schreibens unkundigen Verpfänder, unter Zuziehung eines Aſſiſtenten, vorgenommen worden; ſo muß der Pfandnehmer dieſen Aſſiſtenten, zum Anerkenntniß ſeiner Hand- und Unterſchrift, vor den Richter ſtellen.

§. 122.

Kann er dieſes nicht, weil der Aſſiſtent entweder geſtorben, oder ſein dermahliger Aufenthalt unbekannt iſt; ſo findet zwar der executiviſche Proceß nicht ſtatt; das Pfandbuch aber macht dennoch, wenn es ſonſt vorſchriftsmäßig geführt iſt, gleich einem Handlungsbuch, einen halben Beweis.

§. 123.

Wegen des Falles, wenn der Vermerk in das Pfandbuch, bei einem Darlehn unter 10 Thalern, ohne Zuziehung eines Aſſiſtenten, eingezeichnet worden, hat es bey den Vorſchriften des §. 56. — 58. ſein Bewenden.

§. 124.

In dem nach gehörter Sache erfolgenden Urtheil, iſt dem Verpfänder noch eine verhältnißmäßige Friſt zur Einlöſung zu beſtimmen: und wenn ſolche auch alsdann nicht erfolgt, auf ferneres Anmelden des Pfand-

Pfandnehmers, mit dem öffentlichen Verkauf des Pfandes zu verfahren.

§. 125.

Ob dieſer Verkauf durch Subhaſtation, oder bloß durch Auction, erfolgen ſolle, muß nach der Qualität des Pfandes und den diesfälligen Vorſchriften der Geſetze, beſtimmt werden.

§. 126.

Von dem gelöſeten Werths muß, nach Abzug der Verkaufskoſten, der Pfandnehmer an Capital, Zinſen und Koſten, ſo weit die Loſung dazu hinreicht, vollſtändig befriedigt, ein etwaniger Ueberſchuß aber dem Verpfänder zugeſtellt werden.

§. 127.

Iſt dem Pfandnehmer der Aufenthalt des Verpfänders unbekannt: ſo muß derſelbe zur Einlöſung des Pfandes durch Edictal-Citation vorgeladen, und nicht eher, als nach ergangenen Präcluſions-Urtheil mit dem öffentlichen Verkauf verfahren werden.

§. 128.

Bey dieſer Edictal-Citation ſind die Vorſchriften der Proceß-Ordnung, Part. I. Tit. IV. §. 13. 14. it. §. 39. ſeqq. zu beobachten.

§. 129.

Doch ſoll, wenn das Darlehn nur 10 Thaler oder weniger beträgt, ein Termin von ſechs Wochen, und die einmahlige Bekanntmachung in den Intelligenz-Blättern, ſo wie bey Darlehnen unter funfzig Thaler, ein zweymonathlicher Termin, und eine zweymahlige Bekanntmachung deſſelben, hinreichend ſeyn.

§. 130.

Wenn in dieſem Fall, wo der Verpfänder auf die ergangene Edictal-Citation, ſich nicht meldet, bey dem hiernächſt erfolgenden Verkaufe des Pfandes ein Ueber-

berſchuß bleibt; ſo ſoll derſelbe der Armen-Caſſe des Orts anheim fallen.

§. 131.

Beträgt dieſer Ueberſchuß nur 10 Thaler oder weniger; ſo muß ſolcher in eben dem Contumacial-Urtheil, wodurch auf den gerichtlichen Verkauf des Pfandes erkannt wird, der Armen-Caſſe zugeſprochen werden.

§. 132.

Beträgt der Ueberſchuß zwar über zehn, doch unter hundert Thalern, ſo muß ſolcher ſechs Monath hindurch, von Zeit des Verkaufs, in gerichtlicher Verwahrung bleiben; und wenn auch binnen dieſer Zeit der Eigenthümer ſich nicht meldet, ein nochmahliges Aufgebot deſſelben verfügt werden.

§. 133.

Der Präcluſions-Termin iſt dabey auf zwey Monath hinauszuſetzen, und ſolcher zwey Mahl in den Intelligenz-Blättern der Provinz bekannt zu machen.

§. 134.

Beträgt hingegen der Ueberſchuß hundert Thaler oder mehr, ſo kann das Aufgebot erſt nach Jahresfriſt ſtatt finden; es muß dabey ein Termin von drey Monathen beſtimmt, und ſolcher drey Mahl in den Intelligenz-Blättern, ein Mahl aber in den Zeitungen der Provinz, bekannt gemacht werden.

§. 135.

In allen Fällen ſind die Koſten des Aufgebots von dem aufgebotenen Ueberſchuße ſelbſt zu nehmen.

§. 136.

Ein eigenmächtiger Privatverkauf der Pfänder ſoll ganz und gar nicht ſtatt finden; auch alsdann nicht, wenn der Verpfänder, bey Schließung des Contracts, darein im voraus gewilligt hätte.

§. 137.

Wenn jedoch zur Zeit der Einlöſung die Partheyen ſich unter einander über einen Privatverkauf des Pfandes vereinigen, und der Verpfänder ſeinen Conſens dazu ſchriftlich erklärt hat; ſo ſoll es bei einem ſolchen Abkommen ſein Bewenden haben.

Seine Königliche Majeſtät befehlen alſo hiedurch jedermänniglich, beſonders aber allen denjenigen, welche mit Leihen auf Pfänder ein Gewerbe treiben, ſich nach den Vorſchriften des gegenwärtigen Reglements fortan auf das ſorgfältigſte zu achten; ſo wie allen und jeden Ober- und Untergerichten, imgleichen dem Officio Fiſci, über der genauen Beobachtung deſſelben feſt und unverbrüchlich zu halten, und alle dagegen begangene Contraventiones, ohne Nachſicht oder Anſehen der Perſon, gebührend zu ahnden.

Urkundlich haben Seine Königliche Majeſtät gegenwärtiges Pfand- und Leih-Reglement Höchſteigenhändig unterſchrieben, und mit Allerhöchſtdero Königlichen Inſiegel bedrucken laſſen. So geſchehen und gegeben zu Berlin, den 13ten März 1787.

Friedrich Wilhelm.

(L. S.)

v. Blumenthal. v. Carmer. v. Gaudi. Freyh. v. Heinitz. v. Werder. v. Arnim. v. Mauſchwitz. v. Schulenburg.

Nicht allein aus dem, was vom Anfange dieſes Artikels geſagt worden, ſondern auch aus dem kurz vorherigen Leih-Reglement, wird man ſich überzeugen, daß bey geſitteten Völkern auch dieſe menſchlichen Handlungen, Rechte und Verbindlichkeiten bilden müſſen, wofern nicht in der menſchlichen Geſellſchaft viele Meutereyen entſtehen ſollen. Aus der Unſicherheit des

des Ausleihens iſt das Ausleihen auf Pfänder entſtanden, und die Irrungen zwiſchen Verleihern und Leihenden machten, daß die Obrigkeiten gewiſſe allgemeine Pfandrechte, die mit der Natur der Sache und der Billigkeit übereinſtimmten, zu entwerfen genöthiget waren.

Die Güter der Erde ſind in unſerer heutigen Welt nicht dergeſtalt gleich vertheilt, daß ein jeder dasjenige, welches er zu ſeinen Lebensbedürfniſſen, oder zur Fortſetzung ſeines Gewerbes gebraucht, beyſammen beſitzet. Sehr oft hat er darunter der Hülfe und des Beyſtandes ſeiner Nebenbürger nöthig. Beſonders nimmt man dieſe ungleiche Vertheilung, in Anſehung des baren Geldes wahr. Einige beſitzen eine vorzügliche Menge von Landgütern und andern liegenden Grundſtücken, oder ſind, wenn ihr Gewerbe in dem Handel beſteht, mit einem reichen Vorrathe von allerhand Waaren verſorget. Bey andern hingegen beſteht das Vermögen hauptſächlich in barem Gelde, welches ſie durch zinsbare Ausleihung zu benutzen, und ſich dadurch ihren Unterhalt zu verſchaffen ſuchen. Beyde ſind dem Staate nothwendig nnd nützlich.

Daß die Landgüter und andere ländliche Grundſtücke von geſchickten und ſachverſtändigen Wirthen beſeſſen werden, gereichet zur Wohlfahrt des gemeinen Weſens, und eben ſo iſt auch bekannt, daß kein Land, ohne einen blühenden Handel, glücklich ſeyn kann.

Der Beſitz der Güter, welcher ſehr oft durch Erbſchaft übertragen wird, und deſſen Einrichtung daher nicht immer von des Eigenthümers freyen Willen abhänget, kann ſelten dergeſtalt geordnet werden, daß der Werth derſelben dem Vermögen des Beſitzers vollkommen anpaſſend wäre, und er dazu nicht einer gewiſſen Unterſtützung mit barem Gelde nöthig haben ſollte. Die großen Summen, die zur Betreibung eines nur einigermaßen wichtigen Handels erheiſcht wer-

werden, können ebenfalls nicht allemahl in den Caſſen der Handelnden vorräthig ſeyn, ſondern müſſen von denen, deren Vermögen hauptſächlich in barem Gelde beſtehet, erwartet werden. Eine blühende Landwirthſchaft und Handlung ſind zwey Haupt-Grundſäulen der ganzen Wohlfahrt eines Staates.

Wenn nun zu beyden ein hinlänglicher Vorrath von barem Gelde erfordert wird, ſo iſt von ſelbſt einleuchtend, wie nöthig und nützlich einem Lande reiche Capitaliſten ſind, welche den Landwirthen ſowohl, als auch den Handeltreibenden, mit ihren Barſchaften zu rechter Zeit zu Hülfe kommen, und dadurch dieſe beyden Hauptgewerbe in dem gehörigen Flore erhalten können.

Das bare Geld iſt, ſeiner Natur nach, eine Sache, woran ſich der Beſitzer deſſelben, ſobald er ſolches aus den Händen gegeben, und einem Dritten anvertrauet hat, weiter nicht halten, noch eben dieſelben Stücke vindiciren und zurückfordern kann.

Die ſelbſtredende Billigkeit erfordert es inzwiſchen, daß demjenigen, der ſein bares Vermögen einem andern zu ſeinem Gebrauche und Benutzung übergeben hat, auch wegen deſſen richtigen Wiederbezahlung die gehörige Sicherheit beſtellet werde. Die Arten einer ſolchen zu beſtellenden Sicherheit ſind nicht alle von einerley Gattung, und ſie haben auch nach der Verſchiedenheit der Zeiten verſchiedentlich abgewechſelt, und mancherley Veränderungen erlitten.

Von den alten Deutſchen, bey welchen noch der erſte Grundſatz des Naturrechts: Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann, mehr, als die bündigſten Sicherheitsverſchreibungen unſerer Zeiten, galt, wurde bey Verleihung barer Gelder weiter nichts mehr, als das gethane mündliche Verſprechen, das erhaltene Geld zur beſtimmten Zeit wieder zurück zu bezahlen, von dem Schuldner gefordert. Der

Gläu-

Gläubiger konnte ſich hierbey auch vollkommen beruhigen, weil bey dieſen deutſchen Vorfahren des Alterthums die Brechung des gegebenen Worts den Verluſt der Ehre, worauf aber unſere alten Stammväter ſehr eiferſüchtig waren, und ſolche dem Leben gleich ſchätzten, nach ſich zog.

Bey den Römern, und vielleicht auch bey andern Völkern, findet man von dieſem unumſchränkten Vertrauen der Gläubiger auf das bloße Wort der Schuldner weit weniger Spnren, ſondern es haben auch ſchon in ihren alten Geſetzen, die Materien von der Sicherſtellung der Gläubiger, und beſonders dem Pfandrechte, einen Theil derſelben ausgemacht. Nachdem aber die erſte Einfalt und Treuherzigkeit der Deutſchen, durch die unglückliche Bekanntſchaft mit den Römern und ihren Geſetzen, abzunehmen angefangen hatte, ſo gerieth Treue und Glaube zwiſchen Gläubiger und Schuldner in Verfall, und es wurden dadurch die mancherley Arten der jetzt noch zum Theil gewöhnlichen Schuldverſicherungen, als Schuldſcheine, Wechſelbriefe, Pfandverſicherungen u. dgl. mehr, bekannt.

Inzwiſchen begnügte man ſich damahls gemeiniglich noch mit Privatverſicherungen, und auf eine gerichtliche Beſtätigung derſelben wurde nur ſehr ſelten angetragen, in welchen Umſtänden ſich auch der Credit, bey den Deutſchen faſt beſtändig, bis auf das jetzige Jahrhundert, erhalten hat (*).

(*) Noch vor 60 und 70 Jahren mußten ſchon die Umſtände eines Schuldners ſehr zweifelhaft ſeyn, wenn ein Gläubiger ſich nicht mit einer außergerichtlich verſchriebenen Hypothek auf ſeine in Beſitz habenden Grundſtücke begnügen wollen, ſondern ausdrücklich auf deren Eintragung beſtanden hätte. Jetzt aber iſt bekannt; daß öfters der wohlhabendſte Gutsbeſitzer kaum 500 Thaler, ohne den Gläubigern dagegen ſein ganzes Vermögen zu verpfänden, und ſolche Verpfändung in die angeordnete Land- und Hypothekenbücher antre-

Wie ſehr aber das deutſche Schuldweſen ſich zu unſern jetzigen Zeiten geändert habe, lieget aller Welt vor Augen. Bloße Schuldſcheine, und außerordentliche Pfandverſchreibungen, ſind in unſern Tagen leere Chartequen. Bleibet gleich der Schuldner, der ſolche ausgeſtellet hat, daraus allemahl verbindlich, ſo können ſie doch dem Gläubiger nicht die geringſte Sicherheit geben, wenn ſie gleich unter allen von dem Schuldner ausgeſtellten Schuldverſchreibungen der Zeit nach, die älteſten werden. Solche Veränderungen ſind für die Bewohner unſers deutſchen Vaterlandes um ſo betrübter, als ſie ſchlechte und auf das äußerſte verdorbene Sitten verrathen (*).

Wenn

anregiſtriren zu laſſen, vorgeliehen bekommen kann. Daß dieſer ſo gewaltig gefallene Credit und die daraus entſtandene Erſchwerung des Geldverkehrs, die Grundſäulen ganzer Länder, wenn nicht von einem weiſen Landesherrn dieſem Uebel, durch getroffene öffentliche Anſtalt, vorgebeuget worden wäre, erſchüttert haben würde, iſt jedermann bekannt.

(*) Der Verfall des Credits iſt ſonder Zweifel das ſicherſte und zuverläßigſte Kennzeichen ſchlechter und verdorbener Sitten. — Wenn ich hier von Sitten rede, ſo verſtehe ich darunter nicht die äußeren Höflichkeiten und Sittſamkeit in dem gemeinen Umgange, indem dieſe in unſern Tagen mehr zu-, als abgenommen hat. Der Grund wahrer Sittlichkeit muß in dem Herzen der Menſchen geſucht werden. Herrſcht in demſelben keine wahre Ehrbegierde, welche ihn zur Erfüllung ſeines Wortes anreizet, ſo kann auch niemand mehr auf die Haltung der heiligſten und bündigſten Verſprechungen Rechnung machen, ſondern ein jeder, der nicht durch Argliſt und Betrug um das Seinige gebracht werden will, muß ſich der nächſten geſetzmäßigen Mittel, um ſich dagegen in Sicherheit zu ſtellen, bedienen.

Die vielen Beyſpiele, wo boshafte und ungetreue Schuldner die verſprochenen Zahlungstermine nicht eingehalten, ſondern zuletzt ihre Gläubiger um das ganze Darlehn vorſetzlicher Weiſe gebracht haben, hat diejenigen, deren Vermögen haupſächlich in barem Gelde beſteht, nothwendig auf ihre Sicherheit aufmerkſam zu machen, und zu dem Entſchluß, ihre Gelder nicht anders, als gegen die ſtrengſte Sicherſtellung, denen, die derſelben benöthiget ſind, vorzuſchießen, bringen müßen. Redlichkeit iſt über-

all

Wenn ein Inhaber baren Geldes, dieſen Theil ſeines Vermögens einem andern, der mit liegenden Grundſtücken angeſeſſen iſt, und zu deren Benutzung und Erhaltung Barſchaften gebraucht, anvertrauet; ſo iſt ganz natürlich, daß der letztere dem erſteren, wegen richtiger Wiederbezahlung ſowohl des Capitals, als auch der davon verſprochenen Zinſen, die zuverläſſigſte Sicherheit auf die in Beſitz habenden Grundſtücke, zu deren Verbeſſerung, oder Benutzung, das Geld aufgenommen worden iſt, beſtellen können. In der That iſt dieſes auch gegenwärtig die einzige und vorzüglichſte Art der Sicherbeſtellung, welche Gläubiger von ihren Schuldnern verlangen, und dieſe ihnen leiſten mögen. Aus der Sicherheit, die ein Schuldner dem Gläubiger in ſein Eigenthum, es mag beweglich oder unbeweglich ſeyn, beſtellet, entſteht diejenige Art des Rechts, die in allen Geſetzen, beydes dem römiſchen und deutſchen, unter dem Nahmen von Pfandrecht bekannt iſt (*).

 Wer

all bey allen menſchlichen Handlungen die Haupttugend. Bey denen aber, die ihr Wort nicht halten, und ihr Verſprechen nicht erfüllen, wird ſolche offenbar vermiſſet. Es braucht et daher keines nähern Beweiſes, um darzuthun, daß die Sitten unſerer Zeiten, im höchſten Grade verdorben ſind, weil ſie den Grund derjenigen Tugend, die die einzige Stütze des Vaterlandes iſt, untergraben und wankend machen.

(*) Eigentlich iſt die Pfandſchule ein Neben-Contract, welcher allerley anderen Contracten angehängt werden kann, und beſteht darin, daß der Schuldner zur Verſicherung ſeiner Schuld, dem Gläubiger eine Sache oder ein Gut übergiebt oder anweiſet, welche er ihm nach Abtrag der Schuld wieder zurück geben muß, wovon der Hauptzweck die Sicherheit des Creditors iſt. Wenn das Pfand rechtſchaffen ſeyn ſoll, ſo iſt nöthig, daß ſolches dem Gläubiger in Beſitz gegeben werde, zumahl, wenn es ein bewegliches Gut iſt, und ſodann heißt es im eigentlichſten Verſtande ein Pfand, oder pignus. Iſt es aber ein unbewegliches, ſo muß es wenigſtens demſelben dergeſtalt angewieſen und verſichert werden, daß er es gar leicht durch richterliche Hülfe in Beſitz bekommen könne; und dieſes heißt: eine Hypothek. Man ſehe Th.

Wer die Bücher der Rechtsgelehrten, welche über das Pfandrecht geſchrieben haben, nachlieſet, der wird die vielen Zweige, in welche ſich dieſe Materie abtheilet, gar bald gewahr werden. Aber unter den Wirkungen, welche ein dergleichen Pfandrecht hat, iſt wohl ohne Zweifel die Befugniß, ſolche nach Verfließung der zu deren Einlöſung beſtimmten Zeit veräußern, und ſich aus dem davon gelöſeten Gelde an Capital und Zinſen bezahlt machen zu können, die vornehmſte. Nun fragt es ſich, ob der Gläubiger eine ſolche Veräußerung des Pfandes eigenmächtig vornehmen könne, oder ob er dabey den richterlichen Beyſtand zu Hülfe nehmen müſſe? (Man ſehe im vorherigen Pfand- und Leihreglement, die §. §. 118. und 119.)

Sowohl die in unſern Zeiten in allen Juſtizſachen eingeführte gute Ordnung, vermöge welcher niemand ſein eigener Richter ſeyn kann, als auch die Klugheit ſelbſt, weil ſich ſonſt der Gläubiger ſehr leicht des rechtlichen Einwandes, daß die verpfändete Sache zu wohlfeil verpfändet ſey, von Seiten des Schuldners ausgeſetzt werden könnte, macht das erſte, auch bey bloßen Conventional-Verpfändungen, nothwendig und rathſam. Der Schuldner muß zuvorderſt vor dem Ge-

Th. XXVII der Encyklop. S. 691, fgg. den Artikel Hypothek.

Von dieſer Materie kann man auch noch nachleſen: Puffendorf de jure nat. et gent. lib. 5. cap. 10. §. 13. ſeqq. mit Barbeyracs Noten, p. 100. tom. 2. Hochſtetter in coll. *Puffend.* exercit. 8. §. 44. p. 365. Proeleum, in den Anmerkungen über Puffendorf, p. 246. Den Grotium, de jure belli et pacis, an unterſchiedenen Orten, nebſt ſeinen Auslegern. Kemmerichs Akademie der Wiſſenſchaften, in der dritten Oeffnung, S. 1730, fgg. Ferner hat dieſe Materie nach dem Völkerrecht und den deutſchen Rechten und Gewohnheiten, von den Verpfändungen, auch unterſuchet, Joachim Pottgießer, in tract. de pignore quoad jus gentium et Germaniae, Marburg, 1722, u. ſ. f.

Gerichte die Richtigkeit der Schuldforderung und Verpfändung anerkennen, und alsdann erſt, wenn ſolches geſchehen, kann zur Veräußerung des eingelegten Pfandes geſchritten werden.

Iſt das für die verpfändete Sache gelöſete Geld zur Bezahlung des daranf vorgeſchoſſenen Capitals, und davon etwa rückſtändigen Zinſen zulänglich, oder wohl gar überflüſſig, ſo hat der Gläubiger davon ſeine Bezahlung, der Schuldner aber den bleibenden Ueberſchuß, aus den Händen des Richters, zu erwarten. Dieſes iſt die gewöhnliche und geſetzmäßige Verfahrungsart bey dergleichen außergerichtlichen Conventional-Verpfändungen beweglicher Dinge.

Vorzüglich äußert ſich dieſe Nothwendigkeit, wenn der verpfändete Theil in ſolche Umſtände gerathen, daß deſſen ſämmtliches Vermögen zur Bezahlung ſeiner auch übrigen Gläubiger nicht zureichend ſeyn will, ſondern darüber ein förmlicher Concurs entſtanden iſt. Alsdann hat eine Privat-Veräußerung der verpfändeten Stücke auf keinerley Weiſe Statt, wenn auch gleich der Schuldner ausdrücklich darein gewilligt hätte. Vielmehr müſſen, wie es die in dergleichen Concurs-Sachen gewöhnlichen offenen Arreſt-Briefe ausdrücklich beſagen, alle von dem gemeinſchaftlichen Schuldner verſetzte Pfänder, zu deſſen Credit-Maſſe abgeliefert werden. Inzwiſchen kann dieſe Auslieferung der Pfänder an die gemeinſchaftliche Credit-Maſſe, nach der Vernunft und natürlichen Billigkeit, weiter keine Wirkung haben, als daß dadurch der Ueberſchuß der Pfänder zum Beſten der Credit-Maſſe gerettet werden, und derſelben zu guten kommen möge.

Gewiſſenloſe Schuldner pflegen gegen ihre Gläubiger nur ſelten mit der gehörigen Redlichkeit zu verfahren, ſondern ſich vielmehr von der Vermögensmaſſe, ehe ſie aus ihren Händen geht, ſo viel möglich, insgeheim zu bemächtigen ſuchen, als ſie nur kön-

nen, wozu ſie nun freylich einigermaßen von dem natürlichen Triebe zur Selbſterhaltung angereizt werden. Allein — wäre es nun nicht eine Schuldigkeit der Pfandinhaber, die in Händen habenden Pfänder zur Maſſe zu liefern, ſo würde ſolches für den gemeinen Schuldner eine erwünſchte Gelegenheit ſeyn, durch ein entweder mit dem Pfandinhaber gemachtes Verkehr, oder auch heimliche Privat-Veräußerungen der Pfänder, der Credit-Maſſe den Ueberſchuß ihres Werths zu entziehen. Dieſes iſt die wahre und vernünftige Urſache ſolcher Verfügungen, und ſie müſſen allerdings, da das Pfandrecht des Pfandinhabers darunter nicht leidet, ſondern derſelbe aus den für die Pfänder gelöſeten Gelder allemahl ſeine Befriedigung an Capital und Zinſen erhält, gewilliget werden.

Hat ein Pfandinhaber die bey ihm verſetzten Pfänder an eben demjenigen Orte, wo er ſeine eigenthümlichen Sachen von gleicher Art aufbehalten, in Verwahrung gebracht, ſo kann ihm deren Beſchädigung oder Verluſt niemahls zur Laſt gelegt werden. Wäre aber, bey gefährlichen Fällen hierunter für die letztern mehrere Sorgfalt, als für die erſtern, erwieſen worden, ſo würde ſolches allerdings dem Verpfänder ein Recht, auf den Erſatz des Schadens oder Verluſtes, der ſeinem Pfande wiederfahren iſt, zu dringen, geben.

Durch ein in dem ſiebenjährigen Schleſiſchen Kriege in der Provinz Neumark, ſich ereignetes Beyſpiel, wird dieſes eine nähere Erläuterung erhalten (*).

„Faſt alle diejenigen, die in dieſer Provinz mit beweg„lichen Dingen und Mobilien von gewiſſen Werthe ver„ſehen waren, fielen bey Annäherung der Ruſſen auf den „unrichtigen Einfall, ſich mit ihren ſämmtlichen Habſelig„keiten nach der Feſtung Küſtrin zu flüchten, weil ſie da„ſelbſt

(*) Crab der Chikane, 3ten Bandes 2ter Th. S. 1471, fgg.

„ſelbſt vor dem feindlichen Raube weit ſicherer, als in den „kleinen Landſtädten, zu ſeyn glaubten. Wie ſehr ſie ſich „darunter geirret haben, hat der traurige Erfolg gezeigt. „Die nach dieſer Feſtung gebrachten Mobilien und Koſt„barkeiten, wurden insgeſammt ein Raub der Flammen; „dahingegen diejenigen, welche ihre Zuflucht zu den ge„meinen Landſtädten genommen hatten, wenig oder nichts „verloren.

„Daß unter den zu Küſtrin in Verwahrung gebrach„ten Sachen und Koſtbarkeiten, auch verſchiedene fremde „verſetzte Pfänder befindlich geweſen ſind, iſt mir (dem „Verf. des Grab der Chikane) aus eigener Erfahrung „bekannt.

„Ob nun gleich die nach dieſem Ort Geflüchteten hier„unter unrichtige Maßregeln genommen hatten, ſo konnte „doch von denſelben wegen der bey dieſer Gelegenheit ver„loren gegangenen Pfänder, von den Pfandinhabern kei„ne Entſchädigung verlangt werden, weil ſie für dieſel„ben eine gleiche Sorgfalt, als für ihre eigene Sachen, „getragen, ein mehreres aber von ihnen nicht zu fordern „ſtand.“

Von ſelbſt ergiebt ſich hieraus, daß ein Pfandinhaber, wenn Schaden oder Verluſt, der einer bey ihm verpfändeten beweglichen Sache durch einen ohngefähren Zufall widerfahren iſt, noch weit weniger zu vertreten ſchuldig ſey. Inzwiſchen können die Dinge, die zum Unterpfande gegeben werden, von ſolcher Art ſeyn, daß ſie, wenn nicht bey ihrer Aufbewahrung die nöthige Vorſicht gebraucht wird, mancherley Beſchädigungen ausgeſetzt ſind. Es iſt z. B. ein Kaſten mit koſtbarem Leinenzeuge verſetzt, und zum Unterpfande gegeben worden; — die Erfahrung lehrt, daß alles Leinenzeug, wenn es entweder an dumpfigen und feuchten Orten aufbehalten, oder nicht von Zeit zu Zeit an die freye Luft gebracht wird, verſtocket und verdirbt. Hat nun jemand ein Unterpfand von dieſer Art angenommen, ſo iſt es auch ſeine Schuldigkeit, daß er vorbenannte Vorſicht dabey gebrauche,

wenn er ſich nicht darunter dem Verpfänder verantwortlich, und zur Schadenerſetzung verbindlich machen will. Es giebt noch mehrere bewegliche Dinge, bey deren ſichern und unbeſchädigten Aufbehaltung, ein ähnliches beobachtet werden muß, und es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß dasjenige, was vorhin in Anſehung des Leinenzeuges bemerkt wurde, auch bey dieſen Statt finde.

Dies wäre es, was ich in dieſem Artikel zwar im Allgemeinen, doch kürzlich nur vom Leihen, und dem damit verbundenen Pfandweſen ſagen dürfte. Das Beſondere hiervon wird im Artikel **Leihhaus** erfolgen.

Leiher (der), auch die **Leiherin**, ſind die Perſonen, welche an jemand etwas verleihen.

Leihgroſchen oder **Leihegroſchen**, iſt eine in einigen Gegenden Oberſachſens bekannte Abgabe, welche von gewiſſen Bauergütern, ſtatt der Lehenwaare in den vorkommenden Lehensfällen, für die Verleihung entrichtet wird.

Leihetag, Verleihetag, Verſchreibetag, iſt bey den Bergämtern ein gewiſſer Tag in jeder Woche, an dem man wenigſtens von 12 bis 1 Uhr ſich ſeine Sache kann beſtätigen laſſen. Das Beſtätigen aber geſchieht, wenn dem Lehnträger am Verleihetage eine gewiſſe bergmänniſche Revier Feld vom Bergmeiſter in Lehn gereichet, und mit ſeinem beſondern Nahmen ins Lehnbuch eingeſchrieben wird, zuvor aber gemuthet, entblößet und beſichtiget ſeyn muß.

Leihhaus, Pfandhaus, Lombard, iſt ein öffentliches Haus, welches in einigen Städten von der Obrigkeit ſelbſt, in andern wieder von Privatperſonen, unter obrigkeitlichem Privilegio und Aufſicht, zu dem Zwecke beſtimmt worden, daß daſelbſt Leute von geringem Vermögen Geld in kleinen Poſten, in der Geſchwindigkeit gegen Pfand, erhalten können. Es iſt alſo

eine Leihbank im Kleinen. Mann kann die Leihhäuſer füglich in zwey Gattungen eintheilen: in ſolche, wo zwar Pfand aber keine Zinſen, — und wieder ſolche, wo von den Geldbedürftigen Pfand und Zinſen gegeben werden. Als eine zur erſten Gattung gehörende, und vorzüglich lobenswürdige Anſtalt, rühmt der Herr Hofmedicus Domeier (*), den Monte della Pieta in Mailand, wenn er ſagt: „So angenehm „Leihhäuſer den Bedrängten ſind, ſo hart ſcheint es „mir zu ſeyn, ſolchen Nothleidenden, die gedrungen „ſind, für bares Geld oft ihre liebſten und nothwen„digſten Sachen zu verpfänden, von dem Gelde Zin„ſen abzuziehen, welches zu den dringendſten Bedürf„niſſen verwandt werden muß. Deßhalb verdient eine „hieſige Einrichtung mit vorzüglichem Lobe begleitet zu „werden, die ohne Zinſen Geld auf Pfänder leiht. „Man nennt ſie Monte della Pieta. Auch dem äu„ßern nach iſt es ein ſchönes Gebäude.“ Eine ähnliche gute Anſtalt befindet ſich auch in Krakau, in Polen, welche Miloſierdzie (Barmherzigkeit oder Mitleiden) genannt wird. Ein dortiger Orden unterhält dieſe Anſtalt, und arme Leute können gegen einen Atteſt von einem Geiſtlichen, auf Darbringung eines Pfandes, kleine Summen, ohne dafür Zinſen zu bezahlen, geliehen erhalten.

Von dieſer eben beſchriebenen Gattung Leihhäuſer giebt es aber nur wenige. Es muß dazu ein Fond hergegeben werden, der, wenigſtens dem Geber deſſelben, keinen handgreiflichen Vortheil bringet, und daher dürfte man auch wohl ſchwerlich hoffen, daß dergleichen Leihhäuſer in ihrer Anzahl ſich vermehren werden.

Die andere Gattung der Leihhäuſer, wo auf Pfänder und Bezahlung der Zinſen, Gelder verliehen werden,

(*) Neues Hannöveriſches Magazin, von 1792. Fragmente über Italiens Medicinal-Anſtalten, Col. 216.

den, ſind dagegen ſehr häufig, und ich würde mich in große Weitläuftigkeit verwickeln müſſen, wenn ich ſie alle beſchreiben wollte. Ich werde daher von einigen nur das Vorzüglichſte anführen, und von andern zeigen, wo man von ihnen weiter nachſehen kann, um ſich deutliche Begriffe vom Leihhausweſen machen zu können.

Von der großen Bank in Amſterdam habe ich im Art. **Leihbank** gehandelt, aber nicht von dem dortigen Leihhauſe oder Lombard. Es liegt dieſes auf dem Oudezyds Voorburgwal, wie die Inſchrift über dem Eingange ſagt, und iſt bereits 1614 zur Unterſtützung der Armen eröffnet worden. Im Jahre 1669 ward es durch ein neues Gebäude erweitert, worin blos Summen über hundert Gulden ausgeliehen werden. Die Commiſſarien müſſen täglich zugegen ſeyn, und auf die Haupt-Caſſe und hingebrachten Pfänder Acht geben; einer muß die Juwelen und das Silber taxiren, und für ſeine Taxe ſtehen. Werden ſie im Falle der Nichteinlöſung unter ſeiner Taxe öffentlich verkauft, ſo muß er das Fehlende erſetzen. Ein anderer taxirt die Leinewand, Tücher u. ſ. w. welche über 100 Gulden betragen. Die Pfänder werden in verſchiedenen Kammern aufbewahrt, deren jede einen beſondern Aufſeher hat. In der einen die Pfänder von 12 bis 99 Gulden, in der andern die von 5 bis 12, in der dritten die von 2 bis 5, und in der vierten unter 2 Gulden bis zum halben Gulden.

Von Pfändern unter 100 Gulden giebt man von jedem Gulden wöchentlich einen Pfennig; von 100 bis 475 Gulden jährlich 8 Procent, und was über 500 Gulden iſt, 6 Procent. Wenn das Pfand nach Verlauf von einem Jahre und 6 Wochen nicht eingelöſet iſt, oder der Pfandſchein bey Bezahlung der Zinſen nicht erneuert wird, ſo kommt es in die öffentliche Auction. Wird es höher verkauft, als was darauf geborgt

borgt worden, ſo bekommt der Eigenthümer, wenn er ſich meldet, den Ueberſchuß zurück. Die Stadt ſteht für die Pfänder, und ſchießt auch die dazu benöthigten Summen her. Man borget nicht nur auf alle Metalle und Edelgeſteine, ſondern auch auf Waaren, Kleider und andere Dinge, die dem Verderben nicht gar zu leicht unterworfen ſind. In Anſehung der Pfänder müſſen die Aufſeher die ſtrengſte Verſchwiegenheit beobachten; der Eigenthümer darf nicht einmahl dabey notirt werden, ſondern das Pfand wird dem, der das Geld dafür und den Schein bringt, zurück gegeben.

Alle Nacht müſſen 12 Mann den Lombard bewachen. Aber der Hauptfehler iſt, daß die Zinſen von den kleinen Pfändern viel zu hoch ſind, wodurch die ärmſten, die am erſten zu dieſem Schritte gezwungen werden, am meiſten leiden.

Die italiäniſchen Lombarde, oder Monti di pieta, wovon ich im Art. **Leihbank**, zu Anfange, geredet, ſind für den armen Mann billiger und nutzbarer, weil ſie mit geringern Zinſen zufrieden ſind. Das in Neapel 1786 abgebrannte Leihhaus oder Monte di pieta, war eine der reichſten Anſtalten daſelbſt, und vielleicht auch dieſer Art. Es beſtand aus fünf mit einander zuſammenhängenden Gebäuden, und der Werth der darin befindlichen Sachen iſt oft auf 4 bis 5 Millionen Ducati gerechnet worden. Die Anzahl der beſoldeten Leihhausbeamten beträgt 163, und außer dieſem ſind etwa noch 66 überzählige, welche nur ein jährlich Geſchenk bekommen. Die Summe aller Beſoldungen dieſer Beamten betragt jährlich 29604 Ducati.

Das vortreffliche Leihhaus in Potsdam, iſt von dem Herrn General-Lieutenant von Rhodich errichtet worden, und es wird gegen Pfänder, Geld für 6 Procent Zinſen ausgethan, welches zum Beſten des dortigen Waiſenhauſes, ſehr guten Ueberſchuß abwirft.

Nach

Nach dieſem Muſter wurde im Jahre 1794, obgleich ſchon die Humbertſche Leihanſtalt in Berlin ſeit 1717 exiſtirte, daſelbſt dennoch ein Leihhaus errichtet. Der Banquier, Herr Liepmann Meyer Wulf in Berlin übernahm nicht allein die Einrichtung dieſes neuen Inſtituts, ſondern auch ſelbſt die Geſchäfte deſſelben auf ſeine eigenen Koſten; und da dies eine öffentliche Anſtalt iſt, ſo geſchah dieſe Uebernahme unter einem Erb-Pachtcontracte. Die Documente hierüber erfolgen wörtlich (*).

Reſcript an das Cammer-Gericht,

wegen Etablirung des Wulffſchen Lombards. De Dato Berlin, den 10ten Februar 1794.

Friedrich Wilhelm, König ꝛc. ꝛc. Unſern ꝛc. Da Wir zum Beſten des Potsdamſchen Militär-Waiſenhauſes, die Anlegung eines neuen Pfand- und Leihhauſes hierſelbſt, mittelſt der in Abſchrift hierbey kommenden Cabinets-Ordre, vom 4ten Julius vorigen Jahres, allergnädigſt zu bewilligen geruhet haben, und der hieſige general-privilegirte Banquier Liepmann Meyer Wulff, zu Folge des mit demſelben unterm 10ten December vorigen Jahres unter Unſerer höchſten Beſtätigung geſchloſſenen, und gleichfalls in Abſchrift hierbey gefügten Erbpacht-Contracts, vom 1ſten Junius c. an, gegen Bezahlung einer jährlichen Erbpacht von 1200 Rthlr. zur Haupt-Waiſenhaus-Caſſe, nicht nur ein ſolches Pfand- und Leihhaus, auf den Fuß des hier bereits ſubſiſtirenden Addreß-Comtoirs der Humbertſchen Erben etabliren, ſondern auch das bisher zu Potsdam für das dortige Militär-Waiſenhaus adminiſtrirte Lombard übernehmen wird: ſo laſſen Wir Euch ſolches hierdurch zu Eurer Nachricht bekannt machen, mit dem gnädigſten Befehl, Euch der

(*) Edictenſamml. vom Jahre 1794. No. IX. S. 1888. ſqq.

der nach dem Reglement vom 2ten April 1717 den Gerichten aufgetragenen Aufſicht in Anſehung dieſes neuen Addreß-Hauſes, gehörig zu unterziehen. Sind ꝛc. Gegeben Berlin, den 10ten Februar 1794.

Auf Special-Befehl.

Carmer. Reck. Wöllner. Goldbeck. Thulemeyer.

Seine Königliche Majeſtät von Preußen, Unſer allergnädigſter Herr, wollen, nach dem vom Ober-Kriegs-Collegio unterm 28ſten vorigen Monaths gethanenen Antrage, dem Potsdamſchen großen Militär-Waiſenhauſe, zur Verbeſſerung ſeiner Einkünfte, die Anlegung eines Lombards zu Berlin, auf den Fuß des daſigen Addreß-Hauſes hiermit bewilligen, und überlaſſen dem Ober-Kriegs-Collegio das deshalb weiter Erforderliche zu beſorgen. Im Lager bey Marienborn, den 4ten July 1793.

Friedrich Wilhelm.

An
das Ober-Kriegs-Collegium.

Erbpacht-Contract,

mit dem ꝛc. Banquier Liepmann Meyer Wulff, wegen Uebernahme des zum Beſten des Potsdamſchen großen Militär-Waiſenhauſes hierſelbſt in Berlin zu etablirenden Pfand- und Leihhauſes, und des bereits zu Potsdam bey gedachtem Waiſenhauſe befindlichen Lombards.

Nachdem Seine Königliche Majeſtät dem Potsdamſchen großen Militär-Waiſenhauſe, die Anlegung eines Pfand- und Leihhauſes hier in Berlin, auf den

Fuß

Fuß des den Carl Humbertſchen Erben zugehörigen Addreß-Hauſes, mittelſt allerhöchſter Cabinets-Ordre, vom 4ten Julius a. c. zu bewilligen geruht haben; Ein ꝛc. Ober-Kriegs-Collegium aber nicht zuträglich gefunden, eine ſolche mit außerordentlichem Detail verknüpfte Anſtalt auf Koſten und Gefahr des gedachten Waiſenhauſes zu etabliren, und durch dazu zu haltende Bediente verwalten zu laſſen, und der hieſige General-privilegirte Banquier Liepmann Meyer Wulff ſich offerirt, ſowohl das gedachte hierſelbſt anzulegende Pfand- und Leihhaus, als das bey dem Waiſenhauſe zu Potsdam bereits ſubſiſtirende Lombard in Erbpacht zu übernehmen, ſolches auch von Einem ꝛc. Ober-Kriegs-Collegio genehmigt worden, der Liepmann Mayer Wulff hierauf ſeine desfalſige Erklärung unterm 27ſten vorigen Monaths zu Protocoll dem 8ten Departement des Ober-Kriegs-Collegii aufgetragen worden, mit dem ꝛc Wulff, demſelben gemäß, jedoch in Anſehung der verlangten Exemtion von der Natural-Einquartierung, nach der den 29ſten November c. ertheilten Reſolution, den Contract abzuſchließen, und zur Bewirkung der allerhöchſten Genehmigung einzureichen, förmlich zu contrahiren; ſo iſt dem zu Folge mit demſelben nachſtehender Erbpacht-Contract verabredet und geſchloſſen worden.

1.

Das achte Departement des Ober-Kriegs-Collegii überläßt dem ꝛc. Wulff für ſich, ſeine Erben und Nachkommen, für eine jährliche Erbpacht von Eintauſend und zwey hundert Thaler in Courant, die von Sr. Königlichen Majeſtät dem Potsdamſchen Waiſenhauſe bewilligte Befugniß, mit dem 1ſten Junius künftigen Jahres, ein Pfand- und Leihhaus anzulegen, unter der Bedingung, daß derſelbe zugleich den bey dem Waiſenhauſe zu Potsdam befindlichen Lombard, als in dieſer Erbpacht mit inbegriffen, übernimmt.

2.

Der Wulff macht ſich verbindlich, ſowohl das hierſelbſt zu etablirende Pfand- und Leihhaus, als den Lom-

Lombard zu Potsdam, auf ſeine Koſten, Rechnung und Gefahr zu übernehmen und zu betreiben, wogegen demſelben die Befugniß zuſtehen ſoll, die Pfand- und Ausleihungsgeſchäfte hierſelbſt mit eben denſelben Gerechtigkeiten und Vortheilen zu betreiben, als ſolche das Humbertſche Addreß-Haus, nach dem deſſen damahligen Beſitzer, Jean Palmier, wegen dieſes Addreß-Hauſes vorgeſchriebenen Reglements, vom 2ten April 1717, welches ſich in dem 6ten Bande des Corporis Conſtitutionum Marchicarum, und deſſen Anhange von Franzöſiſchen Verordnungen, No. 82. p. 489. abgedruckt befindet, bisher beſeſſen und ausgeübt hat, ſo wie auch mit allen etwa nachher noch erlangten Begünſtigungen, in deren rechtlichen Beſitz und Ausübung gedachtes Addreß-Haus ſich überdies gegenwärtig noch befinden möchte.

3.

Dagegen macht der ꝛc. Wulff ſich verbindlich, alles dasjenige zu beobachten, und wegen obrigkeitlicher Aufſicht auf das hierſelbſt etablirt werdende Pfand- und Leihhaus ſich gefallen zu laſſen, was in gedachtem Reglement zum Beſten der Pfandgeber und Schuldner vorgeſchrieben iſt, auch, gleich dem Humbertſchen Addreß Hauſe, gegen das Recht und Intereſſe der Königlichen Banque, bey dem Pfand- und Leihhauſe keine Obligationes, Actien, Pfandbriefe, Wechſel und überhaupt keine in Papieren beſtehende Sicherheiten in Pfand zu nehmen und darauf zu leihen. Nicht minder verſteht es ſich von ſelbſt, daß die ſogenannte Desherences, oder die Ueberſchüſſe von den verkauften Pfändern über das Quantum, welches der Erbpächter darauf zu fordern hat, und der Verpfänder deſeriret, als herrenloſes Gut von dem Erbpächter berechnet, und in gleicher Art, wie diejenigen des Humbertſchen Addreß-Hauſes, abgeliefert werden müſſen.

4.

Wenn jedoch der ꝛc. Wulff zum Vortheil derjenigen Pfandgeber, welche ihre Pfänder nicht zur geſetzten Zeit auslöſen, mit deren Verauctionirung länger als

ein Jahr Nachſicht geben, auch mit wenigern Auctions-Koſten von den verſtandenen und verkauften Pfändern, als im Reglement vom 2ten April 1717 nachgegeben iſt, und die Humbertſchen Erben nehmen, ſich begnügen will, ſo bleibt ihm ſolches unbenommen.

5.

Betreffend die Koſten für die obrigkeitliche Aufſicht bey den Auctionen, oder wo ſolche ſonſt nach dem Reglement vom 2ten April 1717 erfordert wird, ſo macht der ꝛc. Wulff ſich verbindlich, ſolche zu übernehmen, und an diejenigen, welchen dergleichen Aufſicht übertragen wird, die feſtzuſetzende Gebühren zu bezahlen.

6.

Alle rechtliche Anſprüche, welche dem verpfändenden Publico aus den Pfandgeſchäften mit dem ꝛc. Wulff und deſſen Nachkommen, wegen der anzuvertrauenden oder anvertrauten Pfänder, auf irgend eine Art erwachſen können, werden von ihm oder ſeinen Nachkommen allein verantwortet, ſo daß das Potsdamſche Weiſenhaus weder ihn oder ſeine Nachkommen darunter zu vertreten, noch zu einiger deshalbigen Verbindlichkeit gegen das Publicum und die Verpfänder gehalten iſt, welches auch zu jedermanns Wiſſenſchaft, jedoch in der Art, daß es der Ehre und dem Credit des ꝛc. Wulff nicht zum Nachtheil gereiche, öffentlich bekannt gemacht werden ſoll.

7.

Da der ꝛc. Wulff mit dem allhier anzulegenden Pfand und Leihhauſe, den bey dem Waiſenhauſe zu Potsdam ſubſiſtirenden Lombard mit in Erbpacht übernimmt, ſo macht derſelbe ſich anheiſchig, ſolchen aus den Gebäuden des Waiſenhauſes wegzunehmen, und in einem andern Hauſe, es ſey in einem eigenen oder gemietheten, fortzuführen.

8.

Alle in dem Potsdamſchen Lombard bey der Uebernahme befindliche Pfänder, ſollen dem ꝛc. Wulff

Stück

Stück für Stück, nebſt den ſämmtlichen Lombards-Büchern, überliefert, und was darauf geliehen iſt, mit den Zinſen und Gebühren genau berechnet werden, wogegen der ꝛc. Wulff ſich anheiſchig macht, den ſolchergeſtalt ausgemittelten Betrag ſofort zur Potsdamſchen Waiſenhaus-Caſſe zu bezahlen; demſelben aber hierbey, weil er auf die ihm zu tradirende ſchon vorhandene Pfänder, den Verpfändern neue Zettel unentgeldlich wird geben müſſen, zugeſtanden wird, von dem ausgemittelten Betrage der ihm zu tradirenden Pfänder, das Zettelgeld, welches dafür der bisherige Waiſenhaus-Lombard erhalten hat, abzuziehen.

9.

Betreffend die Zinſen, Gebühren, Magazinage und Auctions-Koſten bey dem Lombard zu Potsdam, ſo wird demſelben zugeſtanden, ſolches auf den Fuß des hieſigen Pfand- und Leihauſes einzurichten, wogegen alles, was die §. §. 3. 4. 5. und 6. enthalten, mit von dem Potsdamſchen Lombard zu verſtehen iſt.

10.

Sollte bey Verauctionirung der dem ꝛc. Wulff überlieferten nicht ausgelöſeten Pfänder des Potsdamſchen Lombards, eines oder das andere nicht ſo hoch verkauft werden, daß das von demſelben mit Zinſen und Gebühren vergütigte Darlehn herauskäme, ſo ſoll ein ſolcher Ausfall dem ꝛc. Wulff erſtattet werden.

11.

Wenn Seine Königliche Majeſtät, wie doch nicht zu vermuthen iſt, noch eine andere Anſtalt, oder einem Privato, außer dem Humbertſchen Addreßhauſe, und dem zum Beſten des Potsdamſchen Waiſenhauſes etablirt werdenden Pfand- und Leihhauſe, dergleichen allhier zu etabliren nachgeben ſollten; ſo ſoll zwar in ſolchem Fall die von dem ꝛc. Wulff übernommene Erbpacht nicht aufhören, dagegen aber das jährliche Erbpacht-Quantum auf acht hundert Thaler, und auf den Fall, wenn, außer einem dritten, noch mehrere Pfand- und Leihhäuſer hierſelbſt anzulegen nachgege-

ben werden ſollte, die Erbpacht auf fünf hundert Thaler jährlich unabänderlich feſtgeſetzt werden.

12.

Sollten wider alles Vermuthen die Nachkommen des ꝛc. Wulff wofür man, was ihn betrifft, ſich geſichert hält, wegen geſetzwidriger Handlungen bey den Lombardgeſchäften, durch Urtheil und Recht für unfähig erkannt werden, ſolche Geſchäfte weiter zu treiben, und folglich dieſe Erbpacht aufhören müſſen; ſo macht der ꝛc. Wulff ſich für ſich, ſeine Erben und Nachkommen, verbindlich, daß in einem ſolchen Fall der Potsdamſchen Haupt-Waiſenhaus-Caſſe eine Entſchädigung von zwey tauſend vier hundert Thalern in Courant, bezahlt werden ſoll.

13.

Was die Bezahlung des jährlichen Erbpachts-Quanti von 1200 Rthlr. betrifft, ſo macht der ꝛc. Wulff ſich verbindlich, ſolche in vierteljährigen Ratis à 300 Rthlr. in Courant pränumerando zur Haupt-Waiſenhaus-Caſſe allhier zu entrichten, und damit auf den 1ſten Junius des künftigen Jahres 1794 den Anfang zu machen; wogegen ihm zugeſichert wird, daß der Lombard zu Potsdam ihm nach Eintritt des künftigen 1ſten Junius übergeben werden ſoll.

14.

Der ꝛc. Wulff macht ſich verbindlich, wegen dieſer Erbpacht mit 2000 Rthlr. in guten Obligationen Caution zu beſtellen.

15.

Da dem ꝛc. Wulff das hierſelbſt zu etablirende Pfand- und Leihhaus, und das zu Potsdam befindliche, als K ö n i g l. p r i v i l e g i r t e P f a n d- u n d L e i h h ä u ſ e r in Erbpacht überlaſſen worden; ſo erhält derſelbe dadurch die Befugniß, ſich dieſer Rubriken ſowohl zum Anhange oder Schilde an den beyden Pfand- und Leihhäuſern, als zu dem Stempel auf den Zetteln

beym Pfandnehmen und überall, wo es ſonſt in den Lombardsgeſchäften nöthig ſeyn ſollte, zu bedienen.

Zu Urkund deſſen iſt gegenwärtiger Erbpacht-Contract, mit wechſelſeitiger Entſagung aller einem oder dem andern Theil zu ſtatten kommenden Rechtswohlthaten, Einwendungen und Ausreden, wie ſolche Nahmen haben und erdacht werden mögen, in duplo ausgefertigt, und von beyden Theilen vollzogen worden.

So geſchehen, Berlin, den 10ten December 1793.

nomine des 8ten Departements.

Gröben. v. Arnim. Burghoff.

Liepmann Meyer Wulff.

Der Pfandverſetzer erhält aus dem Leihhauſe einen Schein, und dieſer iſt nach dem darin feſtgeſetzten Monathe noch ein ganzes Jahr gültig. In Entſtehung der Auslöſung, müſſen die Zinſen am Ende des Jahres bezahlet, und dieſer Schein erneuert werden. Werden ſolche Zinſen bey dem Ablaufe des 13ten Monaths nicht entrichtet, ſo wird das Pfand öffentlich verkauft, und das daraus gelöſete Geld, nach Abzug des geliehenen Capitals, der Zinſen, und der Auctionskoſten, dem Vorzeiger des Scheines zurück gegeben; jedoch muß er ſich deshalb binnen den nächſten 6 Monathen, nach geſchloſſener Auction, melden, weil nach ſolchen ſechs Monathen, der Ueberſchuß dem Fiſco anheim fällt.

Dieſe kurze Nachricht erhält jeder Leihende bey ſeinem Leihſcheine, wornach er ſich zu richten hat, und ſich nicht entſchuldigen darf, daß er es nicht gewußt, wie es mit ſeiner Leihgeſchichte ſtehe, wenn er allenfalls mit der Rückzahlung des Capitals und der Zinſen ſäumig ſeyn ſollte.

In Paris hat Herr le Brun, ein Mahler und Gatte der als Porträtmahlerin ſehr geſchätzten Ma-

dame le Brun, im Jahre 1792 ein Leihhaus für Künſtler errichtet. Mahler, Bildhauer und andere Künſtler, können gegen eine billige Zinſe, ihre Arbeiten verpfänden; ſie müſſen aber das Capital zur beſtimmten Zeit wieder abbezahlen, und das Pfand einlöſen, ſonſt wird daſſelbe öffentlich, und unter dem Vorſitz einer obrigkeitlichen Perſon, verkauft. Der Lombard macht ſich auf dieſe Weiſe bezahlt, und den Ueberſchuß giebt man dem Beſitzer zurück, wenn er ſich binnen Jahresfriſt nach dem Verkaufe meldet.

Einen Vorſchlag zum Privat-Leih-Inſtitut für die Stadt Roſtock, findet man in Beckers Beyträgen zu den Staatswiſſenſchaften, 1. B. 3 St. S. 84. Der Verfaſſer ziehet ein Leihhaus von Privatleuten, unter genauer Aufſicht der Obrigkeit, einem von der Obrigkeit errichteten Leihhauſe vor, und liefert eine für die Stadt Roſtock entworfene Leihordnung. Im Jahre 1786 erſchien auch in Schwerin (in Mecklenburg) eine Leihhausordnung für die dortige Privatleihbank. Der Rath der Altſtadt Schwerin hat den Auftrag, die dabey entſtehenden Streitigkeiten, ohne Rückſicht auf andere Gerichtsſtände, jedoch mit Vorbehalt des Recurſes an die Herzogl. Regierung, ſummariſch zu entſcheiden, und über die Beobachtung der Leihordnung zu wachen. Die Zinſen ſind jährlich zu 6 von 100, bey kleinen Poſten aber vom Thaler monathlich auf 3 Pfennige, feſtgeſetzt.

Ueber die braunſchweigiſchen Leihanſtalten exiſtiren viele Verordnungen, und von Herabſetzung der Zinſen beym Leihhauſe in Braunſchweig, findet man in den Ephemeriden der Menſchheit, Aug. 1784, S. 249, fgg.

Von dem Leihhauſe in Wien, ſehe man Nicolai Reiſen, ꝛc. Th. 3, S. 271.

Vom Leihhauſe in Caſſel; Journal von und für Deutſchland, Jannuar 1789, S. 25.

Von einem in der Stadt Tönningen befindlichen Leihhauſe; Schleſ. Holſt. Provinzialblätter, 1792, 6 St. S. 351.

Eine Leihhausordnung der Stadt Göttingen vom Jahre 1731, findet ſich in **Bergius** Landes-Geſetze, Th. 9, S. 238.

Leihhausordnung der Stadt Ruppin; Edicten-Samml. 1778, No. 20.

Leihkauf (der), iſt ein im gemeinen Leben übliches Wort, und wie auch Weinkauf, welches eben das bedeutet, nähmlich 1. diejenige Gewohnheit zu bezeichnen, da unter gemeinen Leuten nach getroffenem Kaufe, oder geſchloſſenem Handel, ſowohl der Käufer als Verkäufer zuſammenlegen, und mit einander trinken. Dies nennen ſie Leihkauf trinken. Den Leihkauf geben, die Koſten tragen. In einigen Gegenden iſt es ein förmlicher Schmaus, welcher ſogar beym Verkaufe der Güter gegeben wird. 2. Zuweilen wird auch das Angeld, welches der Käufer dem Verkäufer zur Sicherheit des geſchloſſenen Kaufes oder Handels entrichtet, der Leihkauf genannt; beſonders ſofern es hernach von beyden Theilen zur Ergötzlichkeit angewandt wird. 3) In andern Gegenden hingegen iſt der Leihkauf ein gewiſſes Geld, welches bey neuerbaueten lehenbaren Bauergütern dem Lehnherrn entrichtet, und am häufigſten die Lehenwaare, (man ſehe dieſen Artikel,) ſonſt aber auch die Kauflehen, die Anfahrt, der Markgroſchen, u. ſ. f. genannt wird.

In Schweden, wo dieſes Wort das Angeld bedeutet, lautet es lidköp, lödköp, woraus zugleich die Abſtammung deutlicher erhellet, als aus dem Deutſchen. Es iſt aus Kauf und dem noch in Schweden üblichen lid, Angelſ. lith, bey dem **Ulphilas** lye, zuſammengeſetzt, welches eine Art eines berauſchenden Getränkes, Cider, war. **Ottfried** braucht lid von einem jeden Getränke, und **Notker** von einem jeden flüſſigen

Körper. Leihkauf bedeutet alſo ein Geld, welches zu Ehren des geſchloſſenen Kaufes vertrunken wird, und in den lübekſchen Statuten bey dem Haltaus, wird es ausdrücklich durch Mercipotus überſetzt.

Das große Univerſal-Lexicon iſt Th. 17, Col. 720 (im Art. Leykauf,) etwas anderer Meinung, als vorher angezeigt worden. Daß es ein altes deutſches Wort ſey, wird zugegeben, allein die Ableitung deſſelben nicht. Es heißt daher dort: Die Collecto„res des Würtembergiſchen Rechts haben es gleichſam „Leutekauf genennet, weil nähmlich unterſchiedene „als Zeugen bey dergleichen Handlung geweſen. Man „glaubet aber mehr Grund zu haben, wenn man ſagte, „daß man dieſes Geld um deswillen Leykauf genen„net, weil es zum Gebrauche der Weltlichen, das iſt, „der Leyen, angewendet worden, da hingegen der Got„tespfennig zu dem geiſtlichen Gebrauche gedienet. „Es iſt wahrſcheinlich, daß der Leykauf von den „Arrhis und von dem Weinkaufe unterſchieden gewe„ſen, ſiehe Arrha. Tom. II. p. 1638. Lauterbach, „Diſſert. de Arrha, §. 86, ſaget: Die Arrha differiret „von demjenigen Gelde, ſo meiſtentheils des Verkäu„fers Frau und Kindern gegeben wird; man nennet „ſolches gemeiniglich in den Kauf geben. Dieſes „Geld wird nicht zum Beweiſe des Contractes, ſondern „als ein Zuſatz des Kauf-Pretii, der Frau und den „Kindern präſtiret, damit ſie die Sachen, die ſie durch „den Verkauf velieren müſſen, deſto eher vergeſſen, „und ſich dabey tröſten können. Dieſes Geld wird „ebenfalls von einigen Ley-Kauf genennet. In dem „Churfürſtenthume Sachſen mußten vor ſehr alten „Zeiten, die Küſter jährlich von ihrem Dienſte zwey, „drey oder vier Scheffel Korn, welches Noth-Korn „genannt wurde, oder etwa einen Gulden zum Ley„kaufe der Gemeine geben, zum Scheine, als ſollte „der Cuſtos von neuem gemiethet und beſtellet werden,

„wel-

„welchen Abzug denn die Gemeine vertrank. Luſt „Repertor. ſ. **Kirchner** p. 582.“

Trichter ſagt in ſeinem curiöſen Jagd-Reit-Fecht-Tanz-oder Ritter-Exercitien-Lexicon, daß der Leihkauf der bekannte Weinkauf, Arrha emtionis vins de la Vente, ein Weinſchmaus ſey, den der Käuſer und Verkäufer mit einander zur Beſtätigung des geſchloſſenen Kaufs hätten, indem bey dem Pferdekauf öfters Leihkauf getrunken wird, und ſolche Koſten gemeiniglich dem Käufer, welchem am meiſten am Kaufe gelegen iſt, zur Laſt fallen.

Ein Königl. Preuß. Kammer-Reſcript an ſämmtliche Steurräthe in Schleſien, wegen der in einigen Städten gewöhnlichen Leihkaufsgelder bey Veräußerung der Immobilien, d. d. Breslau den 28ſten Sept. 1751, findet man im 4ten Bande der Schleſiſchen Edictenſammlungen, S. 199.

Leihlaken (das), iſt in einigen Gegenden Deutſchlandes noch die Benennung des Bett-Tuchs oder des Bettlakens. Die erſte Hälfte dieſes Wortes iſt entweder aus Leib oder Leiche (der Leib) verderbt für Leiblaken, Leichlaken, — oder ſie ſtammet auch von dem noch in einigen Gegenden üblichen liem, liegen, ab, ein Laken oder Tuch zu bezeichnen, worauf man lieget. Schon im Schwabenſpiegel heißt dies Wort Lilachen.

Leihreglement, ſ. Art. **Leihen**.

Leihvertrag, iſt derjenige Vertrag, den Perſonen, der Anleihe einer gewiſſen Sache wegen mit einander ſchließen. Die mehreſte Zeit wird er wegen einer Geldanleihe geſchloſſen, bey welcher ein Schuldſchein ausgeſtellet, und dieſer Vertrag Contractus chirographarius genannt wird. Es wird alſo dieſer Vertrag dadurch geſchloſſen, wenn jemand in einer ausgeſtellten Schuldverſchreibung bekennet, von dem andern Geld entlehnt, und dargezahlt empfangen zu haben, und

ſolches wieder zurück zu geben verſpricht. Nach den allgemeinen Rechtsgrundſätzen ſollte das Chirographum oder ſchriftliche Schuldbekenntniß keine Verbindlichkeit hervorbringen, ſondern allein zum Beweiſe des geſchehenen Anlehnes und Empfanges des angelehnten Geldes dienen, und ſo ſcheint ſichs auch anfänglich bey den Römern verhalten zu haben, welche beſonders die Stipulation ſchriftlich aufzuſetzen pflegten, um durch den ſchriftlichen Aufſatz die geſchehene Stipulation und die Beobachtung der Erforderniſſe derſelben zu beweiſen; nach und nach aber ſcheint man dem, von Schuldner ausgeſtellten Chirographum, ſelbſt die Kraft einer Verbindlichkeit und einer daraus entſtehenden Klage zugeſchrieben zu haben, und auf dieſe Weiſe entſtand der Contractus chirographarius.

Weil es aber bey dem Geldanlehn öfters geſchahe, daß jemand, der Geld entlehnen wollte, in der Hoffnung es zu erhalten, eine Schuldverſchreibung ausſtellte, und in derſelben das Geld empfangen zu haben bekannte, ehe er es wirklich empfangen hatte, ſo wurde in der Folge ſehr weislich verordnet, daß ein Chirographum vor Verlauf eines Termins von zwey Jahren weder Beweiskraft haben, noch eine wirkſame Klage hervorbringen ſollte.

Wann daher der Beſitzer einer Schuldverſchreibung aus derſelben klagt, ehe zwey Jahre von Zeit deren Ausſtellung verfloſſen ſind, ſo ſteht dem beklagten Ausſteller der Schuldverſchreibung die exceptio non numeratae pecuniae, (die Einwendung des nicht empfangenen Geldes,) zu, mit der Wirkung, daß der Beklagte der ausgeſtellten Schuldverſchreibung ohngeachtet, losgeſprochen wird, wenn nicht der Kläger anders woher, als aus dem Chirographum, z. B. durch Zeugen, durch eine außer dem Chirographum vom Empfänger ausgeſtellte Quitung, durch ein thätliches Bekennt-

kenntniß des Schuldners, z. B. Zahlung der Zinſe, oder Rückzahlung eines Theils der Schuld, u. ſ. w. die geſchehene Darzählung des angelehnten Geldes hinlänglich beweiſen kann.

Wird aber erſt nach zweyen Jahren aus dem Chirographum geklagt, ſo wird der Beklagte nach dem römiſchen Rechte mit der Einwendung, als ob er das entlehnte Geld nicht empfangen hätte, nicht mehr gehöret, und in dieſem Falle hat alſo der Beſitzer der Schuldverſchreibung eine wirkſame Klage, welche Condictio ex Chirographo genannt, und ihm oder ſeinen Erben gegen den Ausſteller der Handſchrift oder deſſen Erben gegeben wird, um dasjenige zu bezahlen, was letzterer als entlehnet empfangen zu haben, in dem Chirographum bekannt, und wieder zurück zu geben verſprochen hat; der Kläger kann aber auch die Actio mutui anſtellen, und dabey das Chirographum als Beweismittel gebrauchen.

Dieſer Contractus chirographarius, die daraus entſtehende Condictio ex chirographo, und die der letztern binnen zwey Jahren entgegenſtehende except. non numer. pec. finden noch heut zu Tage, wie nach dem römiſchen Rechte Statt. Nur iſt mit der letztern die wiewohl irrige Veränderung in der Praxis gemacht worden, daß der Ausſteller auch noch nach Ablauf zweyer Jahre mit der except. non. numer. pec. zugelaſſen wird, wenn er den Beweis davon übernimmt, daß ihm das Geld, ſo er in der Schuldverſchreibung empfangen zu haben bekennet, nicht dargezählt worden ſey; und daß er ſogar über dieſen Umſtand, dem Kläger einen Eid zuſchieben kann. In dieſem Falle pflegen die Practiker die except. n. n. p. *non privilegiaria;* ſo wie hingegen alsdann, wenn ſie binnen zwey Jehren entgegen geſetzt wird, *privilegiaria* zu nennen, weil ſie im letzten Falle vom Beweiſe befreyet.

Nach

Nach dem allgemeinen preußiſchen Landrechte(*) iſt ein Leihvertrag vorhanden, wenn man eine Sache bloß jemanden zum Gebrauche, unter der Bedingung, daß eben dieſelbe Sache zurück gegeben werde, unentgeldlich einräumet. Dieſem Grundſatze bin ich ſchon im Art. **Leihen** gefolgt. Zum Weſen dieſes Vertrages gehöret aber, daß die Zeit der Rückgabe entweder in ſich ſelbſt, durch die Art oder den Zweck des eingeräumten Gebrauchs, beſtimmt ſey. Iſt weder die Art und der Zweck des Gebrauchs, noch die Dauer deſſelben beſtimmt: ſo iſt derjenige, welchem der Gebrauch eingeräumt worden, für einen bloßen Inhaber zu achten. Er iſt alſo die Sache, auf jedesmahliges Erfordern des Einräumenden, zu allen Zeiten zurück zu geben ſchuldig.

Ein gleiches findet Statt, wenn eine unbewegliche Sache, oder ein Recht, der Gegenſtand des Contracts, und dieſer nicht ſchriftlich abgefaßt iſt. Iſt aber ein wirklicher und gültiger Leihvertrag vorhanden: ſo kann die Sache in der Regel erſt nach verlaufener Zeit, oder nach geendigtem Gebrauche, zurückgefordert werden. Doch iſt der Verleiher berechtiget, die Sache auch früher zurück zu fordern, wenn ihm dieſelbe wegen einer Veränderung in ſeinen eigenen Umſtänden, die er zur Zeit der Verleihung nicht voraus ſehen konnte, unentbehrlich wird. Für den Nachtheil, welchen der Leiher alsdann durch die frühere Entbehrung des Gebrauchs leidet, iſt der Verleiher zu haften nicht ſchuldig.

Sobald der Leiher eigenmächtiger Weiſe die ihm geliehene Sache einem andern zum Gebrauche einräumt, oder ſie zu einem andern Zwecke, als wozu ſie ihm gegeben worden, anwendet, iſt der Verleiher dieſelbe zurückzufordern berechtiget. Der bloße Leiher kann

(*) Th. 1, Tit. 21, §. 229, fgg.

kann ſich der Zuwüchſe, Nutzungen und Früchte der geliehenen Sache nicht anmaßen. Bringt die Beſchaffenheit der Sache und des verſtatteten Gebrauchs es mit ſich, daß der Leiher auch die Früchte und Nutzungen genieße; oder iſt ihm dieſer Genuß ausdrücklich geſtattet, ſo kann das Geſchäft, wenn es auch ein Leihvertrag genannt worden, dennoch nicht nach den Regeln dieſes Vertrags beurtheilt werden. Vielmehr ſind, je nachdem der verſtattete Genuß uneingeſchränkt, oder eingeſchränkt war, die Regeln vom Nießbrauche, oder von Pachten und Miethungen anwendbar.

Der Leiher iſt die gewöhnlichen Erhaltungskoſten der Sache während ſeines Gebrauchs zu tragen verbunden.

Ereignen ſich, während ſeiner Beſitzzeit, Umſtände, die einen außerordentlichen Aufwand zur Erhaltung der Sache erfordern, ſo iſt zwar der Leiher dem Verleiher davon Anzeige zu machen, und ihm, mit Rückgabe der Sache, die Beſorgung deſſen zu überlaſſen befugt. Kann, oder will er aber dieſes nicht, oder iſt der Verleiher nicht ſo in der Nähe, daß er die Sorge für die Erhaltung der Sache noch zur rechten Zeit übernehmen könnte, ſo iſt der Leiher dazu verbunden. Doch kann er die darauf verwendeten Koſten, von dem Verleiher, nach den geſetzlichen Vorſchriften von Beſorgung fremder Angelegenheiten ohne ausdrücklichen Auftrag, zurückfordern (*).

Der Leiher iſt die geliehene Sache zu allen Zeiten, auch noch vor Ablauf der verabredeten Friſt, und vor beendigtem Gebrauche, zurück zu geben berechtigt, wenn nicht klar erhellet, daß die Zeitbeſtimmung lediglich zu Gunſten des Verleihers beygefügt ſey.

Die

(*) Allgem. Landr. Th. I. Tit. 13. Abſchn. 2.

Die Rückgabe der Sache muß allemahl in dem Stande, wie ſie gegeben worden, erfolgen. Gegen die ſchuldige Rückgabe kann ſich der Leiher nur durch ſolche Einwendungen ſchützen, welche einem Verwahrer fremder Sachen zu Statten kommen (*).

Iſt die Sache während ſeines Beſitzes beſchädigt, oder gar verloren worden, ſo muß er dabey für jedes, auch das geringſte Verſehen, haften. Hat aber der Verleiher aus dem Geſchäfte irgend einen Vortheil, oder kann ausgemittelt werden, daß er ſelbiges zuerſt in Vorſchlag gebracht, und den Leiher zu deſſen Eingehung aufgefordert habe, ſo haftet dieſer nur für ein mäßiges Verſehen.

Bey einer Gefahr, welche des Leihers eigene Sache zugleich betrifft, iſt derſelbe die geliehene Sache, vorzüglich zu retten, und wenn er ſeiner eigenen Sache den Vorzug giebt, den Schaden oder Verluſt der geliehenen zu vertreten ſchuldig (**). Auch haftet der Leiher ſelbſt für einen zufälligen Schaden, wenn er eigenmächtig die Sache zu einem andern, als dem beſtimmten Zwecke gebraucht, oder den Gebrauch derſelben einem andern überläßt, oder mit der Rückgabe ſäumig iſt; in ſo fern nähmlich, wenn dieſe Umſtände nicht vorgewaltet hätten, der Zufall die Sache nicht werde getroffen haben.

Außer dieſen Fällen muß zwar ein ohne alles Verſchulden des Leihers ſich ereignender Zufall von dem Verleiher getragen werden; doch muß der Leiher, wegen ungeſäumter Anzeige eines ſolchen Zufalls, eben das

(*) Tit. 14, Abſchn. 1.

(**) Eine Aehnlichkeit hat hiermit auch das Pfandrecht. Der Empfänger eines Pfandes muß für ſolches auch in allen Gefahren vorzüglich Sorge tragen. Man ſehe den Art. Leihen.

das beobachten, was in einem gleichen Falle dem Verwahrer fremder Sachen vorgeſchrieben iſt (*).

Wird die verlorne und von dem Verleiher erſetzte Sache in der Folge wieder gefunden, ſo ſtehet es in der Wahl des Verleihers, ob er die Sache zurücknehmen, und den dafür erhaltenen Werth herausgeben; oder letztern behalten, und die Sachen dem Verleiher überlaſſen wolle. Für die inzwiſchen entbehrten Nutzungen der Sache kann eben ſo wenig, als für das von dem Verleiher bis dahin genutzte Geld, Vergütung gefordert werden. Die Koſten der Auffindung der Sache trägt derjenige, der die Sache ſelbſt behält. Der Verleiher iſt ſeines Orts dem Leiher nur für ein grobes Verſehen zu haften, ſchuldig.

Man könnte hierüber weitläuftiger ſeyn, allein der Zweck erlaubt es nicht, woher man in den Büchern der Rechtsgelehrten ſich weitere Auskunft zu ſuchen, bemühen mag.

Leim, oder **Leimen**; man ſehe den Art. **Lehm**.

Leim, nennet man zähe und klebrige Subſtanzen, vermittelſt welcher man Körper oder Flächen, auf deren Oberfläche man ſie im flüſſigen Zuſtande aufträgt, und in welche ſie ſich gänzlich, oder größtentheils hineinziehen und erhärten, entweder mit einander feſt verbinden, oder auch dem Gewebe ihrer Theile ſelbſt einen größern Grad der Steifigkeit und des Zuſammenhanges beybringen kann. Im Niederſächſiſchen heißt dies Wort Liem, im Angelſ. Lim, im Engl. Lime, im Dän. Liim, im Schwed. Lim, im Holländ. Lym, im Isländ. Lijm. Es iſt eigentlich mit Lehm, ein und eben daſſelbe Wort, und eines Geſchlechts mit klamm, Schlamm, Schleim, Bley, kleben u. ſ. w.

Gemeiniglich unterſcheidet man die Wörter Leim, Leimen und Lehm auf ſolche Weiſe, daß man durch

Leim

(*) Tit. 14, Abſchn. 1, §. 34. fgg.

Leim eine Materie verſteht, welche aus den Abgängen einiger Felle, oder aus Pergamentſpänen geſotten, und zum Zuſammenkleben gebraucht wird, gluten, colla. Leimen, nennet man eine fette Erde, welche zu allerley Arbeit, zu Setzung der Kachelöfen, zu Erbauung der ſchlechten Häuſer auf den Dörfern, anſtatt der Mauerſteine und des Kalks u. dgl. dienet, argilla.

Dieſer Unterſchied iſt ſonderlich in Oberdeutſchland gebräuchlich. Man ſagt: Der Tiſchler braucht den Leim die Bretter zuſammen zu leimen. Der Leim hält nicht feſt; ein Leimpinſel, Leimwaſſer, u. ſ. w. Hingegen eine Wand mit Leimen bewerfen, den Leimen treten, u. dgl. So wird auch dieſes Wort in der Bibel gebraucht: Gedenke doch, daß du mich aus Leimen gemacht haſt, und wirſt mich wieder zur Erden machen; Hiob 10, 9.

In Niederdeutſchland, machen einige den Unterſchied, daß ſie die fette Erde, welche zu den Kachelöfen, und zur Erbauung der ſchlechten Häuſer und Ställe, auf den Dörfern gebraucht wird, Lehm nennen. Sie ſagen lehmen, mit Lehm bewerfen; den Lehm treten, eine Lehmgrube, eine Lehmwand, ein Lehmer u. dgl. In den Kammeranſchlägen, zu Gebäuden auf dem Lande, wird man gemeiniglich unter die Koſten angeſetzt finden: an Lehmerarbeit; die Fache zu ſtaken und zu lehmen; für Stroh zum Lehmen u. ſ. w.

Die letzte Art zu unterſcheiden, beuget allemahl einer Zweydeutigkeit vor. Wenn man z. B. ſagt: ein Lehmer, ſo iſt es deutlicher, als ein Leimer, weil dieſes auch einen ſolchen bedeuten kann, welcher mit Leim etwas zuſammen klebet. Eine Wand lehmen, iſt gleich verſtändlicher, als wenn man ſagt: eine Wand leimen. Da aber das Wort Lehm nicht allenthalben gebräuchlich iſt, und in ganz Oberdeutſchland

ſand dafür Leimen geſagt wird, ſo dünkt mich, man thue am beſten, daß man in gemeinen Reden ſich nach dem Gebrauch derjenigen Provinz richte, in welcher man lebet; im guten und zierlichen Schreiben aber, den Schriftſtellern folge, welche wohl mehrentheils den erſten Unterſchied beobachten (*).

Wir erhalten die Leime theils von thieriſchen, theils von vegetabiliſchen Subſtanzen. Erſtere ſind die thieriſchen Gallerte, welche man von den ſchleimigen Subſtanzen, die man aus vielen Pflanzen erhält, unterſcheiden muß, da die mit Zucker eingemachten Früchte, z. B. Kirſchen, Himbeeren, Berberitzen u. dgl. auch (Gelatinae, Gelées,) geben. Der thieriſche Körper aber ſcheint größtentheils aus einer gallertartigen Materie zu beſtehen, wohin auch das Geſpinnſte der Spinnen, Raupen und Seidenwürmer zu rechnen iſt. Denn, wenn man das Fleiſch, die Knochen, die Häute, die Flechſen, die Nerven, die Hörner, das Fell, mit einem Worte, alle die verſchiedenen feſten oder weichen Theile, welche den Körper eines Thieres ausmachen, in Waſſer kochen, und dieſes Waſſer hernach bis zu einem gewiſſen Grade abrauchen läßt, ſo gerinnt es durch das Abkühlen zu einer wirklichen Gallerte; und wenn man dieſes Abrauchen bis zur Trockne, jedoch mit einer ſolchen Wärme fortſetzt, welche nicht geſchickt iſt, dieſe gallertartige Materie aus ihrer Miſchung zu ſetzen, ſo bildet ſie erſtlich einen Leim, und hernach eine Art eines mehr oder weniger durchſichtigen harten und feſten Hornes.

Unter dieſen gallertartigen Leimen, iſt auch die, aus den abgeſpühlten, aufgeſchnittenen und zuſammengewickelten Schwimmblaſen der Störarten, beſonders des Hauſens, (Acipenſer Huſo) und anderer Fiſche

(*) Dies iſt nach den Grundſätzen des Herrn Stoſch.

Fiſche bereitete Hauſenblaſe vorzüglich zu merken, wovon man im XXIIſten Theile der Encyklopädie, S. 469, fgg. nachſehen kann. Man pfleget aber überhaupt die leimige Subſtanz aus den Häuten und Gräten der Fiſche durch Kochen mit Waſſer und Eindickung der Abkochung bis zur Trockne, zu gewinnen und dieſer von Fiſchen gemachte Leim wird überhaupt der Fiſchleim genannt.

Aus dem Leder und Pergament (gewöhnlich aus dem Abgange bey dem Gärben und Verarbeiten deſſelben, (man ſehe den Art. **Leimleder,**) welches vorher in Kalkwaſſer eingeweicht worden, wie auch aus den Flechſen, Hörnern, Knorpeln, u. ſ. w. bereitet man jenen ſtarken Leim, deſſen ſich die Tiſchler, Drechsler, Zimmerleute und mehrere Handwerker bedienen. Einen ähnlichen aus Pergamentſtreifen, Abſchnitzlingen von Kalbleder, Kälber- und Schafsfüßen zubereiteten Leim, brauchen die Papiermacher, die Tuchmacher, die Vergolder, die in poliertem Golde arbeiten, und die Mahler, welche mit Waſſerfarben mahlen. Dieſen nennt man gewöhnlich Tiſchlerleim.

Aus dem Tiſchlerleim, den man in kleine Stücke zerbricht, in kaltem Waſſer einige Tage einweicht, hierauf nach abgegoſſenem Waſſer über einem gelinden Feuer zerläßt, mit halb ſo viel Zucker verſetzt, und alsdann bey dem Trocknen in die Geſtalt von dünnen Scheiben oder Täfelchen bringt, entſteht der ſogenannte Mundleim, den man, um ihn zum Leimen geſchickt zu machen, nur etwas im Munde erwärmen, und mit Speichel benetzen darf.

Ueberhaupt aber muß man nach genauer Unterſuchung der thieriſchen Gallerte oder Leime den Schluß machen, daß eben dieſe Materie die wahre thieriſche Subſtanz ſey. Sie macht faſt gänzlich den Körper der Thiere aus. Sie iſt das, was ſelbige ernähret, was ihnen die verlornen Theile wieder erſetzt, und was

ſie

ſie wieder hervorbringt. Sie iſt in dem Thierreiche das, was in dem Pflanzenreiche der ſchleimige Stoff iſt, aus welchem ſie ihren Urſprung zu nehmen ſcheint, und dem ſie durch eine ſehr große Anzahl ihrer Eigenſchaften, ähnlich iſt.

Herr Bertholet (*) hat die Verhältniſſe thieriſcher und pflanzenartiger Stoffe durch Salpeterſäure zu erforſchen geſucht, und fand, daß, wenn er einen Theil eines thieriſchen Stoffs mit ſieben bis acht Theilen gemeiner Salpeterſäure übergoß, er Auflöſungen bekam, welche beym Erkalten ein Fett und ein Salz abſetzten, davon das letztere ſich wie Zuckerſäure verhielt. Pflanzenſtoffe gaben wohl auch dieſes Salz, aber kein ſolches Fett, wenn es anders dieſen Nahmen bey ſeiner endlichen Auflöſung in Waſſer führen kann. Man ſehe auch *de la Metherie*, beym *Rozier*, am ang. O. Tom. XXVIII. p. 44.

Dieſer thieriſche Gallert, oder dieſe leimartige Subſtanz der thieriſchen Körper, hat in ihrem natürlichen Zuſtande wenig, oder gar keinen Geruch; der Geſchmack iſt ſüßlich, aber etwas taub oder matt wird dieſe Materie aber mit einer hinlänglichen Menge Waſſer verdünnet, und andere zur Gährung nöthige Umſtände kommen noch dazu, ſo geht ſie, ſobald ſie der Lebensbewegung beraubt worden iſt, ja zuweilen ſogar noch bey dem Leben des Thieres, von welchem ſie einen Theil ausmacht, in Gährung. Sie verurſacht verſchiedene Krankheiten und eine merkliche Unordnung in der Einrichtung des thieriſchen Körpers. Anfänglich neigt ſie ſich zu einer geringen ſauren Gährungsbewegung, vielleicht ſogar vorher zur geiſtigen, und hierauf kommt ſie ſehr geſchwind zu einer vollkommenen Fäulniß, wodurch ſie in eine Art einer ſehr ſtinkenden Jauche verwandelt wird (**).

(*) *Rozier* Obſſ. ſur la phyſ. Tom. XXVII, p. 88.

(**) Man ſehe in der Encyklopädie, wie auch in Macquers chymi-

Wenn dieſe Materie ganz friſch iſt, und einem Grade der Wärme, der die Siedehitze des Waſſers nicht überſteigt, ausgeſetzt wird, ſo ſteigt nichts als Phlegma oder Waſſer in die Höhe, welches ſie im Ueberfluſſe enthält. So wie ſie aber dieſes überflüſſige Waſſer verliert, erhält ſie die Conſiſtenz eines mehr oder weniger ſtarken Leimes, und ſie bekommt endlich eine Feſtigkeit, wodurch ſie dem Horne ähnlich wird. So lange ſie keine andere Veränderung, als dieſe Art von Austrockung erlitten hat, kann ſie ſich wieder im Waſſer auflöſen, und die Beſchaffenheit der Gallerte oder eines flüſſigen Leims wieder annehmen.

Unterdeſſen giebt es auch thieriſche Materien, dergleichen der weiße und nicht wäſſerige Theil des Blutes und des Eyweißes iſt, welche durch die Wärme gerinnen und hart werden, und die, wenn ſie einmahl gut ausgetrocknet ſind, nicht wieder, oder wenigſtens ſehr ſchwer, und nur durch mühſame Verſuche aufgelöſet werden können. Dieſe letztern können aber durch den beſondern Nahmen Lympha von den Gallerten unterſchieden werden.

Die Leime, welche man aus den verſchiedenen Theilen der Thiere, z. B. aus der Haut, aus den Sehnen und Hörnern, und aus dem eigentlich ſo genannten Fleiſche erhalten kann, ſind in gewiſſen Stükken von einander unterſchieden. Sie ſind z. B. mehr oder weniger bindend, und mehr oder weniger gefärbt und ſchmackhaft; allein dieſe beſondern Verſchiedenheiten hindern es eben ſo wenig, daß alle dieſe Materien nicht weſentlich von einerley Natur ſeyn ſollten, ſo wenig als die Eigenſchaften, die jede Art von Oel beſonders auszeichnen, es verhindern, daß ſie alle Oel ſind. Die Säuren und die Laugenſalze greifen die Gal-

chymiſchem Wörterbuche, die Artikel Gährung und Fäulniß.

Gallerte an, und löſen ſie auf. Erſtere verdicken ſie anfangs, indem ſie ſich mit ihnen verbinden; letztere aber, beſonders die ätzenden Laugenſalze, löſen ſie mit großer Leichtigkeit auf; ja man weiß, daß ätzendes Laugenſalz Fleiſch, welches man damit digerirte, bald in eine gallertartige Maſſe verwandelte (*).

Durch Weingeiſt läßt ſich der Gallert aus dem Waſſer fällen, und er ſcheint nicht aller Vereinigung mit demſelben unfähig zu ſeyn, denn einige Leimarten werden, wenn ſie in einem mit Weingeiſte vermiſchten Waſſer gekocht werden, nicht nur aufgelöſet, ſondern auch klebriger und bindender. Die ölichten Subſtanzen ſcheinen auf den gallertartigen Stoff keine Wirkung zu haben, wohl aber die ſüßen weſentlichen Salze (**).

Wenn man die getrocknete gallertartige Materie des thieriſchen Körpers, woraus der Leim beſteht, einem die Siedehitze des Waſſers übertreffenden Grade von Wärme ausſetzt, ſo tritt und ſchwillt ſie auf, giebt einen ſcharfen, brenzlichen, übel riechenden Geruch von ſich, und entzündet ſich nur ſchwerlich, und bloß, wenn man eine ſehr heftige Hitze anbringt. Deſtillirt man ſelbige aus einer Retorte bey einem ſtufenweiſe vermehrten Feuer, ſo erhält man daraus erſtlich etwas wäſſerige Feuchtigkeit, und hierauf flüſſiges feuchtes Alkali, ein leichtes und durchdringendes Oel, welches das erſte iſt, das übergeht, ein feſtes flüchtiges Alkali, und ein zweytes ſehr brenzliches Oel, welches immer dicker wird. In der Retorte bleibt eine beträchtliche Menge Kohle von derjenigen Art zurück, die nur ſchwer verbrennt. Ohne Zweifel hat an dieſer ſchwer erfolgten Verbrennung, die in dieſer Aſche befindliche Phosphorus-Säure Antheil. Aus der Aſche dieſer

(*) De Morveau Chyme. Th. III. S. 140.

(**) Green Handbuch der Chem. I. 327. §. 492.

dieſer Kohle erhält man nur etwas weniges von feuer-beſtändigem Alkali, und gemeiniglich etwas Kochſalz, oder Digeſtivſalz des Sylvius. Die Producte ſind völlig mit denen einerley, welche man aus allen wirklich thieriſchen Subſtanzen erhält (*).

Unter denjenigen Leimen, welche aus vegetabiliſchen Subſtanzen entſtehen, alſo, unter den ſchleimigen Leimen, iſt der Vogelleim wohl der merkwürdigſte, welcher aus den Beeren des Miſtels (Viscum album, *Linn.*) geſotten wird; nächſt dem der ebenfalls bey den Vogelſtellern gebräuchliche Leim, aus der abgeſchälten innern Rinde und den Blättern der Stechpalme, (Jlex aquifolium *Linn.*) ſo wie auch der Schleim der Wallwurz, (Symphytum officinale), der aus dem Samen des Flöhkrautes, (Plantago Pſyllium), des Bockshorns, (Trigonella faenugraecum) u. ſ. w. Der Schleim, den man zuweilen im Sommer unter der Wurzel der binſenartigen Kondrille (Chondrilla juncea) findet; der Schleim von dem Traganth und andern Gummiarten; der aus dem Mehle der Getreidearten imgleichen aus dem Mehle der wilden Kaſtanien oder aus Stärkenmehle mit gemeinem oder durch andere leimartige Subſtanzen angemachten Waſſer bereitete Kleiſter, und die aus unvergohrnem Mehlkleiſter verfertigten und zwiſchen heißen Platten getrockneten oder gebackenen Oblaten. Von den Leimen dieſer Art wird man an ſeinem Orte ein Mehreres finden. Jch wende mich daher wieder zu den thieriſchen Leimen.

Schon mancher hat oft ſeine Betrachtungen über den wundervollen Bau der Maſchine unſers Körpers, und iſt jederzeit über das große Kunſtſtück der Natur erſtaunt,

(*) Ueber die thieriſchen Gallerte kann man auch nachſehen im Arzt von Unzern, Th. 2, S. 214, fgg. und Th. 5, S. 555, fgg.

erſtaunt, da ſie erſt alle unſere feſteſten Speiſen, vermöge der Verdauung, in eine ganz flüſſige Milch, hernach aber dieſe Milch wieder in ſo derbe, zähe, feſte und ſteinharte Körper verwandelt, dergleichen unſere Muſkeln, Sehnen, Knorpeln und Gebeine ſind. Ehe dieſe unbegreifliche Verwandlung geſchieht, müſſen alle unſere Speiſen erſt Milch, und dann Blut werden, und dieſe Zubereitungen der Speiſen verrichten diejenigen Maſchinen ſelbſt, in die ſie zuletzt verwandelt werden. Das Blut enthält demnach alle die Materialien in ſich, woraus ſo mancherley weiche und harte, ſpröde und biegſame, lockere und zähe Maſchinen durch Kräfte, die wir wenig kennen, gemacht werden, und man würde ſich dieſe Verwandlung deſſelben, beſonders in Knochen und Sehnen, kaum als möglich vorſtellen können, wenn man nicht wüßte, daß die Blutmaſſe ſelbſt ein ſtarker Leim ſey, der ſo mächtig bindet, als es für ſolche beinerne Stütze nöthig iſt, welche die ganze Laſt eines menſchlichen Körpers, und dieſe wohl zwey- bis dreyfach, unverſehrt ſollten tragen können. Die wenigſten Menſchen, außer den Aerzten, wiſſen etwas von dieſer ſtarken bindenden Kraft der Bluttheilchen; aber, wer eine Stelle in der Beſchreibung des ſogenannten Pilatusberges in der Schweitz lieſet, der kann überzeugt werden.

Auf dieſem hohen, und mit viel ſteilen Felſen und Abgründen verſehenen Gebirge, werden Gemſen, Rehböcke und Steinböcke gejaget. Fünf oder ſechs Jäger theilen alles unter ſich, und werden in allen Herbergen, wohin ſie kommen, frey gehalten. Da das Wildbret, das ſie tödten, gemeiniglich in den Abgrund ſtürzt, ſo ſind die Einwohner, die es finden, ſehr treu, es ihnen einzuliefern. Dieſes erſpart ihnen viele Wege; denn ſie müſſen ſonſt öfters 3 bis 4 Meilen reiſen, um ein Stück aufzunehmen, das ſie 20 Schritte von ſich entfernt, getödtet haben.

Die Gewinnſucht, die bis in dieſe Gebirge gedrungen iſt, koſtet oft den Jägern das Leben, wenn ſie an ſchroffen Felſen hinunter geſtiegen ſind, und nicht wieder hinauf kommen können. Alsdann nehmen ſie zu einem Mittel ihre Zuflucht, das man mit Entſetzen leſen und kaum glauben wird, ob es gleich gewiß genug iſt. Sie ſchneiden ſich mit ihren Meſſern Striemen in die Füße und Hände, und halten dann die Wunde an den Felſen, ſo gerinnt das Blut und wird zu einem zähen Leime, der ihnen zur Befeſtigung dient. Wenn ſie die Hand ſo lange daran halten, haben ſie Mühe, ſie wieder los zu reißen. Ehe ſie die eine Hand losreißen, kleben ſie die andere ſchon wieder feſt, und machen ſich alſo auf ihre eignen Koſten eine neue und erſchreckliche Art von Leitern, um in die Höhe zu klettern.

In dieſem Beyſpiele ſieht man die ganze Schwere eines Menſchen an ſeinem Blute hängen, und wer ſollte es nun wohl dieſem Lebensſafte nicht zutrauen, daß die Kunſt der Natur felſenharte Gebeine aus demſelben verfertigen könne, die noch viel größere Laſt tragen? —

Dies wäre etwas Allgemeines von den Leimarten, und das Uebrige zu dieſer Materie gehörige wird in den nachfolgenden Artikeln vorkommen. Einen aus mehreren Ingredienzien zuſammengeſetzten Leim zu einem Kräuterbuche, der wahrſcheinlich die eingeklebten Pflanzen erhalten, und keine Motten noch anderes Gewürme zulaſſen ſoll, findet man nach der Beſchreibung des **Maurit. Hoffmann** (in ſeiner Botanotheca Laurembergiana,) in dem großen Univerſal-Lexicon, auf folgende Art zubereitet:

℞. Extract. abſinth. ℈i.
Gummi arabic. pulveriſat. ℥ß.
Cereviſ. opt. q. ſ.

Oder:

Oder:

℞. Gumm. arabic. ℥ i.
Aloes hepatic.
Alum. crud. āā. ℈ i. Pulveriſire und vermiſche alles mit Bier, ſo viel genug iſt, und mit etwas Spiritus Vini.

Ueber die Kunſt, verſchiedene Arten Leim zu machen, ſehe man Du Hamel du Monceau, Abhandl. im Schauplatz der Künſte und Handw. B. XI, S. 138 — 176. So wie auch über die ruſſiſche Art, Fiſchleim zu machen, beſonders Chevalier im Rozier, Obſſ. ſur la phyſ. T. III. 374 — 382, und Auszugsweiſe in Crells Ann. 1785, I. 559, fgg. nachgeleſen werden kann. Hier muß aber colle forte, nicht durch ſtarken Fiſchleim, ſondern überhaupt durch ſtarken Leim, Tiſchlerleim, überſetzt werden.

Leim (von Alexandrien); ſ. Th. VII der Encyklop. S. 133. im Art. **Bruſtbeere**.

Leimäſtrich, ſ. **Lehmäſtrich**, Encyklop. Th. LXX, S. 50.

Leimahre, iſt in einigen Gegenden der Nahme des gemeinen Ahorns, Acer pſeudoplantanus *Linn.* Man ſehe Art. Lehne, und auch T. I. S. 242, wo vom Ahorn gehandelt worden.

Leimbach, iſt ein Churbrandenb. Städtchen und adliches Amt in Thüringen in der Grafſchaft Mannsfeld, im mannsfeldiſchen Kreiſe, wo die Thalbach mit der Wipper zuſammenfließt, mit einer Poſthalterey. Die Gerichtsbarkeit über die Stadt wechſelt mit dem königlichen Amte (Kloſter Mannsfeld genannt) alle halbe Jahr um. Dieſes Amt und geweſene Kloſter Mannsfeld liegt eine halbe Stunde von der Stadt Mannsfeld, auf dem Wege nach Eisleben zu, iſt ein Dorf und Vorwerk, und hat zwey Rittergüter.

Leimbach, ein Dorf in der Prämonſtr. Reichsabtey Schuſſenried, in Schwaben, ohnweit des Federſees.

Leimbach, gräfl. Stallbergiſches Dorf in Thüringen in der Grafſch. Hohenſtein, im Amte Neuſtadt, eine Stunde von Nordhauſen, mit einem adlichen Gute.

Leimbach, churſächſiſches Dorf mit zwey ſchriftſäſſigen Rittergütern im Fürſtenthume und Amt Querfurth, eine Meile von Querfurth.

Leimbach, fürſtlich Heſſencaſſelliſches Dorf, in der Grafſchaft und im Amte Ziegenhain, eine Stunde davon.

Leimbach, ſind einige Höfe in Nieder-Heſſen, im Unteramte Friedewald, drey Stunden von Friedewald.

Leimbach, (auch **Limbach**,) ein herzoglich Sachſenmeinungiſches Dorf in der Grafſchaft Henneberg, im Amte Salzungen, eine Stunde davon.

Leimbach, biſchöflich Fuldiſches Dorf im Amte Fürſteneck, eine Stunde von Eyterfeld.

Leimbach (**Unter-**) ein Dorf in Franken, in der Grafſchaft Schwarzenberg, im Voigtamt Mark-Schainfeld, eine Stunde von Schwarzenberg.

Leimbach (**Ober-**), dergleichen Dorf, eben daſelbſt.

Leimbach, ſ. **Limbach**.

Leimbank oder **Leimgeſtell**. Es iſt dieſes bey der Jägerey, oder vielmehr bey den Vogelſtellern, ein nöthiges Werkzeug, und beſteht aus einem zwey Fuß langen Brette, in welches einige Löcher gebohret worden, die Leimſpindeln darin zu ſtecken, um ſie bequem forttragen zu können. Unten an dieſem Brette werden Füße gemacht, daß man die Leimbank hinſetzen kann wo man will. An der Seite der Bank muß ein Brettchen ſeyn, um, wenn man die Leimbank mit dem aufgezogenen Leime mit einem Riemen oder einer Leine an ſich tragen und anhängen muß, nicht an die Leimſpillen zu ſtoßen.

Man richtet dieſes Werk zum Krammetsvögel- und Droſſelfange am beſten alſo ein: Man ſetzet Bäume ein, etwa in der Dicke von drey Spannen, und 24 Fuß hoch. Hieran wird eine lange Stange ange-

angebracht, die oben an einem eiſernen Bolzen gehet, auf die Weiſe, wie die Stangen zum Vogelſtellen gemacht werden, daß man die Stange auf und niederlaſſen kann. Oben an der langen Stange wird der Quirl zu den Leimſpillen gemacht, welches Spitzen von einer ſtarken Stange ſind, und etliche aufwärts ſtehende Aeſte haben, die meiſt armdick ſind, worin die Leimſpillen eingebohret werden, alſo, daß zwey und zwey Löcher einer Querhand breit über einander kommen, wo man alsdann an jedem Aſte des Quirls zwey oder drey Paar anbringet.

Hierzu verfertigt man nun die Leimruthen von Eſpen- oder Haſelholze am beſten, ohngefähr in der Länge von 1½ Fuß, und nicht viel dicker, als etwa ein kleiner Finger einer ausgewachſenen Mannshand, wovon ich unter **Leimruthe** weiter reden werde. An einem Ende werden ſie etwas dünne zugeſpitzt, damit ſie gemächlich und leicht in die Löcher können geſteckt werden. Ferner müſſen auch Ruheböcke gemacht werden, daß, wenn die Leimſtangen heruntergelaſſen werden, ſie auf den Böcken ruhen können, und nicht in die Erde kommen, damit nicht der Leim mit Erde oder Sand gemiſcht werde. Der Leimſtangen, kann man nach Gefallen 4, 5, 6 und mehrere haben, aber auch eben ſo viele Böcke müſſen vorhanden ſeyn, wenn man nicht mehr als eine Stange auf einen Bock niederlaſſen kann.

Man ſucht ſich auf einem freyen Platze einen guten Zug aus, wo keine hohen Bäume zu nahe ſtehen, wobey man, um nicht geſehen zu werden, eine kleine Hütte von Geſträuch machen kann. Soll nun der Fang geſchehen, ziehet man den Leim des Morgens, frühe vor Tage, auf die Leimſpillen. Zu dieſem Behufe nimmt man etwas Vogelleim, und ſtreicht es längſt der Spille, oder man tunket auch die Spille in den Leim, nimmt ſodann in jeder Hand eine Leimſpille

und

und drehet immer eine um die andere herum, daß ſich der Leim um beyde Spillen bis ganz hinunter, da ſie eingeſtecket werden müſſen, herumdrehe, und ſtecke ſie eine neben der andern auf das Leimbänkchen.

Wenn nun der Tag ſo eben anbricht, fängt man die Leimbank an den Hals, läßt den Quirl herunter, und ſtecket die Leimſpillen ein, ziehet ſodann ſelbige wieder in die Höhe, und ſetzet die Lockvögel unter und vor den Leimſtangen herum.

Hier muß ich noch anmerken, daß Schriftſteller, die vom Jagdweſen und Vogelfange ſchreiben, aber im Grunde wohl eigentlich nie Jäger geweſen, in dieſer Materie die Begriffe von Bock, Stange und Quirl verwechſeln. Der Quirl wird freylich von manchem Jäger auch ein Bock genannt, weil man überhaupt im gemeinen Leben oft ein ſolches dreybeiniges Ding, welches man, um etwas darauf zu ſtützen, oder zu ſetzen, auch einen Bock nennt; allein dies iſt eigentlich hier der Fall nicht; ſondern ein Jäger, der ſeine Leimruthen nicht gern beym Niederlaſſen der Stange von Erde beſchmutzt wiſſen will, bringt ſie auf gewiſſe dazu beſtimmte Stützen, die oben eine Art von Krücke haben, und dieſe nennt er Krücken, Stützen, Böcke, oder Gabeln.

Leimbaum. Dieſes Wort hat zweyerley Bedeutungen.

1. Man verſteht unter Leimbaum eine Art von Ulme, und bekanntlich hat dieſer Baum ſehr viele Nahmen; man nennt ihn Ilme, (ſiehe dieſen Art. in der Encykl.) Elme, Rüſtbaum, weiße Rüſter, Effenbaum, Effern, Ypern, Epenholz, wilde Ulme, Rusche und Fliegenbaum. Es kann ſeyn, daß die Lage und der Boden, wo der Baum ſteht, in Hinſicht der Größe des Baumes ſelbſt, wie auch der Größe und Farbe ſeiner Blätter und der Feinheit und Härte des Holzes, vieles beytragen, welches man an unzähli-

gen andern Baumarten gewahr wird, und daß daher auch die verſchiedenen Benennungen entſtanden ſind. Linné begreift unter dem Nahmen Ulmus insgeſammt alle Ulmenarten, und theilt ſie in 6 Klaſſen. Miller hingegen weicht in ſeinem allgem. Gärtner-Lexicon, hiervon etwas ab. Die verſchiedenen Benennungen dieſes Baumes richten auch manche Verwirrungen an. Einige nehmen zwey Gattungen Rüſtern an; die eine ſoll auf Bergen wachſen, und hart ſeyn, die andere an feuchten Orten, und nicht dauerhaft ſeyn. Dieſer Unterſchied des harten und weichen Holzes, wird aber von einigen auch wieder verworfen, und ſie behaupten, daß dieſer Unterſchied ſich nur zwiſchen den ſchmahlblätterigen, welche hartes Holz haben, und, den breitblätterigen, welche weiches Holz haben, befinde. Es kann dieſe Meinung ganz richtig ſeyn, und doch die vorige gelten, weil eine nahe an einer fruchtbaren Quelle, an einem Fluſſe, oder in einem übermäßig nährenden Boden ſtehende Ulme ſchon von ſelbſt ein anderes Anſehen haben wird, als die, welche in einem kümmerlichen oder gar nahrloſen Boden wächſt; ihre kleinen trocknen Blätter verrathen, daß der ganze Baum nicht ſo voll Saft ſtecke als ein ſolcher, mit den großen prahlenden Blättern, und, je mehr Saft in einem Baume befindlich iſt, deſto mehr muß natürlich auch das Holz, des Baumes aufgeſchwemmt, folglich auch weicher ſeyn. Ich berufe mich hier auf die allgemeine Erfahrung des Landmanns.

Nach andern ſoll die Ilme eine an Quellen wachſende Ulme ſeyn; noch andere geben der Ilme weiches Holz und nennen ſie auch Weißrüſtern. Die Baſtilme, auch Lindenbaſt genannt, ſoll wieder eine beſondere, noch nicht genug beſtimmte Art ſeyn. Leimbaum, nennen wieder einige eine Ulme, die zärter iſt, und mehr kleine Aehren hat. Bey manchen iſt Leim-

baum

baum und Fliegenbaum einerley, und eine Ulme mit tiefgekerbten Blättern und hartem Holze; da man doch bald die Ulme überhaupt, bald breitblätterige beſonders Fliegenbaum zu nennen pflegt, wegen der auf den Blättern befindlichen Auswüchſe, welche Fliegen in ſich enthalten. Dies alles hier aus einander zu ſetzen, iſt der Ort nicht, weil der Nahme Leimbaum, wenn er auch eine beſondere Gattung von Ulmen anzeigen ſollte, doch kein Hauptnahme iſt, und alſo auch nach dem Artikel hingewieſen werden muß. Dieſer iſt **Ulme.**

Das allgemeine Haushaltungslexicon, nimmt Leimbaum und Fliegenbaum für eins, und hier wird geſagt, daß er von einigen für das andere Geſchlecht des Ilmenbaumes gehalten wird, weil er ſelbigen ſowohl an Holz als Blättern gleichet.

Jedoch (wird hinzugeſetzt) iſt ſelbiger dem Rüſterbaume noch viel ähnlicher, außer daß dieſer etwas kleiner Laub als die Rüſter hat. Der Unterſchied beſtehet vornehmlich darin, daß der Leimbaum um ein merkliches zärter, und kleinjähriger, als der Ilmen- und Rüſternbaum iſt; daher auch dieſes Holz, gleich der Rüſter, zur Wagnerarbeit ſehr dienlich iſt, von den Inſtrumentenmachern aber von jenen ſonderlich zu Violinen verarbeitet wird. Seine Blätter wachſen im May und Junius, worauf viele hohle Knoten zu ſehen, die grün von Farbe, theils groß, theils klein ſind, in welchen ſich kleine Schmöchfliegen (vielleicht Schmeißfliegen) befinden, woher er Fliegenbaum genennet wird. Er läßt ſich auch durch Verpflanzen fortbringen, und iſt gut zum Schnitzeln. Die Tiſchler brauchen das Holz der angenehmen Farbe wegen häufig zum Auslegen des Täfelwerks.

2. Bey den Jägern führt auch die Leimſtange den Nahmen Leimbaum. Man ſehe **Leimſtange.**

Leimbeck, eine kleine Herrſchaft im Biſthume Münſter, zwiſchen Cösfeldt und Borken, von deren Beſitzern Johann eine Tochter hinterlaſſen, die an einem von Weſterholt verheirathet worden, daher ſich dieſe hernach

nach gleichfalls Herren von Leimbeck, geſchrieben (Univerſal-Lexicon.)

Leimberg, ein ruinirtes Schloß bey Grubingen im Würtembergiſchen, das Stammhaus der ehemahligen von Leimbergſchen Familie.

Leimbock, ſ. Leimbank.

Leimbke, auch **Leembke**, ein fürſtlich lüneburgiſches Pfarrdorf im Amte Oldenſtadt.

Leimburg, ein Dorf in der Stadt Nürnberg gehörig, in Franken, im Phlegamte Lauf, bey Lauf.

Leimen, (der) ſ. **Lehm**.

Leimen, ein verb. regul. act. und bedeutet 1) mit Leim etwas befeſtigen, verbinden, z. B. Holz, Bretter, Pappe, Leder u. dgl. zuſammen leimen. 2) Mit Leim überziehen, wie allenfalls es die Buchbinder mit den Rücken der Bücher machen, um ihnen hinten Stärke zu geben. 3) Mit Leim tränken. Die Papiermacher leimen das Schreibpapier, die Weber den Aufzug des Garnes, u. ſ. f. Es würde überflüſſig ſeyn, hier alles das zu wiederhohlen, was bey jedem techniſchen Artikel von den Handgriffen bey dem Leimen ſchon vorgekommen iſt, und noch im Folgenden vorkommen wird. Derjenige alſo, welcher über das Zuſammenfügen oder Leimen dieſer oder jener Sache nähere Auskunft zu haben wünſcht, beliebe den Artikel aufzuſchlagen, in welchem nothwendig auch vom Leimen mit vorkommen muß, z. B. **Buchbinder**, u. a. m.

Leimen, ein fürſtlich Baden-Badenſches Dorf, in der hintern Grafſchaft Sponheim, in der Herrſchaft Gräveſtein.

Leimen, ſ. **Leymen**.

Leimenhaufen, ein in der deutſchen Bibel (Hiob 13, 12.) für Lehmhaufe befindliches Wort, wofür man in einigen Ausgaben durch einen Druckfehler, **Leimenhaus** lieſet. (Adelung).

Leimern, iſt ſo viel als lehmern. Siehe Encyklop. Th. LXX, S. 6.

Leimersheim, ein churpfälziſches Dorf im Oberamte Germersheim, in der Vogtey Hert.

Leimfarbe, iſt eine, entweder mit Leimwaſſer gekochte, oder bloß mit Leimwaſſer abgeriebene Farbe, womit ſolche Gemählde verfertigt, oder ſolche Sachen angeſtrichen werden, die nicht der freyen Luft und dem abwechſelnden Wetter ausgeſetzt ſind. Auch nehmen die Tiſchler, Maurer und anſtreichenden Mahler eine Leimfarbe öfters zum Grunde der Oelfarben, wenn ſie in Zimmern etwas anſtreichen.

Man mahlet heutiges Tages mit Leimfarbe ſowohl im Großen, als im Kleinen. Die großen theatraliſchen Decorationen ſowohl als auch viele koſtbare Zimmerwände ſind zum Theil nur mit Leimfarbe gemahlet, und erſtere am häufigſten; auch kleinere Gemählde auf Holz, Leinewand, Gyps, Kalk u. dgl. ſind oft von Leimfarbe, und wenn ſie in Acht genommen wird, ſo hält und beſteht ſie auch geraume Zeit, wenn ſie mit gutem Leimwaſſer angemacht iſt. Hierüber wird im Artikel *Mahlerey* ausführlich geredet werden.

Leimfuge, iſt derjenige Ort, wo zwey Körper mit Leim verbunden werden. Unter den Tiſchlern, Zimmerleuten und Müllern hat vor Alters eine Streitigkeit geſchwebt, wer Leimfugen zu machen allein berechtigt ſey. Im Jahre 1737 eigneten ſich noch die Tiſchler dieſe Gerechtſame, Leimfugen zu machen, ganz allein zu, indeſſen waren ſie doch den Müllern und Zimmerleuten zuläſſig, wenn die Tiſchler ſie nicht machen wollten. Nach Inhalt der alten Tiſchler-Innung zu Zeitz, von 1560, Art. 19 heißt es: „Leimfugen gehö„ren denen Tiſchlern, und nicht denen Zimmerleuten, „es ſey denn kein Tiſchler, der es thun wolle, weil et„wa die Arbeit zu geringe zu bekommen.“

Leim-

Leimgehen, (aus dem) iſt eine unter den Handwerkern gebräuchliche Art zu reden, da man von einem Geſellen, der noch vor den gewöhnlichen 14 Tagen von ſeiner Werkſtatt weggehet, ſagt: er gehet aus dem Leime. Vermuthlich daher, weil bey deren Einführung Eſſen und Trinken gereicht worden, welches ſie den Geſellen einkeilen heißen, dieſer aber dennoch ausgebrochen ſey. Dies iſt die Meinung des Univerſal-Lexicons. Vielleicht aber ſtammt dieſe Redensart zuerſt und vorzüglich von ſolchen Handwerkern her, die in Lehm arbeiten, da ſie von einem ſolchen, der nicht hat fortarbeiten wollen und davon gegangen, geſagt haben mögen, er ſey aus dem Lehm gegangen. (Lehm und Leim iſt in der Sprache verwechſelt worden). Und, dieſer Redensart haben ſich hernach andere Handwerker figürlich bedient. —

Leimgeſtelle, ſ. Leimbank.

Leimgrube, iſt eine der ſchönſten Vorſtädte von Wien, ſie hat gerade und breite Gaſſen, wohlgebauete Häuſer, ſchöne Gärten, und ſtreitet in manchen Stücken mit der Vorſtadt Mariahülf um den Vorzug. Beyde vortreffliche Vorſtädte haben aber Mangel an Waſſer, welches die Bewohner derſelben theuer kaufen müſſen. In der Vorſtadt Leimgrube iſt eine Karmeliterkirche und Kloſter, auch das ehemahlige Stifthaus in Mariahülf, welches die Kaiſerin Königin Maria Thereſia 1754 gekauft, und darin eine Kriegsakademie angelegt hat, welche aus einer Kadettenſchule und aus einer Ritterakademie, zwey ganz verſchiedenen Anſtalten, beſteht.

Leimheim, iſt ein öttingen-wallerſteiniſches Dorf in der Grafſchaft Oettingen.

Leimicht, iſt ein Adjectivum und Adverbium; ſeine Grade ſind, leimichter und leimichtſte, und bedeutet ſo viel, als dem Leime ähnlich, oder zähe wie Leim.

Man ſehe auch **Lehmicht**, Encyklopädie, Th. LXX, S. 6.

Leimig, ebenfalls ein Adject. und Adverb., und bedeutet Leim in ſich enthaltend. S. **Lehmig**, Encyklop. Th. LXX, S. 6.

Leimitz, auch **Leibnitz**, ein markgräflich Bayreuthſches Dorf in Franken, in der Landhauptmannſchaft Hof, bey Hof.

Leimigter Boden, wird oft für lehmigter Boden geſagt, und bedeutet einen ſolchen Erdboden, der Lehm in ſich enthält.

Leimington, oder **Lymington**, eine engliſche Stadt mit einem Seehafen, der Inſel Wight gegenüber; ſie ſchicket zwey Deputirte zum Parlament. Ehedem wurde hier viel Salz aus Seewaſſer gekocht, die Salzpfannen haben aber abgenommen, ſeitdem man das Steinſalz in Cheſhire ſchmelzet.

Leimkraut, Pechnelke, klebriges Sammtröschen, Lychnis, Fliegenkraut, (welches aber ein anderes iſt, als welches in der Encyklopädie, Th. XIV, S. 250, ſchon genannt, und nach **Stechapfel** hingewieſen worden,) Lychnis viſcaria, Muſcipula, Viſcous Campion, Atrape-mouſches. **Miller** hat dieſes Pflanzengeſchlecht, in ſeinem Gärtner-Lexicon, unter Silene aufgeführt. *Linn.* Gen. Plant. 503, Viſcago. *Dill. Hort. Elth.* 309, Lychnis.

Einige Gelehrte halten das Leimkraut ſchlechthin für eine Gattung Lychnis, oder ein Kraut, welches einen oder mehr Stängel zu einem oder anderthalb Fuß hoch treibt; die ſind dünn und rund, ſteif und äſtig, insgemein unten röthlich und voller Knoten. Dieſes Gewächs wächſt einfach an den Wegen, an ungebaueten und dürren Orten. Es wird aber auch in die Gärten gepflanzt, und bringt gefüllte rothe und weiße Blumen, die man gewöhnlich Pechnelken nennet. Von den Stängeln rinnet ein leimiger Saft herab, darin

darin ſich die Fliegen fangen, wie ein Vogel auf der Leimruthe. Dies iſt die Urſache der Benennungen Leimkraut und Fliegenkraut. Da dieſes Geſchlecht aber viele Abtheilungen hat, ſo will ich den Nahmen *Silene* als den Hauptnahmen nach dem Miller, hierſelbſt beybehalten, und deſſen Grundſätzen folgen.

Es iſt nähmlich der Character dieſer Pflanze folgender: Die Blume hat einen bleibenden Kelch, der aus einem einzigen Blatte beſteht, welches oben in fünf Theile gezähnt iſt. Sie hat fünf flache zugeſtumpfte Blumenbehälter, die an ihren Spitzen gezähnt ſind, deren Nägel ſchmahl und ſo lang ſind, als der Kelch, und ein Honigbehältniß, das aus zwo kleinen Kerbungen an dem Halſe eines Blumenblattes zuſammengeſezt iſt, welche den Kranz um den Schlund ausmachen, und zehn pfriemenförmige Staubfäden, die wechſelsweiſe dem Nagel der Blumenblätter über einander einverleibt ſind, welche ſich mit länglichen Kölbchen endigen. In der Mitte befindet ſich ein walzenförmiger Eyerſtock, der drey Griffeln zur Stütze dienet, die länger ſind, als die Staubfäden, und mit Narben gekrönt ſind, die ſich gegen die Sonne neigen. Aus dem Eyerſtocke wird hernach eine dichte walzenförmige Kapſel, mit drey Fächern, die oben fünf Oeffnungen haben, und viele nierenförmige Samenkörnchen in ſich ſchließen.

Der Ritter Linné ſetzet dieſes Pflanzengeſchlecht in die dritte Abtheilung ſeiner zehnten Klaſſe, welche diejenigen Pflanzen in ſich enthält, deren Blume zehn Staubfäden, und drey Griffel haben.

Die Sorten ſind:

1. *Silene* (Quinquevulnera) petalis integerrimis ſubrotundis, fructibus erectis alternis. *Hort. Cliff.* 171. Silene mit ganzen rundlichen Blumenblättern, und einer gerade ſtehenden wechſelsweiſen Frucht. Lychnis hirſuta, flore eleganter variegato, Raji Hiſt.

979. Haarige Lychnis, mit einer zierlich ſcheckigen Blume; insgemein die Zwerglychnis genannt.

2. *Silene* (Nocturna) floribus ſpicatis alternis ſecundis ſeſſilibus, petatis bifidis. *Linn.* Sp. Plant. 416. Silene mit Blumenähren, die dicht ſitzen, und alle nach einer Seite hingekehrt ſind, mit zweyſpaltigen Blumenblättern. Viſcago hirta noctiflora, floribus obſoletis ſpicatis. *Dill. Hort. Elth.* 420. Bey der Nacht blühende, haarige, klebrige Lychnis, mit kaum ſichtbaren Blumen in Aehren.

3. *Silene* (Nutans) petalis bifidis, floribus lateralibus ſecundis cernuis, panicula nutante, *Linn.* Spec. Plant. 417. Silene mit zweyſpaltigen Blumenblättern, nackenden Blumen, welche neben an der Seite der Stängel wachſen, und einem krummen Kolben. Lichnis montana, viſcoſa, alba, latifolia. *C. B. P.* 205. Breitblättrige, weiße, klebrige, Berglychnis.

4. *Silene* (Fruticoſa) petalis bifidis, caule fruticoſo, foliis lato-lanceolatis, panicula trichotoma. *Linn.* Sp. plant. 417. Silene mit zweyſpaltigen Blumenblättern, einem ſtaudenartigen Stängel, breiten, lanzenförmigen Blättern, und dreyfach abgetheilten Kolben. Lychnis fruteſcens. myrtifolia, Behen albo ſimilis. *C. B. P.* 205. Staudenartige Lychnis, mit einem Myrthenblatte, gleich den weißen Behen.

5. *Silene* (Viridifolia) petalis ſemibifidis, foliis ovatis ſcabriuſculis acutis, panicula elongata ſubaphylia. *Linn.* Sp. Plant. 597. Silene mit zweyſpaltigen Blumenblättern, eyrunden, rauhen, ſcharf zugeſpitzten Blättern, und langen Kolben ohne Blätter. Lychnis ocymaſtri facie, flore viridi. *Herm. Par.* 199. Lychnis, welches das Anſehen von dem Ocymaſtrum hat, mit einer grünen Blume.

6. *Silene* (Conoidea) calicibus fructus globoſis acuminatis ſtriis triginta, foliis glabris, petalis integris. *Hort. Upſal.* 110. Silene mit kugelrunden, ſcharf geſpitzten Kapſeln, welche dreyßig Streife haben, mit glatten Blättern und ganzen Blumenblättern. Lychnis ſylveſtris latifolia, caliculis turgidis ſtriatis. *C. B. P.* 205. Breitblätterige wilde Lychnis, mit einem aufgeblaſenen, geſtreiften Kelch.

7. *Silene* (Pendula) calycibus fructiferis pendulis inflatis, angulis decem ſcabris. *Hort. Upſal.* 106. Silene mit hängenden, aufgeblaſenen Fruchtkelchen, mit zehen rauhen Ecken. Lychnis ſupina Sicula, calyce ampliſſimo ſtriato. *Tourn.* Inſt. R. H. 337. Niedrige Sicilianiſche Lychnis, mit einem großen geſtreiften Kelch.

8. *Silene* (Noctiflora) calycibus decemangularibus, dentibus tubum aequantibus, caule dichotomo. *Linn.* Sp. Plant. 419. Silene mit Kelchen, welche zehen Ecken haben, und Zähnen, die ſo lang ſind, als die Röhren. Lychnis noctiflora. *C. B. P.* 205. Bey der Nacht blühende Lychnis.

9. *Silene* (Valleſia) caulibus ſubunifloris decumbentibus, foliis lanceolatis longitudine calycis. *Linn.* Sp. Plant. 603. Silene mit liegenden Stängeln, mit einer einzigen Blume, und lanzenförmigen wolligen Blättern, die ſo lang ſind als der Kelch. Lychnis maritima pinguis e Corſica. *Bocc. Muſ.* tab. 84. Seelychnis von Corſica.

10. *Silene* (Orientalis) calycibus conicis, ſtriis hirſutis, fructibus erectioribus, caule erecto hirſuto, foliis nervoſis. Silene mit koniſchen Kelchen, welche haarige Streifen haben, mit einer gerade ſtehenden Frucht, einem haarigen, aufrecht ſtehenden Kelch, und geäderten Blättern. Lychnis orientalis, longifolia nervoſa, flore purpuraſcente. *Tourn.* *Cor.* 24.

Orientaliſche Lychnis, mit einem langen geäderten Blatte, und einer purpurrothen Blume.

11. *Silene* (Muſcipula) petalis bifidis, caule dichotomo, floribus axillaribus ſeſſilibus, foliis glabris. *Linn.* Sp. Plant. 420. Silene mit zweyſpaltigen Blumenblättern, einem zweyzüngigen Stängel, dicht an den Flügeln des Stängels ſitzenden Blumen und glatten Blättern. Lychnis ſylveſtris viſcoſa, rubra altera. *C. B. P.* 205. Wilde klebrige Lychnis, mit einer rothen Blume.

12. *Silene* (Armeria) floribus faſciculatis faſtigiatis, foliis ſuperioribus cordatis glabris. *Hort. Upſal.* 110. Silene mit Blumen, welche in Büſcheln wachſen, deren obere Blätter glatt und herzförmig ſind. Lychnis viſcoſa purpurea, latifolia laevis. *C. B. P.* 205. Purpurrothe klebrige Lychnis, mit einem breiten glatten Blatte, insgemein Lobels Mückenfänger genannt.

13. *Silene* (Gigantea) foliis radicalibus cochleariformibus obtuſis, caule ſubverticillato. *Linn.* Sp. Plant. 598. Silene mit zugeſtumpften löffelförmigen untern Blättern, und gewirtelten Stängeln. Lychnis facie auriculae urſi. *C. B. P.* 206. Lychnis, welches dem Bärenöhrlein gleich ſiehet.

14. *Silene* (Bupleuroide) petalis bifidis, floribus pedunculatis oppoſitis, bractea brevioribus, foliis lanceolatis acutis glabris. *Linn.* Sp. Plant. 598. Silene mit zweyſpaltigen Blumenblättern, Blumen, die an Stielen gegen einander über ſtehen, und glatten ſpitzigen Blättern. Lychnis orientalis bupleuri folio. *Tourn. Cor.* 24. Orientaliſche Lychnis mit einem Haſenöhrleinblatte.

Es giebt noch verſchiedene andere Sorten von dieſem Geſchlechte, deren Blumen keine Schönheit haben, daher denn auch die Pflanzen niemahls, als in den

den botaniſchen Gärten, um der Verſchiedenheit willen, gezogen werden.

Von den hier angeführten, wächſt die erſte Sorte in Portugal wild. Sie iſt aber ſchon lange in den engliſchen Gärten, unter den Nahmen der Zwerglychnis, gezogen worden. Der Same derſelben wurde ehedem in Grübchen an den Rand der Rabatten geſäet, wie ſolches mit verſchiedenen andern jährigen, niedrigen Pflanzen zu geſchehen pflegte, indem ſich dieſelben ſehr ſchön zur Einfaſſung der Rabatten um dieſe Zeit ſchickten. Allein, da ſie nur von kurzer Dauer waren, ſo wurden ſie nach der Zeit nicht mehr zu dieſem Endzwecke angewendet. Nach dieſem wurde der Same derſelben, gewöhnlichermaßen, in die Rabatten auf gewiſſe Plätze geſäet, woſelbſt die Pflanzen auch ein beſſeres Anſehen hatten. Indeſſen wurden die Pflanzen ſowohl bey dieſer, als bey der andern Methode, insgemein ſo dicht beyſammen gelaſſen, daß ſie einander in ihrem Wachsthume hinderten. Denn die Stängel derſelben wurden ſehr ſchwach, hatten nicht Raum ſich auszubreiten, und ihre Blumen blieben klein.

Will man alſo dieſe Blumen in möglichſter Schönheit haben, ſo muß man den Samen im Herbſt ganz dünn auf eine Rabatte von lockerer Erde ſäen, und die Pflanzen im Frühling ſo verdünnen, daß ſie vier Zoll weit von einander zu ſtehen kommen; auch muß man ſie hernach fleißig vom Unkraute reinigen. Wenn die Pflanzen auf dieſe Art behandelt werden, ſo können ſie faſt anderthalb Fuß hoch wachſen, haarige, gefurchte Stängel erhalten, und ſie in viele Zweige abtheilen, die mit eyrunden, lanzenförmigen, haarigen, gegen einander überſtehenden Blättern überſetzt ſind, und dicht an den Stängeln ſitzen. Die Blumen wachſen in kurzen Aehren am Ende der Zweige. Sie ſtehen wechſelsweiſe, haben eine glänzende, purpurrothe

Farbe, mit einer weißen Einfaſſung. Die Herbſtpflanzen werden im May und Junius blühen, diejenigen aber, welche im Frühling ausgeſäet werden, kommen um einen Monath ſpäter zum Vorſcheine.

Die zweyte Sorte wächſt urſprünglich in Sicilien, ingleichem auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Es iſt dieſes eine jährige Pflanze; mit einem niedrigen, äſtigen Stängel, der ſelten über 8 bis 9 Zoll hoch wird. Die Stängel ſind glatt; die Blätter ſehr ſchmahl und glatt, und ſtehen paarweiſe. Die Stängel endigen ſich mit Aehren dunkelrother Blumen, welche wechſelsweiſe ſtehen, und deren Blumenblätter zweyſpaltig ſind. Sie öffnen ſich Abends, ſind aber bey Tage dicht verſchloſſen. Wenn der Same dieſer Pflanze im Herbſt, auf eine warme Rabatte geſäet wird, ſo werden die Blumen im May und im Junius blühen, und auf die Art kann man guten Samen erhalten. Wird aber der Same im Frühjahr ausgeſäet, ſo bleibet ſolcher öfters aus; und wenn auch einige Pflanzen zum Vorſcheine kommen, ſo geſchieht ſolches doch ſo ſpät, daß der Same ſelten reif wird.

Die dritte Sorte iſt eine perennirende Pflanze, welche urſprünglich auf den Alpen wächſt. Die untern Blätter dieſer Sorte ſind glatt und lanzenförmig. Der Stängel wird faſt 2 Fuß hoch, und iſt mit zwey ſchmahlen Blättern beſetzt, die an jeglichem Gelenke gegen einander über, und unmittelbar unter demſelben ſtehen. Der Stängel iſt ſehr klebrig. Die Blumen ſtehen auf kurzen Stielen an den Flügeln der Blätter, und meiſtens hat ein jeder Stiel drey Blumen, mit langen, weißen, zweyſpaltigen Blumenblättern. Sie kommen im Junius zum Vorſchein, und der Same wird im Auguſt reif. Dieſe Pflanzen können leicht aus dem Samen gezogen werden, wenn man ihn im Herbſte ausſäet, und die Pflanzen brauchen keine andere Wartung, als daß man das

Unkraut fleißig ausgäte, und ihnen Platz zum Wachſen laſſe. Sie lieben einen kühlen Boden und eine ſchattige Lage.

Die vierte Sorte wächſt urſprünglich in Sicilien. Sie hat einen niedrigen ſtaudenartigen Stängel, welcher ſich in verſchiedene ſtaudenartige Zweige abtheilt, die mit breiten, glatten, lanzenförmigen Blättern beſetzt ſind, welche ſich mit ſcharfen Spitzen endigen. Die Blumenſtängel werden ohngefähr einen Fuß hoch, und theilen ſich in zerſtreute Kolben ab, die zwo bis drey Blumen unterſtützen, welche eine grasartige weiße Farbe haben. Sie erſcheinen im Junius und Julius. Auf ſie folgen eyrunde glatte Kapſeln, welche dicke Höhlen haben, und mit kleinen Samen angefüllt ſind, die im Herbſt reifen. Dieſe Sorte läßt ſich eben ſo leicht, als die vorhergehende Sorte, aus dem Samen ziehen; man kann ſie aber auch aus den Nebenſchoſſen fortpflanzen, die, wenn ſie in eine ſchattige Rabatte geſetzt werden, gern Wurzel ſchlagen. Wenn man die Pflanzen auf eine warme Rabatte auf trockuem Boden ſetzt, ſo werden ſie verſchiedene Jahre dauern, ohne daß ſie eine Bedeckung nöthig haben. Auf einem naſſen Boden aber gehen ſie im Winter gern aus.

Die fünfte Sorte wächſt in Portugal wild. Sie hat eine perennirende Wurzel. Die untern Blätter ſind rundlich, und wie ein Löffel ausgehöhlet. Die an dem Stängel befindlichen ſind zugeſtumpft, und ſtehen bisweilen paarweiſe, manches Mahl auch zu drey, auch zu vier, rings um die Stängel. Sie haben eine dunkelgrüne Farbe, ſind glatt, und ſitzen dicht an den Stängeln. Die Stängel ſind rund, glatt, und werden zwey bis drey Fuß hoch. Die Blumen wachſen in lockern Aehren, oben an den Gipfeln. Sie haben eine grüne Farbe, und erſcheinen im Junius. Der Same aber wird im Auguſt reif. Man kann ſie

 leicht

leicht aus dem Samen ziehen, den man im Herbſte ausſäen muß. Wenn die Pflanzen einen trocknen Boden haben, ſo dauern ſie verſchiedene Jahre. Sie erfordern keine andere Cultur, als daß man ſie fleißig vom Unkraute reinige.

Die ſechste Sorte wächſt in Frankreich, Spanien und Italien, unter dem Korne wild. Es iſt dieſes eine jährige Pflanze. Sie macht einen gerade ſtehenden, äſtigen, anderthalb Fuß langen Stängel, welcher aufgetriebene, klebrige Knoten hat, und mit ſchmahlen, ſcharf zugeſpitzten, glatten Blättern beſetzt iſt, die faſt 3 Zoll lang ſind, und dicht an den Stängeln ſitzen. Die Blumen wachſen am Ende der Zweige. Sie ſind klein und roth. Auf ſie folgen kugelrunde Kapſeln, die ſich mit ſcharfen Spitzen endigen, deren Kelche geſtreift ſind. Sie blühen im Junius, und der Same wird im Auguſt reif. Den Samen dieſer Sorte muß man im Herbſte ausſäen, und im Frühling müſſen die Pflanzen verdünnet, und vom Unkraute gereiniget werden; und dieſes iſt die ganze Cultur, die ſie erfordern.

Die ſiebente Sorte wächſt in Sicilien und auf der Inſel Creta wild. Es iſt dieſes eine jährige Pflanze. Aus den Wurzeln derſelben kommen verſchiedene äſtige Stängel hervor, welche faſt anderthalb Fuß hoch werden, auf dem Boden liegen, und mit eyrunden, ſcharf zugeſpitzten, gegen einander über ſtehenden Blättern beſetzt ſind. Die Blumen kommen einzeln aus den Flügeln des Stängels auf kurzen Stielen hervor. Sie ſind groß, haben eine glänzende rothe Farbe, und ſehen den Blumen der gemeinen, wilden, rothen Lychnis gleich. Sie kommen im May zum Vorſchein. Auf ſie folgen große Kapſeln, welche in aufgeblaſenen Kelchen ſtecken, die zehn rauhe Ecken haben, und viele große rundliche Samen in ſich ſchließen, deren Schwere macht, daß die Kapſeln unter-

wärts

wärts hängen. Läßt man den Samen dieſer Sorte ſelbſt ausfallen, ſo werden die Pflanzen ohne weitere Beſorgung aufgehen, und nichts mehr erfordern, als daß man ſie vom Unkraute reinige.

Die achte Sorte iſt eine jährige Pflanze, welche in England wild unter dem Korne wächſt. Sie macht einen dicken klebrigen Stängel, der 8 bis 9 Zoll hoch wird, und mit kleinen länglichen Blättern beſetzt iſt, welche paarweiſe wachſen, und mit ihrer Baſis die Stängel umfaſſen. Der Gipfel des Stängels unterſtützt eine, bisweilen auch zwo rothe Blumen, welche ſich bloß des Nachts öffnen. Sie blühen im Junius, und der Same wird frühzeitig im Auguſt reif. Läßt man ihn von ſelbſt ausfallen, ſo gehen die Pflanzen ohne weitere Beſorgung auf.

Die neunte Sorte wächſt auf den Alpen wild. Dieſe Pflanze wird ſelten über ſechs Zoll hoch, und treibt viele ſtaudenartige, liegende Zweige, welche mit wolligen, lanzenförmigen Blättern beſetzt ſind. Die Blumen wachſen gerade, und haben eine blaßrothe Farbe. auf ſie folgen aufgeblaſene Kapſeln, welche mit rundlichen Samen angefüllet ſind. Man ziehet ſie aus dem Samen. Wenn derſelbe auf einen trockenen Schüttboden geſäet wird, ſo dauern die Pflanzen viele Jahre im freyen Felde; ſtehen ſie aber in einem fetten feuchten Boden, ſo verderben ſie meiſtens im Winter.

Die zehnte Sorte wächſt in der Levante wild. Es iſt dieſes eine jährige Pflanze, mit einem ſtarken, gerade ſtehenden, haarigen, äſtigen Stängel, welcher zwey Fuß hoch wächſt. Die Zweige ſtehen gerade, imgleichen auch die Blumen; dieſe ſind roth, und haben große, koniſche, geſtreifte Kelche, deren Streifen haarig ſind, und eine braune Farbe haben. Die Blumen kommen im Junius zum Vorſchein, und die

Sa-

Samen werden im Auguſt reif. Man muß ſie auf eben die Art, wie die erſte Sorte, behandeln.

Die eilfte Sorte wächſt in dem ſüdlichen Theile von Frankreich, Spanien und Italien, wild. Es iſt dieſes eine zweyjährige Pflanze. Der Stängel iſt rund, klebrig, wird anderthalb Fuß hoch, und hat aufgeblaſene Knoten. Die Blätter wachſen büſchelweiſe rings um die Stängel. Sie ſind ſehr ſchmahl und glatt. Der obere Theil des Stängels theilet ſich in parweis wachſende Zweige ab; dieſe ſind mit rothen Blumen geziert, welche einzeln aus den Flügeln der Blätter hervorkommen, und dicht an den Stängeln ſitzen. Sie erſcheinen im May. Auf ſie folgen längliche, klebrige Kapſeln, die mit eckigen Samen angefüllt ſind, welche im Julius reifen.

Es iſt dieſe Sorte leicht aus dem Samen zu ziehen. Wenn derſelbe im Herbſt ausgeſäet wird, ſo wird er weit beſſer anſchlagen, als wenn ſolches im Frühling geſchieht. Wenn die Pflanzen aufgegangen ſind, und zum Verſetzen taugen, ſo müſſen ſie in ein Beet von friſcher Erde, ſechs Zoll weit von einander, eingeſetzt werden. Auch muß man ſie im Schatten erhalten, und ſie gehörig begießen, bis ſie friſche Wurzeln geſchlagen haben. Nach dieſem muß man ſie bis in den Herbſt fleißig vom Unkraute reinigen, und ſie um dieſe Zeit an den Ort ſetzen, wo man ſie will blühen laſſen. Wenn von dieſer Sorte etwas Same von ohngefähr auf eine Mauer fällt, und Pflanzen davon aufgehen, ſo dauern dieſe weit länger, als andere, die im Felde ſtehen.

Die zwölfte Sorte iſt eine jährige Pflanze, welche in den ſüdlichen Theilen Frankreichs und Italien wild wächſt. Sie iſt aber ſchon ſeit vielen Jahren auch in den engliſchen Gärten gezogen worden, und es hat ſich der Same auf den Mauern und Gebäuden ſo weit ausgebreitet, daß einige zu glauben veranlaßt wur-

wurden, dieſe Sorte ſey urſprünglich in England zu Hauſe.

Man hat von dieſer Sorte drey verſchiedene Arten, welche ihren Unterſchied insgemein beybehalten. Eine hat eine glänzende purpurrothe Blume, die andere eine blaßrothe, die dritte aber eine weiße Blume. Da ſie aber ſonſt in keinem andern Stücke von einander unterſchieden ſind, ſo kann man ſie auch für keine beſondere Sorten gelten laſſen.

Die Stängel ſtehen gerade, und werden anderthalb Fuß hoch. Die untern Blätter ſind breit, länglich, und ſitzen dicht an den Stängeln. Der Stängel iſt zum Theil ſo klebrig, daß die kleinen Mücken und Fliegen, wenn ſie ſich darauf ſetzen, daran kleben bleiben, und ſich nicht davon los machen können. Daher hat ſie den Nahmen des Mückenfangs, oder der Fliegenfalle erhalten. Die Blumen wachſen in Büſcheln an den Gipfeln des Stängels. Sie ſtehen gerade, und bilden eine Art von Dolde, und erſcheinen im Junius. Auf ſie folgen dünne längliche Kapſeln, die mit eckigen Samen angefüllt ſind, welche im Auguſt reifen.

Den Samen muß man im Herbſte ausſäen; denn wenn ſolches erſt im Frühjahre geſchieht, ſo ſchlägt derſelbe meiſtens um; und wenn die Pflanzen auch aufgehen, ſo werden ſie doch nie ſo groß, haben auch kein ſo ſchönes Anſehen, als die Herbſtpflanzen.

Die dreyzehnte Sorte iſt eine zweyjährige Pflanze. Sie wächſt in Sicilien und auf der Inſel Creta wild. Die untern Blätter dieſer Sorte ſind ſtumpf, und ſtehen in kugelrunden Häuptern beyſammen, wie bey einigen Sorten der Hauswurz, oder, wie die der Aurikeln. Sie ſind glatt, und haben eine ſehr dicke Conſiſtenz. Der Stängel wird fünf bis ſechs Fuß hoch. Sie ſind klebrig, und mit lanzenförmigen, gegen einander ſtehenden Blättern beſetzt. Die Blumen kom-

kommen auf kurzen Stielen aus den Flügeln der Stängel in Wirteln zum Vorſchein; und auf jedem Stiel ſtehen drey bis vier grünliche Blumen. Auf ſie folgen eyrunde Kapſeln, die ſich oben an dem Gipfel ausbreiten, und mit eckigen Samen angefüllt ſind.

Wenn man den Samen dieſer Sorte im Herbſte auf eine warme Rabatte ſäet, ſo wird ſolcher gewiſſer anſchlagen, als wenn ſolches im Frühjahre vorgenommen wird. Sind die Pflanzen aufgegangen, und zum Verſetzen tauglich, ſo muß man ſie auf einen trocknen Boden in einer warmen Lage pflanzen, wo ſie den Winter über dauern. Im folgenden Sommer aber werden ſie blühen, ihren Samen zur Zeitigung bringen, und ſodann verderben.

Die vierzehnte Sorte wächſt in der Levante wild. Sie hat eine perennirende Wurzel. Die untern Blätter ſind ſchmahl, lanzenförmig und glatt. Sie ſtehen in buſchigen Häuptern beyſammen. Aus der Mitte derſelben kommt ein geradeſtehender klebriger Stängel hervor, welcher anderthalb Fuß hoch, und mit ſehr ſchmahlen Blättern beſetzt iſt. Die Blumen kommen aus den Flügeln der Blätter, gegen den Gipfel des Stängels zu, zum Vorſchein. Ihre Stiele ſind kurz. Auf jedem derſelben ſtehen zwo weiße Blumen, welche lange Röhren haben, und gerade ſtehen. Die Blumen ſind den Tag über verſchloſſen, öffnen ſich aber zur Nacht. Sie blüht im Julius, bringt aber in England ſelten reifen Samen.

Eben deswegen, weil der Same in England ſelten zur Zeitigung kommt, iſt es auch ſchwer, dieſe Sorte fortzupflanzen. Das einzige Mittel alſo iſt, die Häupter im Junius zu nehmen, und ſie unter Glas zu ſetzen. Dieſe ſchlagen Wurzeln, wenn man ſie im Schatten erhält und gehörig begießet.

Daß die Herren Botaniker noch nicht einig in ihren Grundſätzen ſind, iſt eine bekannte Sache.

Da-

Daher entſtehen ſo mancherley Irrungen in den gelehrten Syſtemen. Indeſſen, glücklich ſind wir, daß die Aerzte und Apotheker ihre Heilkräuter nach äußerem Anſehen und innerer Kraft gewiß kennen, ohne ſich eigentlich darum bekümmern zu dürfen, warum der eine Botaniker eine Pflanze zu dieſem, ein anderer ſie wieder zu jenem Geſchlechte oder zu jener Claſſe rechnet. Dieſer Fall findet auch bey dem gebildeten Landmanne Statt. Es gehört aber dieſes Leimkraut, Fliegenkraut, Mückenfänger, Pechnelke, *Silene* oder *Lychnis*, nicht zu den Heilmitteln, ſonſt würde **Mönch** (*) es angeführt haben. Als ein dem Oekonomen nützliches Gewächs iſt es auch nicht bekannt. **Zink** (**) führt eben dieſes Gewächs unter dem deutſchen Nahmen Frauenröschen oder Marienröschen, in einem beſondern Artikel an, und ſagt: „Das rothe Marienröschen wächſet auf trocknen „Wieſen und Rainen, und iſt der Gärtner ihre Pech„nelke (Lychnis viſcaria), wovon man in Gärten „ſchön gefüllte Varietäten hat.“ Der ſel. **Krünitz** hingegen ſagt in der Encyklopädie, Th. XIV, S. 800: „Frauenröschen, **Kronraden**, Agroſtema corona„ria *Linn.* ſiehe unter **Raden**;“ wohin endlich **Zink** auch verweiſet.

Reyger (***) will bey Danzig nur drey Sorten der Lychnis finden, und führt unter dieſen n. 2. die Lychnis *viſcaria*, petalis integris *Linn.* an, die er

Kleb=

(*) Conrad Mönch ſyſtematiſche Lehre von den gebräuchlichſten einfachen und zuſammengeſetzten Arzneymitteln, zum Gebrauch akademiſcher Vorleſungen, Marburg, 1795.

(**) Allgem. ökonom. Lexicon. Neueſte Ausgabe von Volkmann.

(***) Gottfried Reyger tentamen florae Gedanenſis methodo ſexuali accommodata. Dantisci MDCCLXIV. Tom. II. p. 86.

Klebnelke, und nach dortigem Provinzialausdrucke, Theernelke, nennet. Wenn nun zwar der Raden mit der Lychnis bey ihm in eine Haupt-Claſſe gehört, ſo handelt er doch kurz zuvor ganz beſonders von demſelben. In der Flora Suecica, führt Linné unter *Silene* die *Muſcipula* montana hirſuta, *Lychnis* viſcoſa, foliis otitidis, und *Lychnis* montana viſcoſa alba latifolia an.

Der Herr von Brocke (*) führt die Pechnelke oder (Lychnis viſcoſa) unter ihrer beſondern Rubrik auf, und ſagt: „Dieſes iſt auch ein perennes Gewächs, und hat davon den Nahmen bekommen, „weil der Stängel, welchen dieſe Blume treibt, gleichſam wie mit einem kleberigen ſchwarzen Peche umgeben iſt, woran die Fliegen und Mücken, wie an einem Vogelleime, kleben bleiben. Dieſes Pech „ſchwitzet aus dem Stängel, und iſt nichts anders, „als ein ausgetretener und verdickter Saft, oder „Schweiß, der Pflanze. Die Blume ſelbſt iſt ſtark „gefüllt, von Farbe carmoiſin, und wächſet bouquetmäßig. Jede Blume ſitzet beſonders an dem Stiele, „wie die Viola matronalis, nur, daß ſie ſo dicht nicht „beyſammen ſtehen. Einen Geruch hat ſie nicht. „Sie hat ein langes, dickes und ſchmahles Kraut, „weshalb ſie mit unter die Nelken gezählet wird, da „ſie doch eigentlich nicht unter dieſes Geſchlecht, ſondern unter die Lychnisarten gehöret. Man findet „die einfache in den Hölzern, welche eben die Farbe, „und eben einen ſo klebrigen Stiel hat. Sie liebet „einen ſandigen, und mit Leimen (Lehm) vermiſchten „Boden, wie das Ocymaſtrum. Sie muß alle drey „Jahre umgepflanzet, und die Stöcke zertheilet werden, „weil

(*) Heinrich Chriſtian von Brocke ꝛc. Beobachtungen von einigen Blumen, deren Bau, und Zubereitung der Erde, 3te Aufl. Leipzig 1792, S. 162, 199.

„weil ſie ſonſt faulet. Hierin beſteht ihre Vermeh„rung, denn Samen trägt ſie nicht. Sie blühet im „Monathe May, über vier Wochen lang, weil ſie im„mer wieder neue Stängel und Blumen treibt. Die „einfache trägt Samen. Beyde aber haben keinen „Geruch. So ſehr man ſie vermehren kann, ſo leicht „kommt man wieder darum, weil öfters alle alten „Stöcke auf einmahl verderben. Man muß ſich des„halb immer auf junge Pflanzen ſchicken.“

Bechſtedt (*) führt unter ſeinen zwanzig Lychnisſorten, in der 10ten Nummer auch die Lychnis viſcoſa anguſtifolia, flore rubro pleno *B.* 41. *L.* 3. an, und bezeichnet dieſe Sorte dadurch näher, wenn er hinzu ſetzt: „die rothe Kleblychnis mit gefüllten „Blumen, die man in Deutſchland insgemein die „Pechnelke nennt.“

Aus allem dieſem Vorhergehenden wird man abnehmen, daß Leimkraut ein eben ſo allgemeiner Nahme, als Silene und Lychnis, ſeyn könne, und eine gewiſſe leimartige Eigenſchaft dieſes Gewächſes anzeige; denn unter den vorher angeführten 14 Silenenſorten des Miller, haben No. 2. 3. 11. 12. 13. und 14. die Eigenſchaft, daß ſie klebrige Stängel erzeugen. Ob nun zwar der Radel oder Raden auch häufig klebrige Stängel hat, ſo iſt er von Linne und **Miller**, wie auch andern, doch nicht zur Silenenſorte gerechnet worden. Es würde alſo hier auf den Haupt- und Kunſtnahmen Lychnis angeſehen ſeyn. Dieſer Nahme kommt aus dem Griechiſchen, weil die Blumen dieſer Pflanze, wie man ſich einbildet, Strahlen oder Flammen eines Lichtes vorſtellen. (Man ſehe *Mat-*

(*) Johann Caſpar Bechſtedts vollſtändiges niederſächſiſches Land- und Gartenbuch, Flensburg und Leipzig 1773, 8. Th. 3, S. 558, fgg.

Matthiae Martinii lexicon philologicum, voc. *Lychnis*, wo es heißt: *Lychnis, idis*, λυχνὶς, herba, à λυχνος candela. Lychnis coronaria — Lychnis ſylveſtris etc. es wird aber hier nicht der leimartigen Eigenſchaft einiger Unterarten gedacht.) In dieſer Hinſicht bezeichnet alſo Lychnis eine Eigenſchaft der Blume, und Leimkraut eine Eigenſchaft des Krautes. Da nun die Pechnelke (Lychnis viſcoſa) unter den deutſchen Gewächſen, den Deutſchen auch vorzüglich der leimigen Eigenſchaft ihres Krautes wegen, bekannt iſt, ſo führet ſie, nebſt mehreren andern deutſchen Nahmen, die ſich auf dieſe Eigenſchaft beziehen, auch beſonders dieſen, nähmlich Leimkraut, und es iſt in dieſer Rückſicht gleich gut, zu welchem Geſchlechte ſie gehöret.

Leimküche, iſt bey den Papiermachern ein Zimmer, worin das Papier geleimt wird. Von dem trocknen Papiere werden ſechs Bogen mit einem Mahl in das warme und durchgeſeihte Leimwaſſer, und hierauf in kaltes Alaunwaſſer getaucht, in Haufen mit Filz bedeckt, und man preßt den überflüſſigen Leim, gewöhnlich auf einer beſondern Preſſe, wieder heraus. Das Leimen gehet weder im Winter, noch Sommer, ſondern nur im Frühjahr und kühlen Sommertagen, von Statten. Der Leim zum Schreibpapier beſteht aus Schafklauen, Hirſchläufen und Rinderfüßen, zum gröbern Papiere aus Lederſchnitten der Riemer, welche man 24 Stunden lang ſiedet, abſchäumet, und durch einen Strohkorb und ein wollenes Tuch ſeihet.

Nach dem Leimen ſowohl als Alaunen, trocknet man jedesmahl das Papier auf Haarſeile, man zieht die Bogen von einander, (das heißt ſchälen,) und ſetzt ſie in Haufen auf. Die Haufen werden handvollweiſe auf einer eiſernen Platte umgewandt, während deſſen die Schlageſtampfe, d. i. ein ſchwerer Hammer der aus der

Wand der Werkſtätte heraus geht, und mit ſeinem langen Stiele an der großen eckigen Stampfwelle befeſtigt iſt, auf jede Stelle ein Paar Schläge thut, und das Papier gerade macht, u. ſ. w. Das Uebrige wird im Art. **Papier** vorkommen.

Leimkumme (die), iſt in der Papiermühle dasjenige Faß, worin ſich das Leimwaſſer befindet, und woraus das Papier geleimt wird. S. **Papiermühle.**

Leimleder, wird in den Gärbereyen der Abgang von den Fellen, und das von der inwendigen Seite abgeſchabte Fleiſch, ſonderlich aber bey den Weißgärbern, der Abgang von den Schaffellen genannt. Einige nennen dieſes auch Schabaas. Wenn die Schaffelle aus dem Aeſcher kommen, ſo vergleicht ſie der Gärber, indem er die zum Leder unbrauchbaren Endſtücke, nähmlich die Spitzen der Beine und des Kopfes, die Ohren, die Bruſtzipfel und den Schwanz wegſchneidet, welche zu nichts, als zum Leimkochen taugen. Der Lohgärber ſchafft auch eben ſolchen Abgang nebſt dem abgeſchabten Fleiſche bey Seite, trocknet es, und nimmt es zum Leime.

Leimnau, ein Dorf, im Gebiethe der Benedictiner-Abtey Irſee, (Yrſee oder Irſingen) in Schwaben. Das Dorf hatte ehemahls eigene Herren, die Wohlthäter des Kloſters waren.

Leimnau, ein Pfarrdorf von tauſend Seelen, in der Grafſchaft Montfort; es gehört aber dem Spital zu Lindau.

Leimnitz, königlich preußiſches Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Glogau, im Schwiebuſiſchen Kreiſe, dem Kloſter Paradies gehörig.

Leimpinſel, ein gewöhnlich von Schweinshaaren verfertigter Pinſel, mit welchem der flüſſig gemachte Leim aufgetragen wird, um zwey Körper mit einander zu verbinden. Je nachdem nun die Sachen ſind, welche zuſammengeleimt werden ſollen, hat man auch größere

oder kleinere Pinſel, denn es iſt natürlich, daß der Tiſchler, oder jeder Handwerker, der mit Leim umgehet, darauf ſehen muß, daß er nicht unnütz den Leim verſpille, aber auch, daß er ſeine Arbeiten mit zu vielem Leime nicht beſchmutze und verderbe.

Leimrieth, ein Herzoglich Sachſenhildburghauſenſches Dorf in Franken, im Amte Hildburghauſen.

Leimruthe. Bey den Vogelſtellern ſind die Leimruthen, oder Leimſpindeln, oder Leimſpillen, und, wie ſie in Oberdeutſchland auch häufig genannt werden, die Kleberüthlein, Ruthen oder Spindeln von weichem Holze, welche mit Vogelleim überzogen werden, damit die Vögel, wenn ſie ſich darauf ſetzen, kleben bleiben. Gewöhnlich nimmt man Birken, Haſeln und anderes weiches Holz dazu. Je nachdem man nun große oder kleine Vögel fangen will, bedient man ſich auch größerer oder kleinerer Ruthen. Mit den großen fängt man Häher oder Holzſchreyer, Droßeln, Miſtler u. dgl., die geringern, ſchwächern und kürzern aber, werden zum Fange der Finken, Hänflinge, Zeiſige u. dgl. gebraucht. In Deutſchland nimmt man gewöhnlich nur zu den großen Leimruthen die Länge von drey viertel oder einer ganzen Elle, wo hingegen die kleinern nur ohngefähr eine halbe Elle lang ſind. Aber an den Gränzen von Italien und in Italien ſelbſt hat man ſie größer, wovon ich hernach reden will.

Alle Leimruthen haben entweder an dem einen Ende einen ſpitzigen Draht, womit ſie in die Leimſtange oder den Feldbaum geſteckt werden, oder, ſie werden auch etwas geſpitzt, und in der Stange, oder in dem Baume befinden ſich Löcher, in welchen man ſie hineinſteckt, und alſo befeſtiget. In Deutſchland gebraucht man ſowohl die großen als kleinen Ruthen bey dem Feld- oder Plattbaume. So wird von den Vogelſtellern ein Baum in oder nahe an einem Walde genen-

nennet, auf welchem ſie ihre Leimruthen befeſtigen, wenn ſie ſolche nicht auf die Leimſtange ſtecken wollen, womit ſie alsdenn allerley Arten großer oder kleiner Vögel fangen können.

Man erwählt hierzu in einem Fichten= oder Tannenwalde einen langen und geraden Baum, der rings herum einige Schritte von andern Bäumen abgeſondert ſteht; von dieſem hauet man die überflüſſigen Aeſte hinweg, und läßt ſie nur einzeln ſtehen, ſchneidet auch diejenigen, welche man ſtehen läßt, halb ab, und ſtümmelt ſie, daß ſie nur wie Stümpfe ausſehen, und etwa 5 bis 6 Spannen lang bleiben. Der erſte Aſt, der von unten auf bleibt, iſt ohngefähr zwey bis drittehalb Mann hoch von der Erde, und ſo folgen denn die andern, immer einer ein Paar Spannen weit von dem andern, rings um den Baum herum, doch bleiben an den Gipfeln meiſtens ein Paar Klafter von oben herunter die Aeſte unbehauen ſtehen, und auf ſelbige werden auch keine Leimſpindeln geſteckt, die übrigen abgeſtümmelten Aeſte aber, damit ſowohl verſehen, daß ſich kein Vogel darauf ſetzen kann, ohne daß er mit der Bruſt an die Leimſpindel fährt; denn, ſie werden von manchen Vogelſtellern, die ſie nicht mit den Drahtſtiften befeſtigen, oder in eingebohrte Löcher ſtecken, auch dergeſtalt in kleine mit einem Meſſer geſchnittene Kerben geſteckt, daß ſie nicht ganz auf dem Aſt liegen, ſondern etwas empor ſtehen, als ob ſie aus dem Aſte herausgewachſen wären.

Unten auf der Erde um den Stamm herum wird eine Hütte von den Aeſten gebaut, daß, nachdem man ſie groß oder klein haben will, zwo, drey und mehr Perſonen darunter ſitzen können; oben auf die Hütte wird entweder eine lebendige Eule oder ein Käutzchen oder nur ein Haſenbalg, wie ein Eulenkopf geformt,

darauf geſteckt (*), und zwar ſo, daß der Vogelſteller ſolchen von innen auf und nieder rücken, oder hin und her bewegen könne, damit die dort herumſitzenden Vögel meinen, die Eule oder der Kautz bewege ſich.

Wenn man Zeit hat, kann man auch auf die neben herum ſtehenden Bäume Leimſpillen ſtecken; denn je mehr man deren bey dieſer Fangart hat, deſto mehrere Vögel fängt man auch, woher man in dieſer Hinſicht wohl 80 bis 100 Ruthen hat, die alle möglichſt gut angebracht ſeyn müſſen. Sind die Leimruthen gut mit Leim überzogen, und hat man Baum und Hütte in Ordnung, ſo ſetzt man ſich entweder vor Aufgang der Sonne, oder ein Paar Stunden vor deren Niedergang, da der Baum anfängt, Schatten zu bekommen, damit der Leim nicht fließe, in die Hütte hinein, und nimmt ein gewiſſes Jagdinſtrument, die Wichtel, oder das Wichtelpfeifchen, genannt, womit man das Geſchrey eines Kautzes natürlich nachmachen kann, und pfeift darauf. Sobald die Vögel dieſe gehäſſige Stimme ihres Feindes hören, eilen ſie dem Geſchreye zu, ſitzen auf den Leimruthen und werden alſo in großer Menge gefangen.

Wenn der Vogelſteller einen Häher bekommt, und ihn mit Rupfen und Kneifen zum ſtarken Schreyen bringt, ſo kommen alle Häher die nur dieß Geſchrey hören, herzu geeilet, und laſſen ſich fangen, beſonders wenn man mit der Wichtel dazu pfeift. Abends continuirt man den Fang bis es faſt ganz Nacht iſt, weil in der Dunkelheit erſt die Amſeln und Rothkehlchen, welche bey Tage nicht anfallen, zum öftern aber auch Eulen gefangen werden.

Dieſe Art des Fanges wird bey den Vogelſtellern plattnen oder platten genannt, und man beobachtet hierbey

(*) Gewöhnlich hat man dergleichen auf einer aus der Hütte emporgehenden Stange, wie bey den Krähenhütten.

bey verſchiedene Regeln, und Vortheil vom Fange zu haben. Als:

1. Daß die Hütte von grünem dicken Geſträuche unten gemacht ſey, damit die Vögel den Weidmann nicht gewahr werden.
2. Daß man die Leimſpindeln nicht zu feſt an den Baum ſtecke, damit die an ihnen klebenden Vögeln nicht oben mit ihnen bleiben, ſchreyen und die andern erſchrecken, ſondern bald mit der Ruthe herabfallen.
3. Daß man die gefallenen Vögel nicht ſogleich aufhebe, wenigſtens, ſo lange noch andere herumſitzende vorhanden ſind, wodurch man dieſe verſcheucht.
4. Daß man unten auf ſechs oder acht Schritte weit um den Plattbaum herum ein kleines erdfarbenes Netz ziehe, welches man Plattnetz nennet, damit die abgefallenen Vögel nicht davon laufen können.
5. Daß man in der Nähe um den Plattbaum herum keinen recht hohen Baum habe, darauf die Vögel ſitzen können. Iſt dieſes, ſo fallen viele in den großen Baum, und ſchreyen den Kautz in der Ferne an, wobey man aber wenig fängt.
6. Man kann auch ein Paar Amſeln in Vogelbauern neben den Plattbaum ſtellen, aber ſie müſſen mit grünem Geſträuche bedeckt, alſo auf dieſe Art verſteckt werden, da dann ſolche von den andern Vögeln auf ihr Locken geſucht werden, woher man deren mehr fängt.
7. In den nahe bey Wäldern gelegenen Weinbergen geht das Platten am beſten, weil dahin von ſelbſt ſchon viele Vögel ſich drängen.
8. So iſt auch bey friſchem, oder trüben und regnigem Wetter allezeit ein beſſerer Fang zu hoffen,

als wenn es warm und Mondenlicht iſt, weil der Vogel alsdann beſſer fällt.

Der kleinſten Leimruthen, welche ohngefähr einen Fuß lang, und etwa wie ein mäßiger Federkiel dick ſind, bedient man ſich auf mancherley Art. Man ſteckt ſie auf Kirſchbäume, Gebüſche in Gärten und überhaupt allenthalben, wo es einem paßlich ſcheint. Sie erhalten auch eine Spitze, um ſie einzuſtecken, und wenn ſie mit Leim überzogen werden, pflegt man ſie manches Mahl bloß in ein naſſes Tüchlein, ſo viel man hat, einzuwickeln, und zu Holz zu tragen. Andere aber haben ein ledernes Futteral dazu, in welchem ſich Leim befindet, und hier ſteckt man die Ruthen zum Forttragen hinein, da ſie alsdenn, wenn man an einen bequemen Ort kommt, und aus dem Futteral gezogen werden, ganz friſchen Leim an ſich haben. Eine ähnliche Bewandtniß hat es auch mit der Leimtaſche, wovon ich an ſeinem Orte reden werde.

Wer mit dieſen kleinſten Leimruthen auf den Fang ausgeht, hat im Ganzen zwar faſt das nähmliche zu beobachten, als wenn man mit größern Leimruthen fangen will, nur in Hinſicht der Zurichtungen finden ſich Abänderungen. Man behauet keinen Baum als Plattbaum, auch ſchleppt man ſich mit keiner Stange herum, ſondern, man ſucht nur einen dazu geſchickten Strauch, der etwas höher als mannshoch iſt. Steht er ſchon an einem zum Fange ſchicklichen Orte, ſo iſts gut; iſt dieſes aber nicht, ſo hauet oder ſchneidet man ihn unten vom Stamme ab. Das Laub kann man mit den Händen zum Theil abſtreifen, alsdann beſchneidet man ihn ſo, daß er die meiſten und ſtärkſten Aeſtchen behält, die etwa einen Fuß lang bleiben müſſen, dieſe ſpaltet man mit dem Meſſer, wenn die Ruthen keine Drahtſtifte haben, und klemmt das eine

Ende

Ende der Ruthen, das dazu beſchnitten ſeyn muß, (ohngefähr ſo, wie ein Pfropfreis,) in die Spalte hinein. Haben ſie aber Drahtſtifte, ſo kann man ſie zwar auch mit dieſen dazwiſchen klemmen, allein, um geſchwinder damit fertig zu werden, kann man den Stift bloß in das in der Mitte des Aeſtchens ſich befindende Mark hineinſtecken. Bey beyden Verfahrungsarten muß man aber darauf genau Acht geben, daß die Ruthen nicht zu los ſtecken. Iſt dieſes, ſo fallen ſie beym erſten geringen Berühren vom Vogel ſchon herunter; er erſchrickt darüber, und fliegt davon. Zu feſt müſſen ſie aber auch nicht ſtecken, damit nicht der Vogel lange hänge, flattere und die andern verjage, wie ich im Vorigen ſchon angeführt habe, und welches bey allen Leimruthen beobachtet werden muß; wobey ſichs aber von ſelbſt verſteht, daß man ein proportionirtes Verhältniß im Betreff des Feſtſteckens der Ruthen beobachten muß. Z. B. die Ruthe auf welcher ich einen Häher fangen will, muß nicht allein ihrer eigenen Schwere wegen, ſondern auch wegen der Schwere und Kraft des Vogels, ſtärker befeſtigt ſeyn, als die, worauf ich einen Finken zu fangen gedenke. Kommt ein Finke auf die große Ruthe, mit welcher er nicht herabfallen kann, ſo geht er auch eben ſo leicht, wenn er nicht zu ſehr mit Flügeln und Bruſt klebt, davon. Er flattert aufwärts, und iſt der Leim nicht beſonders gut, und auf den Tag eingerichtet, ſo zieht er die Füße los; die Ruthe wird dadurch bewegt und erſchüttert, und kann ohne den Vogel abfallen.

Hat man nun ſein kleines Feldbäumchen, wenn ich mich hier des Ausdrucks bedienen darf, mit Ruthen genugſam geſpickt, ſo geht man an ſolchen Ort, wo gewöhnlich der Vogelſtrich kommt, und ſucht ganz frühe, damit kein ſtreichender Vogel verſtört werde, mit der Arbeit fertig zu ſeyn. Man ſteckt nähmlich

auf einem graſigen Platze den kleinen Leimbaum ein, damit die abfallenden Ruthen nicht voll Sand werden, umgiebt ihn mit einem kleinen Netze, wie ich zuvor angeführet, und ſtellt ſich ſtill hinter einem dicken Baume, bis der Strich vorüber iſt. Alsdann geht man hinzu, und nimmt auf, was abgefallen iſt. Man reinigt die Ruthen wieder von Federn und Gras, giebt ihnen friſchen Leim, befeſtigt ſie wieder an den kleinen Leimbaum, und geht anders wohin, um mehrere Striche zu erwarten.

Ehe der Strich vorüber iſt, muß man ſich aber nicht rühren,, ſonſt iſts mit dem Fange aus, indem man dadurch die ſtreichenden Vögel wild macht.

Auf dieſe Art Ruthen fallen die kleinen Vögel am liebſten und häufigſten, und mehr als auf die großen, außer nur die Finken, welche überhaupt ſchon die Höhe lieben, und in Hinſicht der Leimruthen ſehr vorſichtige Thiere ſind. Auch kann eine andere natürliche Urſache zum Grunde liegen, daß ſie nähmlich ſo wenig den wilden Ruf und das Gelocke ihres gleichen, wie auch ihre Nahrung nicht ſo niedrig an der Erde und in einem kleinen nackten Buſch, zu hören, und zu finden gewohnt ſind.

Einige Vogelſteller ſetzen auch um dieſe Leimbäumchen Lockvögel verſchiedener Art, andere hängen an den Aeſten allerley Art Beeren, als Vogelbeeren, Fliederbeeren u. dgl. Wieder andere haben ſogar beydes zugleich, und nennen dieſe kleine Leimbäumchen, Fallbäumchen.

Von den Leimruthen der mittlern Sorte werde ich im Art. **Leimſtange** reden, an welche ſie vorzüglich gehören.

Die Leimruthen der größten Art ſind nicht allenthalben gebräuchlich, wie ich zu Anfange dieſes Artikels ſchon geſagt. Die Italiäner nennen ſie Vergoni, und man hat ſie zu 4 bis 5 Fuß lang. Zu einer jeden

Ru-

Ruthe hat man auch eine beſondere Scheibe, die von Flieder oder anderm Holze verfertigt worden. Weil dieſe Ruthen vorzüglich für größere Vögel beſtimmt ſind, ob ſich wohl des darauf klebenden vielen Leims wegen auch kleine darauf fangen, ſo haben ſie auch eine proportionirte Dicke. Ueberhaupt aber iſt von dieſer Art Ruthen das Beſondere zu merken, daß ſie noch einen eigenen kurzen Stiel, oder Handgriff haben, welcher etwas über 4 Zoll Länge hält. Auf dieſem Handgriffe folgt ein Knopf als das dickſte Ende der Ruthe, damit dieſe nicht tiefer als bis an den Knopf in die Scheide geſteckt werden könne. An der Scheide, oben beym Eingange, iſt mit einem Draht noch eine ganz kleine Scheide befeſtigt, in welcher beym Fange der Griff der Ruthe geſteckt, und welche etwas gedrehet werden kann. Es ſieht daher dieſe Leimruthenſcheide bald ſo aus, als eine Hirſchfängerſcheide, an welcher noch eine beſondere kleine Scheide für Meſſer und Gabel ſich befindet, wie man ſolche häufig hat, nur daß jene ohnweit länger, auch ſo nicht gearbeitet, und noch dazu mit Draht daran befeſtigt iſt.

Will man nun auf den Fang ausgehen, ſo wählt man einen ſchicklichen Ort, entweder im Gebüſche, in Weinbergen, oder neben einem Vorholze; ſelbſt aber auch in Gärten kann dieſer Fang zum Vergnügen ausfallen, wenn Vögel dort vorhanden ſind. Zwölf bis achtzehn Ruthen, die in ihren Scheiden ſtecken, bindet man zuſammen, und nimmt ſie unter dem Arme. Einen Kauz oder eine Eule hält man ſich ebenfalls hierzu; dieſe trägt man auf eine ſechs oder acht Fuß hohe Stange, auf welcher oben eine runde hölzerne Scheibe ſich befindet, welche gewöhnlich von den Jägern Teller oder Deller genannt wird. Der Vogel iſt darauf mit den Füßen angekettet. Dieſe Stange mit dem Vogel ſteckt man ſo in die Erde, daß ſie nicht umfallen kann, und, ſind keine Geſträuche vorhanden,

die

die Leimruthen zu befeſtigen, ſo ſteckt man die Scheiden in die Erde rings um den Kautz oder die Eule, zieht die Leimruthen heraus, ſteckt ſie mit den Handgriffen in die kleinen Scheiden, und drehet ſolche ſo, daß die Ruthen in eine ſchräge Lage kommen, damit Vögel darauf fußen können.

Hierbey hat man eine Hütte, — zuweilen aber auch nur eine halbe Hütte, die nach den Vögeln hin den Menſchen verbirget, oder man ſtellt ſich einige 20 Schritte entfernt hinter einen Baum. Von der Eule geht ein Bindfaden, welcher an deren Fuß befeſtigt iſt, zu dem Jäger hin, mit welchen er den Vogel zuweilen zupft, damit er ſich rühre und flattere, und damit deſto ehe die andern Vögel anlocke. Befindet man ſich aber in Weinbergen, oder im Gebüſche, ſo muß die Eule mit ihrer Stange höher gebraucht werden, damit ſie über das Gebüſche frey hervorrage, und die Ruthen hängt man, wenn ſie in die kleinen Scheiden geſteckt ſind, vermittelſt der kleinen Scheide, die zugleich einen Haken abgiebt, an die Weinſtöcke, oder an das Gebüſche.

Es iſt dieſes die beſte Art mit Leimruthen zu fangen, welche in unſern Gegenden von vielen, ſelbſt auch zum Vergnügen betrieben werden könnte. Bey den andern Leimruthen hat man mit deren, und ſeiner eigenen Reinigung immer zu thun. Alles dieſes fällt hier beynahe ganz weg, denn ſie haben ihre Handgriffe, worauf kein Leim kommt, ſo daß man ſie dabey faſſen und damit machen kann, was nöthig iſt. Wird es regnen, und beſorgt man, daß die Ruthen unbrauchbar für den Tag werden, ſo ſteckt man ſie ſogleich in ihre Scheiden.

Wenn der Artikel Leidenſchaft nicht ſchon eine ſo große Anzahl Figuren gebraucht hätte, ſo würde ich auch dieſe Art von Leimruthen vermittelſt einiger Kupfer noch deutlicher haben vorſtellen können. Sie ſind

ſind in Italien und den daran gränzenden Ländern, und ſelbſt auch hin und wieder in Oeſtreich, gebräuchlich.

Da ich jetzt von den Leimruthen handle, ſo wirds nothwendig ſeyn, von dem Vogelleime doch etwas anzumerken, damit man den ganzen Begriff der Sache beyſammen habe, und nicht ſo lange warten darf, bis dieſer Artikel erſt erſcheint, welcher freylich weitläuftiger ſeyn wird. Zink ſagt in ſeinem ökonomiſchen Lexicon:

Guten Vogelleim zu machen: „Nimm Miſtelbeere „von Eichen, denn die Miſteln von dieſem Holze ſind am „beſten hierzu, ſtreife die Stängel und Blätter davon „herab, lege ſie in einen Topf, und laſſe es, nachdem „Waſſer daran gegoſſen, zwey Stunden lang ſieden. Iſt „es zur rechten Dicke gediehen, gieße kaltes Waſſer in ei„nen tiefen Napf, und in dieſes den Leim hinein, damit „er zähe werde. Hierauf lege ihn auf etwas Hartes, „ſchlage mit einem Hammer oder naſſen Prügel ſo lange „darauf, bis er alle Körner fahren laſſen, und waſche ihn „ferner mit friſchem Waſſer ab, lege ihn alsdann in einen „mit Leinöhl oder Waſſer verſehenen Topf, hebe ihn auf, „und damit er vom Staube keinen Schaden leide, ver„binde ihn aufs beſte mit Pergament oder Papier. Willſt „du ihn gebrauchen, ſo nimm jedes Mahl ſo viel davon, „als du Ruthen damit zu begießen gedenkſt, thue es in ei„ne Schüſſel untermenge es mit Leinöhl, ſetze es auf eine „heiße Glut, laß es zergehen, aber nicht ſieden, ſo iſt der „Leim im Stande, über die Ruthen gegoſſen zu werden (*).

„Wenn der Vogelleim im Sommer weich werden will, „nimmt man von dem feinen Harz, welches in den Tan„nenblättern (**) zu finden iſt, eines halben Hühnereyes „groß auf ein Nößel Vogelleim, läßt es zuſammen über „einem gelinden Kohlenfeuer zergehen, rühret es wohl zu„ſammen, und kühlet es wieder ab in friſchem Waſſer.

„Hin-

(*) Die mehreſten und rechten Vogelſteller drehen aber den Leim um die Ruthen, welches auch beſſer iſt. F.

(**) Soll wohl eigentlich Tannennadeln heißen. F.

„Hingegen, wenn der Vogelleim bey kaltem und naſſem „Wetter zähe wird, rührt man unter ein Nößel deſſelben, „einen Löffel voll reines Leinöhl, und im Winter bey har„tem Froſt, tunkt man die Hände in Branntwein, und „durchknetet damit den Vogelleim, ſo frieret er nicht. „Wenn der Leim vom langen Gebrauch an den Spindeln „oder Leimruthen ſchwarz geworden, kann man ihn in „warmen Waſſer abziehen, die Unreinigkeit herauswa„ſchen, aufs neue einbrennen, und weiter gebrauchen.

„Einen Waſſerleim, das iſt, einen ſolchen Vogelleim „zu machen, der auch im Waſſer hält, lege man gemeinen „Vogelleim in warmes Waſſer, darin man die Hand lei„den kann, waſche denſelben ſo lange, bis er ſauber ge„nug iſt, hernach zerlaße man Schmeer oder Schweins„fett, und knete es unter den Leim ſo lange, bis er an„fängt an den Händen zu kleben, ſodann ſeze ihn in ei„nem glaſurten Hafen zum Feuer, und laß ihn zergeben: „Bey kaltem Wetter kann man ein wenig zerlaßenes „Schmeer darein thun, bey gelindem aber bedarf es die„ſes Mittels nicht. Oder man nehme zu einem halben „Pfund Leim den 16ten Theil Terpenthinöhl, und halb „ſo viel guten Branntwein, menge es unter einander, „und reibe den Leim, ohne ihn zu wärmen, nur wohl mit „den Händen ab.“

Nach Hrn. D. und Hofapotheker Hagen Grundſätzen (*) werden zur Verfertigung des Vogelleims die Miſtelbeeren in einem Keſſel mit Waſſer einige Stunden lang geſotten, bis der Leim die erforderliche Dicke hat. Darauf gießt man ihn ins Waſſer, legt ihn dann auf ein naſſes Brett, und ſchlägt ihn mit einem harten Inſtrumente ſo lange, bis er alle Körner hat fahren laſſen, und wäſcht ihn zuletzt mit friſchem Waſſer aus. Um ihn beſſer aufzubewahren, können jedem Pfunde 3 bis 4 Loth Terpenthin zugeſetzt werden. Iſt es nöthig, ſo läßt er ſich auch mit etwas Leinöl verdünnen, oder mit Harz verdicken.

Faſt

(*) Lehrbuch der Apothekerkunſt, von Carl Gottfried Hagen ꝛc. 3te Ausg. Königsb. und Leipz. 1786, S. 392, Anmerk.

Faſt zu allen Zeiten des Jahres kann man ſich der Leimruthen bedienen, indeſſen ſcheint im Walde wohl von Johannis bis Jacobi die beſte Leimruthenzeit zu ſeyn. Der Leim iſt, wie ſchon oben bemerkt worden, nicht in jedem Wetter gleich gut, daher kommt auch der Zuſatz von Schweinſchmalz, welchen Zink vorſchlägt. Ich weiß aber nicht, ob dies ein guter Vorſchlag ſey, weil das Schmalz mir zu fett zu dieſem Zwecke ſcheint — man könnte alſo ja auch in Ermangelung dieſes Baumöhl oder Thran nehmen. Es gefällt mir daher der von Aitinger (*) ſchon im vorigen Jahrhundert gethane Vorſchlag beſſer, welcher räth, daß man, um ſich nach der Gelegenheit des Wetters zu richten, in großer Hitze Harz oder weiß Pech, in Regen Honig, und in kalter Witterung Leinöhl unter den Leim miſchen ſoll.

Der ſchönſte Vogelleim muß grünlich ausſehen, nicht ſehr wäſſerig ſeyn, und ſo wenig, als möglich, ſtinken. Diejenigen, welche damit handeln, müſſen ihn im Keller aufbewahren, und ſtets mit Waſſer bedeckt halten.

Leimsfeldt, iſt ein fürſtlich Heſſencaſſelſches Dorf in der Grafſchaft Ziegenhayn, im Gerichte Frielendorf, eine Stunde von Ziegenhayn.

Leimſieder, werden diejenigen genannt, welche den Leim bereiten. Sie haben kein beſonderes Handwerk, denn, es beſchäftigen ſich damit Loh- und Weißgärber, Pergamentmacher, Papiermüller, Buchbinder, und verſchiedene andere Handwerker, um den Leim nicht kaufen zu dürfen.

Ich habe im Art. Leim ſchon angeführt, daß der Abgang vom Leder und Pergament, die Sehnen, Füße und Ohren des Rindviehes und der Schafe, zur

Zube-

(*) Kurzer und einfältiger Bericht vom Vogelſtellen ꝛc. von Joh. Conr. Aitinger, Caſſel, 1635, 4. m. K.

Zubereitung des Leimes gehören. Die Lohleder, und die mit Alaun und Talg bereiteten Leder, ſo wie die Gemſenleder, ſind hingegen nicht geſchickt dazu. Jede Materie weicht man in Waſſerkufen beſonders ein, oder, man hängt ſie in Gitterkaſten in einen Fluß, rührt ſie mit Stangen um, bis das Waſſer davon rein abtröpfelt. Man läßt ſie in verſchiedenen Kufen in ſchwachem Kalkwaſſer ſo lange weichen, bis ſich das Blut und Fett aufgelöſet, und nun trocknet man ſie in Haufen unter Schoppen, Schauer, oder überhaupt unter einem Dache, bis zum Frühjahr, da man ſie in Waſſerkufen mit Stempeln oder Stangen umrühret, im Fluſſe wieder rein wäſcht, im Gitterkaſten auspreßt, auf das hölzerne Bodengitter der kupfernen Leimkeſſel ſchüttet, und bey ſchwachem Feuer zu einer Gallerte kocht.

Nach Verlauf von 12 oder 14 Stunden wird die Probe gemacht, und dieſe beſteht darin, daß man von der Brühe etwas ausſchöpft und in ein kaltes Gefäß gießt. Gerinnt dieſe zu einem dicken Gallert, ſo iſt der Leim gar. Alsdenn wird mit einem großen Löffel von Kupfer, wenn das Allergröbſte, oder alles Mark niedergeſunken, in einer Tragbaare, die auf einer Kufe ſteht, geſchöpft; man bedeckt die Trage und Kufe, um den Leim warm zu erhalten, verſchließt den warmen Ort gegen alle Zugluft, und es muß ſich der Leim 8 Stunden in der erwärmten Kufe, damit auch hier alle grobe Materien zu Boden ſinken, reinigen können, und flüſſig bleiben.

Noch warm trägt man den in eichne naſſe Tröge durch den obern kupfernen Hahn abgelaſſenen ſchönſten Leim, ſo wie den von den untern Hähnen trüber laufenden, unter ein Verdeck an die Luft, wo er in 24 Stunden erſtarrt, und ſeine Maſſe niederſinkt. Man ſchneidet ihn darauf mit einem großen zweyſchneidigen Meſſer, welches naß erhalten wird, aus

den

den Trögen los, und auf einem Rahmen, in Stücke, die man mit einer naſſen Schaufel heraus hebt. Jedes große Stück wird durch eine Säge, die einen Eiſendraht zur Klinge hat, in horizontale Scheiben durchſchnitten, welche dünne Tafeln geben müſſen. Dieſe werden ebenfalls unter einem Dache auf ausgeſpannten Netzen getrocknet. Damit Sonne, Sturm und Regen nicht daran kommen, zieht man Decken davor; er trocknet in 14 Tagen, und behält die Spuren von den Netzmaſchen, welche man faſt an allem Leime ſieht, an ſich. Auf dem Netze muß er zum öftern umgewandt werden. Wenn man den Leim von den Netzen genommen, ſo reiht man die Tafeln an Schnüre, und hängt ſie auf, zum fernern Trocknen.

Froſt kann der weiche Leim nicht leiden, denn er wird zu Gallert, kraftlos und trübe, und an warmen Orten oder in der Zugluft verliert er zu ſehr von ſeinem Gewichte. Guter Leim muß im Bruche glänzend wie Glas erſcheinen; ein Blatt muß 4 Tage lang im Waſſer, zwar aufſchwellen, doch nicht zergehen, ſondern nachher wieder trocken werden.

Der Flandriſche Leim, entſteht bloß von Schaf- und Lämmerfellen, deren Füßen und Pergamentſpänen; er iſt ſehr weiß, dünn, blätterig, und daher durchſichtig, und wird zwiſchen zwo Reihen ſtehender Drahte, mit einer Säge ohne Zähne geblättert. Es iſt dieſer ſchöne Leim auch unter dem Nahmen niederländiſcher Leim, unter den Künſtlern bekannt, und wird beſonders zu Waſſergemählden von den Mahlern gebraucht.

Der engliſche oder ſtarke Leim, (colle d'Angleterre, ou colle-forte) wird von den Knorpeln, Nerven, Füßen und Häuten, der engliſchen Stiere, Ochſen und großen Fiſche gemacht, und weil dieſes alles zuſammen genommen wird, ſo kann man auch die Wörter colle forte nicht Fiſchleim überſetzen, ſondern

nur ſtarker Leim. Man läßt dieſe Materien im Waſſer beitzen, und hernach an einem gelinden Feuer kochen, bis ſie faſt ganz aufgelöſet ſind. Man ſchlägt nachher das Flüſſige durch, und läßt es über dem Feuer dick werden; alsdann gießt man es auf ebene und platte Steine, oder in Formen, wo man es trocknen und hart werden läßt. Man muß dieſen Leim rein, durchſichtig und von rothbrauner Farbe wählen. Auch dieſer wird zur Waſſermahlerey gebraucht.

Der orleaniſche Leim, (colle d'Orleans) iſt ein weißer, klarer und reiner Fiſchleim, welchen man in dünnem Kalkwaſſer 24 Stunden durchweichen, und hernach in ſchlechtem Waſſer kochen läßt; man verbraucht ihn warm.

Der Leim zu Goldgründen, (colle à doreur) wird von Aalhäuten zubereitet, welche man in Waſſer ſiedet. Wenn man ihn brauchen will, thut man geſchlagenes Eyweiß hinzu, nachdem man ihn vorher warm gemacht hat; man überfährt damit den weißen Anſtrich, und legt das Gold darauf, welches man, wenn es trocken iſt, bruniret, oder nach Belieben matt läßt.

Leimſpille, ſ. Leimruthe.

1. **Leimſpindel**, ſ. Leimruthe.

2. **Leimſpindel**, ſ. Lehmſchindel, Th. LXX, der Encyklopädie, S. 233, fgg.

Leimſtange, iſt eine lange ſchlanke Stange, oder Ruthe, wie eine geroße Hopfenſtange, an welcher die Leimruthen, gewöhnlich die der mittlern Gattung, eingeſteckt werden. Man ſchneidet die Aeſte ab, ſchälet die Borke herunter, und macht überhaupt die Stange glatt; und damit die Vögel ſich nicht ſcheuen, überſtreicht man ſie mit grüner Oehlfarbe; um ſie aber in der Erde zu befeſtigen, ſo wird unten ein eiſerner Stachel gemacht. Einige aber laſſen unten eine eiſerne Gabel machen, und dieſe mit Gabeln verſehenen Leim-

ſtangen

ſtangen ſteckt man nicht gerade in die Erde, ſondern ſchräge, wobey mau ſie oben an einen Baum lehnt. Alle Leimſtangeu aber werden gewöhnlich mit Löchern verſehen, um die Leimruthen darein ſtecken zu können; einige bohren dieſe Löcher ſo, daß die Ruthen, wenn der Baum perpendiculär ſteht, eine horizontale Lage haben, andere wieder ſo, daß die Ruthen ein wenig herabwärts hängen, damit ſie deſto eher mit den Vögeln abfallen. An den horizontalen Ruthen bleiben kleine Vögel oft ſo lange kleben, bis man ſie abnimmt. Die Löcher werden immer kreuzweiſe gebohrt, doch nicht ſo, daß ſich die Löcher ſelbſt durchkreuzen, ſondern immer einen Fuß und darüber von einander ſind.

Man macht manches Mahl mehr als ein Schock Ruthen an ſolche Stange, welche, wenn die Vögel mit ihnen nicht abfallen ſollen, man mit etwas Heede oder Werk an dem Ende, wo ſie eingeſteckt werden, bewickelt. Die hierzu dienlichſten Ruthen ſind anderthalb, auch zwey Fuß lang. Der Vogelſteller trägt ſie in der Leimtaſche, oder mit naſſen Tüchern bewickelt, mit ſich, und an Ort und Stelle erſt überzieht er ſie friſch mit Leim.

Mit dieſer Leimſtange, ohne Ruthen, aber die Leimtaſche mit den Ruthen gefüllt, um den Hals gehängt, verfügt der Vogelſteller ſich in den Wald, und geht an den Hecken hin und her. Hört er nun den Geſang einiger Vögel, ſo nimmt er ſeine Leimruthen aus der Taſche, und ſpickt ſeine Stange damit, welche er ſodann an einen gelegenen Ort gerade in die Erde ſteckt. Hat aber die Stange eine Gabel, ſo ſteckt man ſie nicht gerade, wie ich vorher anführte. Ich muß aber bekennen, daß ich von dieſer Art zu verfahren keine Urſache anzugeben weiß. — Nicht fern von der Stange wird die Eule oder der Kauz auch auf den Teller ſitzend angebracht. Man verbirgt ſich ſo gut mau kann; man blattet mit Birkenrinde, oder auf ein dien-

liches Blatt, oder man bedient ſich auch der Wichtel, oder man ſucht überhaupt auch vermittelſt kleiner Ruſe, wenn man ſie überſchreyet, oder Blätter, das ängſtliche heiſere Gekrächze eines Vogels der vom Raubthiere gefreſſen wird, nachzuahmen.

Auf dieſes Geſchrey verſammeln ſich die Vögel, unter welchen die Meiſen, Rothbärte, Rothſchwänze und einige Graſemücken, als die neugierigſten, die erſten ſind. Bey Anſicht der putzig gräßlichen Eule erheben ſie ein Kriegsgeſchrey, jeder nach ſeiner Art, und locken auch hierdurch die übrigen Waldvögel herbey, da denn diejenigen, welche ſich auf die Ruthen ſetzen, gefangen werden. Auch hier findet die Regel Statt, beſonders wenn viele Vögel vorhanden ſind, daß man, wenn nur erſt ein Paar herabfallen, ſie nicht ſogleich aufhebe, wodurch die übrigen verſcheucht werden.

Wollte der Vogelſteller aber glauben, die Vögel alle zu fangen und darauf warten, ſo würden ſich die ſchon gefangenen und auf die Erde gefallenen, wenn die Stange unten mit keinem Netze umzogen worden, unter die Hecken verkriechen, oder auch gar wieder losmachen. Dieſe Art, die Vögel mit Ruthen auf den Leimſtangen zu fangen, iſt, weil man damit ſchnell von einem Orte zum andern kommen kann, in Gärten und Weinbergen nützlich zu gebrauchen.

Hierbey iſt als eine Hauptregel zu bemerken, daß man, ſobald man vorn ans Gebüſche kommt, genau Acht gebe, wie ſich die Vögel verhalten, und welchen Strich ſie nehmen, um ihnen zuvor zu kommen. Aufhalten läßt ſich der Vogel in ſeinem Striche gern durch Geäｚe, und auch mit dem Kautze, aber kommt man hinter den Strich, ſo kehrt der Vogel ſehr ſelten um, weil er dem Zuge der Seinigen folgt. In dicken Hekken iſt nicht gut mit der Leimſtange zu gehen, weil man ſchwer, und dann nur mit Geräuſche, hindurchkommt.

kommt. Man wählt daher lieber etwas lichtes Gebüſche oder die Vorhölzer.

Unter Leimbank iſt etwas Aehnliches mit der Leimſtange ſchon vorgekommen. Ueberhaupt wird ein jeder aber ſehen, daß der Fang mit den Leimruthen, es ſey mit dem Plattbaume, mit der Leimſtange, mit dem kleinen Leimbäumchen, mit der Klettenſtange und mehreren andern Dingen, faſt auf eine Weiſe behandelt werde, und einerley Vrrhaltungsregeln gebrauche. Da aber in der Encyklopädie noch nicht ausführlich von der Klettenſtange geredet worden, ſo will ich hier etwas davon anführen, und man wird ſehen, daß auch dieſe mit den übrigen Dingen Aehnlichkeit hat.

Die Klettenſtange iſt eine lange Stange, welche man, im Frühling die Grienitze oder Krünitze, Kreuzvögel oder Krummſchnäbel, im ſpäten Herbſt aber Gimpel oder Blutfinken, Zeiſige und Meerzeiſige, mit Leimſpindeln darauf zu fangen, gebraucht. Dieſe Stange, die ohngefähr 9 bis 10 Ellen hoch iſt, geht unten auf einem in der Erde feſt gemachten Stock in einem Gewinde, daß man ſie auf eine nicht weit davon ſtehende Gabel niederlegen, und wieder aufrichten kann. Oben an die Spitze der Stange wird eine Gabel mit drey Zacken gebunden, und in ſelbige, vermittelſt gebohrter Löcher, ohngefähr 20 bis 24 Leimſpindeln geſteckt, welche wie kleine Aeſtchen hervorgehen. Weiter unter dieſer Gabel an der Stange iſt ein grüner Buſch angebunden, und in dieſem ein Paar Vogelbauer mit Lockvögeln angehängt; unten, etwa mannshoch von der Erde, ſteht noch ein dicker Buſch, in welchem ebenfalls etliche Vogelhäuſer hängen. Wenn nun obgedachte Vögel vorbey ſtreichen, und die Lockvögel hören, fallen ſie ganz willig an, und ſonderlich die Meerzeiſige in großer Menge, da man denn die Stange niederläßt, und was nicht ſelbſt herunterfällt, von den Leimſpindeln ab-

 nimmt,

nimmt, die Spindeln abputzt, oder neue einſteckt, und die Stange wieder in die Höhe richtet.

Leim- oder Schleimſtein, iſt die bergmänniſche Benennung einer gewiſſen Art Geſteins, welche ſich leicht auflöſet. An den Orten, wo man ſie findet, werden ſie wegen ihrer Fettigkeit gebraucht, die Aecker damit zu düngen.

Leimtaſche, iſt ein ſehr nöthiges Geräthe eines Vogelſtellers, ſie iſt eine wohlvermachte lederne Taſche, darin er ſeine Leimruthen trägt, ohne ſich die Hände oder ſeine Kleider zu verunreinigen. Sie ſind von ſtarkem ſchwarzen Leder, nach der Länge der Leimruthen zugeſchnitten, ſo daß dieſe oben eine Handbreit herausgehen. In dieſe werden die Ruthen, ſo viel man deren zum Fange nehmen will, geſteckt, der zerlaſſene Leim darüber gegoſſen, die Ruthen in demſelben herumgerühret, und will man ſie aufſtecken, nach und nach herausgedrehet, nicht aber gerade herausgezogen, weil ſonſt der Leim nicht zweckmäßig auf die Ruthen kommt, und man alſo nicht fangen kann. Man hängt die Leimtaſche wie die Jagdtaſche um, und es iſt ſolche ungleich beſſer, als die Leimbank.

Leimtiegel, (im Platten Liemdegel, Liempott,) auch Leimtopf, iſt bey den Tiſchlern und allen übrigen Handwerkern, welche harte Körper oder Holz zuſammenleimen, derjenige kupferne, eiſerne oder meſſingne Topf, mit drey eiſernen Füßen und einem Stiele, worin ſie den Leim zweckmäßig zum Leimen verdünnen. Gewöhnlich geſchieht ſolches mit Waſſer, doch nehmen einige auch Bier und andere wieder etwas Branntwein dazu. Sie ſetzen den Leim mit den flüſſigen Sachen über ſtarkes Kohlfeuer, und rühren ihn denn ſo lange, bis er zergangen, welches geſchieht, wenn der Leim etwas gekocht hat.

Leimtränken (das), iſt bey vielen Geſchäften nöthig, und beſteht darin, diejenige Sache, welche mit Leim ge-

getränkt werden ſoll, ſo damit zu ſättigen, daß ſie vom Leime durchdrungen, und alſo feſter gemacht wird.

Wenn die Leinweber das Garn mit Leim tränken, (welches geſchieht, wenn ſie unter dem Schlicht Leim nehmen,) ſo wird zwar das Leimen geſchwinder von ihnen verarbeitet, ohne daß ſie viel anknüpfen dürfen; allein, läßt der Eigenthümer deſſelben ſolches nur ein Jahr liegen, ehe es zur Bleiche kommt, ſo frißt ſich der Leim ſo ein, daß das Leinen hernach nicht wieder weiß zu machen iſt, ſondern, auch ſelbſt nach der beſten Bleiche, gelb bleibt.

Bey der Waſſervergoldung iſt das Leimtränken eine der erſten Arbeiten. Man nimmt gewöhnlich eine Hand voll Wermuth und ein Paar Knoblauchsköpfe, und kocht dieſe mit Waſſer, dann ſeihet man ſolches unter den warmen Leim. Dieſes ſoll die Holzwürmer vertreiben (*). Stein und Gyps verlangen zwey Leimtränkungen, erſt mit heißem, jedoch ſchwachem, und dann mit ſtärkerem Leim; auf Holz ſetzt man aber auch noch etwas Salz und Weineſſig zum Leim.

Die Buchbinder tränken das Druckpapier auch mit dünnem Leimwaſſer, damit man etwas darauf ſchreiben kann; dieſes aber nennen ſie planiren; ſo wie auch in den Buchdruckereyen die Correcturbogen zuvor, ehe darauf gedruckt wird, mit Leimwaſſer getränkt werden.

Leimwände, ſ. Lehmwände.

Leimwaſſer, iſt Waſſer, in welchem vermittelſt des Kochens Leim aufgelöſet worden, und deſſen man ſich zum Leimtränken derjenigen Dinge bedient, die

 durch

(*) Hallens Technologie, oder die mechaniſchen Künſte, als ein vermehrter Auszug aus den ſechs Bänden der neuen Kunſthiſtorie, Brandenburg, 1782, S. 544.

durch den Leim mehrere Steifigkeit und Feſtigkeit erhalten ſollen, wie bey den Papiermüllern, Buchdrukkern, Tuchmachern u. a. m. Die Mahler bedienen ſich auch des Leimwaſſers, und hiervon ſehe man den Art. **Leimfarbe.**

Leimzwinge, iſt diejenige Maſchine der Tiſchler, Wagner, Zimmerleute, Orgelbauer, Stuhlmacher und mehrerer anderen, in welcher man das Holz, oder diejenigen Bretter, welche zuſammengeleimt ſind, ſo dicht als möglich an einander zwinget, und den Leim trocken werden läßt. Es giebt zweyerley Arten der Leimzwingen, einige mit Schrauben, und einige ohne Schrauben. Die mit Schrauben ſind die kleinſten, und dienen zu feinen Sachen. Man hat ſie von ½ bis 2 Fuß Weite. Sie beſtehen aus einem vierkantigen und ganz gerade gehobelten Stücke Holz, von welchem auf beyden Seiten proportionirte ſtarke Klötze in die Höhe gehen, welche unten gut eingezapft ſind; durch den einen Klotz geht oben eine Schraube, die beynahe bis zum andern hinreichen kann. Will man mit dieſer Art Zwinge etwas Geleimtes zuſammenpreſſen, ſo legt man zwiſchen der Schraube und demjenigen, welches zuſammengepreßt werden ſoll, ein Brettchen, damit die Schraube theils ſich nicht eindrücke, theils aber auch, wenn ſie unmittelbar das zu Leimende berührte, durch ihr Rundgehen, verdrehen oder verſchieben würde. Nach Beſchaffenheit der Sache, nähmlich wie die Fuge lang oder kurz iſt, werden ein oder mehrere Zwingen angebracht.

Bey gröbern Sachen bedient man ſich der andern Art Zwingen, ohne Schrauben, die man auch nach Beſchaffenheit der zu leimenden Sachen kleiner oder größer hat. Dieſe ſind eben ſo gebauet, als die vorigen, nur fehlt die Schraube. Diejenigen Sachen, welche darin zuſammengefüget werden, klemmt man hinein. Man beſtreicht nähmlich diejenigen Seiten,

welche zuſammengefügt werden ſollen, mit genugſam bindenden Leim, alsdann leget man ſie auf das Holz, von welchem die Klötze in die Höhe gehen; auf der einen Seite hält der eine Klotz gegen, und auf der andern Seite paßt man zwiſchen dem zuſammen zu leimenden und dem Klotze ein Brett oder ſonſt ein Stück Holz, welches ſehr gedränge dazwiſchen geht, und alſo hinein geklopft werden muß; iſt aber dieſes nicht feſt genug, ſo bringt man noch kleine Keile und dergleichen an, welche aber nicht von der Seite, ſondern von vorn hinein geſchlagen werden müſſen, um keine ungleiche Fuge zu machen.

— lein, iſt eine Endſylbe, welche man in einigen Gegenden Deutſchlands in der hochdeutſchen Sprache den Hauptwörtern anhängt, wenn man ſchmeichelnde, oder verkleinernde Wörter bilden will. Alle Sprachen haben hierin etwas Eigenthümliches, und alſo auch die deutſche, vor andern. Das Eigenthümliche iſt aber in der hochdeutſchen ſowohl als plattdeutſchen Sprache, nachdem die Mundarten ſind, wieder verſchieden, indeſſen iſt ſo viel gewiß, da hier von der Endſylbe lein die Rede iſt, daß dieſe allemahl, ſo wie die Sylben le und chen oder gen das Diminutivum anzeigen; z. B. Weiblein, Weible, (auch Weibla), Weibchen, Weibgen, — dieſes wird im recht Platten Wiifk'n, im Holländiſchen Wyfje, Vrouwtje gegeben. Hiermit haben die plattdeutſchen Diminutiva in Bremen und in der Gegend Hamburgs und auch bey Hannover herum, völlige Aehnlichkeit, denn dort ſagt man auch häufig Fruje und Wiſje.

Bey den ältern oberdeutſchen Schriftſtellern, z. B. dem Kero, Ottfried, Notker, Willeram, u. a. m. wo überhaupt die verkleinernden Formen nicht ſo häufig, als bey den neuern vorkommen, lautet dieſe Endung beſtändig liu, z. B. Frulin. Sie kommt mit den verkleinernden Endungen der Lateiner lus und

 culus

culus überein, und gehöret außer allem Streite zu den auch noch im Niederſächſiſchen und andern nördlichen Sprachen üblichen Worte lehn, leen, mager, klein, ja zu unſerm klein ſelbſt, welches ſo wie das Angelſächſiſche hlean, bloß durch Verſetzung des Hauch- und Gaumenlautes daraus gebildet werden.

Kindlein, Holländ. Kindje,(*), recht valtt Kiyndk'n, Herzlein, holländ. Harteken, Hartje, recht valtt Hartk'n; Brieflein, Holländ. Briefje, plattd. Breefk'n; Thierlein, holländ. Beestje, plattdeutſch Deietk'n; heißt alſo ein kleines Kind; ein kleines Herz; ein kleiner Brief; ein kleines Thier. Wenn aber in der erſten oder zweyten vorhergehenden Sylbe einer der reinen Selbſtlaute a, o und u folgt, ſo werden ſolche in den meiſten Fällen in die verwandten Laute ä, ö und ü verwandelt, z. B. Lämmlein, (hier hat oft das platte Diminutivum der deutſchen Aehnlichkeit mit dem Holländiſchen, wo man Lammetje und Lammeken, im Platten aber Lämmk'n ſagt,) Mägdlein, Männlein, Mäuslein, Städtlein, Häutlein, Fräulein, Bäumlein, Brödlein, Söhnlein, Büchlein, Mütterlein, Rüthlein, Hütlein, Hündlein, Brüderlein, Kämmerlein, Klöſterlein u. ſ. f. In einigen wenigen bleiben dieſe Selbſtlaute unverändert, als in Maulbeerlein, Alraunlein und noch einigen andern, wohin auch die meiſten eigenen Nahmen gehören, beſonders, wenn ſie anſtatt lein, die Sylbe el bekommen, wie Roſel, Charlottel u. ſ. f. Hänslein oder Hänſel, von Hans, folgt nebſt noch einigen in der Regel.

Die Endſylbe e und en werden vor der Verkleinerung weggeworfen, wie in Fähnlein, Knäblein, Ochs-

(*) Ein kleines Kindlein, welches noch nicht gehen und ſtehen kann, nennen die Holländer, ohne es zu beſchimpfen: een klein Kruitpertje.

Oechslein, Oeſlein, Küßlein, Büchslein, Küchlein u. ſ. w. von Fahne, Knabe, Ochſe, Ofen, Küſſen, Büchſe, Kuchen. In der plattdeutſchen Sprache (*) können nicht alle hochdeutſche Wörter mit einem eigenen platten Worte überſetzt werden, weil ſolche in der Sprache nicht ſind. Z. B. von dieſen eben angeführten Wörtern hat die Plattdeutſche das Wort Knabe nicht, eben wie ihre Schweſter, die holländiſche Sprache (**). Dieſe, um ein Diminutivum

(*) Wenn ich von der plattdeutſchen Sprache rede, ſo verſtehe ich nicht das Platte derjenigen, die es ſchon mit dem Hochdeutſchen vermiſcht haben. Z. E. in der Ukermark, Mittelmark, Priegnitz, und anderen Gegenden mehr, wird auch viel Platt geſprochen; allein es iſt dieſes Platte ſchon mit vielen hochdeutſchen Wörtern und Wendungen durchwirkt. Der Priegnitzer ſagt ſtatt Pferd, Peerd; der Mecklenburger aber Piet; der Priegnitzer ſagt Meſſer, wie im Hochdeutſchen; der Mecklenburger aber Metz, oder Mesk, u. ſ. w.

(**) Es können viele Wörter gemacht werden, und da der Bauer an der Oſtſee weiß, was ein Knabe iſt, indem er doch in der hochdeutſchen Bibel unterrichtet wird, ſo würde ers auch verſtehen, wenn man ſeinen kleinen Sohn Knäwk'n nennte. Eben dieſe Leute ſind unglücklich daran, wenn ihnen ein ſehr hochredender Prediger zu Theil wird, und es wäre zu wünſchen, daß in den Provinzen, wo die platte Sprache vorzüglich zu Hauſe gehöret, bey Beſetzung der Schulen und Pfarren, auch vorzüglich auf die Sprache des Subjectes, Rückſicht genommen würde. Es gehen gewiß Jahre darauf hin, ehe die Gemeine oder die Schulkinder die Sprache des Predigers oder Schullehrers ſo viel kennen lernen, um ihn völlig zu verſtehen; und was iſt dies nicht für ein Unglück!

In einem plattdeutſchen Ländchen, in welchem vor nicht gar langer Zeit beſonders jeder Ausländer ſein Glück machte, wenn er auch weiter nichts verſtand, als öffentlich den Kopf zu hängen, und die Fertigkeit hatte, auch die abſurdeſten Dinge auf den Heiland anzuwenden, und laut zu beten, um gehört zu werden — — welche Epoche, wie man ſagt, leider! wieder anfangen ſoll — — wurde einer Bauerngemeine ein Prediger gegeben, der ſich verſchiedene Jahre als Juden-Miſſionarius herum getrieben hatte. Seine ohnehin den dortigen Bauern ſchon unverſtändliche an das Böhmiſche gränzende Sprache, war durch den jüdiſch-deutſchen Accent noch unverſtändlicher geworden. In der Philoſophie war er ein rechter kraſſer Cruſianer, und ſeine Lieb-

tivum zu machen, hängt den Wörtern die Sylbe je, jene aber die Sylbe ken an, in welcher das e beſtändig verſchluckt wird, woher die Apoſtrophe kommen. Wollen

Lieblingsſtudien betrafen das bibliſch = chronologiſche Fach — — wie es ſolches auch noch zu ſeyn ſcheint, denn wir haben noch kürzlich wieder von ihm eine öffentliche Prophezeinng vom jüngſten Tage gehabt, die unglücklicher Weiſe ihn abermahl zum — — — großen Gelehrten — — gemacht hat.

An dieſem Paſtor ſahe die plattdeutſche Gemeine auf der Kanzel nichts, als die abgeſchmackteſten jüdiſchen Grimaſſen mit Kopf, Händen und dem ganzen Körper, ſtatt der gehörigen Geſticulation, und dazu hörte ſie einen ganz unbekannten Schall. Er predigte ſtets über Gegenſtände aus dem Propheten Daniel oder aus der Offenbarung Johannis, (wobey er auch noch bleiben ſoll,) und kümmerte ſich wenig um den geſetzmäßigen ſonntäglichen Text; hierzu fügte er ſeine vielen Berechnungen der Zeiten — ſeine willkürlichen poſſirlichen Erklärungen aller der in dieſen myſtiſchen Büchern genannten Thiere, deren Naturgeſchichte er ſo ganz ſtudiert zu haben ſchien, (nur Schade, daß er alle Neujahr auch wieder ein neues Naturſyſtem für ſeine Menagerie entwerfen muß, indem er noch immer fehlſchießt, und die heiligen Propheten wohl nicht an den Herrn Paſtor zu ::: als ihren Schildknappen gedacht haben,) und die wunderbare Lehre vom tauſendjährigen Reiche. Sechs Jahre hindurch, weiß ich, hat der Bauer nichts verſtanden; und wer weiß, ob er je etwas verſtehen und begreifen wird, beſonders, wenn er ſieht, daß die lächerlich = ſchrecklichen Prophezeiungen doch alle bisher nicht eintreffen. Daß ſo ein Prediger mehr Schaden als Nutzen ſtiftet, iſt ganz natürlich, denn der Bauer hat über ihn nur etwas zu lachen. —

In eben dem plattdeutſchen Ländchen wurde auch ein Schneidergeſelle aus dem Elſaß in einem wirklich finſtern Dorfe als Schulmeiſter angeſtellt, und auch dieſer war der ganzen Dorfgemeine unverſtändlich, den Kindern aber am meiſten.

Es iſt in Pommern, Mecklenburg, Priegnitz, Holſtein, und wahrſcheinlich in vielen andern Ländern, der löbliche Gebrauch, daß die Schulhalter auf dem Lande den Kindern, die noch nicht völlig leſen können, Sprüche, Pſalmen und Geſänge ſo lange vorſagen, bis ſie ſolche auswendig wiſſen. Dies iſt gewiß eine ſehr gute Gewohnheit; allein, wenn es eine Schule von nur 30 Kindern iſt, ſo kann er, wenn ſie ihm alle mit einem Mahle nachſprechen, nicht unterſcheiden, wer ihm recht, oder falſch nachſpricht, und die Zeit erlaubt es doch nicht immer, jedes Kind einzeln vorzunehmen. Iſt

Wollen die Plattdeutſchen nun das ausdrücken, was die Hochdeutſchen unter Knäblein verſtanden haben wollen, ſo ſagen ſie Jüngk'n, bey Hamburg und Bremen aber lüitje Jung. Der Holländer giebt dieſes, Jongetje, Ventje, und Quantje.

Wenn ſich aber ein Wort mit einem kurzen l endet, oder vielmehr, wenn die Sylbe, worin ſich das l am Ende befindet, kurz iſt, ſo bleibt das l weg; als in Engelein, Vögelein, Kügelein, Näbelein, Seſſelein u. ſ. f. von Engel, Vogel, Kugel, Nabel, Seſſel. Letzteres Wort iſt in der plattdeutſchen Spra-
che

Iſt nun der Schulmeiſter ein Ausländer, mit einer der plattdeutſchen Gemeine fremd-deutſchen Sprache, welchen die mecklenburgiſchen Bauern, ohne ihn ſchimpfen zu wollen, hochdürſk'n Kiehl, oder Uekewennſk'n Kiehl, hochdeutſchen Kerl, oder ukerwendiſchen Kerl, nennen; (bekanntlich heißt in der altdeutſchen Sprache Kerel, Karel und Kerl, ein braver, wackerer Mann, woher die Wörter Mann und Menſch auch noch im Holländiſchen Kerel und Karel gegeben werden;) ſo entſtehen aus den Vorſagungen der Gebete, Sprüche und Lieder, manche Mißverſtändniſſe, die bloß nach den Ideen der Leute, ſie mögen paſſen, oder nicht, geformet werden, die aber ganz vom Verſtande der Sache ableiten. So ſang z. B. in Mecklenburg in der bützowiſchen Kirche, welche bekanntlich auch eine ſtarke Landgemeine hat, einſt ein Bauer ſtatt der Worte: durch große Marter und bittern Tod, aus dem bekannten Liede: Allein Gott in der Höh ſey Ehr, die herzbrechende Ueberſetzung: den groit'n Mart'ns Huynd bitt he dod — den großen Märtenshund beißt er todt; — — — War nun dieſer von einem ausländiſchen Schulmeiſter unterrichtet worden, oder nicht, das weiß ich nicht; allein es läßt ſich hieraus doch beweiſen, daß er die Worte nicht durch eigenes Leſen, ſondern wahrſcheinlich nach einem bloßen Schalle gelernt hatte. Vielleicht hat er geſchloſſen: da es in Schwerin alle Jahr einen Märtensmann giebt, ſo kann auch eben ſo gut ein großer Märtenshund exiſtiren — und was dergleichen Dinge mehr ſind; vielleicht denkt er ſich darunter auch den Teufel, der dort unter der Geſtalt eines ſchwarzen Hundes noch die Schätze bewachen ſoll, und alsdann hätte er doch etwas in der Idee, was mit der Lehre von der körperlichen Zerſtörung des leidigen Satans und ſeinen ſublunariſchen Staaten, übereinſtimmet, wozu der vorhin angeführte Ehrenpaſtor noch immer cruſianiſche Geißeln und Peitſchen drehet.

che gar nicht, wo es nicht anders gegeben wird, das auszudrücken, was Seſſel ſagt, z. B. Stäulk'n, Stühlchen; die Holländer hingegen haben es, und ſagen zum Seſſel, Zetel, allein Seſſelein würden ſie auch umſchreiben, und een klein Zetel ſagen müſſen, wo ſie nicht Zeteltje ſagen wollten.

Iſt hingegen die Sylbe lang, leidet in den meiſten Fällen der Wohlklang, daher man ſich lieber des gleichbedeutenden, aber mehr hochdeutſchen chen bedient. Harte Spracharten machen freylich von Maul, Schnalle, Seele, Stuhl, — Mäullein, Schnällein, Seellein, Stühllein, u. ſ. f. allein, wenn es um den Wohllaut zu thun iſt, wird man dieſe Diminution ohne Bedenken mit Mäulchen, Schnällchen, Seelchen und Stühlchen vertauſchen. Dies ſagt Adelung; aber ich glaube, daß in den mehreſten Fällen die Sylbe lein wegbleiben, und man Statt deſſen chen daran hängen kann. Ich habe ſchon im Vorherigen immer das Diminutivum der platten Sprache hinzugefügt, und will es auch hier thun, da dieſe Wörter dann Mühlk'n, Schnallk'n, Seelk'n, Stäulk'n heißen, woraus bewieſen werden dürfte, da die platte Sprache doch älter als die hohe iſt, daß die Sylbe chen der Richtigkeit der Sprache am eheſten angemeſſen ſeyn möchte; denn die plattdeutſche Sylbe ken oder k'n iſt eben das, was chen ſagen will. Und da bey den oberdeutſchen alten Schriftſtellern, als Kero, Ottfried, Nottker, Willeram u. m. wie ich oben ſchon angeführet, die verkleinernden Formen nur ſelten vorkommen, und wenn ſie vorkommen, lin gegeben werden, welches Adelungs eigne Ausſage iſt, ſo möchte überhaupt die Verkleinerungsſylbe lein nicht ſo richtig ſeyn, als chen — aber auch dieſe kann alsdann nicht oberdeutſch — ſondern ſie muß niederdeutſch oder niederſächſiſch-hochdeutſch richtig ſeyn. Um aber Herrn Adelung Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen,

will

will ich hier wörtlich anführen, was er von der Verkleinerungsſylbe chen ſagt (*).

„Chen, eine Endſylbe, vermittelſt welcher aus „Hauptwörtern verkleinernde Wörter gebildet werden. „Zuweilen kann dieſe Sylbe am Hauptworte ohne alle „Veränderung angehängt werden, wie in Becher„chen, Brettchen, Beetchen, Beinchen, Bettchen, „Beutelchen, Bildchen, Bißchen, u. ſ. f. von Be„cher, Brett, u. ſ. f. Wann aber die nächſtvorher„gehende Sylbe ein a, o, u oder au, iſt, ſo werden „ſolche in ä, ö, ü oder äu, verwandelt. Aemtchen, „Altärchen, Aepfelchen, Aeſtchen, Bällchen, von „Ball, Bänkchen, Brätchen, Bäumchen, Oechs„chen, Blöckchen, Böckchen, Mütterchen, Händ„chen, Küßchen, von Kuß, Häuschen, u. ſ. f. „Doch giebt es auch einige, obgleich wenige Wörter, „wo dieſe Selbſtlauter unverändert bleiben, dahin „z. B. Alraunchen, und einige andere gehören. Die„ſe Veränderung findet auch in der zweyten Sylbe „vor dem chen Statt. Kämmerchen, Füderchen, „Klöſterchen, Müſterchen, Mäuerchen, Schach„telchen, Täfelchen, u. ſ. f. Ankerchen, Papier„chen, und vielleicht noch einige andere, machen auch „hier eine Ausnahme.

„Wenn ſich das Hauptwort, welches auf dieſe Art „verkleinert werden ſoll, auf ein e oder en endigt, ſo „werden dieſe Sylben weggeworfen. So wird aus „Aehre, Backe, Affe, Bube, Aente, Baſe, Beere, „Ballen, Küſſen, Leiſten, Balken u. ſ. f. Aehr„chen, Bäckchen, Aeffchen, Bübchen, Aentchen, „Bäschen, Beerchen, Bällchen, Küßchen, Leiſt„chen, Bälkchen u. ſ. f.

„Wenn

(*) Verſuch eines vollſtändigen grammatiſch-kritiſchen Wörterbuchs der hochdeutſchen Mundart ꝛc. Th. 1, Art. Chen, Col. 1196, ſgg.

„Wenn aber der letzte Mitlauter des zu verkleinern„den Wortes bereits ein Hauchlaut iſt, ſo pflegen die „Hochdeutſchen alsdann dem Worte noch ein el anzu„hängen, um die Zuſammenkunft zweyer Hauchlauch„te zu vermeiden; da denn die Verkleinerungsſylbe „— elchen lautet. So wird aus Blech, Sache, „Ding u. ſ. f. ein Blechelchen, Sächelchen, Dingel„chen, Büchelchen, Sprüchelchen, Lächelchen, Gän„gelchen, Strichelchen, Stängelchen, Aeugelchen „u. ſ. f. Man findet dergleichen Diminutiva zwar „auch im Oberdeutſchen, aber vorzüglich ſind ſie doch „dem Hochdeutſchen eigen, dagegen die Niederſachſen „in ſolchen Fällen ihrem ken noch ein s vorſetzen, „Dingsken, Gänsken, Böcksken, u. ſ. f. (Wahrſcheinlich kennt Herr **Adelung** die niederſächſiſch hochdeutſche Sprache gar nicht. Zwar ſagen viele Schneider und Schuſter und hin und wieder auch Kaufdiener ſo, allein der Gelehrte nicht in ſeiner hohen Sprechart, auch nicht der Prediger auf der Kanzel, ſondern man verwirft dieſes ganz, ſo wie die Sylbe lein, und braucht dafür die Sylbe chen, welche von dem alten ken oder k'n herkommt; und hält die Ausdrücke Dingsken, Gänsken, Böcksken u. ſ. f. entweder für affectiret, oder halb platt und halb hoch.) „Gemei„niglich behauptet man, daß ſolche Wörter doppelte „Diminutiva ſind, weil die oberdeutſche verkleinernde „Endung lein im gemeinen Leben nur el lautet; Bü„bel, Närrel, Sächel, für Büblein, Närrlein, „Sächlein. Allein die Sylbe el ſcheint in dem oben „angeführten Falle ſo wenig ein eigenes Diminutivum „zu ſeyn, als es das s in dem niederſächſiſchen sken „iſt, ſondern bloß um des Wohlklanges willen zu „ſtehen.

„Hierher gehören aber diejenigen Wörter nicht, „welche wirkliche Diminutiva ſind, ob ſie gleich keine „verkleinernde Bedeutung haben, ſondern, wenn ſie

„dieſe

„dieſe bekommen ſollen, erſt durch das — chen von „neuem dazu gemacht werden müſſen. Achſel, Beu„tel, Aermel, Winkel, Schachtel, Schüſſel, Bü„ſchel, Funkel, und andere mehr, ſind der Form „nach Diminutiva, obgleich nicht der Bedeutung nach. „Sollten ſie es auch in der letzten werden, ſo werden „ſie Aechſelchen, Beutelchen, Aermelchen, Winkel„chen, Schächtelchen, Schüſſelchen, Büchſelchen, „Fünkelchen, lauten. Auf ähnliche Weiſe machten „ſchon die Römer von oculus, welches bereits ein Di„minutivum der Form nach iſt, ein neues Diminu„tivum der Bedeutung nach, ocellus, anderer zu ge„ſchweigen.

„Alle Diminutiva, wenn ſie es zugleich der Form „und der Bedeutung nach ſind, ſind im Deutſchen un„gewiſſen Geſchlechts, auch wenn ſie von weiblichen „Nahmen gemacht ſind. Liebes Lorchen, liebes „Dorchen.“ (theures Lottchen!) „Ich ſage, wenn „ſie es der Form und der Bedeutung nach zugleich ſind, „denn Balken, Beutel, Schachtel, Schüſſel, und „hundert andere, die keine verkleinernde Bedeutung „haben, leiden auch andere Geſchlechter.

„Alle eigentliche Diminutiva, folglich auch die auf „— chen, haben in der zweyten Endung des Singu„lars ein s, und die erſte Endung im Plural iſt der „erſten Endung im Singular gleich. Das Hündchen, „des — s, Plural die Hündchen. Aber es giebt im „Hochdeutſchen auch einige Diminutiva, die von dem „Plural des Hauptwortes, welches verkleinert werden „ſoll, gebildet werden. „Kleine Lichterchen, artige „Bücherchen, liebe Kinderchen, närriſche Dinger„chen, poſſierliche Männerchen niedliche Wörterchen. „So auch Häuſerchen, Weiberchen, Geiſterchen, „u. ſ. f. Dieſe Diminutiva finden nur bey ſolchen „Wörtern Statt, die ſich im Plural auf — er endi„gen;

„gen; überdies ſind ſie nur in der vertraulichen oder „ſcherzhaften Sprechart üblich.

„Ueberhaupt ſind alle Diminutiva auf chen nur der „hochdeutſchen Mundart eigen, die dadurch die nieder„ſächſiſchen Diminutiva auf — ken auszudrücken ſu„chet, denn die Verkleinerungswörter der eigentlichen „Oberdeutſchen endigen ſich insgeſammt auf lein. „Freylich finden ſich auch im Oberdeutſchen Verkleine„rungswörter auf chen; aber alsdann ſind ſie entweder „von den Niederſachſen angenommen, oder es ſind noch „Ueberreſte einer ältern allgemeinen Mundart; denn „eine nur flüchtige Betrachtung der fremden Sprachen „lehret uns, daß die verkleinernde Form auf — chen, ge„wiß ſo alt und allgemein iſt, als die auf — lein. Die „Niederſachſen und Dänen machen ihre Diminutiva „auf ken, einige Oberdeutſchen auf ger, z. B. Würm„ger, Eyerger, Thierger, Zähnger, u ſ. f. Die „Engländer und Holländer auf kin (*); die ſlavoni„ſche und wendiſche Mundart auf ka und ko, wenig„ſtens in einigen Fällen, die Perſer auf ke, anderer „zu geſchweigen. Die eigentliche Bedeutung dieſes „Wörtchens iſt noch unbekannt; vielleicht nur, weil „ſie noch von niemand unterſucht worden. Vielleicht „hat das alte chun, kun, Art, Geſchlecht, welches ſich „unter andern auch in ſo vielen gothiſchen Zuſammen„ſetzungen findet, den nächſten Anſpruch auf die Ver„wandtſchaft mit demſelben.

„Es iſt nur noch die Frage übrig, ob dieſes Suf„fixum, chen oder gen geſchrieben werden muß. Dieſe „Frage iſt nicht ſchwer zu beantworten: denn alle Gründe „ſind für das chen, nicht, weil dieſe Schreibart dem nie„derſächſiſchen ken am nächſten kommt, welcher Grund

„ei

(*) Ich habe oben ſchon gezeigt, daß die Holländer ihre mehre-ſten Diminutiva auf je machen. — F.

„eigentlich nichts beweiſet, ſondern weil die Ausſpra„che aller Hochdeutſchen das ch unentbehrlich macht. „Die Meißner laſſen zwar größtentheils ein g hören, „allein, das iſt ein Fehler ihrer Mundart, der für die „übrigen kein Geſetz ſeyn kann. Wippel giebt in der „von ihm beſorgten Ausgabe von Bödikers Sprach„kunſt, die Regel, man ſolle nach einem gelinden End„buchſtaben gen, und nach einem adſpirirten chen „ſchreiben, folglich Mündgen, Leibgen, Seelgen, „Drähtgen, und Döckchen, Glöckchen u. ſ. f. Al„lein, alsdann würden die allermeiſten Wörter das g „bekommen, welches wider die Ausſprache ſeyn würde, „zumahl da das g, wenn gleich ein gelinder Buchſtab „vorhergehet, ſchwerer auszuſprechen iſt, als das ch. Da „nun dieſes in der allgemeinen Ausſprache aller Hoch„deutſchen gegründet iſt, ſo muß man es billig in dem „Beſitze ſeines ſowohl hergebrachten Rechtes laſſen.

„Die verkleinernde Form chen iſt, wie ſchon ge„ſagt worden, vorzüglich der hochdeutſchen Mundart „eigen. Allein, da ſie doch zunächſt aus der niederſäch„ſiſchen Mundart herſtammet, ſo hat ſie auch mit al„len übrigen daher entlehnten Formen und Wörtern das „gemein, daß ſie in der höhern und erhabenen Schreib„art für niedrig gehalten wird.

„In dieſer vermeidet man die Diminutiva ohnehin „ſo ſehr als möglich; wenn man ſie aber gar brauchen „muß, ſo werden ſie mit dem Oberdeutſchen lein ihrer „Würde allemahl angemeſſener ſeyn, als die auf chen. „Um deswillen gab auch Luther, in ſeiner Ueberſetzung „der Bibel, den Verkleinerungswörtern auf lein faſt „überall den Vorzug, ungeachtet ſie der Mundart, in „welcher er geboren war, und in welcher er ſchrieb, „gleich fremde waren. Die fließende und vertrauliche „Schreibart hingegen darf ſich der Wörter auf chen „im geringſten nicht ſchämen.“

Ich fühle mich gezwungen, hier anzumerken, daß ich in dieſem Urtheil des Herrn **Adelung** nie mit einſtimmen werde, und weiß zuverläßig, daß mehrere Gelehrte ſo denken. Herr **Adelung** hält bloß daher die Verkleinerungsſylbe chen für niedrig, weil ſie aus der niederſächſiſchen Mundart herſtammet — folglich würde lein erhaben ſeyn, bloß, weil es von der oberdeutſchen Mundart herkäme. — — Hier iſt Beweis nöthig, daß die Oberdeutſchen erhabener reden und ſchreiben können, als die Niederdeutſchen! — Sollte indeſſen ein Grund angegeben werden, warum manche oberdeutſche Gelehrte viele niederdeutſche Mundarten für gemein und niedrig halten, welche Verachtung aber doch bloß auf Vorurtheile und Eigendünkel beruhet, ſo kann es dieſer ſeyn: da ehemahls bey Vertreibung und Unterdrückung der Wenden ein fürchterlicher Haß zwiſchen den Sachſen (die aber auch damahls eine der platten Sprache ähnliche Sprache redeten) und **Wenden** entſtand, die Sachſen die Wenden nur Hunde nannten, ſie mit Stumpf und Stiel auszurotten ſuchten — ſie in keinem Handwerke und ehrlichem Gewerbe litten, und zu keiner Verbindung mit einem ſächſiſchen Mädchen ließen — auch dahin vorzüglich bemühet waren, um die etwanigen Ueberbleibſel der wendiſchen Nation ganz zu verwandeln, und deren Sprache ganz zu unterdrükken; ſo iſts kein Wunder, daß dieſe Verachtung, ohne ſonſt eigentlichen Grund zu haben, nicht noch als ein Eigenthümliches der Nation in den Herzen der Oberdeutſchen herumſchleichen ſollte. Aus eben dem Grunde tadeln manche Recenſenten in Oberdeutſchland wahrſcheinlich auch manche niederdeutſche Schreibart — manche aber wohl nur bloß darum, weil ſie eigenliebig von ihrer eigenen Mundart am meiſten halten.

Kommt

Kommt aber das niederſächſiſch-hochdeutſche chen von dem plattdeutſchen oder gar wendiſchen ken oder k'n her, ſo ſehe ich doch noch nicht ein, warum die Niederdeutſchen ſich deſſen ſchämen, und, wenn ſie erhaben ſchreiben wollten, ihr eigenthümliches der Sprache verläugnen ſollten. In der erhabenen Schreibart braucht der niederſächſiſch-hochdeutſche Schriftſteller ſein verkleinerndes chen auch ſehr ſelten, wie ſichs von ſelbſt verſteht, wohl aber in der zärtlichen, ſchmeichelnden, tändelnden und vertraulichen; aber auch hier finde ich keinen Grund, chen für niedriger als lein zu halten. Schämen die Niederſachſen ſich der verkleinernden Form chen, und nehmen dafür lein, in der Einbildung, daß dieſes vornehmer und erhabener als jenes ſey, ſo machen ſie es wie Leute von niederer Abkunft, die ſich ihrer Aeltern ſchämen.

Ich ſage hiermit nicht, daß man nicht Verbeſſerungen annehmen ſoll — weit entfernt davon bin ich! Ich nehme Lehre und Verbeſſerungen gern an, nur hier ſehe ich durchaus keinen Grund, warum eins beſſer als das andere ſeyn ſollte. Vielleicht beruhet beydes auch nur in der Liebhaberey einer jeden Mundart. Wenn der Niederſachſe daher ſagt: Mit heißen Thränen folgte die gebeugte Mutter ihrem erblaßten Kindchen zu Grabe; ſo kann er dabey eben ſo gerührt werden und ſeyn, als der Oberſachſe, wenn er Kindlein ſagt, oder der Oeſtreicher — bey ſeinem Kind'l. Wer ſoll nun Richter über dies Gefühl ſeyn?? —

Daß es eine allgemeine reine Schreibart der Gelehrten geben könnte, weiß ich ſehr wohl, aber auch eben ſo gut iſt mir bekannt, daß noch häufig der eine Sprachkundige das ganz verwirft, was der andere für recht und ſchicklich anerkennet. Dieſe allgemeine gelehrte Schreibart, die ſo wenig als möglich Provinzialismen enthalten muß, dient vorzüglich nur da-

zu, daß alle deutſchen Gelehrten aus allen deutſchen Provinzen ſie verſtehen. Die verſchiedenen Verkleinerungsformen, chen, lein, la, ger, le, li, lich, lech u. a. m, ſind wahre Provinzialismen, denn ſonſt könnten ſie als deutſche Wörter nicht ſo verſchieden lauten. Aus dieſen haben die Herren Oberdeutſchen, oder Oberſachſen vielmehr, die Verkleinerungsform lein als die vornehmſte herausgehoben, und die andern ſollen niedrige Sprechart ſeyn — — beſonders das chen, weil es von dem platten ken herkommt. — — Sie bedenken aber nicht, daß ſie eben ſo viele, ja noch mehr Worte haben, die den Niederdeutſchen gar lächerlich vorkommen. Z. B. wenn ſie mit dem Worte Korn eine gewiſſe Art Feldfrucht als den Rokken bezeichnen — ſie wiſſen davon nichts weiter, und verſtehen ſich einander, da hingegen der Niederdeutſche mit den Wörtern Korn und Getreide (welches letztere die Oberdeutſchen für die allgemeine Benennung der Feldfrüchte nur anerkennen,) nur im Allgemeinen die Feldfrüchte benennen, und über einen andern Niederdeutſchen lachen würden, wenn er ſtatt Rocken, Korn ſagen wollte. Solcher Fälle giebt es gewiß viele, wie z. B. auch der Gebrauch des Wortes eitel iſt. —

Wenn der niederſächſiſche Hochdeutſche ſagt: Laß dichs doch jammern, ſieh, die Kleine vergießt ſchon Thränchen; ſo verſteht ſein Landsmann ihn, und nimmt es ſo auf, daß der, welcher dieſes ſagt, ſelbſt Mitleiden und eine Art von Theilnahme empfinde — würde er aber Thränlein ſagen, ſo würde man es als eine Art von Ironie oder Satyre aufnehmen. Wie vergleicht man ſich aber hierüber? — Darum daß die Niederſachſen oder Niederdeutſchen, Niederſachſen oder Niederdeutſchen heißen, indem ſich die Ströme und Flüſſe dahin als nach einer niedrigen Erdgegend ſenken, kann das, was von ihnen kommt

nicht

nicht gemein ſeyn — — das wäre zu ſehr fehlgeſchloſſen — — ich komme daher auf eine andere Vermuthung, die vielleicht auch Statt finden kann: Es haben die Oberſachſen ſich zuerſt bemühet, die deutſche Sprache in Ordnung zu bringen, und hier war es natürlich, daß ſie in ihren Sprachlehren das ihnen Bekannte aus der oberdeutſchen oder oberſächſiſchen Sprache nahmen, das ihnen Unbekannte aber wegließen — oder, wußten ſie auch etwas, ſo verwarfen ſie es, weil es bey ihnen nicht galt und Mode war. Der Niederdeutſche blieb unterdeſſen immer bey ſeiner Mundart, ohne eine Fehde über die ſeiner Sprache zugefügte Verachtung anzufangen.

Warum ſprechen die Herren Oberſachſen und Oberdeutſchen die Wörter ſprechen, ſpielen, ſpeiſen, ſtreiten, und viele andere mehr, ſo aus, als wenn zwiſchen dem erſten ſ, und dem gleich darauf folgenden p, ein ſch ſich befände? Dies iſt doch offenbar unrecht! Ich habe nothgedrungen mich als ein Mecklenburger dieſes Fehlers befleißigen müſſen, als ich mich unter Oberſachſen einſt befand, um nicht meiner mecklenburgiſchen Sprache wegen ferner ausgelacht zu werden. Aber auch hier ſcheint der Fehler vornehm und erhaben, das Rechtſprechen hingegen niedrig und gemein zu ſeyn, — und — warum? — — weil es von den Niederdeutſchen herkommt — — — weil die Niederdeutſchen nicht ſo fein fühlen, hören und ſprechen können — — als die Oberdeutſchen es von ſich glauben. — —

Ich bleibe daher dabey, daß Gewohnheit und Liebhaberey in dieſem Stücke, Ohr, Zunge und Feder verwöhnet, daß die Verkleinerungsform chen eben ſo erhaben ſeyn kann, als lein, und daß es nur darauf ankomme, wie es einer gewohnt iſt.

Daß hin und wieder noch etwas Widriges zwiſchen dem ehemahligen wendiſchen, nunmehrigen platt-

deutſchen Volke an der Oſtſee und den Sachſen herrſcht, welches ſich ſelbſt auf die Sprache und Geſangbücher bezieht, habe ich ſelbſt erfahren. Meine erſte Ausflucht aus meinem väterlichen Hauſe that ich als Hauslehrer bey einer mecklenburgiſchen adeligen Familie, die ihre Güter in einem Diſtricte hatte, wo die Unterthanen allen Anzeigen nach gewiß wendiſcher Abkunft waren, welcher Strich, wo man das Wendiſche ſpürt, ſich von Wittenburg nach Boizenburg hinunter bis nach Bardewik über die Elbe, Trebel und andern Orten verfolgen läßt. Die Güter wurden verkauft, und da die Herrſchaft nach Sachſenlauenburg zog, ſo zog ich mit, aber auch verſchiedene Dienſtboten wendiſcher Abkunft. Groszecher an der Schaalſee wurde unſer Wohnort, und wir waren in Seedorf an der Schaalſee eingepfarrt. Unſere mecklenburgiſchen Domeſtiken waren ſonſt ganz vergnügt, weil ſie ſich bey ihrer guten Herrſchaft befanden, allein das wollte ihnen nicht in den Kopf, daß ſie in einer ſächſiſchen Kirche gehen, und aus einem ſächſiſchen Geſangbuche ſingen ſollten, denn ſie ſagten: de hebt 'n ſaſſch'n Gloow'n, (die haben einen ſächſiſchen Glauben,) und ſie gingen dort ſo wenig zur Kirche, als zum Abendmahle.

Wir ſuchten ſämmtlich den Leuten dieſe lächerliche Idee auszureden, und ſie zu bewegen, nur zu verſuchen, ob ihnen in der Kirche auch nicht die Religion Jeſu vorgetragen würde, allein es war bloß die Antwort: Nei, in dei kark ga 'k nich, dua hebt ſei 'n ſaſſch'n Preiſtä, (Nein in die Kirche geh ich nicht, da haben ſie einen ſächſiſchen Prediger,) und ſie gingen wirklich nicht hinein, ſo wie ſie das lauenburgiſche Geſangbuch auch nicht in die Hand nehmen wollten. Sie zogen endlich in ihr Territorium wieder zurück.

Dies iſt doch offenbar nichts weiter als Ueberbleibſel ehemahliger Feindſchaft der Wenden gegen die Sach-

Sachſen, die jene mit Feuer und Schwert zur ewigen Seligkeit bringen wollten, um nur ihr Vermögen zu beſitzen. — — — Sollte alſo, ſo wie hier ein unauslöſchlicher Haß noch wirklich iſt, — in den Oberländern nicht eben ſo gut eine angeerbte Verachtung gegen alles was niederdeutſch heißet — ſeyn können — und, ſollten daher die Oberdeutſchen, oder Oberſachſen — weil ſie endlich die Niederdeutſchen überwanden und zu Niederſachſen machten, nicht noch die Ader des Stolzes ſchlagen fühlen, — und alſo behaupten wollen, daß nur ſie Regeln in der Sprache vorſchreiben können — und nur das, was von ihnen komme, richtig ſey ? ? —

Was die Bibelüberſetzung des ſel. **Luther** betrifft, deren Herr **Adelung** gedenkt, ſo läugne ich nicht, daß der würdige Alte zu ſeiner Zeit ſich der Verkleinerungsform lein bedienet, und es heißt z. B. 1 Moſ. 7, v. 2: „Aus allerley reinem Vieh nimm zu dir, je „ſieben und ſieben, das Männlein und ſein Fräu„lein. Von dem unreinen Vieh aber je ein Paar, „das Männlein und ſein Fräulein“ ꝛc. Jeder der deutſchen Sprache kundige, wird aber eingeſtehen, daß das Wort Fräulein in dieſer Bedeutung, als es von **Luthern** damahls gebraucht wurde, ſchon längſt veraltet iſt, und die Niederſächſiſch-Hochdeutſchen würden herzlich lachen, wenn ein Oberſächſiſch-Hochdeutſcher von einem Schweinfräulein, Hundefräulein, Guckgucksfräulein, Eulenfräulein, und dergleichen mehr, reden oder ſchreiben wollte; hingegen würden ſie, wenn die Kunſtnahmen nicht gebraucht werden ſollten, auch zufrieden ſeyn, wenn ſtatt Fräulein, Weibchen geſagt würde. Wenn wir in Hinſicht der Sprache Beweiſe aus der Bibel hernehmen wollen, ſo geſchieht es nicht, um eine jezt geltende feine Sprechart daraus abzuleiten — ſondern nur, um die Richtigkeit mancher Bedeutungen

darzuthun, auch das Herkommen mancher jetzigen Wörter, mit ihren Conſtructionen, zu zeigen.

Der ſel. **Luther** überſetzte die Bibel nicht ins Deutſche, um eine Sprachlehre zu geben, aber, nach damahliger Sitte, rein und richtig zu ſchreiben, war freylich auch ein Erforderniß, wie es noch jetzt iſt, um nicht mißverſtanden zu werden. War nun, nach Herrn **Adelungs** Angabe, die Verkleinerungs-Sylbe lein gleich nicht nach der Mundart, in welcher **Luther** geboren war, und in welcher er ſchrieb, ſo wußte er doch, daß er damit in Deutſchland allgemeiner verſtanden wurde, als wenn er einen Ausdruck gebrauchte, den er ein Paar Meilen von ſich entfernt, ſchon nicht mehr hörte. Ueberdem ſo iſt zu vermuthen, daß der ſel. **Luther** es eben ſo gut gewußt, als wir es jetzt wiſſen, daß **Kero, Ottfried, Notker** und **Willeram**, ſich der Verkleinerungs-Sylbe lin bedienet haben; er folgte alſo auch hier den Geſetzen der Schriftſteller damahliger Zeit, um rein und richtig zu ſchreiben, woraus aber nicht zu beweiſen iſt, daß er die Verkleinerungsform in chen für niedrig gehalten habe.

Es waren zu des ſel. **Luthers** Zeiten zwey Hauptmundarten der hochdeutſchen Sprache, dieſe waren das Sächſiſche-Deutſch, und das Hochdeutſche (*). **Luther** ſchrieb aber in der hoch- oder oberdeutſchen Mundart, ſo wie ſie damahls geredet wurde, und es iſt die Frage, ob er damahls gar das Niederſächſiſch-Hochdeutſche genau gekannt habe — auch glaube ich nicht, daß Hr. **Adelung** in der Meinung ſtehe, daß unſere jetzige deutſche Bibel noch dasſelbe

(*) Man ſehe: Diederich von Stade Erläuterung und Erklärung der vornehmſten deutſchen Wörter, deren ſich D. Martin Luther in Ueberſezung der Bibel bedient, S. 18, in der Vorrede.

ſelbe Deutſch ſey, in welchem **Luther** ſchrieb. Wer die alten Ueberſetzungen der Bibel nicht beſitzet, findet ſeine Schreibart in vielen alten Kirchen-Agenden noch unverdorben, auch in den erſten Ausgaben ſeiner Tiſchreden, und in ſeiner Abhandlung vom Kriege wider die Türken, welche er 1529 ſchrieb, und dem Landgrafen Philipp von Heſſen dedicirte. Sie befindet ſich im 3ten Theil des Kriegsbuchs von **Leonhard Ernsberger**, Frankfurt a. M. 1573, Blatt CCCXXIX.

Der ſel. **Luther** verfehlte aber bey allem ſeinen guten Willen, ſich allgemein auszudrücken, dennoch des Zwecks, allgemein in Deutſchland verſtanden zu werden, weshalb man die Bibel ins Niederſächſiſch-Hochdeutſche zu überſetzen gezwungen war. (Dies iſt aber kein Beweis von der Erhabenheit des einen, und der Niedrigkeit des andern Ausdrucks.) Hierüber giebt **Diederich von Stade**, am angeführten Orte, in der Vorrede S. 17, fgg. nähere und ſehr naive Auskunft. Er ſagt nähmlich:

„Man hält insgemein dafür, daß die deutſche Bibel Lutheri von D. Joh, Bugenhagen, Pomeranus, ins Niederſächſiſche überſetzt ſey: woher aber ſolches zu beweiſen, habe bisher keine Nachricht finden können: Wol aber, daß es von einigen Studioſis aus hieſiger Gegend, an der Weſer bürtig, die bey des ſel. Herrn Lutheri Zeiten in Wittenberg gelebet, und vielleicht unter D. Bugenhagens Direction geſchehen ſey. In der kleinen Erinnerung, die dieſer lübeckſchen niederſächſiſchen Bibel ſofort nach Dr. Luthers Vorrede vorgeſetzt iſt, ſaget Dr. Pomeranus nur, daß die Ueberſetzung in das Sächſiſche-Deutſch, aus dem Hochdeutſchen, aus Dr. Martini Luthers Befehle: aber nicht, daß es von ihme geſchehen ſey; ſondern zeiget nur an, daß er bey den Hiſtorien des alten Teſtaments etliche Unter-

„terrichtungen geſchrieben, und daneben auch zu Zei-
„ten der Hiſtorien Gebrauch angezeiget habe.

„Hiebey iſt noch zu erinnern, daß gedachte Ueber-
„ſetzung der Bibel in die Niederſächſiſche Sprache dem
„vormahligen Paſtori zu St. Petri in Hamburg, M. Da-
„vidi Woldero, nicht gefallen wollen, dahero er ſelbſt
„eine neue Ueberſetzung in beregte niederſächſiſche
„Sprache verfertiget, welche Ann. 1596 in Hamburg,
„bey Jacob Lucio, dem Jüngern in groß Fol. gedru-
„cket, und Bürgermeiſtern und Rathmännern der löb-
„lichen ſechs wendiſchen Städte, Lübeck, Hamburg,
„Roſtock, Stralſund, Wismar und Lüneburg, dedi-
„ciret und aufgetragen, welcher ſechs Städte Wapen
„auch ſofort, nach dem Titel der Bibel, p. 2, abge-
„druckt, ſich zeigen. Und führet demnach gedachter M.
„Wolderus, in ſeiner Niederſächſiſchen Mutterſpra-
„che Urſache an, warum er ſich ſolcher Arbeit unter-
„nommen, nemlich, daß er in den 19 Jahren, die er
„durch Gottes Gnade zu Hamburg in ſeinem Vater-
„lande, ſeinen lieben Landsleuten das heilige göttli-
„che Wort, nach ſeinem geringen Vermögen, in ihrer
„und ſeiner Mutterſprache geprediget, an der Sächſi-
„ſchen Bibel nicht ohne Seufzen und Schmerzen
„wahrgenommen habe, daß dieſelbe an ſehr vielen
„Ohrten, zumtheil mit D. Lutheri Bibel nicht über-
„einſtimme, zum Theil auch gegen der Sächſiſchen
„Sprache ſeine Natur und Ahrt, zumahlen
„gezwungen (nödtlyck), und ſeltſam in aller
„vernünftigen Niederſachſen Ohren klin-
„ge (*). Er aber nach ſorgfältiger Erwegung
„und

(*) Vermuthlich hatten ſich die in Wittenberg ſtudierenden Ue-
berſetzer der Bibel, wovon zuvor die Rede war, nach der
Oberdeutſchen Mundart ſchon gebildet, und wollten alſo ih-
re niederdeutſche Landsleute mit fremden Wörtern und
Aus-

„und Ueberlegung, befunden, woher ſich ſolcher Man„gel meiſt verurſachet, auch geſehen, wie derſelbe „konnte abgeſchaffet, und die Bibel wieder zurecht ge„bracht werden,“ u. ſ. w.

Weiterhin, S. 25, fgg. wo Diederich von Stade, von der zürichſchen Bibel handelt, die von Chriſtoph Froſchower 1530 in groß Octav gedruckt worden, giebt er den Grund an, warum Luthers Ueberſetzung der Bibel nach ſchweizeriſchem Deutſch umgeändert worden: weil nähmlich der ſchweizeriſche Dialect vorhin allen Alemannen gemein geweſen, wie Morhof in ſeinem Unterrichte von der deutſchen Sprache, S. 481, aus dem *Scioppio* in ſeinen conſultat. Schol. erinnert, die alten Schweitzer von allen andern abgeſondert und nicht durch fremder Völker Vermiſchung ihre Sprache verdorben haben. Von dem Niederſächſiſchen Dialect aber, welchen er hiermit verbindet, ſagt er: „der Sächſiſche aber, (wie „Herr *Morhof* l. c. ſchreibet) oder eigentlich Nieder„ſächſiſche Dialectus, den die alten Sachſen, Weſt„phälinger, Holſteiner, Mecklenburger, Pomme„rer, Brandenburger, item Bremer und Verder, „Lüneburger und Braunſchweiger gebrauchet, mit „dem Schweizerſchen des Alterthums und der Unver„änderlichkeit, ja mit allen andern auch der Zierlich„keit halber wohl ſtreiten kann, cum ut. Cl. *Joh.* „*Mollerus* in Iſagoge ad Hiſtoriam Cherſones. Cim„bricae, cap. III. §. II. aſſerit, omnium Germa„niae

Ausdrücken aufwarten; — ohngefähr ſo, wie es noch wohl ein niederdeutſcher Küſterſohn macht, der zwar mit Schulkenntniſſen verſehen, aber ohne Judicium nach Jena geht, und in drey Jahren ſo weit kommt, daß er ſeine Mutterſprache gemein hält und vergißt, und im Vaterlande lächerlich wird. *S.*

„niae dialectorum vetuſtiſſima ſit, graviſſima, et in-
„corruptiſſima, imo palmam etiam elegantiae caete-
„ris reddat dubiam. Es führet auch Herr *Morhof*
„p. 482, aus Herrn *Micraelii* Vorrede des dritten
„Buchs ſeiner Pommerſchen Chronica an, daß die
„alten Suevi die rechte Sächſiſche Wurzel mit ihrer
„alten Niederſächſiſchen Sprache mit in Helvetiam ge-
„bracht, und daſelbſt den Swyzern oder Schweyzern,
„das iſt Suevitzern, ihren Nahmen und einen großen
„Theil ihres Idiomatis mitgetheilt. Daher man vor-
„nehmlich auch auf dieſe beyde Sprachen reflectiren
„wollen.“

Dieſes dächte ich, wäre genug, um zu beweiſen,
daß die niederſächſiſch-hochdeutſche Verkleinerungs-
form chen nicht gemeiner als die oberdeutſche lein
ſey — und der nachdenkende Leſer wird finden, daß
die Behauptung des Herrn Adelung nur ſehr einſeitig
ſey, und auf Liebhaberey der Oberdeutſchen beruhe, die
freylich auch unter Niederdeutſchen in Betreff dieſes
Statt finden kann. — Giebts doch Landjunker in
Niederdeutſchland, die ſo wenig franzöſiſch reden als
leben — und doch kein Pferd, und keinen Hühner-
Jagd-Wind- und andern Hund auf ihrem Ritter-
hofe leiden, wo er nicht einen franzöſiſchen Nahmen
hat. — —

Ich wende mich wieder zu der Verkleinerungs-
form lein beſonders, und führe zum Beſchluſſe dieſes
Artikels nur noch an, daß alle eigentliche Diminutiva
im Deutſchen, ſo wie bey den meiſten andern Spra-
chen, außer der eigentlichen verkleinernden Bedeutung,
noch einen doppelten Nebengebrauch haben, indem ſie
theils, und zwar am häufigſten, zugleich Ausdrücke
der Vertraulichkeit und Zärtlichkeit, (wie ich ſchon an-
geführet,) wo zugleich der harte Nebenbegriff des
Hauptwortes verſchwindet, mit ſich führen, z. E.
ein

ein kleines artiges Närrlein oder Närrchen, zuweilen aber auch ſind dieſe Ausdrücke verachtend, als ein Dichterlein, Kunſtrichterlein, ein elender, verächtlicher Dichter oder Kunſtrichter. Einige wenige haben durch den Gebrauch auch andere Nebenbegriffe bekommen. So iſt Fräulein ein Ehrennahme unverheiratheter adeliger Frauenzimmer geworden; ſein Müthlein kühlen, es ſind gute Leutlein, haben die Verkleinerung nebſt den Nebenbegriffen faſt völlig verloren.

Die Verkleinerungen auf — lein ſind, ſo wie die auf — chen, insgeſammt ungewiſſes Geſchlechtes; in der zweyten einfachen Endung bekommen ſie ein s, und die erſte vielfache iſt der erſten einfachen allemahl gleich, wie oben von chen ſchon geſagt worden.

In den oberdeutſchen gemeinen Mundarten (*) wird dieſe Endung überaus ſehr verändert. In der Schweitz lautet ſie — li, um Nürnberg und in der Oberpfalz — la, in Schleſien — le, la, — aln und ang, um Grünberg in Schleſien — lang, in andern Gegenden — ling, in der jüdiſch-deutſchen Mundart — lich, im Salzburgiſchen — lach, u. ſ. f. **Bübla, Büble, Bübli, Bübaln, Büblang,** u. ſ. f. für **Büblein.** Die häufigſte Zuſammenziehung, welche faſt in allen oberdeutſchen Gegenden gangbar iſt, geſchieht in el, und wenn ein n vorhergehet, im Oeſtreichſchen u. ſ. f. in del, Steindel, Manndel, Hähndel, Hahndel, für Steinlein, Männlein, Hähnlein. Oft bleibt auch von dieſer Sylbe weiter nichts als ein bloßes

(*) Dies ſind Adelungs Worte, die ich im Text anführe, wozu ich gezwungen bin, weil ich kein anderes ſo vollſtändiges kritiſches Wörterbuch beſitze; und ich merke hier nur an, daß er ſelbſt in der oberdeutſchen Sprache auch gemeine Mundarten findet — — —

bloßes l übrig (*); Wörtl, Klöſterl, für Wörtel, oder Wörtlein, Klöſterlein. Die Hochdeutſchen haben dieſe Wörter auf — el gleichfalls angenommen, Mädel, für Mägdlein, von Mad, Magd, Mündel, Ferkel, u. ſ. f. welche man aber mit derjenigen Endung nicht verwechſeln muß, wo el ein Werkzeug, ein handelndes Subject, u. ſ. f. bedeutet.

(*) Dieſe Schreibart ſehe man in den Briefen eines Eipeldauers an ſein'n Herrn Vetter in Krakan über d' Leipzg'r Stadt ꝛc. Wien, 1798.

Ende des fünf und ſiebzigſten Theiles.

S 4347 · S 145.

Oec. Enc. LXXV Th.

(S. 4348. (S. 187.   2

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4349. S. 188.

Oec. Enc. LXXV Th.

Fig. 4350. S. 189.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4351. S. 189.

5

Oec. Enc. LXXV Th.

5

Oec. Enc. LXXV Th.

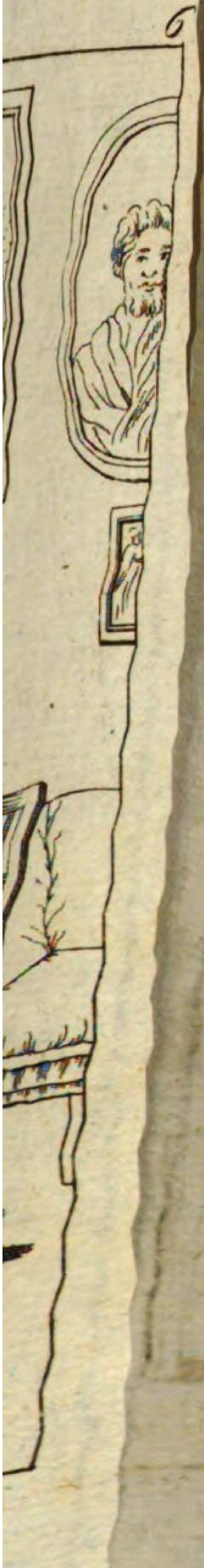
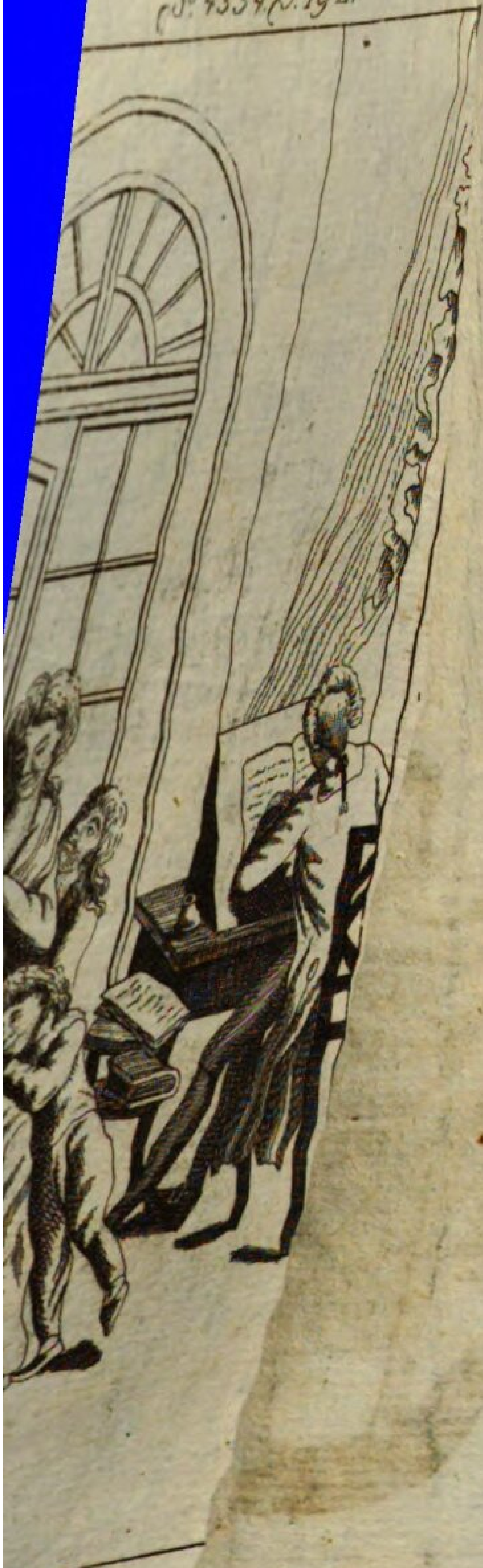


Fig. 4353. S. 191.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

St. 43.54. S. 192.



S. 4347 * S 145.

Oec. Enc. LXXV Th.

S. 4348. S. 187. 2

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4349. F. 188.

Oec. Enc. LXXV Th.

Fig. 4350. S. 189. 4

Oec. Encl. XXV Th.

F. 4351. S. 189. 5

Oec. Enc LXXV Th.

F. 4352. S. 190. 6

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4353. S. 191. 7

Oec. Enc. LXXV Th.

S. 43.54. S. 192. 8

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4355. S. 192. 9

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4356. S. 193. 10

Oec. Enc. L XXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4358. F. 194. 12.

Oec. Enc. LXXV Th.

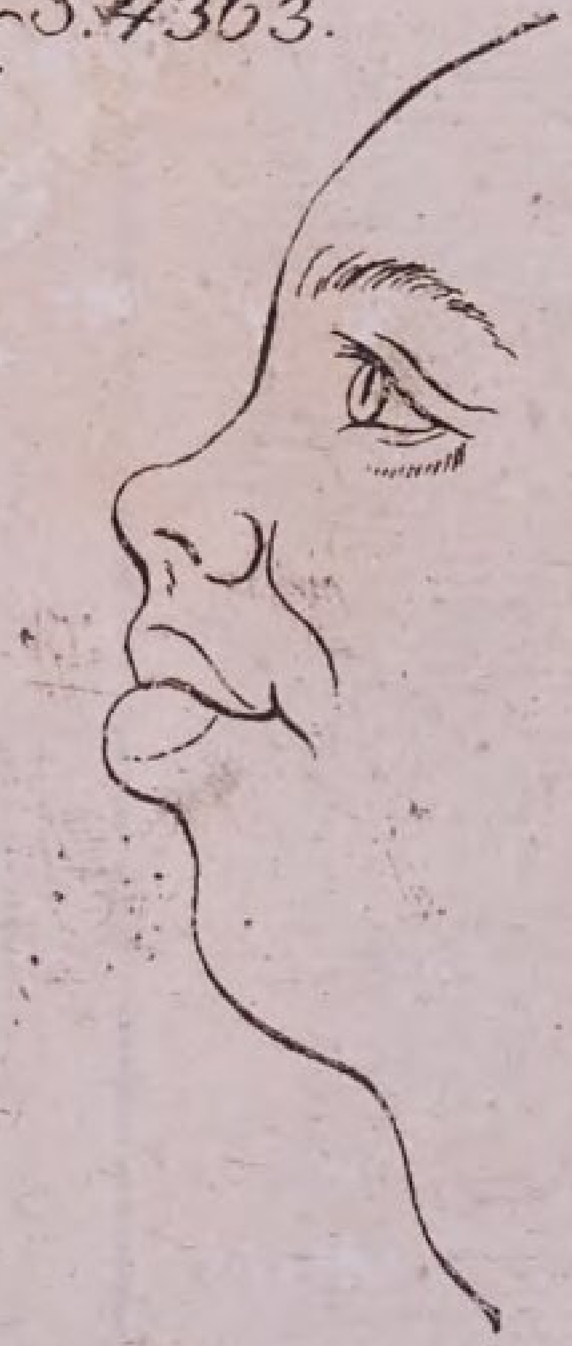
Oec. Enc. L XXV Th.

Fig. 4360. S. 195.

Fig. 4361.

Fig. 4362.

Fig. 4363.



F. 4364. S. 195.
F. 4365.
S. 198.

F. 4366. S. 200.

Oec. Enc. L XXV Th.

F. 4367. S. 200.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

S. 4370. S. 202.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4371. S. 206.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. L. XXV Th.

22

Fig. 4374. Fig. 208.

Fig. 4375.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4376. F. 208.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4380.
F. 4379. F. 214.

F. 4381. F. 216.

F. 4382.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. L. XXV Th.

F. 4385. S. 216.

Oec. Enc. LXXV Th.

S. 4386. S. 253.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4388. S. 254.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4390. S. 255.

Oec. Enc. LXXV Th.

S. 4391. S. 256.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec Enc LXXV Th

Oec Enc LXXV Th.

F. 4396. S. 273.

Oec. Enc. LXXV. Th.

F. 4397. S. 279.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

43

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4400. S. 288.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4401. S. 306.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4407. S. 314.

F. 4408. S. 319.
F. 4409. S. 320.

F. 4410. S. 321.

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

53. 54.

Oec. Enc. L. XXV Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4415. S. 324.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4416. F. 342.

F. 4417.

F. 4418.

Oec. Enc. LXXV Th

58

Oec. Enc. LXXV Th.

Oec. Enc. LXXV. Th.

Oec. Enc. LXXV Th.

61

Oec. Enc. LXXV Th.

Fig. 4426.
S. 394.

Fig. 4427.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4428. F. 394.

F. 4429.
F. 395.

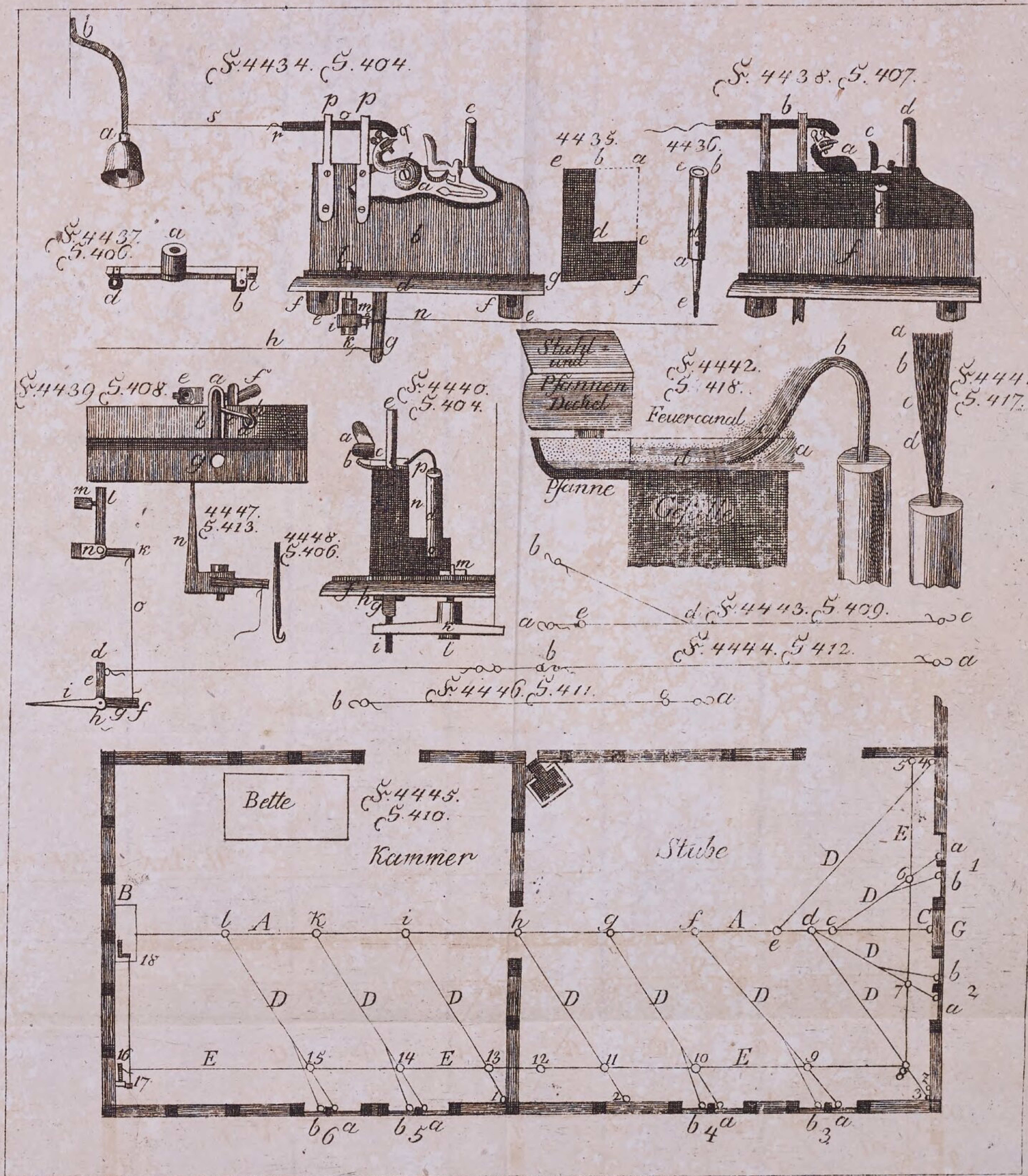
F. 4430. S. 396.

F. 4431. S. 397.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4432. S. 397.

F. 4433. S. 399.


F. 4434. S. 404.
F. 4435.
4436.
F. 4437. S. 406.
F. 4438. S. 407.
F. 4439 S. 408.
F. 4440. S. 404.
F. 4441. S. 417.
F. 4442. S. 418.
Stuhl und Pfannen Deckel
Feuercanal
Pfanne
Gefäße
4447. S. 413.
4448. S. 406.
F. 4443. S. 409.
F. 4444. S. 412.
F. 4446. S. 411.
F. 4445. S. 410.
Bette
Kammer
Stube

F. 4450. G. 445.

Oec. Enc. LXXV Th.

F. 4449. S. 445.

Oec. Enc. LXXV Th.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, / Floerke, Friedrich Jakob, / Flörke, Heinrich Gustav,

D. Johann Georg Krünitz ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, wie auch der Erdbeschreibung, Kunst- und Naturgeschichte in alphabetischer Ordnung
Bd.: 75

Brünn 1801

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Usm (b) 4-75
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11347564-1
VD18 90052056-001